

Orbis Linguarum

Vol. 38

Wissenschaftlicher Beirat
Advisory board
Conseil Scientifique
Rada Naukowa

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Andrzej Kątny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Eugeniusz Tomiczek
(Uniwersytet Wrocławski)

Carl Vettors
(Université du Littoral)

Institut für Germanische Philologie
der Universität Wrocław

Orbis Linguarum

Vol. 38

Ein Gedenkband zum 20. Todestag
von Professor Marian Szyrocki

Herausgegeben von
Edward Białek, Mirosława Czarnecka,
Urszula Kawalec und Eugeniusz Tomiczek

Neisse
Verlag 

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2012

Orbis Linguarum 38/2012

Ein Gedenkband zum 20. Todestag von Professor Marian Szyrocki

Herausgegeben von Edward Białek, Mirosława Czarnecka,
Urszula Kawalec und Eugeniusz Tomiczek

Gutachter:

Prof. Dr. Jörg-Ulrich Fechner (Ruhr-Universität Bochum)
Prof. Dr. Dorota Heck (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Roman Lewicki (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Bonifacy Miązek (Universität Wien)
Prof. Dr. Andreas Solbach (Universität Mainz)
Prof. Dr. Maximilian Stebler (Katolicki Uniwersytet Lubelski)

Für den Inhalt der einzelnen Aufsätze sind ihre Verfasser verantwortlich.

Redaktion:

Prof. Dr. Edward Białek / Prof. Dr. Eugeniusz Tomiczek / Dr. Justyna Kubocz
Uniwersytet Wrocławski
Instytut Filologii Germańskiej
Plac Nankiera 15
50-140 Wrocław
Tel. (+48) 713752863
e-mail: ebialek@atut.ig.pl
<http://www.ifg.uni.wroc.pl/stacjonarne/orbislinguarum.html>

© Orbis Linguarum 2012

ISSN 1426-7241

ISBN 978-3-86276-088-6

ISBN 978-83-7432-836-4

Neisse Neisse Verlag
Verlag e-mail: mail@neisseverlag.de, www.neisseverlag.de



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51 A, 50-011 Wrocław, Tel. (+48) 71 342 20 56 Tel./Fax (+48) 71 341 32 04
www.atut.ig.pl, oficyna@atut.ig.pl

Erinnerung an Marian Szyrocki

Über die Erinnerung an einen denkwürdigen Menschen, der als Kollege begegnete und der über den Gefährten gemeinsamer wissenschaftlicher Diskussionen und Forschungsarbeiten zum eng vertrauten Freund geworden war, soll hier in diesem Gedenkband berichtet werden. So steigt die Erinnerung an Marian Szyrocki auf, den polnischen Kollegen und warmherzigen Freund, der frühzeitig aus dieser Welt in die jenseitige abberufen wurde, im Januar 1992, im 63. Lebensjahr, nach längerer Krankheit. Der Tod ereilte ihn zu einer Zeit, als sein Land die Ketten totalitärer politischer Drangsal abschütteln konnte und sich vor ihm die Wege in die freiheitliche westeuropäische Welt öffneten. Wir hatten davon zwar zu träumen, aber kaum darauf zu hoffen gewagt. Wer konnte das schon? Als die Wende in Deutschland eintrat, weilte der ahnungslose Bundeskanzler bezeichnenderweise in Warschau und konnte Berlin nur über Hamburg und mit einem amerikanischen Flugzeug erreichen! Ein Treppenwitz der Weltpolitik, aber ein geschichtssymbolischer Zufall, dass den obersten deutschen Politiker die Nachricht vom Ende des DDR-Systems gerade in Warschau erreichte! Die endgültige Partnerschaft ist nach und nach gewachsen – bis zu einem heute beiderseits beglückenden Zustand des Ausgleichs.

Damals in den fünfziger Jahren herrschten die harschen Kontrastverhältnisse der Ost:West-Politik, der zufolge Polen vom Westen, wohin sich seine Bevölkerung kultur- und mentalitätsmäßig zugehörig fühlte, abgeblockt war und man allgemein im Westen nicht recht wusste, was dort vor allem in kultureller und geisteswissenschaftlicher Hinsicht vor sich ging.¹

Da war es – wie ich mich gut erinnere – ein Aha-Erlebnis, als Ende der fünfziger Jahre mein verehrter akademischer Lehrer Richard Alewyn eines Tages in sein Oberseminar (FU Berlin) kam und ein Buch auf den Tisch legte mit den Worten:

¹ Ich beziehe mich u.a. auf mein Gedenken an Marian Szyrocki „In memoriam Marian Szyrocki – Daniel Czepkos Konzept der Staatsräson“. In: M. Czarnecka u.a. (Hg.): *Memoriae Silesiae*, Wrocław 2003, S. 23-36. Bestimmte Fakten der persönlichen Erinnerung habe ich bewusst in diesen Beitrag übernommen, um damit deutlich zu machen, dass die inzwischen erschiene negative Darstellung aus der Feder Prof. Marek Zyburas (Marian Szyrocki 1928-1992. In: W. Kunicki, M. Zyburas (Hg.): *Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts*, Osnabrück 2011, S. 339-368) weder mein Bild von Marian Szyrocki in irgendeiner Weise beeinflussen konnte noch dass die dort parteilich praktizierte wissenschaftliche und menschliche Verunglimpfung Szyrockis in aller Schärfe unwidersprochen bleiben darf.

Ich habe eine Überraschung für Sie: Hans Mayer hat mir gerade ein Buch aus seiner Reihe *Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft* zugeschickt: Es ist eine Breslauer Dissertation von einem gewissen Szyrocki, der eine Opitz-Biographie vorgelegt hat, die nach erster Durchsicht höchst beachtenswert ist. Anscheinend kann man in Polen auch wieder über deutsche Literatur des Barock arbeiten. Man wird sich den Namen merken müssen.

Das Buch wanderte durch die Hände der Seminarteilnehmer und hinterließ als Dissertation, die in offizieller Buchform in einer renommierten wissenschaftlichen Reihe erschienen war, gehörigen Eindruck. Alewyn, der bald danach von Berlin nach Bonn gewechselt war, um nicht – wie er mir sagte – in seinen alten Tagen noch ein Opfer von Chruschtschows Berlin-Ultimatum zu werden, hatte dann erreicht, dass Szyrocki mit Hilfe eines Stipendiums zu einem Studienaufenthalt in die Bundesrepublik, und zwar zu ihm nach Bonn, reisen durfte. Sein kultiviertes Auftreten, sein unideologisch-sachliches Argumentieren, sein Humor und seine weiten geistigen Interessen an den kulturellen und sozialen Vorgängen der Bundesrepublik machten Szyrocki bald zu einer bekannten und interessanten Person, nicht nur der westdeutschen Germanistik, sondern auch und in besonderem Maße der jungen Literatur der Zeit. Man ‚kannte‘ ihn allenthalben und er war alsbald die sympathische Bezugsperson zu einem sich ein wenig öffnenden Polen.

In dieser Zeit, den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, war ich damit engagiert, auf Wunsch des niederländischen Germanisten Hermann Meyer (Amsterdam), seinerzeit Präsident des Internationalen Vereins für Germanistik (IVG), für die internationale Vereinigung ein Publikationsorgan zu entwickeln, das nach einigen Diskussionen, die sich vor allem um die kaum lösbare Schwierigkeit einer weltweiten Finanzierung drehten, zustande kam und mich nötigte, im Einverständnis mit dem amtierenden Präsidenten – das war nach Hermann Meyer nun Victor Lange (Princeton) – die Mitherausgeber zu gewinnen. Auf jeden Fall sollte der „Ostblock“ mit einbezogen werden. Die DDR-Germanistik verweigerte sich, ebenso die Germanistik der UdSSR, aber meiner Einladung an Szyrocki, dem Herausgeberkollegium des *Jahrbuchs für Internationale Germanistik* beizutreten, wurde seitens der Warschauer Ministerien nach einiger Zeit stattgegeben, so dass Szyrocki offiziell das Amt übernehmen durfte. Damit kamen wir endlich in persönlichen Kontakt, und zwar 1968 in München, wo sich Szyrocki für einige Monate mit Hilfe eines Stipendiums des DAAD aufhielt.

Wir trafen uns auf den Stufen der Bayerischen Staatsbibliothek an einem sonnigen Morgen. Da standen wir uns gegenüber – und verglichen für einen knappen Moment die gegenseitige Erscheinung mit den Vorstellungen, die man sich aus der Korrespondenz gemacht hatte. Mir fiel sein offenes, freundliches Gesicht auf, fern aller intellektuellen Arroganz, gespielten Strenge oder gar der Gesichtskerben sektiererischer Ideologie. Wir suchten uns eine ruhige Plauderecke, wofür der laute und turbulente Benutzerbetrieb des Vestibüls der Bibliothek ungeeignet war. So landeten wir schließlich im damals mondänen, inzwischen glücklicherweise wieder abgerissenen ‚Schwabilon‘ in einem kleinen Café. Als wir es wieder verließen, war

der Spätnachmittag längst vorüber! Nach dem ersten Austausch über Sinn, Ziel und Zweck des *Jahrbuchs für Internationale Germanistik* und über die Möglichkeiten der redaktionellen Kommunikation eröffneten wir auf eine fast rätselhafte Weise unsere Gesinnungen und Herzen gegen einander. Je mehr wir einander erzählten – Lebenserinnerungen fast ab ovo – je mehr entstand bei uns beiden, die wir ja zum ersten Mal einander gegenüber saßen, ein zunehmendes Gefühl der Vertrautheit, der Gemeinsamkeit in Gedanken und Vorstellungen, fast ein Déjà vu-Erlebnis, das real gar nicht möglich war. Wir repetierten klar, wo wir jeweils herkamen, wo wir standen und – was wir als junge Wissenschaftler und akademische Lehrer der Germanistischen Philologie für die Zukunft für erstrebenswert hielten. Es war nicht die unselige Politik in ihren großen und kleinen Schattierungen, es war die Kultur Europas in ihren regionalen, sprachlich eigenfundierten Bereichen, die nicht nur zu respektieren, sondern auf ihren humanen Gehalt hin zu definieren und zu erforschen waren, und zwar gemeinsam international. Was uns konkret zunächst vorschwebte, war eine wissenschaftliche Kooperation im Bereich der deutschen Literatur, und hier speziell der schlesischen Kultur. Das sollte nicht nur auf der Kollegen-Ebene stattfinden, sondern auch auf der der Studenten. Es galt uns als besonders wichtig für die Zukunft, die jungen Leute, die unsere unerfreulichen, schweren Erfahrungen in der Vergangenheit nur vom Hören-Sagen kannten, zueinander zu führen und sich gegenseitig kennen zu lernen, um auf diese Weise alte negative Vorurteile, die durchaus auf beiden Seiten noch herum waberten, zu widerlegen. Deutscherseits sah das sehr einfach aus, polnischerseits standen aber damals politische Grundhaltungen offiziell dagegen. Szyrocki prägte da ein für ihn auch später typisches Bonmot: „Es ist sehr kompliziert, aber man muss es versuchen“ – der Tonfall dieser charmanten Formulierung mit ihrer ganz leichten südpolnischen Färbung liegt mir unverändert im Ohr! Szyrocki beherrschte übrigens das Deutsche in Rede und Schrift vorzüglich. Der Tenor dieser Maxime begleitete ihn als Richtschnur seiner polnisch-deutschen Vermittlerfunktion bis zu seinem Lebensende. Szyrocki war in den siebziger und achtziger Jahren im Rahmen des deutsch-polnischen Kulturaustauschs eins der wichtigsten und vielgenutzten Zugangstore – wenn auch beileibe nicht das einzige! –, das sich aber immer außerhalb und unterhalb der offiziellen politisch-publizistischen Linie befand. Versuche deutscherseits, sich populistisch-mediale Zugänge über ihn in Polen zu verschaffen, hat er konsequent abgelehnt und verhindert. Und das war gut so.

Nachdem wir uns über viele fachliche, kulturelle, historische, universitäre, und auch politische Fragen ausgetauscht hatten, merkten wir, dass wir beide – der Pole und der Deutsche – in fast allen Dingen gemeinsame Vorstellungen hatten und uns ganz besonders der Zukunft – und das hieß Europa – verpflichtet fühlten. Das eingehende Münchner Gespräch war der Ausgangspunkt einer großartigen Kollegialität und einer in Vertraulichkeit immer stärker sich verwachsenden Lebensfreundschaft.

Beim Abschied sagte Szyrocki: „Sie müssen unbedingt zu uns kommen – würden Sie es tun?“ Ich konnte nur für die Einladung danken und sagen, ich käme sehr gern nach Wrocław, wenn ich die Einreisegenehmigung bekäme. Und er erwiderte: „Ich werde es versuchen“. So einfach, wie es inzwischen geworden ist, war es damals keinesfalls! Es dauerte dann noch einige Zeit, bis die Reisegenehmigung eintraf. Sicherlich war

mein Status: Westberliner Wohnsitz, Heimatvertriebener aus Westpreußen und demzufolge vermutlich Revanchist, Angehöriger einer Westberliner Universität usw. offiziell hinderlich. Im Mai 1971 war es dann soweit. Ich durfte mit meiner Frau im Auto nach Polen einreisen – aber das Visum war nur auf Wroclaw beschränkt! Die Fahrt und der ganze Aufenthalt in Polen sind meiner Meinung nach historisch buchenswert. Es fuhren zwei sogen. „Flüchtlinge von 1945“ über die Oder in ein osteuropäisches Land, dem sie – wenn man es so will – seit Geburt angehörten. Manche nannten und nennen es „Heimat“ – wir konnten mit dem Begriff und seinen Implikationen nichts anfangen – sowohl meine Frau als auch ich sahen nach über 25 Jahren die Dinge anders als populistische Vertriebenenverbände: Die Zukunft war Europa, war die Gemeinsamkeit, war endlich das humane Miteinander bei Überwindung herkömmlicher gewaltdurchsetzter Nationalismen und bei Neukonstituierung einer gemeinsamen friedlichen Lebensform – wenn auch unterschiedlicher Sprachen und demzufolge modifizierter Kulturen. Wir hatten für uns – um das pauschal hier zu sagen – einen ‚Schnitt‘ mit der Vergangenheit und deren nationaler Wertigkeit getroffen. Wir fuhren mit großer Neugier gen Polen, aber ohne Arg, Groll und – was man populistisch so nannte – revanchistische Gesinnungen. Nicht dass wir dazu keinen Grund gehabt hätten, aber eben aus der von der Zukunft bestimmten Vernunft heraus: es muss anders werden, was unserer Meinung nach wesentlich von der Haltung des einzelnen Betroffenen abhing, und das konnte vor allem nur gehen, wenn die sogen. ‚offizielle Politik‘ von unten her pragmatisch, wenn auch begrenzt, unterlaufen wird. Anders, meinten wir, könne es nie zu positiven Veränderungen kommen, auf die die meisten Menschen ja nach den hinter ihnen liegenden schweren Erlebnissen aus waren. Die Neugier war aber da: Was war hier innerhalb eines Vierteljahrhunderts östlich von dem eingemauerten West-Berlin entstanden?! Die erste, aber auch die einzige ‚kalte Dusche‘ der Reise traf uns auf der Oderbrücke hinter Frankfurt: Wir waren das einzige Auto, die DDR-Kontrolleure irritiert und drehten das polnische Visum mehrfach herum, ob es nicht eine Fälschung wäre; sie akzeptierten nicht unsere BRD-Pässe, sondern verlangten die Personalausweise West-Berlins. Schließlich wurde ich in die Kontroll-Bude genötigt und befragt, was ich in Polen zu tun haben werde usw. Gegenüber DDR-Transit-Reisenden standen solche Verhörmethoden einem kontrollierenden Grenzzoffizier nicht zu – ich protestierte aber nicht, sondern breitete das ganze, auf internationale Kooperation ausgerichtete Konzept aus – mit der Betonung, dass Polens Wissenschaft gerade an der Zusammenarbeit und dem Austausch auch im Fach Germanistik stark interessiert wäre. Der Kontrolleur, der einiges protokollierte, schien zu begreifen, dass hier bereits Kontakte über seinen Staat hinweg gepflegt wurden – sein Verhalten ging von Befremdlichkeit zu typisch amtlicher Freundlichkeit über; er gab mir das polnische Visum, das Transitvisum und unsere Ausweise und wünschte, nicht ohne maliziöses Lächeln, „gute Reise“. Einige Meter weiter stand der polnische Grenzkontrolleur da, sagte freundlich „dzień dobry“ mit der Hand an der Mütze, sah die Papiere – vor allem das Visum – an und reichte sie zurück in den Wagen und bedeutete uns, wieder mit der Hand an der Mütze, wir könnten einreisen. Wir empfanden das als eine alte Form europäisch üblicher Grenzkontrolle!

Wrocław war zu dieser Zeit noch eine von den Wunden des Krieges stark gezeichnete Stadt; es gab zwar schon Betonhochhäuser, einen funktionierenden Trambahnverkehr, eine gewisse Bautätigkeit, aber überall noch Parkplätze und mehr oder weniger verdeckten Mangel. Der Aufenthalt in Wrocław – wir kannten das alte Breslau nicht – ist unvergesslich, vor allem weil er von unvorstellbarer Herzlichkeit der Kollegen, insbesondere natürlich von Szyrockis, bestimmt war. Wir waren in einer bescheidenen Gastdozentenwohnung im Wohnheim für Studentinnen am Plac Grunwaldzki untergebracht – aber bestens betreut und umsorgt von Kollegen und deren Damen. Szyrocki selbst zog mich nahezu pausenlos zu Gesprächen, Besprechungen, Empfängen, Besuchen, Besichtigungen usw. heran. Überall begegnete Freundlichkeit, Interesse, aber auch die Fraglichkeit: Wie ist diese neue deutsche Generation – wird man zusammenfinden oder wollen sie Ansprüche und Rechte aus der unseligen Vergangenheit anmelden? Wir haben sehr deutlich gemacht, wo wir standen und wie wir uns eine gemeinsame deutsch-polnische Zukunft – wenn auch als Vision, damals – dachten. Es war erhebend und beeindruckend, dass man uns das abnahm. Und darauf hat sich weiter aufbauen lassen. Viele Gespräche mit Szyrocki, aber auch mit anderen Kollegen tasteten sich sehr elegant zu diesen Grundproblemen vor – und wir konnten von uns aus und für uns sprechend nur immer wieder auf die grundsätzliche Notwendigkeit einer neuen humanen Gesinnung in europäischer Perspektive replizieren. Heute nach über vierzig Jahren kann ich bestätigen, dass sich das damals gelegte Fundament nicht nur bewährt, sondern fest erhalten hat.

Die akademische Begegnung war reizvoll: Szyrocki bat mich nach einigen Tagen (!) Anwesenheit zu einem meiner Vorträge – vor ‚Magistranden‘ – es waren etwa 17 oder 18 Damen und Herren in seinem Dienstzimmer dazu versammelt worden. Dazu kamen einige Kollegen und der Dekan. Ich trug mein damals gerade entwickeltes Konzept der ‚Mittleren Deutschen Literatur‘ vor. Das fand das Interesse vor allem bei Szyrocki, der es gleich in Verbindung zum Schlesischen Barock brachte und Kooperationsmöglichkeiten sah. Die Magistranden hatten weniger historisches Interesse an der Neuerforschung dieser ‚ferner liegenden‘ Perioden; sie hoben aber darauf ab, dass ich angedeutet hatte, dass diese Einrichtung eines solchen neuen Lehr- und Forschungsgebietes nur im Rahmen der statthabenden Veränderungen an den Universitäten Berlins und der Bundesrepublik Deutschland möglich war. Die Diskussion darüber hielt sich im Sachlich-Fachlichen auf, denn es bestand kein Interesse – weder bei den gastgebenden Kollegen noch bei mir – ins plumpe Marxismus-Diskussionswasser abzugleiten. Unvergesslich der Schluss: Die Magistranden überreichten mir einen rot-weißen Blumenstrauß – und ich konnte ihnen danken, dass sie mich mit ihren Nationalfarben ehrten – was dann zu Informationsgesprächen über mein Herkommen führte...

Tags darauf fragte mich der Dekan – es war der hochverehrte Mieczysław Klimowicz, mit dem mich später sehr herzliche kollegiale Achtung und Freundschaft verbunden haben, ob ich vor der Fakultät einen Vortrag halten würde – ich nahm die Einladung gern an und sprach – zugegeben etwas blauäugig – über die Funktion der Neulateinischen Literatur in Deutschland – im Allgemeinen und im Speziellen im

Falle des Thomas Naogeorg. Die Fakultätsmitglieder nahmen den Vortrag freundlich auf – die Diskussion aber zeigte, dass in diesem Kreis gleich mehrere gewiefte Neulateiner saßen, die zwar nicht so bekannt mit der deutschen Reformationsliteratur, aber mit dem Problem überhaupt bestens vertraut waren – es gab eine amüsante akademische und kollegial sehr herzliche Diskussion – der Eindruck war: Man verstand sich und hatte gewisse gleiche wissenschaftliche Interessen und Ansichten, die beiderseits frei von jeglicher politischer Dogmatisierung waren. Nach der Veranstaltung baten mich der Dekan und Szyrocki zu einem vertraulichen Gespräch, in dem sie ihre Freude über die Gemeinsamkeit vieler wissenschaftlicher Ansichten bekundeten und das in zwei Fragen mündete. Die erste war: „Würden Sie zu uns wiederkommen wollen?“ Darauf habe ich erfreut nur lapidar geantwortet: „Ich komme jedes Mal sehr gern, wenn Sie mich rufen“ – und die zweite, sehr vertrauliche Frage kam von Szyrocki: „Wir wissen ja, dass Sie und Ihre Gattin aus nun polnischem Gebiet stammen – möchten Sie Ihre Gegend wiedersehen?“ Ich gestehe es noch heute: Die Frage war erhebend und die tiefste Seelenlage anrührend. Ehe ich antwortete, haben wir drei uns tief in die Augen gesehen – es stand mehr als das Vertrauen dreier Kollegen auf dem Spiel, es war die humane Regelung einer politisch verbohrtten und verkrampften Praxis des Gegeneinanders. Ich habe dann „Ja“ gesagt, „wenn das möglich wäre“. Dazu muss ich von heute aus sagen, dass es zu jener Zeit Aufenthaltsgenehmigungen normalerweise nur ortsbezogen gab. Und Szyrocki erwiderte: „Es ist sehr kompliziert – aber wir werden es versuchen“. Und die beiden Kollegen hatten Erfolg: Die Rücksprache im Außenministerium brachte die Genehmigung zur Rückreise im großen Bogen über Süd-Ostpreußen und Westpreußen einschließlich Schneidemühls, das nun Piła hieß, aber unter der ministeriellen Auflage, in Warschau Station zu machen, was wir gern getan haben, denn die Stadt war meiner Frau und mir aus vielen Erzählungen von Besuchen der Eltern und Großeltern in der Vorkriegszeit bekannt. Es ist hier nicht der Ort, über den tiefen Eindruck der Reise und des Wiedersehens vertrauter, persönlich gebundener Stätten zu sprechen – was als unauslöschlicher Gesamteindruck bis heute geblieben ist, ist der verständnisvolle Akt, uns diese Reise zu ermöglichen, und wir haben sie als ersten „Knoten“ unserer Verbindung mit der Universität Wrocław und den Kollegen wahrgenommen – viele weitere „Knoten“ sind im Laufe der Jahrzehnte hinzugekommen.

Ich bin seit jener freundlichen Frage des Dekans fast jedes Jahr, manchmal sogar mehrmals, in Wrocław gewesen. Die Kooperation zwischen Szyrocki und mir, zwischen dem Institut für Germanistik und meiner Forschungsinstitution für Mittlere Deutsche Literatur in Berlin klappte vorzüglich. Wir hielten Tagungen und Treffen ab, setzten gemeinsame Projekte in Gang und vieles andere. Als ich 1972 den *Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur* konzipierte, war Szyrocki selbstverständlich mit von der Partie; er wurde mir durch die Jahre hindurch ein hilfsbereiter und stets zuverlässiger Mitherausgeber. Die Mitherausgeberschaft ist als Amt auch heute noch mit dem Institut in Wrocław eng verbunden.

Als ich im Wintersemester 1972/73 in Berlin ein Forschungssemester hatte, war Szyrocki mein offizieller Vertreter. Er las über die Schäferliteratur des 17. Jahrhunderts. Die Eröffnung seiner Lehrveranstaltungen war sagenhaft: Es war zu

dieser Zeit noch nicht selbstverständlich, dass ein polnischer Germanist eine spezielle Fachvertretung übernehmen durfte. Zur ersten Vorlesung waren sehr viele Studenten erschienen – keineswegs nur Germanisten, sondern politisch-aktive Leute, die neugierig auf einen Geisteswissenschaftler aus den sozialistischen Staaten waren. Nach meiner Begrüßung und kurzen Einführung entspann sich rasch eine Diskussion mit den am Thema gar nicht interessierten Hörern, die in die Frage mündete, wie es denn in Polen in der Literaturwissenschaft um den Marxismus stünde. Szyrockis Antwort war lapidar: „Bei uns gehört der Marxismus zu den Philosophen; ich nehme an, dass sie ihn angemessen traktieren.“ Teile des Auditoriums brachen in Gelächter, Geschrei und Proteste aus. Szyrocki schwieg stoisch. Als sich der Lärm gelegt hatte, begann er ungerührt seine Vorlesung. Die Rebellen verließen aber nicht den Hörsaal und zeigten sich am Ende von der sachbezogenen Diktion fasziniert. Szyrocki hat das Wintersemester bis in den Februar in Ruhe und mit anteilnehmendem Interesse der Hörer absolvieren können.

Blickt man von heute auf die siebziger und achtziger Jahre zurück, so hat Szyrocki seine Kräfte vor allem für den Ausbau der Internationalisierung der Germanistik seiner Universität eingesetzt. Es ging ihm dabei um internationale Kooperation und fachlichen Austausch. Er hielt, soweit es ihm möglich war, die Arbeitskontakte zu Kollegen der Bundesrepublik Deutschland, zu Österreich, zur DDR, zur Schweiz und besonders zu Westberlin, das böse Geschwür der kuriosen sozialistischen Vierstaatentheorie, der das offizielle Polen ja damals auch huldigte.

Durch seine rastlose Vermittlertätigkeit hatte Szyrocki weithin Anerkennung im Fachgebiet der Germanistik erlangt. Er versuchte, sein Land dafür zu öffnen, und zwar – soweit möglich – unterhalb der politisch-offiziellen Ebene, was in Polen in gewissem Maße möglich bzw. wohl übersehen wurde. Die Germanistik seiner Universität hat daraus starke und nachhaltige Impulse erfahren. So galt er im Westen gerade deshalb als der gewichtigste wissenschaftliche Vertreter der polnischen Germanistik, weil er nie politisch, sondern immer sachlich-fachlich argumentierte und darin Sinn und Zielsetzung seiner kommunikativen Bemühungen sah. Er war im Westen durchaus gern gesehen und wurde als dazugehöriger Fachkollege empfunden. Er hätte durchaus eine Professur in der Bundesrepublik erhalten können, wenn er gewollt hätte, aber er wollte letztlich nicht, weil er sich doch dem polnischen Wesen stärker verpflichtet fühlte, wie er mir bei einem Gespräch, das dieses Thema streifte, versicherte. Problematisch für Szyrocki waren nicht die menschlichen oder fachlichen Kontakte, sondern – im Nachhinein darf man es sagen – die banalen finanziellen. Die Wirtschaftsprobleme in Polen machten es für jeden, der sein Land kulturell-wissenschaftlich vertreten und der sich jenseits der Grenzen neu aufladen wollte, sehr schwierig. Man erinnere sich: Außerhalb der Grenzen Polens galten sogen. Valutawährungen zu einem für den Normalverbraucher kaum erschwinglichen Kurs. Mangelndes Fingerspitzengefühl wohlsituerter westlicher Kollegen hat den „Kollegen aus dem Osten“ manche peinliche, ja schmerzliche Erfahrung zukommen lassen. Und die offizielle Hartherzigkeit gewisser Förderinstitutionen und Amtskassen tat das Ihre dazu. In der vertrauten Freundschaft war das anders, aber

Freundschaft und Kollegialität sind nicht synonym. Szyrocki litt schwer unter solchen Peinlichkeiten und es bedurfte einiger Anstrengungen, ihm darüber hinwegzuhelfen. Und auch in Polen haben in jenen Jahren Versorgungskrisen zu schwierigen Lebenszuständen geführt. Wir haben das auf unseren gemeinsamen Reisen, bei denen die Freunde uns Polen erschlossen, zu sehen und zu spüren bekommen. Szyrocki hielt dennoch an seinem Vermittlungskonzept fest. Die Treffen der Kollegen in den Wäldern von Karpacz sind für alle Beteiligten auch heute noch glanzvolle Erinnerungspunkte. Da trafen sich auf seine Initiative hin die Wissenschaftler aus Ost und West, die sich sonst offiziell weder sprechen noch sehen durften. Es ist mittlerweile lange her – aber einige können sich noch gut daran erinnern und rühmen heute noch die Sinnfälligkeit dieser verdeckten Begegnungen. Was Szyrocki damit bewirkte, war die internationale Kommunikation. Von heute aus gesehen waren das „Bündnisse der Vernunft“. Und sie waren, das muss man im Hinblick auf die damals im Ost:West-Gegensatz verharrschte Politik sagen, im humanen Unterholz gerade in Polen möglich. Und das sollte unvergessen bleiben.

Kaum jemand wusste, dass Szyrockis Gesundheitszustand sich seit den siebziger Jahren allmählich zunehmend verschlechterte; das Ur-Übel war eine früheinsetzende diabetische Stoffwechselerkrankung, die nicht nur diätetische Rücksichten und starke Insulin-Medikamentierung erforderte, sondern auch sehr rasch ihre mit Recht so gefürchteten Folgeerscheinungen mit sich brachte: Netzhautablösung, Nierenprobleme und eine schwere Polyneuritis der Füße, die schließlich operative Eingriffe erforderte und im Verfolg zu Szyrockis frühem Tod führte.

In der vertrauten Freundschaft wusste man um seine Krankheit und es hat nicht an vielseitigen Versuchen gemangelt, ihn im Westen medizinisch zu betreuen – aber dazu waren Hindernisse zu überwinden: Szyrocki besaß bis dahin keinen eigenen ständigen Pass, der es ihm ermöglichte, nach eigener Entscheidung ins westliche Ausland zu reisen; er bedurfte dazu jedes Mal der Genehmigung des dafür zuständigen Ministeriums seines Landes. In Gesprächen kam es immer wieder zum Ausdruck, dass Szyrocki sich trotz des weiten und freundlichen Echos im Westen in seiner Beweglichkeit durch die politischen Instanzen seines Landes eingeschränkt, ja gegängelt fühlte. Es gab vor und nach 1980 Zeitpunkte, in denen er sich sehr unter Druck – natürlich von politischer Seite – fühlte und dabei auch gewisse Angstgefühle offenbarte. Er hatte Beispiele von Kollegen vor Augen, die Opfer anonymer Gewalt geworden waren. Ich entsinne mich – und kann heute in diesem Fall es offen sagen –, dass er mich unter einem Arbeitsvorwand zu sich bat, um sich vertraulich beraten und aussprechen zu können. Es ist nichts passiert und die politischen Animositäten ebten ab; dafür verschlechterte sich sein Gesundheitszustand merkbar.

Im Rahmen des weiteren internationalen Ausbaus meiner Forschungsstelle für Mittlere Deutsche Literatur an der FU Berlin gelang es mir, Szyrocki, der mit den Arbeitsprojekten und Publikationen zur Mittleren Deutschen Literatur schon wegen der schlesischen Bestände in Wrocław eng verbunden war, als Honorarprofessor an die FU zu berufen. Zugegeben: Es war ein Versuchsballon, die deutsch-polnische Kooperationsbereitschaft gerade in einem sehr empfindlichen Bereich wie dem der

schlesischen Literatur zu testen. Mein Antrag kam in Berlin bei der Universität zwar durch, auch das Problem der Finanzierung konnte dank des verständnisvollen und auf Förderung internationaler Kontakte bedachten Leiters der FU-Abteilung für Gäste (Dr. Hartwig) gelöst werden – aber der Versuch wurde müde belächelt – auch in der zuständigen Senatsverwaltung. Jedoch: Zeichen und Wunder: Szyrocki erhielt den Ruf aus Berlin und er durfte ihn auch annehmen; mit der Genehmigung war auch ein jederzeit gültiger Reisepass verbunden. Übrigens hat das Verfahren der Berufung in Berlin auch einen langen Weg durch die Instanzen gemacht; es war klar, dass die Berufung eines Wissenschaftlers aus den sozialistischen Staaten einer eingehenden sicherheitspolitischen Prüfung unterzogen werden musste. Am Ende gab es aber keinen Einspruch; der anonym Überprüfte hatte bestanden!

Szyrocki fand in seinen Lehrveranstaltungen, die vom 17. Jahrhundert bis zu Günter Grass reichten, sehr freundliches Interesse bei jenen Studenten, die für seine sehr gegenstandsbezogene Literatur-Arbeit inklinierten. Er war nie der Mann der großen Worte und schon gar nicht ein ideologisch-theoretischer Einpeitscher. Es gibt noch mittlerweile angegraute Germanisten, die sich seiner Lehrveranstaltungen gern erinnern.

Die große Wende in Polen, die sich ja vor der in der DDR vollzog, hat Szyrocki in zunehmend geschwächtem Gesundheitszustand erlebt. Er war natürlich angerührt und begeistert, fühlte aber, wie seine körperlichen Kräfte schwanden. In vertraulichen Gesprächen kam das zum Ausdruck. Nach außen hin gab er sich alle Mühe, die gewohnte Intensität zu repräsentieren. Aber als ich im April 1990 wieder mit einer Studentengruppe – ich weiß nicht mehr, zum wievielten Male! – in Wrocław war, reichte die Kraft nur noch zur freundlichen Begrüßung und zu guten Wünschen für die gemeinsame Arbeit. Aber seine Kraft reichte noch, tags drauf einer Einladung zu einem Essen, zu dem der Rektor der Universität, der verehrte Mieczysław Klimowicz, ihn und mich gebeten hatte, Folge zu leisten. Magnifizenz sagte mir, die Universität wäre nun endlich ganz frei in ihren eigenen Entscheidungen; es läge der Antrag der Germanisten vor, mir die Doctor-Würde h.c. zu verleihen – ob ich sie annehmen würde. Drei Augenpaare blickten sich an. Ich gestehe, dass ich Mühe hatte, meine Überraschung und meine Empfindungen in Schach zu halten. Ich habe nur erwidert, dass ich sie dankbar annehmen würde und dass ich sie für die höchste akademische Ehre hielte, die mir widerfahren könnte.

Ein Jahr später fand der feierliche Festakt statt – prächtig und würdevoll wie diese akademischen Festakte wohl nur noch in Wrocław zelebriert werden. Mit mir erhielten der Präsident Exil-Polens Ryszard Kaczorowski, der zu den Opfern des Flugunglücks bei Smolensk gehört, und ein Industrieller aus den Niederlanden, der seinerseits sich um die Niederlandistik in Wrocław verdient gemacht hatte, die hohe Auszeichnung.

Die erhebende Feier hatte für mich einen schmerzlichen Punkt: Szyrocki, der Freund, konnte nur im Hintergrund an der Feier teilnehmen – er lag in der Klinik, war operiert und durfte nur in Spezialekleidung in Begleitung seines Arztes in die Aula kommen. Die Laudatio hielt Mieczysław Klimowicz. Die Verleihungsurkunde

enthält u.a. eine Formulierung, auf die ich – ich bekenne das gern – stolz bin: Der Dr. h.c. wurde „dem erprobten Freunde unserer Universität“ verliehen. Das „erprobt“ war für mich die beglückende Quittung für die Zusammenarbeit seit 1971.

Es ist hier nicht der Ort, Szyrockis wissenschaftliche Position im Bereich der internationalen, gar im Bereich der speziellen polnischen Germanistik zu diskutieren.² Von außen gesehen hat Szyrocki einen vorzüglichen Ruf besessen, der sich auf Erscheinung, Wesen, Umgangsformen, Lauterkeit und eben auf sein wissenschaftliches Engagement gründete. Seine Bemühungen um Kooperation mit deutschen Fachvertretern und Forschungsinstitutionen beanspruchten viel Kraft und Zeit, aber sie führten trotz der politischen Schwierigkeiten, die noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestanden, zu einem sich zunehmend normalisierenden und sinnvollen Austausch auf beiden Seiten, und das insbesondere auf Gebieten, in denen Polen reich war: die Buch- und Literaturkultur der ehemaligen deutschen Ostgebiete. Die Vernünftigkeit Szyrockis und der anderen polnischen Kollegen zielte eben darauf ab, gemeinsam die ja auch noch für deutsche Vorstellungen wenig genutzten literarischen Schätze zu eruieren und der internationalen Fachwelt zugänglich zu machen. Das hat sich inzwischen allenthalben durchgesetzt und ist zur Normalität wissenschaftlicher Kooperation gediehen. Wie sehr Szyrocki diese Zukunftsperspektive an die jüngere Generation weitergab, zeigen heute die eindrucksvollen Aktivitäten ‚seines‘ Instituts, des Germanistischen Instituts der Universität Wrocław. Es war im Hinblick auf die Gesamtentwicklung der deutsch-polnischen Annäherung gerade in einem politisch so sensiblen Fach wie der Germanistik von Bedeutung und von großer Wirksamkeit, dass Szyrocki seine Aufgabe vordringlich im Vermittlungsprozess, nicht zwischen Kulturen, sondern zwischen Nationen über die Literatur sah. Nicht ohne Grund trägt die ihm gewidmete Festschrift zu seinem sechzigsten Geburtstag den Titel *Daß eine Nation die ander verstehen möge*. Sie war das Werk von 49 international renommierten Wissenschaftlern, gekrönt von einem freundschaftlichen Autographen aus der Feder von Günter Grass. Die Beiträger gehörten zur internationalen Germanistik und stammten aus der Bundesrepublik Deutschland aus Polen, aus den USA, aus der DDR, aus Frankreich, aus England, aus den Niederlanden, aus Japan, aus der Schweiz, aus Österreich, aus Jugoslawien! Ein besseres Bekenntnis zu Person und Leistung Marian Szyrockis ist kaum denkbar. Die Festschrift ist dreieinhalb Jahre vor seinem Tode dem Jubilar überreicht worden – durchaus ein monumentum aere perennius! Im Vorwort ist Szyrockis Leistung bis zu diesem Zeitpunkt knapp zusammengefasst worden; nichts Besseres kann hier wiederholt werden:

An einem Jubiläumsdatum wie diesem, wo die Zeit zur Überschau anhält, wird man gewahr, welche große Außenwirkung Marian Szyrocki hat und welches Echo ihm widerfährt. Gastprofessuren hat er an vielen europäischen Universitäten innegehabt; hinter den Vortragspulpen unendlich vieler Institute, Akademien, Bibliotheken,

² Siehe hierzu u.a. H.-G. Roloff: In memoriam Marian Szyrocki; K. Garber: Marian Szyrocki – Ein Werk-Portrait. Beide Beiträge in: M. Czarnecka u.a. (Hg.): *Memoria Silesiae*, Wrocław 2003, S. 23-51.

Gesellschaften, Kreise hat er gestanden und mit persönlichem und literarischem Charme Ausschnitte aus seinem Lieblingsthema ‚Die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen‘ traktiert – ein unverdrossener Botschafter Polens in den europäischen Kulturraum hinein, auch und vor allem bei Zeiten politischer Untertemperaturen. Was Wunder, daß er Mitglied mehrerer in- und ausländischer Akademien ist, eine Honorarprofessur an der Freien Universität Berlin wahrnimmt und seitens des Auslandes – und auch des eigenen Landes – mit Preisen und Orden reich dekoriert wurde und wird. Hinter allem steht die hohe fachliche und menschliche Wertschätzung seiner Person durch die internationale wissenschaftliche Öffentlichkeit.

Diese Seiten der sehr persönlichen Erinnerung an eine Freundschaft, die in ihrer Vertrautheit selten sein mag, können leider nicht ohne einen bitteren Epilog beschlossen werden.

Marek Zyburas, Professor am Willy Brandt-Institut, Wrocław, hat in dem mit Wojciech Kunicki herausgegebenen Band *Germanistik in Polen. Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts* (Osnabrück 2011) ein Portrait Marian Szyrockis publiziert, das darauf abzielt, Szyrocki eine „Doppelexistenz“ (368) – einerseits als Hochschullehrer „mit seiner hellen, freundlichen, fördernden, vorbildlichen Vorderseite“ (367), andererseits als Informant und Mitarbeiter der polnischen Staatssicherheit eine „unbekannte dunkle Rückseite“ (367) – nachzuweisen: Das Jahrhunderte alte Klischee „aliquid tu, mi fili?“ – hier aber nicht offen gegenüber dem Opfer mit Schwert oder Feder aus beleidigter Moralität, sondern 20 (!) Jahre nach dem Tode des Protagonisten, der sich nicht mehr wehren und die vielen Dubiositäten in Prof. Zyburas Argumentations- und Dokumentationskette aufklären kann. Auch Szyrockis Familie kann nichts Erklärendes mehr beibringen – Frau und einziger Sohn sind inzwischen verstorben.

Prof. Zyburas scheint vor Wissenschaftsethos und Wahrheitsdrang zu trüben. Aber der kompromisslos vorausgesetzte Dienst an der Wahrheit erweist sich in seinen Ausführungen denn doch als für einen Fachhistoriker löcherig und irritierend und im Stil leider nicht streng objektiv, sondern subjektiv maliziös, ja egozentrisch eifernd, so dass bei genauem Hinsehen ein größerer Teil seiner Argumente zu fragwürdig erscheint, um im ungefährlichen Nachhinein einen Wissenschaftler, der in schwierigsten Verhältnissen seinen Mann gestanden hat, zu desavouieren und moralisch zu erniedrigen. Das unwidersprochen so stehen zu lassen, widerstrebt mir um der gelebten Freundschaft und Kollegialität willen. Auch wenn es Wohlmeinende gibt, die der Ansicht sind, über Prof. Zyburas Polemik stillschweigend hinwegzugehen, weil sie eh kaum Wert haben, so weiß man doch im Hinblick auf die Fachgeschichte: „aliquid haeret“!

Prof. Zyburas beginnt sein Szyrocki-Porträt mit einem knappen Aufriss der international bekannten und anerkannten Leistung Szyrockis: „eigentlicher Schöpfer und bis heute einflussreichster Vertreter“ „der Breslauer Nachkriegsgermanistik“. „Er war in der internationalen *scientific community* der Germanisten weltweit – von Europa über Amerika bis nach Japan – zu Hause“ (339). Dabei stimmt schon nicht, dass Szyrocki in „Amerika [...] zu Hause“ war – er hat den amerikanischen Kontinent nie betreten!

Diesem insgesamt positiven Ansatz, d.h. dem allgemeinen Bild von Szyrocki, das die Fachöffentlichkeit auf Grund seiner Leistungen hatte, stellt Prof. Zybura nun seine Novität gegenüber: „Bisher ist kaum bekannt, dass auch Marian Szyrocki jahrzehntelang diesen Organen [d.i. dem polnischen Staatssicherheitsdienst, der Stasi Polens!] verbunden war“ (339). Verständlich, dass dies „aus seinem Porträt nicht wegetruschiert werden“ dürfe (339).

Prof. Zybura beginnt seine Polemik mit ein paar biographischen Hinweisen, unter denen drei besonders aufhorchen lassen: Trotz der Kürze der Angaben wird darauf hingewiesen, dass Szyrocki aus einer Region stamme, „wo sich das polnische, böhmische, deutsche und jüdische Element im wechselvollen Lauf der Geschichte vermengten“ (340) und – für den Leser zu folgern – auf den Charakter des jungen Menschen in dieser Mischung einwirkten. Die leidvolle Deportation des Sechzehnjährigen 1944 in den Westerwald wird nur genannt, ohne zu wissen, was sie seelisch für ein Chaos auslöste; Szyrocki sprach nur selten im Vertrauen davon, aber der Schaden und die Irritation sind bis ins Alter geblieben. Vermutlich kam daraus auch sein Wille, für die künftigen Generationen andere, bessere Verhältnisse und Werte anzustreben. Der anschließende Hinweis auf die zeitbedingte mangelhafte Schul- und Universitätsausbildung, die aber immerhin in die Aspirantur und in die Promotion mündete, werden erwähnt, aber nicht im Hinblick auf die Person gewertet. Die mangelhafte Ausbildung lag nicht nur bei Szyrocki vor, sie war ein allgemeines Stigma der jungen Generation damals in Europa, soweit sich dessen Länder im erbarmungslosen Kriegszustand befanden. Prof. Zybura, Jahrgang 1956, hat davon natürlich keine Ahnung, obwohl er auch kulturhistorisch versiert sein möchte. Auch über die mangelhafte Lebenshaltung und die katastrophalen Lebensbedingungen für einen angehenden Wissenschaftler mit allen Konsequenzen schreibt Prof. Zybura nichts! So bleibt dem Leser der Eindruck: Szyrocki wäre ein mangelhaft ausgebildeter Student gewesen, den der Doktorvater Żygulski immerhin auf ‚Barock‘ und ‚Opitz‘ verantwortungsvoll ansetzte. Immerhin ist der Opitz-Arbeit in ihrem Ergebnis ein achtenswerter Erfolg zuteil geworden, der bis heute trotz mancher veränderter literaturwissenschaftlicher Anschauungen anhält. Prof. Zybura versucht, die Arbeit merkwürdigerweise zu disqualifizieren. Obwohl die Dissertation „alles andere als die ‚Beherrschung der Marx’schen Methode‘“ biete (343), zieht er Szyrocki eines ideologischen Opportunismus: „Allenfalls lässt sich [...] sagen, dass er [sc. Szyrocki] sehr wohl (und wohl zu sehr) darauf bedacht war, dem politischen Zeitgeist der 50er Jahre zumindest verbal zu frönen“ (343). Hier dürfte man erwarten, dass Prof. Zybura als Historiker die inkriminierten Formulierungen vorlegt und sine ira et studio diskutiert. Das ist peinlicherweise unterblieben; stattdessen fährt er mit einer maliziösen Schlussfolgerung fort: „Mit dem politischen Umschwung von 1956 konnte er ja, als er 1952 die Arbeit an der Dissertation in Angriff nahm, nicht rechnen... Und er wollte offensichtlich doch – in Grenzen – als systemkonform mitlaufen“ (343).

Damit führt Prof. Zybura den jungen Marian Szyrocki als systemkonformen Mitläufer vor! Und das ohne auch nur einen einzigen Beleg dafür anzuführen! Man kann hier bereits fragen, ob das nicht dem Begriff des Infamen entspricht?!

Prof. Zybura holt sich, zur Bestätigung seiner Abwertung Szyrockis, lediglich zwei Zeugen heran, die aber – was er übersehen hat – ungeeignet sind, seine maliziöse Meinung zu bestätigen. Er führt referentiell (!) Urteile über Szyrockis Dissertation aus dem Fakultätsprotokoll anlässlich der Entscheidung über die Annahme der Arbeit. Aus den Gutachten wird bezeichnenderweise nicht zitiert! So ist für Prof. Zybura nach ca. 60 Jahren (!) schwerwiegend und entscheidend die Meinung einer angesehenen alten Historikerin, die – so die Wiedergabe ihrer Formulierung durch Prof. Zybura – behauptet haben soll: „die Bevorzugung der ideologischen Silhouette des Opitz durch Szyrocki würde aus dem Zeitraum resultieren, in dem er an seiner Dissertation arbeitete, als nämlich das Klassenantlitz des behandelten Schriftstellers das Hauptdesiderat der Forschung gewesen wäre“ (343). Die alte Dame hat hier etwas als kritisch definiert, was gerade das Neue in der recht verquastenen literaturwissenschaftlichen Opitz-Vorstellung der Vergangenheit war: das „Klassenantlitz des behandelten Schriftstellers“. Das ist als die soziale und politische Position Opitzens zu verstehen und das war damals ein neuer Aspekt, auf den gerade Szyrocki hinwies, und der das Interesse des ja soziologisch sehr interessierten Literaturwissenschaftlers Richard Alewyn fand und der sich durch neuere Forschungen bestätigt hat. Mit dem klassischen Dichterideal, dem die alte Dame sicherlich noch huldigte, hat Szyrockis Ansatz nichts zu tun. Hätte sonst Hans Mayer die Arbeit in seiner Reihe gedruckt und sich auf diese Weise mit ihr identifiziert?! Überraschend, wie Prof. Zybura dieses von ihm elaborierte Statement der alten Kollegin dem heutigen Leser (nach fast 60 Jahren!) vermittelt: „sprich: Der Aspirant wäre ein systemkonformer Opportunist gewesen“ (!) (343).

Und der zweite Kronzeuge ist der Deutsch-Amerikaner George Schulz-Behrend (er führte den Vornamen George, nicht Gerhard!), der in seiner Rezension Begriffe bei Szyrocki herausgepickt hatte, von denen er meinte, sie wären dem Sozialismus der osteuropäischen Philologie geschuldet. Schulz-Behrend war ein freundlicher Mann, der in Texas Germanistik lehrte und dessen wissenschaftliches Lebensziel die Opitz-Ausgabe war, die er aber nicht fertigbrachte, in deren Verfolg er mit Szyrocki späterhin sehr kollegial kommunizierte, wie man weiß. Irrational widersprüchlich für den Leser kontrastiert Prof. Zybura auf derselben Seite zu seiner negativen Charakterisierung Szyrockis die Bewertung der Dissertation; es heißt da: Szyrocki „findet (hierzu wiederum von Żygulski inspiriert) zu nüchternen sozialgeschichtlichen Ansätzen, die bei ihm durch ihre solide (neo-)positivistische Verankerung überzeugen“ (343). Fortan aber behandelt Prof. Zybura Szyrocki als systemkonformen Mitläufer bzw. als systemkonformen Opportunisten!

Nicht weniger maliziös stellt Prof. Zybura Szyrockis große Hilfeleistung, den deutschen Literaturhistorikern Zugang zu den in Polen lagernden Quellen an älterer deutscher und neulateinischer Literatur zu verschaffen, dar. Hier ist aus eigener Erfahrung zu sagen, dass sich die meisten Bibliotheken und Institutionen bis etwa nach 1980 sperrten, deutschen Wissenschaftlern freien Zugang zu den alten Handschriften und Drucken zu gewähren. Man hat die Kollegen sehr häufig mit dem Hinweis ‚nicht vorhanden‘ abgefertigt, obwohl das Material vorhanden war. Gerade in diesen Fällen

bewährte sich die vermittelnde Unterstützung Szyrockis in dankenswerter Weise. Sie ging in manchen Fällen sogar bis zur editorischen Joint-Venture, um durch diese Konstruktion an das Material zu kommen. Die Arbeitskraft Szyrockis reichte nicht für alle diese Vorhaben, wohl aber sein vermittelndes Engagement am Fortschritt der Quellenaufarbeitung der alten deutschen Bestände. Nach Lage der Dinge konnte es zu dieser Zeit nur ihm gelingen, Zugang zum Material zu erhalten. Ich weiß das aus Erfahrung: Er und ich haben gemeinsam diverse Reisen durch polnische Bibliotheken unternommen, um verschollene Czepko-Texte evtl. doch noch aufzuspüren. Dass so Kooperationen auf der Materialebene zustande kamen, war auch ein gewolltes Zeichen für eine ideologiefreie internationale Kommunikation. Prof. Zybura schätzt das völlig falsch ein, wenn er konstatiert: „Es war dies ein tragfähiges Beziehungsnetz, das für ihn [sc. Szyrocki] in den folgenden Jahren zum effizienten Sprungbrett für seine germanistische Laufbahn werden sollte“ (348). Prof. Zybura lag zu dieser Zeit noch in den Windeln; er phantasiert vieles zusammen, was ganz anders gelaufen ist. Aber damit leimt er seine negative Charakter-Demonstration Szyrockis peu à peu. Die beginnenden Kontakte zwischen einzelnen, wenigen (!) Vertretern der deutschen und der polnischen Germanistik bargen bei aller Unsicherheit auf beiden Seiten viel Hoffnung für die Zukunft; sie waren auf der polnischen Seite aber aus politischen Gründen nicht gerade karrierefördernd.

Für den Leser von Prof. Zyburas Szyrocki-Elaborat ist es irritierend und verwirrend, dass er von seiner scharfen Polemik in sachliche Darstellung umschlägt und Szyrockis „germanistische Tätigkeit in Polen“ und dessen für polnische Leser geschriebene Publikationen und vor allem die polnische Goethe-Darstellung höchst positiv wertet. Ist der Verfasser dieser Kritik gespalten?

Denn gleich darauf mokiert sich Prof. Zybura über „[d]ie phänomenale Karriere von Marian Szyrocki im (west)deutschen Wissenschaftsbetrieb“ (360) und disqualifiziert Szyrockis Berufung in zahlreiche Mitgliedschaften und die ihm zuerkannten höchst ehrenvollen Preise als zweifelsohne „orts- und zeitgebunden“; das „wäre so heute ohne weiteres nicht möglich“ (361). Das ist eine schwere ehrenrührige Kritik an den Institutionen der Bundesrepublik Deutschland, die aufs schärfste beanstandet werden muss. Barer Unsinn ist es, wenn Prof. Zybura hierzu einen Zusammenhang mit politischen Bemühungen, die vom Nationalsozialismus „entstellte und verunsicherte deutsche Germanistik wieder in den geistigen Kreislauf der internationalen Neuphilologien zu integrieren“ (361) sehen will! Szyrocki ist wegen seiner dem neuen europäischen Geist verpflichteten, offenen und vorbehaltlosen wissenschaftlichen Kooperationen, seiner fachlichen Bedeutung für den Transfer neuer Ansätze und Ansichten der Germanistik nach Polen – und das bedeutete: hinter den Eisernen Vorhang! – und für die Anerkennung seiner literaturwissenschaftlichen Leistungen, die er als Auslandsgermanist erbracht hat, ausgezeichnet worden.

Eine ungeheuerliche, ehrenrührige Verdächtigung ist ebenfalls Prof. Zyburas anschließende Behauptung: „Vor diesem Hintergrund sind auch seine in Zusammenarbeit mit den deutschen Fachkollegen realisierten Projekte zu sehen“ (361). Gegen diese infame Unterstellung, die in ihrer Unkollegialität beängstigend naiv und arrogant

ist, wird sicherlich auch von anderer deutsch-germanistischer Seite Protest erhoben werden. Es war bereits ein ganz normaler Vorgang, der uns – frei und jenseits plumper faschistischer und kommunistischer Ideologien – dazu führte, gemeinsame Projekte sine ira et studio zu realisieren. Solche blödsinnigen Vorstellungen haben weder Szyrocki noch mich heimgesucht, als wir beide an die Czepko-Arbeit gingen. Ich hatte die Ausgabe konzipiert, als ich über Editionstypen des 17. Jahrhunderts 1971 in Wolfenbüttel sprach, weil mich irritierte, dass Werner Milch in seiner Auswahlangabe wichtige Texte, u.a. die lateinischen Texte Czepkos, übergangen hatte. Dass ich Szyrocki um gleichberechtigte Mitarbeit an der Edition bat, hatte seinen plausiblen Grund nicht nur in unserer Freundschaft, sondern auch darin, dass er bereits zu Czepko publiziert hatte und dass das zu edierende Material in diesem Fall in Wrocław lag. Dass außerdem Landesgrenzen übergreifende Editionen immer noch einen gewissen fachlichen Reiz haben, ist allenthalben bekannt.³ Insofern sind die Unterstellungen und Schmähungen des Prof. Zybura grotesk. Aber: Sie sind das Basis-Konstrukt für seine nachfolgende Darlegung, dass Szyrocki Informant des polnischen Staatssicherheitsdienstes gewesen ist.

Die mitgeteilten Fakten haben international Irritationen hervorgerufen, was auch vom Verfasser beabsichtigt war. Sie bedürfen einer ernsthaften Diskussion, zumal Prof. Zybura in seinem langen Aufsatz gewissermaßen unterschwellig dem Leser seines Elaborats nahebringen möchte, dass Szyrocki seit Jugendzeit ein ‚systemkonformer Mitläufer‘ gewesen sei.

Dem aufmerksamen Leser ist bis zu diesem Punkt des Elaborates nicht entgangen, dass Prof. Zybura ein persönliches Problem mit Szyrockis Ansehen in der internationalen, nicht nur der (west)deutschen Germanistik hat. Er erhebt zusammengefasst folgende Anklage: Szyrockis ausländische Karriere beruhe eben darauf, dass sich die westdeutsche Germanistik, ohne viel nach Qualität zu fragen, im guten Kontakt zur polnischen Germanistik ein Alibi gegen die Nachwirkungen der faschistoiden Literaturbetrachtung schaffen wollte und deshalb Szyrocki hofierte! Szyrocki seinerseits habe das verstanden und ungeniert ausgenützt, indem er die in Polen lagernden Quellen älterer schlesischer Literatur eigenmächtig und großzügig den westlichen Germanisten zugänglich machte. So sei auch die polnische Berufskarriere erfolgreich bergauf gegangen! Dass diese haarsträubend falsche Theorie die deutsch-polnische Arbeits- und Wissenschaftssphäre zutiefst vergiftet, scheint Prof. Zybura nicht bedacht zu haben; sie ist, wie schon gesagt, für die deutsche Germanistik höchst ehrenrührig. Statt Prof. Zyburas systemkonformes Handelsdenken war es unsererseits die Freude, mit Szyrocki und den anderen polnischen Kollegen aus Kraków, Poznań, Warszawa usw. zusammenarbeiten zu können, und zwar unterhalb der politisch-ideologischen Sperrlinien von West gegen Ost. Die beiderseits intern gehegten Hoffnungen haben sich ja auch inzwischen seit 20 Jahren bestätigt.

³ Dass es auch heute noch gilt, bestätigt z.B. die gerade begonnene deutsch-französische Kooperation, die Straßburger Dramatik vom Ende des 16. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts endlich editorisch zugänglich zu machen.

Prof. Zybura führt zum Schluss (361-366) „ein weiteres [!] Problem“ an: „Der in Polen [...] begonnene Prozess der Aufarbeitung der geheimpolizeilichen Archive des kommunistischen Staates bringt nun auch neue Informationen zu Szyrocki ans Licht“ (361) und stellt hämisch die „Frage“ – „nach der möglichen Begünstigung bzw. Förderung seiner [sc. Szyrockis] Laufbahn durch die geheimpolizeilichen Organe eben dieses Staates“ (361). Diese Unterstellung verlangt nun eine genaue Betrachtung der von Prof. Zybura beigebrachten Dokumente auf ihre absolute Stichhaltigkeit. Dabei ist vorauszusetzen, dass Prof. Zybura kein Dokument übergangen hat, das irgendwelche Beweiskraft für seine hohlen Thesen enthält.

Prof. Zybura behauptet (361, Anm. 58), „schon in den frühen 60er Jahren“ habe man in der Bundesrepublik Verdacht geschöpft „auf mögliche Agentenverbindungen Szyrockis“. Der referierte Bericht des polnischen Führungsoffiziers, dass Szyrocki bei Siegfried Baske (Prof. für polnische Pädagogik am Osteuropa-Institut der FU Berlin) auf Misstrauen gestoßen sei, ist falsch und beruht vermutlich auf einem Irrtum des Stasi-Mannes, denn Szyrocki und Baske waren bis hoch in die achtziger Jahre eng befreundet, besuchten sich gegenseitig häufig in Polen wie in Berlin – und auch deren Ehefrauen standen die Jahre hindurch in enger Freundschaft zueinander. Dass Baske keinen Beitrag zur Festschrift Szyrocki (1988) lieferte, hängt mit seiner (Baskes) Krankheit zusammen. Beide Kollegen erkrankten gegen Ende der achtziger Jahre schwer. Die Schlussfolgerungen, die Prof. Zybura aus der Notiz zieht, sind realiter barer Unsinn. Sie lassen schon hier erkennen, wie wenig Prof. Zybura über die tatsächlichen Vorgänge Bescheid weiß.

Die zentrale Frage für das irritierende Verhalten Szyrockis geht darauf hinaus: Was hatte Szyrocki damit für sich erreicht? Sein fachlicher Erfolg im Ausland und dessen Rückkoppelung an das Institut brachten der Universität Wrocław und speziell der Germanistik Ansehen und Vorteile ein, insbesondere für die Mitarbeiter und Studenten in ihrem Bemühen um westliche Kontakte. Persönlich und privat ist dabei kaum etwas herausgesprungen. Szyrocki lebte mit seiner Familie nach wie vor in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung am Plac Grunwaldzki oder in seiner bescheiden eingerichteten Datscha in Szklarska Poręba. Er fuhr einen Fiat polski und hatte dafür notwendigerweise eine Hofgarage. Seine Informationstätigkeit hat ihm demzufolge kaum etwas eingebracht – Prof. Zybura kann bezeichnenderweise keine Angaben machen, welche Beträge für Reisen denn in welcher Höhe abgerechnet wurden – schade! So bleibt alles nur bei des Inquisitors phantastischen Vermutungen...

Genau hingesehen, brachte die Informationstätigkeit Szyrocki nur einen einzigen Vorteil ein: Reisemöglichkeit und den dazu gehörigen Pass, der aber immer nur für eine einzelne Reise galt. Erst mit der genehmigten Übernahme der Honorarprofessur in Berlin erhielt Szyrocki meines Wissens einen Dauerpass. Gemäß der Auswertung der „93 Seiten“ umfassenden „Szyrocki-Kartei“ (362, Anm. 59) durch Prof. Zybura scheint es kein Dokument zu geben, das darauf hindeutet, dass Stasi- und außeruniversitäre Stellen (abgesehen vom zuständigen Wissenschaftsministerium) auf Szyrockis Universitätslaufbahn förderlichen Einfluss genommen haben. Prof. Zybura hätte sich einen solchen Finder-Triumph nicht entgehen lassen. Insofern dürfte auch seine rhetorische Frage, ob Szyrocki in seiner Laufbahn nicht seitens des Geheimdienstes

begünstigt wurde (361), abermals eine Luftnummer sein. Wir können sicherlich davon ausgehen, dass Prof. Zybura bei seinem durchgezogenen polemisch-vernichtenden Ansatz keine gravierende Formulierung der Stasi-Berichte ausgelassen hat. Insofern darf man das von Prof. Zybura Mitgeteilte befragen, was denn die Führungsoffiziere der polnischen Stasi ihren Oberen berichtet haben. Da kann man lesen: Szyrocki „wurde angeworben [...] aufgrund patriotischer Gefühle“ (363). Ein Geheimdienstler charakterisiert Szyrocki als „außergewöhnlich ehrgeizigen Mensch, etwas eingebildet, Materialist aus Prinzip, der um jeden Preis Karriere machen will“ (363) – wer Szyrocki wirklich kannte, wird über die stasi-zünftigen Klischees lachen: Keines trifft zu. Aber im Jargon der Stasi-Knechte waren das weiche Punkte, in die man einhaken konnte, denn der Referent bemühte sich schriftlich bei seinem Vorgesetzten, „die erforderlichen Beratungsmaßnahmen ergreifen zu dürfen“ (363), wie Prof. Zybura vermeldet, d.h. der Schreiber will die Genehmigung zugestanden bekommen, Szyrocki „zu führen“ – seine Beurteilung des Wertes des Informanten liegt in seinem Interesse.

Was Szyrocki erreichen wollte, steht klar drin: „in der DDR und der BRD [...] Kontakte“ (363) zu suchen und – recht verstanden – die polnische Germanistik in Europa bekannt zu machen! Das ist übrigens – nach Prof. Zybura – 1958 datiert, während die Anwerbung angeblich im Februar 1960 erfolgte. Die Widersprüchlichkeit dieser und anderer Daten bringt alle Sicherheit ins Schwanken! Prof. Zybura übernimmt als Argument die ungenaue Behauptung des Stasi-Offiziers, dass Szyrocki „seine ‚polemischen, den deutschen Revisionismus und Militarismus kritisierenden Artikel mit Decknamen unterschreibt““ (363). Für dieses Argument muss man Prof. Zybura einer Unterlassung zeihen: Er hätte nach üblicher Gepflogenheit die Bibliographie in der Festschrift konsultieren können und, falls die inkriminierten Artikel dort als Tagesliteratur nicht verzeichnet wären, sie exakt ermitteln und aufführen müssen. Prof. Zyburas leichtfertiges Verhalten in einer so schweren Angelegenheit dient dazu, einen dunklen Schatten auf Szyrocki zu werfen, ohne es belegen zu können.

Ein weiteres Beispiel: In bekannter Polit-Rhetorik, die auf die Vorgesetzten einwirken sollte, behauptet der Anwerber, Szyrocki habe der Stasi helfen wollen (!), „weil die Deutschen eine reale Gefahr für Polen darstellen““ (364). Man kann den ahnungslosen und wohl sehr naiven Politoffizier nur bedauern und ebenso Prof. Zybura, der dieser Formulierung glatt auf den Leim geht – nicht bedenkend und wohl auch nicht wissend, dass Szyrocki in der BRD in denjenigen Intellektuellenkreisen auftrat, in denen es eben keinen Revanchismus gab. Der war wenigen Heimatbänden und den wenigen Ewiggestrigen vorbehalten. Hingegen ist die, wenn auch verdeckte, Kritik des Führungsoffiziers an Szyrockis Zuarbeit beachtenswert: „die Ergebnisse [waren] aufgrund seiner nur auf den eigenen Vorteil [!] allzu sehr bedachten Haltung nicht immer zufriedenstellend““ (364). Was war wohl der „eigene Vorteil“? – die Reisemöglichkeit und die wissenschaftlichen Kontakte, keinesfalls die ökonomische Abhängigkeit von der Stasi! Und ideologische Bindungen an das kommunistische Regime bestanden ebenso in keinem Fall. Zu dieser Zeit war Szyrocki übrigens im Wintersemester 1972/73 mein Lehramtsvertreter in Berlin! Der Hinweis, Szyrocki habe auf „Aufforderung“ der Stasi gezielte Gespräche geführt, ist Bestand des amtlichen Berichtsjargons, der den wohl recht laxen Informanten nach oben hin aus

eigenem Interesse des Berichters schönfärbt. Ich trage starke Zweifel, ob die hier zitierten Stellen aus den internen Stasi-Berichten voll inhaltlich zutreffen oder nicht eher dem bekannten Sondertyp positiver Berichterstattung aus eigenem Interesse der Führungsoffiziere entsprechen. Prof. Zybura stellt sich hierzu keine Fragen, denn Zweifel würden seine Polemik sofort ins Wanken bringen.

Allgemein bekannt war und ist, dass auch Szyrocki über seine Kontakte und Begegnungen in der BRD (wie auch in den anderen westeuropäischen Ländern!) berichten musste – wie jeder andere, der offiziell reisen durfte bzw. westliche Besucher empfing. Das unsägliche Berichte-Schreiben war ja eine disziplinierende Sicherheitsmethode in allen sozialistischen Bruderländern – und nicht selten haben die Kollegen unter vorgehaltener Hand verkündet, was sie gemäß dem „Gebot von oben“ tun mussten. Ebenso wurde über jeden Schritt Szyrockis in der DDR geschrieben, ob auch in der BRD, ist bisher nicht bekannt geworden. Prof. Zybura teilt mit (362), dass Szyrockis Berichte schon 1980 offiziell geschreddert worden seien. Das reizt zur hypothetischen Frage: Was könnte wohl in ihnen gestanden haben? Szyrocki hatte zwar Kontakte zu zahlreichen Fachwissenschaftlern und auch zu Journalisten der BRD – aber über staatspolitisches Geheimwissen verfügte von diesen Leuten keiner. Was in diesen Kreisen waberte, waren neben Fachplänen vor allem Klatsch und Biertischpolitik, auf keinen Fall Meinungen oder gar ‚Wissen‘, die irgendwie hätten politisch brisant werden können. Am meisten war es Gesellschafts-Blabla mit Erotik gewürzt. Nach meiner Erinnerung aus unseren Gesprächen hat Szyrocki das mit gewissem Abstand genossen und die Unverbindlichkeit des Geschwätzes erkannt. Über manche Wichtigtuerei machte er sich vertraulich lustig. An manchen Typen hatte er seinen Spaß, ohne es sie merken zu lassen. Ich neige hier dazu, auf Szyrockis lebenswürdigen Hang zum Fabulösen abzuheben und vermute, dass seine Berichte damit angefüllt waren; irgendwo gab es in ihm auch einen Hang, sich literarisch-fabulös zu offerieren; nichts davon ist aber über den internen Hörerkreis hinausgekommen, zum Glück seines Ansehens, das eben im Philologischen und nicht im Literarischen seine Pfeiler hatte.

Aufgrund meiner persönlichen Kenntnisse und Beobachtungen und aufgrund der von Prof. Zybura vorgelegten Stasi-Materialien komme ich zu der These, Szyrocki hatte keine andere Möglichkeit, ins westliche Ausland zu reisen und die polnische Germanistik dort konkret zu repräsentieren, als offiziell mit Pass und Reise Genehmigung. Eine ideologisch begründbare Emigration war für ihn aus persönlich-familiären Gründen unvorstellbar, auch wenn es später dazu Gelegenheiten gegeben hat.

Für die Genehmigung aber war, worauf Prof. Zybura hinweist, der Sicherheitsdienst zuständig, der „über die Auslandsreisen“ der Mitarbeiter der Universität wachte (363-364). In Diktaturen, wie damals im kommunistischen Polen, herrschten eigene Lebensregeln. Um in Kontakt mit der westlichen Fachschaft zu kommen, hat Szyrocki sozusagen den Teufel beim Schwanz gepackt. Die Verbindung mit der Stasi war keineswegs Ausdruck einer Naivität oder gar ideologische Sympathie, sondern vielmehr ein gewagtes Konzept Szyrockis, letztlich den Sicherheitsdienst zu düpieren,

zu täuschen, zu unterlaufen. Wer Szyrocki gut kannte, weiß, dass er ein Spieler-Typ war; sein Charme und sein geistvoller Witz, die ihm in der intellektuellen Gesellschaft die Türen öffneten und ihn zum stets gern gesehenen und gehörten ‚Mann aus dem Ostblock‘ machten, ließen ihn die Schranken des Sicherheitsdienstes unterlaufen und politische Bagatellen als Berichte abliefern. Es war sein Weg, aus der Isolation herauszukommen, und er spürte schon durch den Einsatz von Hans Mayer für seine Arbeit und seine Person, dass er ‚draußen‘ große Chancen haben könnte. Es war ein gewagter und riskanter Weg, den er allein für sich eingeschlagen hat. Vielleicht auch ein Weg, der nur in Polen möglich war?!

Auffällig ist, dass Prof. Zyburas in seiner Argumentation nichts über die vielen verdeckten Treffen internationaler Germanisten aus Ost und West berichtet – eben keine Quelle für „Abschöpfungen“ (365), sondern für Austausch derjenigen, die gerade aus staatsicherheitslicher Doktrin nicht zusammenkommen durften! Was hätte denn abgeschöpft werden können? Buchprojekte, Editionspläne, inkompetente, politische, ideologische Gesinnungen? Darin zeigt sich die bodenlose Verbohrtheit in der Verratstheorie ohne konkrete Angaben. So erscheinen alle Vorwürfe als arrogantes Gefasel, das aber nicht ungefährlich ist.

Höchst bedenklich ist, dass Prof. Zyburas die internen Äußerungen der Stasi-Strategen für absolut bare Wahrheit einschätzt und sie als gewichtigsten Trumpf am Ende seiner Szyrocki-Polemik ausspielt. Man weiß heute, dass diese Leute intern ebenfalls unter starkem Druck und unter Erfolgszwang standen und dass es um ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht zum Besten stand. Waren sie dem zugegeben riskanten Vabanque-Spiel Szyrockis überhaupt gewachsen? Konnten sie richtig einschätzen, was er ihnen zulieferte?

Prof. Zyburas kann leider auch nicht belegen, welchen Stellenwert Szyrockis angebliche Spionageberichte besaßen. International scheint das, wenn es überhaupt bekannt war, eher eine Bagatelle, um nicht zu sagen: eine Posse gewesen zu sein, wie es ihrer viele in diesen Ost:West-Konfrontationen gegeben hat.

Unter diesem Aspekt ist Folgendes bedenkenswert: Als Szyrocki Mitte der 1980er Jahre als Honorarprofessor – nicht als Gastprofessor auf Zeit! – an die FU Berlin berufen wurde, dauerte die ministerielle Genehmigung westlicherseits dafür ziemlich lange. D.h. der Entschied der FU-Administration wurde nach allen Seiten hin durchgeprüft, zumal bei einem Ruf an einen Wissenschaftler aus dem Ostblock. Es ist selbstverständlich, dass die Berufungsakte auch dem BND und seinen Sicherheitsinstanzen vorgelegen hat. Es sind keine Bedenken geäußert worden und der Ruf ist ungehindert ergangen. Prof. Zyburas weiß davon leider nichts zu berichten. In diesem Zusammenhang ist aufschlussreich die von Prof. Zyburas zitierte Formulierung aus dem „Beschluss“ über die „Einstellung der operativen Zusammenarbeit“ mit Szyrocki „wegen des gegenwärtigen gesundheitlichen Zustands“ (362). Die Datierung mit 9.4.1985 ist auffällig: Szyrocki befreite sich von der Bürde, als er zu dieser Zeit Honorarprofessor in Berlin wurde und einen Dauerpass seitens des Außenministeriums Warschau erhielt. D.h. er konnte nun ungehindert in den Westen reisen, was auch im Hinblick

auf seine Erkrankung von Vorteil war. Dass der federführende Stasi-Führungsoffizier ihn nicht so ohne weiteres ziehen lassen wollte, geschah sicherlich aus Gründen von dessen eigenem Selbstschutz in seiner Behörde. Die maliziöse Bemerkung von Prof. Zybura: „Bisher liegen keine Dokumente darüber vor, ob dies [sc. die Reaktivierung Szyrockis nach 1985 durch die Stasi] jemals geschah“ (362) zeigt, dass er überhaupt keine Ahnung von den Vorgängen um und bei Szyrocki hat.

Der Schluss von Prof. Zyburas Szyrocki-Portrait ist kontrapunktisch: Er erniedrigt Szyrocki sehr tief, „weil er um den Preis der bewussten Verschmähung des akademischen Ethos“ (366) sich einen Triumph erkaufte – und auf der gegenüberliegenden Seite formuliert er eine fünfsterne Laudatio auf den Geschmähten und listet dessen bahnbrechende Verdienste um die deutsch-polnische Verständigung im Fach Germanistik auf. Prof. Zyburas Konzept ist – wie sich zeigt – durch und durch marode. Zwischen der umrissenen Leistung Szyrockis, die wohl keiner leugnen dürfte, und der Zusammenarbeit mit der Staatsmacht besteht zwar eine Verbindung, die sich aber nicht in einem arroganten, Vorteile aller Art einbringenden Karriere-Streben ausdrückt, sondern im verzweifelten Ausweg, mit einer risikoreichen Verbindung der Idee der Aussöhnung durch Begegnung mit den Deutschen zu entsprechen. Ob Szyrocki dabei tragischerweise Schuld auf sich geladen hat, steht dahin: Bisher liegen keine Anklagen vor und auch Prof. Zybura kann bezeichnenderweise keinen einzigen konkreten Fall vorweisen. Da ist eher an Klaus Garber zu erinnern, der vom Mut Szyrockis sprach: „Daß dazu [sc. zu den Opitz- und Gryphius-Büchern] alsbald Mut gehörte auch gegenüber den Scharfmachern im eigenen Land, liegt auf der Hand, und es ist wiederum bezeichnend für das Profil eines Mannes wie Szyrocki, daß davon so gut wie nie die Rede war. Mut bewies man in actu, stellte ihn nicht zur Schau“.⁴ Prof. Zybura bestreitet das, ohne es widerlegen zu können.

Die Motive, die Prof. Zybura letztlich veranlassten, Szyrockis Ansehen zwanzig Jahre nach dessen Tod so erbarmungslos hinzurichten, sind einem Außenstehenden natürlich unbekannt. Seine Argumentation, die in keiner Weise der Disparatheit des Falles gewachsen ist, darf nicht unwidersprochen und unkritisch analysiert bleiben. Was nötig ist, sind Verständnis und humane Klärung der Vorgänge im Rahmen eines diktatorischen Systems, wie es auch der polnische Sozialismus war. Prof. Zybura übersieht geflissentlich, dass der Fall Szyrocki nicht der einzige ist, sondern dass es sich um eine Verhaltensweise handelt, in die gerade Intellektuelle mit Ansichten, die kontraproduktiv zu einem Machtsystem sind, geraten und die sich außerhalb des Systems durchsetzen möchten. An sich, könnte man folgern, Stoffe für Romane oder Dramen, aber hier keineswegs für eine Tragödie.

⁴ Siehe Garber, Marian Szyrocki, S. 44.

Professor Marian Szyrocki als Gutachter im Ehrenpromotionsverfahren für Günter Grass an der Adam-Mickiewicz-Universität im Jahre 1990

Im Verlauf des Promotionsverfahrens für Günter Grass an der Adam-Mickiewicz-Universität im Jahre 1990 wurde der Entschluss gefasst, Professor Marian Szyrocki als Gutachter zu gewinnen. Die Initiative ging vom Institut für Germanische Philologie aus. Der Fakultätsrat der Philologischen Fakultät sowie der Universitätsse-
nat akzeptierten den Institutsvorschlag. Darauf richtete der Rektor an den Breslauer Gelehrten ein offizielles Schreiben. Am 24. Juni 1990 schloss Marian Szyrocki sein Gutachten auf Polnisch ab. Zum ersten Mal wurden der Originaltext und die erste deutsche Übersetzung des Gutachtens in dem von mir herausgegebenen Band *Gunterus Grass. Doctor honoris causa universitatis studiorum Mickiewiczianae Posnaniensis*¹ veröffentlicht. Die hier vorgelegte Version der Übersetzung stammt von mir.

Als Promoter im Ehrenpromotionsverfahren lag es mir seinerzeit sehr daran, Professor Marian Szyrocki als Gutachter zu gewinnen. Um die Jahreswende 1989/90 nämlich, als die Vorbereitungen *in puncto* Promotionsverfahren in vollem Gange waren, wurden von nationalistisch orientierten Studentengruppierungen in Danzig und Posen in Richtung Grass 'geballte Ladungen' diffamierender Formeln abgefeuert. Ich war davon überzeugt, dass die Stimme von Professor Szyrocki eine entscheidend konstruktive Rolle spielen könnte.

[Gutachten]

Wer behaupten würde, dass Günter Grass ein außergewöhnlicher, bedeutender oder auch origineller Schriftsteller sei, dem dürfte nachgesagt werden, er liefere belanglose Worte über das Werk und die Persönlichkeit eines Autors, den man in voller Verantwortung als Mitbegründer der Weltliteratur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bezeichnen darf.

Die Faszination für *Die Blechtrommel*, einen Roman, der Grass' Ruhmesweg eröffnet, ist gleichbedeutend mit einer neuartigen Begeisterung für neue Wirklichkeiten. Indem der Autor zu den Wurzeln seines persönlichen Schicksals zurückkehrt, lotet er gleichzeitig epische Weiten aus. Nach den Erfahrungen der dem Worte verbundenen Avantgarde, nach den Mythen über Gemeinschaften, die falsches Bewusstsein zu retten gedachten, verarbeitet Grass nun episch neuartige Erfahrungen; diag-

¹ Vgl. Gunterus Grass. Doctor honoris causa universitatis studiorum Mickiewiczianae Posnaniensis. Wydawnictwo Naukowe UAM Poznań 1991, S. 44-49.

nostiziert wird das Vergangene, perspektiviert werden zukünftige Modelle neuartiger individueller Erfahrungen im Raum der tragischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Grass' Auseinandersetzung mit seiner Sozialisierung, mit Bürgertum und deutscher Anarchenheit, mit nationalen Mythen und Mythologien, ist nicht nur ein Versuch anarchisierender Aufhebung des Bösen, sondern zugleich auch ein Vorschlag für neue humanistische Perspektiven.

Grass' schriftstellerisches Hauptanliegen liegt darin, alles falsch Verbindende zu zerschlagen, um so eine authentische Harmonie des Herzens und der Vernunft zu schaffen. Wesentliches darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, nämlich die Bedingungen für eine vitale Grass-Rezeption in Polen. Polnische Motive und Mythologien sowie deren gleichzeitige Aufhebung, eine tiefe Sympathie für polnisch-kaschubische Wurzeln – so lautet, kurz gefasst, Grass' poetologisch modern ausformulierter Beitrag zu den polnisch-deutschen kulturellen Bindungen. Ein Beitrag, der wichtiger ist als sämtliche offizielle Erklärungen. Die Gedichte *Polnische Fahne*, *Pan Kiehot* und *Adebar* sind als Bruchstücke von Erfahrungen zu verstehen, die Grass auf seinen vielen Polenreisen eingesammelt hat; den gestatteten als auch den verhinderten, den literarischen und den realen. Diese Bruchstücke gelten zugleich als eine große Verallgemeinerung unseres Zeitalters, von großen Mythologien und gewaltigen Tragödien.

Die Empfindsamkeit für gesellschaftliche Misere ist bei Grass kein Abstraktum. Seine Unterstützung Willy Brandts, die Verurteilung politischer Missstände in seinem eigenen Land, seine Empörung über die Tragödie in der Tschechoslowakei – all diese Aktivitäten finden ihren Ausdruck in seinem Schaffen. In den Prosawerken *Örtlich betäubt* und *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* wird auch das Profil der Neuen Linke mitgestaltet. Trotz vieler Eigenzweifel ging Grass' Sensibilität nicht verloren, und sie lässt sich auch in seinem jüngsten Werk *Zunge zeigen* nachweisen. Empfindsam geblieben ist Grass auch gegenüber der Dritten Welt. Sich selbst hat Grass dabei einbezogen, nämlich indem er seinen Reaktionen als eines europäischen Wohlstandsbürgers auf Calcutta als Symbol extremer Armut nachging.

Die wichtigste Frage jedoch, welche Grass in seinem wohl allerschönsten Werk, nämlich dem Roman *Das Treffen in Telgte*, gestellt hat, betrifft die Rolle des Schriftstellers in einer von Kriegen, Bürgerkriegen und Totalitarismen beherrschten Welt. Die in das 17. Jahrhundert zurückverlegte Frage „Schriftsteller und Historie“ ist nicht nur auf die Formel des Realismus, sondern auch auf das Prinzip der Diagnose zurückzuführen: Schriftsteller sollten mit ihrem Werk Frieden stiften. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, sobald man die dualistische Eigenschaft des dichterischen Wortes – mitberücksichtigt: auf der einen Seite des Schriftstellers Ratlosigkeit gegenüber der Wirklichkeit, auf der anderen Seite jedoch dessen Ordnung schaffende Macht. Wortharmonie ist bei Grass weder ein Glätten und eine Beschwichtigung der Wirklichkeit noch deren Auflösung in Illusionen. Sie ist vielmehr eine Konfrontation mit dem rebellischen Element, die jedoch zur Form tendiert. In Grass' Prosa stecken tiefe Traditionen: vom *Picaro-* und *Barockroman* bis hin zu den Leidenschaften der Realisten des 20. Jahrhunderts, insbesondere denen eines Alfred Döblin. Grass' visionäre Kraft findet ihren Ursprung in seinem Wort, und sie orientiert unsere Vorstellungskraft an der Hoffnung.

Der Schriftsteller Günter Grass ist in jeder Hinsicht würdig, mit dem Titel Doktor honoris causa der Adam-Mickiewicz-Universität ausgezeichnet zu werden.

Marian Szyrocki

Abstract

The text comprise the translation of the opinion of Professor Marian Szyrocki into German, written by him due to the Honoris Causa Doctor Degree of Günter Grass, assigned to him by Adam Mickiewicz-University on 12 March 1990. The author explains the circumstances in which 1-st time , the German writer has been honored in Poland.

Keywords

Marian Szyrocki, Günter Grass, Dr. h.c.

◆ I ◆

***Sola fide* oder Was lehrt die *Historia von D. Johann Fausten*?**

1. „Zum schrecklichen Beyspiel / abscheuwlichen Exempel / vnd treuwertziger Warnung“

In den entscheidenden Fragen, und das heißt im Falle der *Historia von D. Johann Fausten*: den heilsentscheidenden, verhält sich die Forschung zu diesem siebzig Jahre nach Luthers Thesenanschlag in Frankfurt am Main erschienenen, doch in Wittenberg spielenden Text vollkommen unkontrovers. Daß die *Historia* „zum Typus didaktischer lutherischer Mahnliteratur“ gehört, „die sich als Negativ-Exempel und als eindringliche Warnung vor den Verlockungen des Teufels präsentiert“,¹ und daß sie diese ihre Eindringlichkeit der den Text beschließenden Verdammung Fausts verdankt, diese Feststellung fehlt, soweit ich sehe, in kaum einem Forschungsbeitrag zum ‚Faustbuch‘. Und das ist auch nicht weiter verwunderlich. Schließlich sagt es die *Historia* ja selbst in aller Deutlichkeit: in der Widmung des Druckers Johann Spies und der „Vorred an den Christlichen Leser“ (8)², in den Marginalien, in den Kommentaren der unmißverständlich auktorial sich gebärdenden Erzählinstanz. „Ein mercklich vndd schrecklich Exempel“ nennt Spies den von ihm verlegten Text, „darinn man nicht allein deß Teuffels Neid / Betrug vnd Grausamkeit gegen dem Menschlichen Geschlecht / sehen / sonder auch augenscheinlich spüren kan / wohin die Sicherheit / Vermessenheit vndd fürwitz letzlich einen Menschen treibe / vnd ein gewisse Vrsach sey deß Abfalls von Gott / der Gemeinschaft mit den bösen Geistern vnd verderbens zu Leib vnd Seel“ (5-6). „Ist es aber nicht ein grewlicher vnd

* Auf Wunsch der Autorin erscheint dieser Aufsatz in der alten Rechtschreibung.

¹ M. Münkler: Höllenangst und Gewissensqual. Gründe und Abgründe der Selbstsorge in der „Historia von D. Johann Fausten“. In: Zeitschrift für Germanistik 14 (2004), S. 249-264, hier S. 250. Die Zitation gerade dieses Beitrags für diese Position ist mehr oder weniger beliebig. Vgl. z.B. auch M. E. Müller: Der andere Faust. Melancholie und Individualität in der *Historia von D. Johann Fausten*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 60 (1986), S. 572-608, hier S. 573: „Die *Historia von D. Johann Fausten* (1587) ist protestantische Warnliteratur: Jeder, der wie Faust sein Heil in die Vernunft setzt und sich in greulicher Verstockung anmaßt, die göttlich gesetzten Grenzen der natürlichen und sozialen Ordnung zu überschreiten, wird unweigerlich vom Teufel geholt.“

² Die *Historia* wird nach folgender Ausgabe zitiert: *Historia von D. Johann Fausten*. Text des Druckes von 1587. Kritische Ausgabe. Mit den Zusatztexten der Wolfenbütteler Handschrift und der zeitgenössischen Drucke. Hg. von S. Füssel und H. J. Kreutzer, Stuttgart 2006. Zitate werden durch in Klammern nachgestellte Seitenzahl belegt.

erschrecklicher Handel“, warnt noch eindrücklicher der anonyme Autor der *Historia*, „daß ein vernünftiger Mensch / der von Gott zu seinem Ebenbild erschaffen / [...] sich [...] an einen bösen verfluchten Lügen vnd Mordtgeist / der in der Warheit vnd Gerechtigkeit nicht bestanden / vnnd seiner Sünde halben auß dem Himmel in den Abgrund der Hellen verstossen worden / mit Leib vnnd Seel / zu zeitlicher vnnd ewiger Verdampnuß zu eygen ergeben“ (8-9). Entsprechend meldet sich diese Autorinstanz in der Rolle des auktorial kommentierenden Erzählers jeweils an den heilsgeschichtlich entscheidenden Stationen mit unzweideutigen Wertungen zu Wort: nach Fausts Abschluß des Paktes mit dem bösen Geist („Eben in dieser Stundt fellt dieser Gottloß Mann von seinem Gott vnd Schöpffer ab / der jhne erschaffen hatt / ja er wirdt ein Glied deß leydigen Teuffels“ [21]), anlässlich seiner ersten Zweifel und Reueempfindungen („Aber sein Rew war Cains vnnd Jude Reuw vnd Buß / dawol ein Rew im Hertzen war / aber er verzagte an der Gnade Gottes / vnnd war jm ein vnmöglich Ding / daß er wider zur Hulde GOTTes kündte kommen“ [36]), im Anschluß an seine zweite Verschreibung an den Teufel siebzehn Jahre nach dem ersten Pakt („Behüt Allmächtiger Gott“ lautet die Marginalie neben der im Wortlaut wiedergegebenen „verdammliche[n] vnd Gottlose[n] verschreibung“ [104]) und schließlich bei seinem „greuwliche[n] vnd erschreckliche[n] Ende“ (118). Fausts Zusage an die Studenten, er wolle beten, quittiert die Autorstimme erneut mit einem Kain-Vergleich (vgl. 122), und seinem Tod läßt sie eine letzte warnende *moralisatio* folgen:

Also endet sich die gantze warhafftige Historia vnd Zauberey Doctor Fausti / darauß jeder Christ zu lernen / [...] GOtt zu fürchten / Zauberey / Beschwerung vnnd andere Teuffelswercks zu fliehen / so Gott ernstlich verboten hat / vnd den Teuffel nit zu Gast zu laden / noch jm raum zu geben / wie Faustus gethan hat. Dann vns hie ein erschrecklich Exempel seiner Verschreibung vnnd Ends fürgebildet ist / desselben müßig zu gehen / vnnd Gott allein zu lieben / vnnd für Augen zu haben / alleine anzubeten / zu dienen vnd zu lieben / von gantzem Hertzen vnd gantzer Seelen / vnd von allen Kräfte[n] / vnd dagegen dem Teuffel vnnd allem seinem Anhang abzusa-gen / vnd mit Christo endlich ewig selig zu werden. Amen / Amen / Das wüdsche ich einem jeden von grunde meines Hertzen / AMEN. (123-124)

Und explizit deutlich wird auch, woher der kompromißlose Standpunkt der Autor- und Erzählinstanz perspektiviert ist. Schon die Zitate aus Luthers deutscher Bibel sprechen eine klare Sprache,³ vor allem aber die, sei es durch den Erzähler, sei es durch den „Christliche[n] fromme[n] Gottesfürchtige[n] [...] Nachbawr[n]“ (101), ostinat intonierte Mahnung *sola fide, sola gratia* gibt ihre orthodox-lutherische Provenienz zweifelsfrei zu erkennen. Entsprechend ist der dritten von Fausts im

³ Vgl. G. Hess: *Historia von D. Johann Fausten. Über die Faszination eines Textes ohne Autor*. In: D. Klein, S. M. Schneider (Hg.): *Lektüren für das 21. Jahrhundert. Schlüsseltexte der deutschen Literatur von 1200 bis 1990*, Würzburg 2000, S. 87-107, hier S. 94. Vgl. auch J. Rohls: „*Historia von D. Johann Fausten*“. *Der lutherische Roman und seine literarische Wirkung*. In: J. Rohls, G. Wenz (Hg.): *Protestantismus und deutsche Literatur*, Göttingen 2004, S. 27-53, hier S. 29-30, der auch das weitere in der *Historia* aufgerufene „Schriftum aus dem Umkreis der Wittenberger Reformation“ (S. 29) namhaft macht.

Originalton gegebenen „Weheklag[en]“ (113; 117) in pointierter Bezugnahme auf den Lutherschen Glaubenschoral *Ein feste Burg ist unser Gott* präzise eingeschrieben, woran es Faustus gebriecht: „Wer wil mich Elenden erretten? Wo ist mein zuflucht? wo ist mein Schutz / Hülf vnd Auffenthalt? Wo ist meine feste Burg?“ (118).⁴

Tatsächlich scheinen demnach die zentrale Lehre der *Historia* und die Bewertung des Exempels Doktor Faustus im Hinblick auf diese Lehre dank der unmißverständlichen auktorialen Leserlenkung keine Fragen offenzulassen. Dabei ist, was seltsamerweise in der Forschung bislang wenig Aufmerksamkeit gefunden hat, die Autorschaft der *Historia*, und somit die Instanz, aus deren Wirken die moraltheologische Orientierung des Textes maßgeblich resultiert, alles andere als sicher fundiert.

2. „Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften [...] zusammen gezogen“

Schon auf dem „marktschreierische[n]“⁵ Titelblatt der *Historia* wird bezüglich der Provenienz des Textes damit geworben, er gehe auf eigenhändige Zeugnisse aus dem Nachlaß Fausts zurück. Das soll sicherlich zunächst einmal die „Authentizität der HISTORIA“⁶ verbürgen. Doch der Text begnügt sich nicht mit der werbewirksamen Anzeige auf dem Titelblatt, vielmehr macht er rekurrent sein eigenes Zustandekommen – und damit seine Autorschaft – zum Thema. Ein erstes Mal geschieht dies, mit Blick auf die Autorschaftskonstruktion noch gänzlich unproblematisch, bereits im fünften Kapitel, anlässlich von Fausts Verschreibung an den Teufel: „vnd ist solche Obligation / nach seinem elenden Abschied / in seiner Behausung gefunden worden“ (22), heißt es, das nächste Kapitel bietet sie dann (wenngleich undatiert) im Wortlaut. Handelt es sich hier noch um ein in den Diskurs des Erzählers eingeschaltetes Dokument, das dessen Autorschaft nicht in Frage stellt, so gestalten sich die Verhältnisse im vierundzwanzigsten Kapitel, das davon erzählt, „Wie Doct. Faustus in die Hell gefahren“ (52), schon unübersichtlicher. An seinem Ende nämlich wird unversehens deutlich, daß wenigstens partiell die Autorschaft an diesem Kapitel Faust selbst zuzuschreiben ist:

Diese Historiam vnd Geschicht / was er in der Helle vnd Verblendung gesehen / hat er / Doct. Faustus / selbs auffgeschrieben / vnd ist nach seinem Todt solch schreiben in einem Zettel / seiner eigenen Handtschrift / vnd in einem Buch verschlossen liegendt / hinder jm gefunden worden. (55)

Zwar gibt grammatisch weiterhin der Erzählerdiskurs den narrativen Duktus vor (das Kapitel ist wie die vorherigen in der dritten Person geschrieben), auch gehen die rahmenden Hinweise, in Wahrheit habe der Teufel Faust nur „ein Affenspiel“ (52)

⁴ Vgl. ebd., S. 40.

⁵ Hess, Text ohne Autor, S. 90.

⁶ Ebd., S. 94.

und „Gauckelwerck für die Augen gemacht“ (55), klar auf das Konto des auktorialen Erzählers. Wohl aber ist der zitierten Aussage zufolge Faust für die inhaltliche, womöglich auch die sprachliche Seite der Höllenfahrtsbeschreibung mit in die Autorschaftsverantwortung zu nehmen, und dies in nicht sicher zu bestimmendem Umfang. Diese undurchsichtigen Mischungsverhältnisse scheinen sich zwar mit dem nächsten Kapitel, dem ein ähnlicher Hinweis vorangestellt ist,⁷ wieder aufzulösen und der anfänglichen Hierarchie Platz zu machen, indem die von Fausts „eygen[er] Handt concipiert[e] vnd auffgezeichnet[e]“ „Geschicht“ (56) nun als Brief in der Ich-Form gegeben wird, während die Einleitung sowie eine kommentierende Marginalie als Herausgeberzutat kenntlich werden.

Doch ist es auf Entschärfung des Problems offenkundig gar nicht abgesehen, denn das einundsechzigste Kapitel, in dem Faust sein Testament macht und seinen Famulus Christoph Wagner zum alleinigen Erben einsetzt, bringt mit Fausts letzter Bitte noch eine dritte potentielle Autorinstanz für die *Historia* ins Spiel:

Darneben bitte ich / daß du meine Kunst / Thaten / vnd was ich getrieben habe / nicht offenbarest / biß ich Todt bin / alsdenn wöllest es auffzeichnen / zusammen schreiben / vnnd in eine Historiam transferiren / darzu dir dein Geist vnd Auwerhan helffen wirt / was dir vergessen ist / das wirdt er dich wider erjnnern / denn man wirdt solche meine Geschichte von dir haben wollen. (112-113)

Entsprechend verweist Faust sieben Kapitel weiter in seiner abschließenden „Oratio [...] ad Studiosos“ (119) seine Zuhörer denn auch auf eine von ihm autorisierte Aufzeichnung, mit der nur die bei Wagner in Auftrag gegebene „Historia“ gemeint sein kann: „Was aber die Abentheuer belanget / so ich in solchen 24. Jahren getrieben habe / das werdt jhr alles nach mir auffgeschrieben finden“ (120). Retrospektiv läßt sich die (fiktive) Autorschaft des Faust-Schülers Wagner freilich mit Hinweis auf das 1593 erschienene ‚Wagnerbuch‘⁸ aus der Konkurrenz nehmen,⁹ für den zeitgenössischen Leser des Jahres 1587 hingegen bleibt sie im Spiel und tritt in Spannung zu folgender Aussage kurz vor Ende des Textes: „Sie“, gemeint sind „gemeldte Magistri vnnd Studenten“, die mit Faust sein letztes Nachtmahl zu sich genommen und in seiner Todesnacht unter einem Dach mit ihm ausgeharrt haben,

⁷ „Diese Geschicht hat man auch bey jm funden / so mit seiner eygen Handt concipiert vnd auffgezeichnet worden / welches er seinem guten Gesellen einem Ionae Victori / Medico zu Leiptzig / zugeschrieben / welches schreibens Jnnhalt war / wie folgt: [...]“ (56).

⁸ Ander theil D. Johann Fausti Historien / darinn beschriben ist. Christophori Wageners / Fausti gewesenens Discipels auffgerichter Pact mit dem Teuffel / so sich genandt Auerhan / vnnd jhm in eines Affen gestalt erschienen / auch seine Abenthewrlliche Zoten vnnd possen / so er durch beförderung des Teuffels geübet / vnnd was es mit ihm zu letzt für ein schrecklich ende genommen. Neben einer feinen Beschreibung der Newen Jnseln / was für Leute darinn wohnen / was für Früchte darinn wachsen / was sie für Religion vnnd Götzendienst haben / vnnd wie sie von den Spaniern eingenommen werden Alles aus seinen verlassenen schriffthen genommen / vnd weil es gar kurtzweilig zu lesen / in druck verfertiget. Durch Fridericum Schotum Tolet: Jetzt zu P: 1593. ND hg. und eingeleitet von Josef Fritz, Halle a.d.S. 1910.

⁹ So etwa im Kommentar in J.-D. Müller (Hg.): Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten, Frankfurt a.M. 1990, S. 1422, Stellenkommentar zu 966,11.

finden auch diese deß Fausti Historiam auffgezeichnet / vnd von jhme beschrieben / wie hievor gemeldt / alles ohn sein Ende / welches von obgemeldten Studenten vnd Magistris hinzu gethan / vnnd was sein Famulus auffgezeichnet / da auch ein neuw Buch von jhme außgehet. (123)

Dieses letzte Wort der *Historia* in Sachen Autorschaft läßt alles offen, deutlich wird nur die fortschreitende Pluralisierung. Offenbar gibt es zwei konkurrierende Fassungen von „Fausti Historia“, eine von ihm selbst aufgeschriebene und eine aus der Feder seines Famulus, beide unvollständig, denn beiden fehlt „sein Ende“: das trägt zuletzt nicht eine distinkte Autorinstanz nach, sondern das namenlose Kollektiv der Studenten und Magister. Ob aber die dem Leser vorliegende *Historia* nun alles dieses bietet: „deß Fausti Historiam“, dessen „hinzu gethan[es]“ „Ende“ und die Aufzeichnungen des Famulus (oder einen Teil davon), oder nur die beiden erstgenannten Bestandteile (während die Aufzeichnungen des Famulus in Gänze einer separaten Publikation vorbehalten sind), bleibt unklar.¹⁰ Und noch unklarer ist, welcher Spielraum bei der hier gebotenen Textgenese überhaupt noch dem als auktorialer Erzähler in die *Historia* sich einführenden anonymen Autor zur Verfügung steht.

Prekär ist das aus wenigstens zwei Gründen. Zum einen wird von hinten her der wahrheits- und glaubensgewiß auftrumpfenden lutherisch-orthodoxen Autorinstanz der Boden unter den Füßen entzogen: für die *Historia* bis zum siebenundsechzigsten Kapitel einschließlich muß sie sich gegen die explizite Entstehungsgeschichte des Textes in ihrer Existenz und Legitimation erst beweisen, für das achtundsechzigste und letzte Kapitel wird sie von der Autorschaft ausdrücklich ausgeschlossen. Zum andern kann sie ihre Autorschaft überhaupt nur als Ko-Autorschaft behaupten, und zwar in Kooperation mit einem, der zum Zeitpunkt der Niederschrift mit dem Teufel, dem „bösen verfluchten Lügen vnd Mordtgeist“ (8), im Bunde war. Für die vom anonymen Autor am Ende noch einmal beteuerte ‚Wahrhaftigkeit‘ der *Historia* verspricht das nichts Gutes. Und der Rettungsversuch von Marina Münkler, die *Historia* „leih[e] sich [...] immer wieder die Stimme des Teufelsbündners, so, als könne nur dieser das Unaussprechliche aussprechen“, läßt dieses „wohl nur als paradox zu bezeichnende Unterfangen“ vollends als gefährliches Spiel mit dem (höllischen) Feuer erscheinen.¹¹

¹⁰ Die Differenz der beiden Lesarten ist abhängig davon, worauf man den Teilsatz „vnnd was sein Famulus auffgezeichnet“ bezieht. Die erste Lesart, von der offenbar A. Kraß: *Am Scheideweg. Poetik des Wissens in der Historia von D. Johann Fausten*. In: R. Seidel, R. Toepfer (Hg.): *Frankfurt im Schnittpunkt der Diskurse. Strategien und Institutionen literarischer Kommunikation im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a.M. 2010, S. 221-234, hier S. 227, ausgeht, ergibt sich, wenn man ihn als Fortsetzung des Relativsatzes „welches von obgemeldten Studenten vnd Magistris hinzu gethan“ versteht; die zweite, wenn man ihn als Weiterführung des Hauptsatzes „Sie fanden auch diese deß Fausti Historiam auffgezeichnet / vnd von jhme beschrieben“ liest.

¹¹ Münkler, *Höllenangst und Gewissensqual*, S. 252-253. Deutlicher problematisiert wird das dann, auch mit Blick auf die Beteiligung des „Teufelsbündner[s]“ Wagner und seines „teufliche[n] Geist[es] Awerhan“, in M. Münkler: *Sündhaftigkeit als Generator von Individualität. Zu den Transformationen legendarischen Erzählens in der Historia von D. Johann Fausten und den Faustbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts*. In: P. Strohschneider (Hg.): *Literarische und religi-*

Kurzum: als sicher kann bei näherer Untersuchung der narrativ entworfenen Autorschaftsverhältnisse vor dem Hintergrund der durch die Anonymität entstehenden Vakanz nur deren radikale Unsicherheit konstatiert werden. Eine Feststellung, die in schärfstem Kontrast steht zur von eben dieser anonymen Autorinstanz an den Tag gelegten moraltheologischen Sicherheit. Dies gilt in besonderem Maße für den heilsentscheidenden Schluß, den der Text ganz in die Autorschaftsverantwortung von Fausts Studenten legt, seinen ‚Jüngern‘,¹² unsicheren Kantonisten nach dem strengen theologischen Maßstab des anonymen Autors somit.

3. „Dann ich sterbe als ein böser vnd guter Christ“

Schon vom dreiundsechzigsten Kapitel der *Historia* an, das nach kurzer Herausgebereinleitung „Doctor Fausti Weheklag / daß er noch in gutem Leben vnd jungen Tagen sterben müste“ (113) im Originalwortlaut bietet, ist ein sukzessiver Rückzug des auktorialen Erzählers zu beobachten. Das nächste Kapitel unter der Überschrift „Widerumb ein Klage D. Fausti“ (114) gibt Faust direkt das Wort und läßt dem Erzähler lediglich Raum für eine knappe Schlußbemerkung, auch das darauffolgende ist nach wenigen Einleitungsworten der wörtlichen Rede (nun des spottenden bösen Geistes) reserviert, und das sechsendsechzigste („Doctor Fausti Weheklag von der Hellen / vnd jrer vnaußsprechlichen Pein vnd Quaal“ [117]) kommt sogar ohne jede narrative Rahmung aus. Ein letztes Comeback ist dem auktorialen Erzähler vor seinem moraltheologischen Schlußwort nurmehr im siebenundsechzigsten Kapitel gestattet, dessen Überschrift – „Folget nun von D. Fausti greuwlichem vnd erschrecklichem Ende / ab welchem sich jedes Christen Mensch gnugsam zu spiegeln / vnd dafür zu hüten hat“ (118) – mehr verspricht, als der anschließende Text hält: tatsächlich folgen nämlich nur des Geists Ankündigung von Fausts bevorstehendem Ende und Fausts Bewirtung seiner Studenten im „Dorff Rimlich / eine halb Meil wegs von Wittenberg gelegen“ (119). Kaum sind „Mahlzeit“ und „Schlafftrunck [...] vollendet“, muß der Erzähler mit der *inquit*-Formel „D. Faustus sagte zu jnen also:“ die narrative Regie auch schon wieder abgeben und, wenigstens nominell, den Rest der Geschichte unter der Überschrift „Oratio Fausti ad Studiosos“ (ebd.) dem Ich Fausts überlassen.¹³

öse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin-New York 2009, S. 25-61, hier S. 51-52.

¹² Zu dieser kontrafaktischen Deutung, die auf F. Ohly: *Der Verfluchte und der Erwählte. Vom Leben mit der Schuld*, Opladen 1976 zurückgeht, vgl. z.B. Müller, *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*, S. 1425, Stellenkommentar zu 974,17: „Diese Szene [des letzten Nachtmahls] ist als Gegenbild zum letzten Abendmahl Jesu Christi stilisiert: Wie dieser versammelt Faustus vor seinem Tod noch einmal die Jünger um sich, um ihnen sein Vermächtnis mitzuteilen.“ Vgl. auch S. Doering: *Universitätslehrer D. Johann Faust. Der Teufelsbündler und seine Studenten in der ‚Historia‘ von 1587*. In: C. Meyer, R. G. Päsler, M. Janßen (Hg.): *vorschen, denken, wizzen. Vom Wert des Genauen in den ‚ungenauen Wissenschaften‘*. Festschrift Uwe Meves, Stuttgart 2009, S. 137-146, hier S. 145-146.

¹³ Diesen auffälligen Rückzug der Erzählinstanz beobachtet auch Müller, *Der andere Faust*, S. 579-580: „Bleibt [...] schon im 25. Kapitel der Wahrheitsbeweis am fiktiven Brief einer fiktiven

Dieser Schluß, in dem die endgültige Entscheidung über Fausts Seelenheil fällt, ist immer wieder als „erstaunlichste Partie des Buches“¹⁴ und „literarische[r] Höhepunkt der HISTORIA“¹⁵ wahrgenommen worden und soll darum, im Einklang womöglich mit der lutherischen Worttheologie, genau beim Wort genommen werden. Bemerkenswert ist zunächst, daß hier, entgegen der ansonsten vom Erzähler betonten Eindeutigkeit der Vorgänge, einiges widersprüchlich, zweideutig, paradox wird. Das beginnt schon mit dem ersten Wort: *oratio* bedeutet im klassischen und im daran orientierten humanistischen Latein natürlich ‚Rede‘, in diesem Sinne wird nach Abschluß von Fausts Ansprache wie selbstverständlich von seiner „Declaration vnnnd Erzehlung“ (121) gesprochen. Das lateinische Wort bedeutet in theologischem Kontext, nach Ausweis etwa von Luthers *Tischreden*, aber auch ‚Gebet‘.¹⁶ Und wie ein Gebet nehmen sich, wenigstens indirekt, als Reden übers Beten, die Schlußworte von Fausts „Oratio [...] ad Studiosos“ tatsächlich aus:

Dann ich sterbe als ein böser vnnnd guter Christ / ein guter Christ / darumb daß ich eine hertzliche Reuwe habe / vnd im Hertzen jmmer vmb Gnade bitte / damit meine Seele errettet möchte werden / Ein böser Christ / daß ich weiß / daß der Teuffel den Leib wil haben / vnnnd ich wil jhme den gerne lassen / er laß mir aber nur die Seele zu frieden. (121)

Als Oxymoron ist diese „violdiskutierte Selbstaussage Fausts“ klassifiziert worden und somit als „rhetorische Technik“, durch die die „Standpunktlosigkeit“, die „Mittelpunktlosigkeit Fausts scharf hervor[trete]“.¹⁷ Für den Erzähler hingegen, der sich wenigstens in einer Marginalie bemerkbar machen muß, ist ungeachtet solch „starke[r] Widerspruchsspannung“¹⁸ der Fall klar: „Judas Rew“ (ebd.). Und erstaunlicherweise im Anschluß daran, nahezu unisono, auch für die Forschung: „*Judas Rew* steht als Marginalie gedruckt. Und zweifellos hat die Dialektik von Reue und Verzweiflung etwas Erschütterndes. Faust ist mit dem Teufelspakt verloren, weil der

Figur hängen, so potenziert sich diese Strategie im letzten Teil der *Historia*. Die Handlungs- und Reflexionsebene fallen zusammen in der Person Faustens, der über weite Passagen hin als betroffenes und leidendes Individuum die Erzählerperspektive in wörtlicher Rede, als Wehklag über Wehklag [sic], schließlich als ‚*Oratio ad Studiosos*‘ übernimmt.“

¹⁴ M. Wehrli: Doktor Fausts Untergang. In: ders.: Humanismus und Barock. Hg. von F. Wagner und W. Maaz, Hildesheim-Zürich 1993, S. 222-234, hier S. 230.

¹⁵ Hess, Text ohne Autor, S. 101.

¹⁶ COLLOQUIA oder Tischreden Doctor. Martini Lutheri / so er in vielen Jaren / die Zeit seines Lebens / gegen Gelehrten Leuthen / Auch frembden Gesten vnd seinen Tischgesellen geführt. Darinnen von allen Artickeln vnser Religion / Auch von hohen Stücken / Fragen vnd Antwort: Jtem / viel mercklichen Historijs / vnd sonst von allerley Lehre / Trost / Raht / Weissagung / Warnung / vnd Vermanung / Bericht / vnd Vnterricht / zu finden. Anfenglichs von M. Antonio Lauterbach zusammen getragen / Hernacher in gewisse Locos Communes verfasst / vnnnd auß viel anderer Gelehrter Leuthe Collectaneis gemehret. Durch Johannem Aurifabern. Getruckt zu Franckfurt am Mayn / im Jar 1593, fol. 111^v: „Zum dritten / so ist Oratio Dominica, das Vatter vnser / ein Oratio Orationum, ein Gebet vber alle Gebett [...]“ („Tischreden D. Mart. Luthers / Vom heiligen Catechismo“).

¹⁷ Müller, Der andere Faust, S. 605 und 604.

¹⁸ Ebd., S. 605, mit Bezug auf Heinrich Lausbergs „Handbuch der literarischen Rhetorik“.

Glaube an das Heil und die Rettung fehlt“, stellt Günter Hess fest. „Das Postulat des *sola fide* wird für Faust zwingend zum Verdammungsurteil“, resümiert in gleichem Sinne Maria E. Müller, und mit der Autorität des protestantischen Theologen gelangt Jan Rohls zu eben so einem eindeutigen Verdammungsurteil: „Auch am Schluß bleibt Faustus vom Teufel so besessen, daß er zu einer wahren Reue, die allein zur Begnadigung des Sünders führt, nicht fähig ist. Daher entspricht es letztlich auch nicht der Wahrheit, wenn er von sich sagt, er sterbe nicht nur als böser, sondern auch als guter Christ, nicht nur als jemand, der dem Teufel verfallen ist, sondern auch als jemand, der eine herzliche Reue empfinde und um Gnade bitte.“¹⁹

Was dabei freilich übersehen wird, ist das narrative Auseinanderdriften von in direkter Rede ihr Inneres offenbarender Figur, der Heuchelei zu unterstellen es in dieser Szene keine Anhaltspunkte gibt,²⁰ und einer Erzählinstanz, die längst nicht mehr Herr der Darstellung ist. Vermochte der auktoriale Erzähler im ersten Teil der *Historia*, etwa im inneren Monolog des vierzehnten Kapitels, noch minutiös über Fausts Gedankenwelt Auskunft zu geben, so daß seine abschließende Bewertung von dessen erstem Reueanfall – „Er wolte aber keinen Glauben noch Hoffnung schöpfen / daß er durch Buß möchte zur Gnade Gottes gebracht werden. Denn wenn er gedacht hette: [...] Nun so wil ich wider vmbkehren / vnd Gott vmb Gnade vnd Verzeihung anrufen / [...] so were dennoch die Seele noch erhalten worden“ (33) – sachlich gedeckt erscheint, so ist er nun auf explizite schriftliche oder mündliche Äußerungen angewiesen. Und da treffen Aussage und Wertung in hartem Widerspruch aufeinander: „Das sagte er jnen zu / er wolte beten“, wird Fausts Erwiderung auf den Rat seiner Studenten, er solle „Gott anrufen / jhn durch seines lieben Sohns Jesu Christi willen /

¹⁹ Hess, Text ohne Autor, S. 103; Müller, *Der andere Faust*, S. 577; Rohls, *Der lutherische Roman*, S. 40-41. Noch entschieden weiter – und darin über die Aussagen der Autorinstanz der *Historia* deutlich hinaus – geht Hans-Gert Roloff, wenn er Faust, durchaus gegen die lutherische Gnadentheologie, mit dem Teufelspakt von vornherein die Möglichkeit einer Wiederannahme durch Gott abspricht: „Nach der Vorstellung des orthodoxen Luthertums ist dem Teufelsbündler der Weg zur Rettung verschlossen, weil er ihn seinerzeit völlig willentlich, mit ‚frechem Mutwillen‘ eingeschlagen hatte. Die willentliche Zerstörung der Christus-Gemeinschaft ist für den Sünder irreparabel. Faust ist dadurch von vorneherein von der Gnade ausgeschlossen [...].“ H.-G. Roloff: *Artes et doctrina. Struktur und Intention des Faust-Buchs von 1587*. In: ders.: *Kleine Schriften zur Literatur des 16. Jahrhunderts*. Hg. von C. Caemmerer, Amsterdam-New York 2003, S. 71-98, hier S. 93-94. Entsprechend stellt Roloff zum Schluß von Fausts „Oratio“ fest: „Das Ausbleiben des Gnadenakts ist in der Tat befremdlich, aber es soll signalisieren, daß Fausts Vergehen unsühnbar sind.“ Ebd., S. 96. Vgl. dagegen die Einschätzung von Münkler, *Transformationen legendarischen Erzählens*, S. 32, der Erzähler mache sich „damit – theologisch streng genommen – derselben Sünde schuldig wie Faustus: Er maß sich das Urteil Gottes an und legt dessen ebenso unerschöpflicher wie unergründlicher Freiheit, Gnade walten zu lassen, Fesseln an.“

²⁰ Auch sonst erscheint Faust in der *Historia* nirgendwo als Heuchler. Das „Heuchelei-Dilemma“ ist durchweg nicht das Problem der ‚Bösen‘, sondern der (scheinbar) ‚Guten‘. Vgl. dazu M. Bergengruen: *Das Heuchelei-Dilemma*. Moscheroschs *Schergen-Teuffel* als poetologische Ortsbestimmung satirischer Prosa. In: T. Althaus, N. Kaminski (Hg.): *Spielregeln barocke Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts*, Bern 2012, S. 43-68.

vmb verzeihung bitten / vnd sprechen: Ach Gott sey mir armen Sünder gnädig / vnnd gehe nicht mit mir ins Gericht / dann ich vor dir nicht bestehen kan / Wiewol ich dem Teuffel den Leib muß lassen / so wöllst doch die Seel erhalten“ (122), in indirekter Rede zitiert. Der Erzähler hingegen weiß sofort: „er wolte beten / es wolte jhme aber nit eingehen / wie dem Cain / der auch sagte: Seine Sünde weren grösser / denn daß sie jhme möchten verziehen werden. Also gedachte er auch jimmerdar / er hette es mit seiner Verschreibung zu grob gemacht“ (ebd.). Bezeichnenderweise vermag er aber ungeachtet der demonstrierten Souveränität der Verurteilung nurmehr Kains Gedanken direkt wiederzugeben, nicht diejenigen Fausts. Und umgekehrt erscheint auch die Position Fausts alles andere als gesichert, denn der (in Wahrheit nur einmal dastehende) Satz „er wolte beten“ kann syntaktisch ebensogut ihm (als indirekte Rede) zugerechnet werden wie dem (in diesem Fall das bloß Konative akzentuierenden) Erzählerurteil.²¹

Ausgerechnet die Entscheidung darüber, ob Doktor Faustus letztlich als „böser“ oder „guter Christ“ stirbt, aber setzt der Text aus: in der entscheidenden letzten Nacht hat der auktoriale Erzähler, dessen Erzählstandort ansonsten in der *Historia* durchweg bei Faust war, abgedankt.

4. *Sola fide, sola gratia*

Berichtet wird über diese entscheidende letzte Nacht vielmehr personal aus der Perspektive derer, die nicht dabei sind:

Diese Studenten vnd gute Herren / als sie Faustum gesegneten / weyneten sie / vnnd vmbfiengen einander. D. Faustus aber bleib in der Stuben / vnnd da die Herren sich zu Bette begeben / konde keiner recht schlaffen / dann sie den Außgang wolten hören. Es geschah aber zwischen zwölff vnd ein Vhr in der Nacht / daß gegen dem Hauß her ein grosser vngestümmer Wind gieng / so das Hauß an allen orten vmbgab / als ob es alles zu grunde gehen / vnnd das Hauß zu Boden reissen wolte / darob die Studenten vermeynten zuverzagen / sprangen auß dem Bett / vnd huben an einander zu trösten / wolten auß der Kammer nicht / Der Wiert lieff auß seinem in ein ander Hauß. Die Studenten lagen nahendt bey der Stuben / da D. Faustus jnnen war / sie hörten ein greuwliches Pfeiffen vnnd Zischen / als ob das Hauß voller Schlangen / Natern vnnd anderer schädlicher Würme were / in dem gehet D. Fausti thür vff in der Stuben / der hub an vmb Hülff vnnd Mordio zuschreyen / aber kaum mit halber Stimm / bald hernach hört man jn nicht mehr. Als es nun Tag ward / vnd die Studenten die gantze Nacht nicht geschlaffen hatten / sind sie in die Stuben gegangen / darinnen D. Faustus gewesen war / sie sahen aber keinen Faustum mehr / vnd nichts / dann die Stuben voller Bluts gesprützet / Das Hirn klebte an der Wandt / weil jn der Teuffel von einer Wandt zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen vnd

²¹ Zugunsten der zweiten Lesart vereindeutigt die Apokoinu-Konstruktion Patrick Del Duca: Le problème de la liberté dans l'*Histoire du Docteur Faustus*. In: Le texte et l'idée 23 (2009), S. 103-120, hier S. 115.

etliche Zäen allda / ein greulich vnd erschrecklich Spectackel. Da huben die Studenten an jn zubeklagen vnd zubeweynen / vnd suchten jn allenthalben / Letzlich aber funden sie seinen Leib herausen bey dem Mist ligen / welcher greuwlich anzusehen war / dann jhme der Kopff vnnnd alle Glieder schlotterten. (122-123)

Über den Verbleib von Fausts Seele wird nichts gesagt. Die grauenvolle Zurichtung seines Leibes hingegen mag man als ‚spiegelnde Strafe‘ ‚nach dem ‚ius talionis‘‘²² deuten, ‚an den Gliedern [...], mit denen er vor allem sündigte‘.²² Man könnte sie allerdings auch als Ausdruck der Wut des Teufels verstehen, der sich im letzten Augenblick um die Seele Fausts geprellt sieht. Alles hängt davon ab, was sich zwischen der Ankunft des Teufels in Fausts Stube und dessen Tod zugetragen hat. Doch genau dies bleibt offen: erst hört man, ‚kaum mit halber Stimm‘, ‚ymb Hülff vnnnd Mordio [...] schreyen‘, das deutet auf einen allein um sein irdisches Leben besorgten Faust hin, doch ‚bald hernach‘ hört man nichts mehr. Der heilsentscheidende Moment wird narrativ als Leerstelle realisiert.

Diese unerhörte Offenheit in einem so sehr auf Eindeutigkeit bedachten Text kann kein Konstruktionsfehler sein.²³ Sollte also womöglich die gespannte Erwartung des ‚Außgang[s]‘, einer Entscheidung darüber, ob Faust als ‚böser‘ oder als ‚guter Christ‘ stirbt, in die falsche Richtung gehen? Immerhin lauten die letzten Worte seiner ‚Oratio‘ genaugenommen anders: Faust sagt paradox, oxymorisch ‚Dann ich sterbe als ein böser vnnnd guter Christ‘,²⁴ seine Aussage ist nicht durch die Alternative geprägt, sondern durch das ‚Zugleich‘. ‚Man kann in dem Satz vom bösen und guten Christen nicht nur eine Anspielung auf die Formel von der halben Reue sehen‘, gibt Max Wehrli immerhin vorsichtig zu bedenken, ‚sondern vielleicht auch auf das berühmte Luthersche *simul iustus et peccator*.‘²⁵ Jan-Dirk Müller fragt in seinem Kommentar zur Stelle sogar: ‚Hinweis auf Rettung?‘, um sodann, ebenso vorsichtig differenzierend, fortzufahren: ‚Mindestens jedoch der Verfasser der Randglosse faßt diese Reue als vergeblich auf, eben als *Judas Rew*, die keine Rettung ermöglicht, weil sie Gott nicht vertraut.‘²⁶ Wie kann in dieser Sache zu einer textanalytisch kon-

²² Müller, Romane des 15. und 16. Jahrhunderts, S. 1346. Gegen eine solche Deutung sprechen allerdings die ‚etlichen Zähne‘, die bei Müller denn auch konsequent übergangen werden: ‚Sein Hirn klebt an der Wand, seine Augen, die sich fürwitzig auf die Dinge der Welt richteten, liegen auf dem Boden herum.‘

²³ In Erinnerung gebracht sei, ungeachtet der konträren Textdeutung, der mit Verve vorgebrachte Aufruf zur rhetorischen ‚Neubewertung‘ der *Historia* bei Roloff, Struktur und Intention, S. 76: ‚Es dürfte nicht von der Hand zu weisen sein, daß ein ‚schlecht gemachter‘ Text [...] kaum solchen Erfolg gehabt hätte.‘

²⁴ Meine Hervorhebung.

²⁵ Wehrli, Doktor Fausts Untergang, S. 230.

²⁶ Müller, Romane des 15. und 16. Jahrhunderts, S. 1426, Stellenkommentar zu 976,19-20. Diese Frage ist von der nachfolgenden Forschung bemerkenswerterweise nicht aufgegriffen worden. In seinen eigenen Hinweisen zu ‚Struktur und Gehalt‘ führt Müller, S. 1346-1347, diesen Denkanstoß so aus: ‚Die unterschiedlichen Ebenen der Darstellung stimmen nicht mehr überein: Randglossen, Erzählerkommentar, die ebenso unbestreitbaren wie platten Sprichwortweisheiten des Teufels bestätigen das Exempel, und das, was man vom Ende erfährt, scheint ihnen recht

trollierten Entscheidung gefunden werden? Eine Lösung, so scheint mir, kann nur aus einer Argumentation resultieren, die diese unerhörte Offenheit in der heilsentscheidenden Frage als Funktion des Textes begreift. Und an dieser Stelle gilt es mit dem lutherisch-orthodoxen Profil der *Historia*, mit ihrer unermüdlichen *sola-fide*-Mahnung Ernst zu machen.

Maria E. Müller hat im Vergleich der vorausliegenden Teufelsbündlertradition, insbesondere der Theophiluslegende, mit dem ‚Faustbuch‘ zu einer pointierten Kontrastierung gefunden: „Konfessionsspezifisch fahren die katholischen Teufelsbündler in den Himmel, die protestantischen in die Hölle.“ Das sieht auf den ersten Blick schlüssig aus, schließlich hat der katholische Gott „keinen Gefallen am Tode des Gottlosen [...], sondern will, daß der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe. Entsprechend erweckt Gottes Gnade Reue und bewirkt die Läuterung des Sünders“, wofür „die Mittler- und Fürsprecherrolle Marias [...] immer wichtiger“ wird. Demgegenüber, so die aus der Traditionsvorlage entwickelte Kontrastlogik, gelte es auf protestantischer Seite ein Exempel zu statuieren, daß „die mit dem Katholizismus gegebenen vielfältigen personalen, sakralen und dinglichen Vermittlungen [...] so wenig an die göttliche Gnade heran[reichen] wie die nunmehr als Werkheiligkeit angeprangerten außerordentlichen Askeseleistungen, mit denen noch Theophilus seine Errettung befördern konnte“.²⁷ Nun trifft freilich dieses Profil auf die *Historia* gar nicht so recht zu, denn weder sucht Faust, als es um sein Seelenheil geht, Zuflucht bei Maria oder den Heiligen, noch beruft er sich auf gute Werke. Vielmehr weist er von vornherein eine (dem fiktiven Handlungsort Wittenberg gemäße) akkurat protestantische Disposition auf, geht in sich, sieht und bereut die Schwere seiner Sünde, worin, es sei denn, er verfiere von da aus vollends der *desperatio*, immerhin die unabdingbare Voraussetzung seiner Rettung besteht. Wie aber wäre demnach das „reformatorische Paradigma“²⁸ positiv zu konstruieren? Für Müller wird Faust zum protestantischen Exempel der „furchtbare[n] Sentenz des Paulus über die freie Gnadenwahl Gottes“, der die Gnade, glauben zu können, gebe, wem er wolle. An ihm sei das „Geheimnis göttlich verfügbar“ Verstockung und, daraus folgend, „Verdammung“ zu studieren.²⁹ Doch bedeutete der daraus sich ergebende Teufelskreis – Gnade ist nur über den Glauben zu finden, der wiederum durch Gnade verliehen wird – nicht eine Absolutsetzung des *sola gratia*, während auf die *fides* seitens des Sünders gar nichts mehr ankäme?³⁰

zu geben. Doch es gibt den Einspruch des Helden gegen das, was orthodoxer Eschatologie als unumstößlich gilt, es gibt seine Hoffnung, doch noch gerettet zu werden: als böser und guter Christ – ob nun theologisch begründet oder nicht.“ „So stirbt eigentlich nicht, wer des Teufels ist“, hatte schon U. Herzog: Faustus – „ein böser und guter Christ“. Das Volksbuch von 1587. In: *Wirkendes Wort* 27 (1977), S. 26-32, hier S. 29, geltend gemacht, allerdings weniger textanalytisch argumentierend denn in einer sympathetisch für Faust Partei ergreifenden Denunziation des ‚Faustbuchs‘ als „grob ideologisch“ (S. 28).

²⁷ Alle Zitate aus Müller, *Der andere Faust*, S. 577.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd., S. 578.

³⁰ Vgl. zu einer solchen restriktiven Lesart Wehrli, *Doktor Fausts Untergang*, S. 233-234: „Das ist, theologisch, das alte, durch die Reformation von neuem akut gewordene Problem der Prädestina-

In seiner Predigt *Die Epistel oder Prophecey Jesaie / so man in der Christmesse liest / am IX. Capitel* schreibt Martin Luther, ausgehend vom alttestamentlichen Streiter Gideon im aussichtslos scheinenden Kampf gegen die Übermacht der Midaniter:

Es hette sein hertz wol möcht zu tausent mal verzweifeln vnd stockhart verzagen. Was war solch verlassen heufflin gegen solche gewalt? Nichts? Wie viel werden sein gespottet haben / wie die bürger zu Sucoth vnd Pnuel theten / als were er ein vnsinniger narr / der solch vnmüglich ding für neme / vnd die leute mit sich in die fahre gebe. Da hat sein hertz must sagen mit S. Paul / Wenn ich vnkrefftig bin / so bin ich am krefftigsten / denn krafft wird in vnkrafft volkomen. Solcher glaube schlug die Midaniter / on schwert.

Also ist Christus auch schwach vnd zu spot worden in seinem leiden / das vnmüglich vnd vngleublich anzusehen war / das er solte damit etwas ausrichten / Aber nichts deste weniger behielt er in solcher vnkrafft den sieg wider tod / sünd / gesetz / helle / teufel / vnd alles vnglück on alle menschliche krafft vnd waffen [...].

[...]

[...] Hie weissagt er [der Prophet Jesaja] nu / das solchs werde die neue weise sein zu kriegen im Königreich Christi / darinnen wird kein leiblicher krieg sein / noch einer für den andern kriegen / noch einer dem andern beistehen / sondern ein jglicher mus alleine für sich selbs durch den glauben vnd geist / wie Christus / den tod / sünde vnd gesetzte vberwunden / vnd thar sich kurtzumb auff niemand verlassen / on auff Christum [...].³¹

Die lateinische Version Michael Rotings präpariert Luthers Akzentuierung des Glaubens in radikaler Aussichtslosigkeit noch deutlicher kontroverstheologisch heraus, wenn sie zum in Gideons Sieg präfigurierten Sieg Christi feststellt:

Per hoc exemplum Propheta ostendere uult uictoriam, de cuius læticia Euangelium annunciat, nequaquam uirtutis humanæ fuisse, sed Deum ibi hominibus uictoriam dare per Iesum Christum. [...] Nulla gloria hominum prorsus est, & per legem fidei in mortem & uictoriam Christi, omnis gloriatio tollitur. Vt ualeant Papistæ cum sua commenticia operum bonorum, & legis iusticia, quæ prorsus cum morte & uictoria Christi stare non potest. Aut enim, iuxta Paulum hoc ipsis dicendum est, ut legis & operum iusticia ualeat, Christi mortem irritam esse, aut si non est irrita, quod per legem & opera, nulla sit iusticia. [...] Gratia seruantur omnes per fidem, atque id non ex ipsis. Exclusiua scilicet hoc loco constituitur, quod sola fide iustificemur, quæ

tion. Wo Gottes Allmacht und Vorsehung absolut genommen werden und das Heil des Menschen allein auf den Glauben an die unerforschliche Gnade Gottes gestellt ist, liegt der Gedanke nahe, daß Heil und Verdammnis des Einzelnen von Gott nicht nur vorhergesehen, sondern auch vorherbestimmt sei. ‚So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstockt, welchen er will‘ (Röm. 9,18). Der frühe Luther hat die totale Unfreiheit des Menschen vor Gott vertreten, dann aber den Prädestinationsgedanken als reine Anfechtung zurückgedrängt. In den Tischreden formuliert er einmal: ‚Beim Nachdenken über die Prädestination vergessen wir Gott‘ (Nr. 2654 a).“ Hierzu grundsätzlich Del Duca, *Le problème de la liberté*, bes. S. 114f.: „Il serait donc erroné d’affirmer que Faustus est d’emblée destiné à la damnation. [...] Plus la fin de Faustus approche et plus le texte semble insister sur la présence de cette porte de salut toujours ouverte pour le pécheur.“

³¹ Auslegung der Euangelien / an den fürnemesten Festen / im gantzen jar / geprediget durch D. Mart. Luther. M. D. XLVI., fol. XXIII^r.

semper cum maxima contradictione est. Sed Propheta dicit, & Apostoli interpretantur: Christus uicit peccatum, mortem & Diabolum. Nos aliena uictoria tantum per fidem potimur.³²

Nicht aus eigener Kraft, nicht aufgrund eigener Leistung ist nach Luther der sündige Mensch vor Gott gerechtfertigt, sondern allein durch den Glauben an Gottes Gnade. Den aber muß er „alleine für sich selbs“ aufbringen, und zwar in äußerster „vnkrafft“ und Anfechtung („cum maxima contradictione“).

So verstanden, läßt sich die lutherische Lehre des *sola fide* nicht am Exempel eines andern demonstrieren, sie muß vielmehr „alleine für sich selbs“ erfahren werden. Eben darin aber, dem lutherischen Leser eine solche Erfahrung zuzumuten, ihm selbst solche *fides* abzufordern, besteht, so meine ich, die performative Pointe der *Historia von D. Johann Fausten*. Ob Fausts Seele am Ende gerettet wird, hängt allein vom Glauben im eigentlich Aussichtslosen ab: von seinem Glauben, worüber die *Historia* jede letztgültige Auskunft jedoch verweigert, und in dieser Ungewißheit vom Glauben des mit Faust sich identifizierenden Lesers.³³ *Sola fide*: die radikale Offenheit des Schlusses der *Historia* wird zur Konstruktionsbedingung dieser orthodox-lutherischen Glaubensprüfung, ob der Leser an Fausts Erlösbarkeit zu glauben vermag. Traut er Gottes Gnade das zu, so ist Faust gerettet. Diesen Glauben vorausgesetzt, resultiert daraus aber in letzter Konsequenz performativ eine Protestantisierung der Beichtidee. Versteht man Fausts „Oratio“ im Anschluß an die drei vorangegangenen ‚Weheklagen‘ nach dem alttestamentlichen Modell des Buches Hiob³⁴ als

³² SIMPLEX ET PIA EVANGELIORVM, QVAE IN PRAECIPVIS FESTIS LEGI SOLENT, EXPLICATIO. Per Reuerendum Dominum Doctorem MART. LVTHERVM. Nunc primum ex Germanico uersa, per MICHAELEM ROTINGIUM. VVitttembergæ, Anno M. D. LIII., fol. 8^v.

³³ In diesem Horizont gewinnt auch das immer wieder etwas irritiert beobachtete Identifikationspotential der Faustfigur seine präzise Funktion. Vgl. z.B. Müller, *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*, S. 1346: „Doch geht der Held nicht in einer Exempelfigur lutherischer Rechtfertigungslehre auf. Seine Klagen und Abschiedsreden gewinnen ihre Größe aus der Intensität des Leidens dessen, der verdammt ist. Doch eben diese Intensität, dargeboten aus der Innenperspektive des Helden, lenkt das Interesse von der unablässig eingehämmerten theologischen Begründung des Leidens auf das Leiden selbst. Wo der Erzähler Abscheu vor der Exempelfigur erregen will, da wecken deren Klagen Sympathie.“ Hess, *Text ohne Autor*, S. 102: „Die letzten Kapitel des Faustbuchs sind so suggestiv erzählt, daß der *Christliche Leser* nicht nur von Schrecken und Entsetzen, sondern auch von Sympathie und Mitleid gepackt sein mußte.“ Münkler, *Höllenangst und Gewissensqual*, S. 264, konstatiert, daß „die Figur des Teufelsbündners eine hinsichtlich der offensichtlichen Intentionalität des Textes, den Geistesfürwitz des Melancholikers zu perhorreszieren [sic], gefährliche Attraktivität erlangt, weil sie, anders als der schablonenhafte Typus, Anteilnahme und Empathie hervorruft, wo sie Abscheu und Ablehnung produzieren soll“.

³⁴ Eine Verbindung zwischen der Hiob- und der Faustfigur wird, wenn ich recht sehe, in der Forschung erst über Goethes *Faust* hergestellt, vgl. z.B. H. Herwig: Was die Welt im Innersten zusammenhält: Faust als neuzeitlicher Hiob? In: H. Spieker (Hg.): *Hiob – Auseinandersetzungen mit einer biblischen Gestalt*, Zürich 2008, S. 49-65. Die die *Historia* beschließende Sequenz der drei ‚Weheklagen‘ ab dem dreiundsechzigsten Kapitel, unterbrochen durch die Spottreden des Geistes im fünfundsechzigsten Kapitel, sowie der auf die letzte ‚Weheklage‘ folgenden ‚Oratio‘ läßt sich aber durchaus schriftnah auf das Sprechen Hiobs gegenüber Gott abbilden, das

Beichte,³⁵ dann bedarf es zu deren Abnahme nicht des geweihten Priesters als exklusiven Stellvertreters Gottes; vielmehr erscheint in der Leerstelle dessen, der Faust Absolution erteilt, der an Gottes Gnade glaubende Leser.³⁶

Schlüsselwörter

Historia von D. Johann Fausten, sola fide, Exempel, Luthertum, Autorschaft, Performativität

Abstract

According to a unanimity of scholars, the *Historia von D. Johann Fausten*, anonymously published in 1587, is to be read as a warning example of Lutheran provenance. Momentous in this context is „sola fide“, according to Luther the crucial point of salvation, of which the protagonist, the theologian Faustus, is supposed to be incapable thus becoming exemplary in a negative sense. Contrary to this opinion the present paper, starting from the ostentatiously fragile construction of authorship in the *Historia*, proposes a reading that performatively puts into practice the Lutheran „sola fide“ transferring the responsibility of faith to the recipient.

Keywords

Historia von D. Johann Fausten, sola fide, example, Lutheranism, authorship, performativity

gerahmt ist durch die große Wehklage und Verfluchung der eigenen Geburt im dritten Kapitel, die, gemischt mit anklagenden Theodizeeäußerungen, im sechsten/siebten und neunten/zehnten Kapitel wiederaufgenommen wird, sowie Hiobs abschließendes Bekenntnis (42,3-6: „Darumb bekenne ich / das ich hab vnweislich geredt / das mir zu hoch ist vnd nicht verstehe. ⁴So erhöre nu / las mich reden / ich wil dich fragen / lere mich. ⁵Jch habe dich mit den ohren gehört / vnd mein auge sihet dich auch nu. ⁶Darumb schuldige ich mich / vnd thu busse in staub vnd asschen.“). Zitiert nach: D. Martin Luther: Die gantze Heilige Schrifft Deudsch. Wittenberg 1545. Letzte zu Luthers Lebzeiten erschienene Ausgabe. Hg. von H. Volz unter Mitarbeit von H. Blanke. Textredaktion F. Kur. Darmstadt 1972.

³⁵ Roloff, Struktur und Intention, S. 96, spricht von „einer Art Beichte oder Selbstdarstellung“; Münkler, Transformationen legendarischen Erzählens, S. 61, konstatiert, das Bekenntnis sei „eine unmittelbare Kontrafaktur zum Geständnis in der Theophiluslegende: Faustus legt es nicht, wie Theophilus, öffentlich in der Kirche vor dem Bischof und der Gemeinde ab, sondern semi-öffentlich, in einem Wirtshaus als *oratio Fausti ad Studiosos*. Dennoch bleibt der performative Akt als Generalbeichte erhalten [...]“.

³⁶ Für diesen Hinweis danke ich herzlich meinem Bochumer Doktoranden Thomas Vogel. – Zum vorreformatorischen und zum lutherischen Verständnis der Beichte bzw. des Bußsakraments vgl. den Überblick in: Theologische Realenzyklopädie. Hg. von G. Krause und G. Müller. Bd. 5, Berlin-New York 1980, S. 411-439 s.v. ‚Beichte‘, insbes. S. 414-424.

Bürger, Dichter, Edelmann

Von der Bedeutung des Adelsdiploms für Martin Opitz und seine Dichtungsreform

Als sich der 20jährige Schlesier M. Opitz 1617 in seiner Abschlussrede am Akademischen Gymnasium in Beuthen/Oder „über die Verachtung der deutschen Sprache“ (*de contemptu linguae Teutonicae*) ausließ,¹ stand für ihn sicherlich außer Frage, dass diese auf Latein zu halten war. Das Idiom der humanistischen Gelehrten war das einzig angemessene Medium für einen programmatischen Vortrag, selbst wenn darin jenes als korrumpiert und verkommen angeprangert wurde. Dass „Opitzens Angriff gegen die lateinische Sprache [...] nur im Beuthener Akademischen Gymnasium möglich“ gewesen sei, wie Marian Szyrocki meint,² ist angesichts der bemerkenswerten Toleranz und Liberalität der von Georg von Schönaich gegründeten und im Sinne eines interkonnessionellen Ausgleichs geführten Lehranstalt einleuchtend. Darüber hinaus war sie für den rhetorischen Auftritt des jungen Redners, der dem zünftigen Bürgertum aus Bunzlau am Bober entstammte, aber auch deshalb ein günstiger Ort, weil sie, die Funktionen einer im politischen Spannungsfeld Schlesiens fehlenden Landesuniversität wahrnehmend,³ ihr pädagogisches Angebot an Beamte und Bedienstete in den Behörden richtete, die bekanntlich für den frühneuzeitlichen Zentralstaat neben Hof und Heer unverzichtbar waren (bzw. werden sollten). Und für diese staatsdienstliche Orientierung, die in Opitz' späteren Schreiben, Dedikationen

¹ Martin Opitz: *Aristarchus sive De Contemptu Linguae Teutonicae*. Gesammelte Werke [GW]. Kritische Ausgabe. Hg. v. G. Schulz-Behrend, Stuttgart 1968 ff. (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart), Bd. I: Die Werke von 1614 bis 1621, 1968, S. 51-75.

² M. Szyrocki: *Martin Opitz*. 2., überarb. Aufl., München 1974, S. 25-26.
Die von Szyrocki im selben Zusammenhang seiner grundlegenden Opitz-Biographie geäußerte Ansicht, dass sich die *Aristarchus*-Attacke gegen das Lateinische, da dessen perfekte Beherrschung das zentrale Lernziel „der schlesischen Gymnasien“ gewesen sei, zugleich „gegen das damalige Bildungsideal überhaupt“ gerichtet habe, müsste im Licht neuerer Forschung wohl relativiert werden.

³ Vgl. K. Garber: *Martin Opitz*. In: *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk*. Hg. v. H. Steinhagen und B. v. Wiese, Berlin 1984, S. 118-119, und J.-U. Fechner: *Der Lehr- und Lektüreplan des Schönaichianums in Beuthen als bildungsgeschichtliche Voraussetzung der Literatur*. In: *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*. Hg. v. A. Schöne, München 1976 (Germanistische Symposien der DFG I, Wolfenbüttel 1974), S. 324-334.

und Panegyrica an Personen von Adel immer wiederkehren wird,⁴ hat Opitz das Latein instrumentalisiert, indem er es einerseits als Medium exklusiver Kommunikation verwendete, andererseits zu einer Negativfolie für das Deutsche degradierte, um dessen extraordinäre Verfassung herauszustellen.

1) Über die verzögerte Aufnahme des Poeten in den *Palmenorden*

Von daher kann es nicht verwundern, dass sich Opitz' Plädoyer für den Gebrauch der Landessprache nur am Rande auf praktische Gründe stützt, wie sie sich z.B. aus dem Anwachsen polizeilicher Aufgaben in den Städten ergeben. Seine Absicht verlangt vielmehr prinzipielle Argumente, z.B. kulturpatriotischer Art: Die Muttersprache sei ein wesentlicher Träger des Nationalbewusstseins – und zu ihrer Pflege gehöre die Beschäftigung mit der Poesie, in der jede Sprache ihren vollkommenen Ausdruck erfahre. Seiner Forderung nach Einrichtung einer anerkannten, den europäischen Nationalliteraturen mindestens ebenbürtigen deutschen Dichtung auf der Basis einer (überregional gültigen) hochdeutschen Verkehrssprache verleiht Opitz aber besonderen Nachdruck durch einen sprachmetaphysischen Rekurs: Unsere „germanischen Vorfahren“ hätten sich den römischen Imperialisten siegreich widersetzt, was ihrer „Tugend und Sittenreinheit“ zuzuschreiben sei, die sich in einer Sprache widerspiegeln, die „lauter und rein von jeder fremden Befleckung“ gewesen sei, während die lateinische Sprache allmählich verkommen sei – wie die monströsen „Herrscher ihrer Zeit“, die Kaiser Claudius, Nero oder Domitian.⁵ Daher sei es geradezu unerklärlich, dass die Deutschen ihre unverdorbenere Muttersprache nicht kultivieren, sondern mit fremdsprachlichen Elementen durchziehen und damit verfälschen. Ihre Misshandlung aber zeuge von einer Missachtung des Vaterlandes.

In seiner (nach dem *Aristarchus* und dem *Buch von der Deutschen Poeterey*) dritten programmatischen Schrift, der Vorrede zu seinen *Acht Büchern Deutscher Poematum* von 1625, die er Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen widmet, greift Opitz den Gedanken einer Korrelation zwischen geistig-künstlerischen und geschichtlich-politischen Vorgängen nochmals auf, indem er zwischen den „Regimentern vnd Policeyen“ und den „freyen Künsten“ eine Art Schicksalsgemeinschaft ausmacht, insofern „sie auff einmal miteinander entweder steigen oder zu Grunde gehen“. Und wieder werden zum historischen Exempel die Römer herangezogen, deren Kaiser die „Wissenschaft [i.e. die Poeterey] so lange in jhren Schutz vnd Förderung genommen / so lange ihr Reich [...] bey seinen Würden verblieben ist“.⁶

⁴ Hierbei bieten sich gute Gelegenheiten, den Dichterberuf endgültig dem Vorwurf der Pritschmeisterei zu entziehen und darüber hinaus als unverzichtbar für den neuzeitlichen Machtstaat anzupreisen; vgl. u.a. Garber, Opitz, S. 138-144, und H. Jaumann: Nachwort. In: Martin Opitz: Buch von der Deutschen Poeterey (1624). Studienausgabe. Hg. v. H. J., Stuttgart 2002, S. 191-213, hier S. 197-199.

⁵ Opitz, *Aristarchus*, S. 57-58.

⁶ Opitz: *GW*, Bd.2/2: Die Werke von 1621 bis 1626, 1979, S. 531.

Dieser Argumentationskomplex ist von der Barockforschung gründlich beschrieben und differenziert erörtert worden.⁷ Dabei wurde als rhetorisch wirksam im Sinne einer sozialen Aufwertung der Dichtung vornehmlich die Behauptung angesehen, dass ein Engagement für die Künste machterhaltend wirkt, zumindest dem Staat Ansehen verschafft. Immerhin kann der Adressat, Fürst Ludwig, den Herrschern zugeordnet werden, die Sprache und Dichtung pflegten, solange das von ihnen regierte Gemeinwesen blühte – auch wenn das Fürstentum Anhalt-Köthen nicht das Imperium Romanum ist und Prosperität und Pracht sich in bescheidenen Grenzen halten. Nach der Logik der Opitz'schen Argumentation müsste jedenfalls dem anhaltinischen Territorium „Würde“ beschieden sein, da sich sein Fürst als Oberhaupt der *Fruchtbringenden Gesellschaft* doch für die *Poeterey* einsetzt. Und demzufolge wird er deren hervorragendsten Vertreter, nämlich den Autor, der ihm die musterhaften *Deutschen Poemata* dediziert und seine Unterstützung quasi als nationale Leistung insinuiert, die erhoffte Förderung nicht versagen.

In erster Linie versagt aber, von der Forschung kaum beachtet, die Topik der wohl durchdachten Widmungsrede: Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen hält sich nämlich vornehm zurück, d.h. er betreibt keineswegs die Aufnahme des Bürgers Opitz in den *Palmenorden*. Zwar hatte dieser „es gewagt, die Elbe wie den Rubikon zu überschreiten, um zu den Anhalter Fürsten zu gelangen, die mich ziemlich gnädig beurteilten“⁸, aber eben nicht in ihre (eigentlich dem Ziel fruchtbarer Sprachpflege verpflichtete) Gesellschaft holten. Noch zwei Jahre nach der Zusendung der *Poemata*, am 1. Oktober 1627, muss der „unbemittelte Bunzlauer Fleischersohn“ seinem Kollegen August Buchner mitteilen, dass er „noch keine Nachricht aus Anhalt erhalten habe“.⁹ Das mag auf sein (genuin bürgerliches) Konkurrenzverhalten im Hinblick auf die Urheberschaft der deutschen Poesie zurückzuführen sein, u.a. gegenüber dem Sekretär des *Palmenordens*, Tobias Hübner, der die Einführung des Alexandriners für sich reklamierte und in einem ebensolchen öffentlich behauptete, „dass in gebundner Redt / Ich erst den Weg gezeigt / und Teutsch in Maß geredt“.¹⁰ Aber das ist nicht der entscheidende Grund für die despektierliche Verspätung von Opitz' Aufnahme

⁷ Neben Garber, Opitz; R. Drux: Die Dichtungsreform des Martin Opitz zwischen nationalem Anspruch und territorialer Ausrichtung. In: Dichter und ihre Nation. Hg. v. H. Scheuer, Frankfurt a.M. 1993, S. 53-67, hier S. 57-58; W. Kühlmann: Martin Opitz. Deutsche Literatur und Deutsche Nation, Heidelberg 2001, S. 24-29; Jaumann: Nachwort (wie Anm. 4), hat sich ihm vor allem V. Sinemus: Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert. Göttingen 1978 (Palaestra 269), S. 18-22, gewidmet.

Eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der für die Thematik einschlägigen Forschung erfolgt in der schriftlichen (noch nicht publizierten) Version meines Beitrags zu dem von Walter Schmitz ausgerichteten Symposium über Adel und Literatur im Schlesien der Frühen Neuzeit im Dezember 2007, auf den dieser Aufsatz zurückgeht.

⁸ Opitz: Brief an Venator vom 17. Februar 1626 (zit. nach. Szyrocki, Opitz, S. 68).

⁹ Szyrocki, Opitz, S. 68.

¹⁰ [Tobias Hübner:] Kurtze Vnd Jn Reime verfaeste Erklärung Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen/ Wort und Gemähldte (1624); zit. n. N. Kaminski: EX BELLO ARS oder Ursprung der „Deutschen Poeterey“, Heidelberg 2004, S. 83.

in den bedeutendsten deutschen Dichterorden – den offenbart erst ihr endgültiger Vollzug 1629.

Sie erfolgte nämlich erst, nachdem Opitz während einer Gesandtschaft in Wien 1625 vom Kaiser zum Dichter gekrönt und auf Betreiben seines damaligen Dienstherrn, des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna, 1627 nobilitiert worden war. Da mussten private Eitelkeiten und poetische Urheberrechtsansprüche zurückstehen; jetzt war das Selbstverständnis der *Fruchtbringenden Gesellschaft* tangiert. „Von Anfang an nämlich situiert“ diese „ihren Ursprung ‚im Jahr 1617. bey einer vornehmen/ [...] Fürstlicher und Adelicher Personen zusammenkunfft‘, in der (Hoch-)Aristokratie somit, und noch 1650 gehörten mehr als 93 Prozent ihrer Mitglieder dem Adel an“.¹¹ Für diese war der sich selbst als Fähnrich der deutschen Poesie titulierende Metzgersohn aus dem niederschlesischen Bunzlau, obgleich die Standesgrenzen überspringende Selbsterhebung in den Offiziersrang eher metaphorisch gemeint war (er wolle ein Fähnlein auf das „Feldt“ der Poesie gegen die Italiener und Franzosen führen),¹² als Ordensbruder nur schwer zu ertragen – und erst „mit der kaiserlichen Nobilitierung am 14. September 1627 erlangte er wenigstens titularisch „ständische ‚Salonfähigkeit““ und damit Einlass in den *Palmenorden*. Der Neffe des „Nährenden“, Christian Baron de Ballenstädt, der spätere Fürst von Anhalt, hielt diesen Moment fest; sein „in holprigem Französisch geschriebener Brief“¹³ an Christoph von Dohna teilt mit, dass dem „Herrn Opitius“, einem mickrigen, nicht sonderlich ansehnlichen Mann, aufgrund seines Esprits und seiner hohen „Reputation hinsichtlich der Invention und seiner neuen deutschen Poesie [...] die berühmten Dichter unserer Zeit und unserer Sprache [...] einstimmig und bereitwilligst die Palme überlassen“.¹⁴ Allerdings muss er ausdrücklich betonen (was das hohe Maß an Bereitwilligkeit von Seiten des Geburtsadels stark relativiert), dass 1) ihn, Opitz, die führenden deutschen Dichter der Zeit, Tobias Hübner, Diederich von dem Werder und Fürst Ludwig selbst, anerkannten, „obwohl sie vor ihm die Erfinder oder Erneuerer der deutschen Poesie waren“. Und 2) habe schließlich „auch seine kaiserliche Majestät ihn geadelt [...] und folglich hat ihn der Herr Nährende nach dieser Adelserhebung aufgenommen“ [...] – *und folglich*, d.h. wegen der kaiserlichen Nobilitierung bzw. in ihrer Folge wurde Fürst Ludwig aktiv. Ja, er überkompensiert sein ‚langes Säumen‘ dadurch, dass dem einstigen Bürger und nunmehrigen Herrn Martin Opicz vom Boberfeld „ein höchsten Adel indizierender Gesellschaftsname („Der Gekrönte“)“ zugewiesen wird.¹⁵

¹¹ Kaminski, *Ex bello ars*, S. 84.

¹² Vgl. Opitz, *Poetery*. Studienausgabe (wie Anm. 4), S. 22 (Ende des „II. Capitel[s]. Worzue die poeterey / vnd wann sie erfunden worden.“); dazu auch Kaminski, ebd., S. 24-28.

¹³ Szyrocki, Opitz, S. 68.

¹⁴ Zit. n. ebd., S. 69.

¹⁵ Kaminski, *Ex bello ars*, S. 86.

2) Vom Adel durch Bildung (ein Stereotyp)

Opitz' Kalkül war damit aufgegangen; aber allen rhetorischen Analysen zum Trotz waren es weniger die Argumente, die in der Frühen Neuzeit zur Legitimation des Dichterberufs aufgeboten wurden und die sich schon bald zu gruppenspezifischen Stereotypen¹⁶ verfestigten: die genannte Aufwertung einer Nation durch Ausbildung einer nationalsprachlichen Dichtung (bzw. die Pflege der Muttersprache als Anzeichen für die Blüte des Vaterlandes); die Gleichrangigkeit des gebildeten Bürgers mit dem generischen Adel; die Verewigung vergänglicher Herrscher und Helden im unvergänglichen Dichterwort usw.. Es waren wohl eher Aristokratie-immanente Spielregeln, deren Beachtung letztlich Opitz' Einzug in die *Fruchtbringende Gesellschaft* ermöglichte, der seiner Reform neben der überregionalen auch die standesübergreifende Anerkennung eintrug.

Dabei fällt auf, dass Opitz selbst mit seinem Adelsdiplom nicht gerade gewuchert hat. Seine merkwürdige Ignoranz seinem neuen sozialen Status gegenüber hat bereits 1877 Hermann Palm in seinen *Beiträgen zur Geschichte der deutschen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts* dokumentiert und sich die Frage gestellt:

Sollte derselbe Dichter, der sich unter den größten der politischen wie der gelehrten Welt so gern bewegt, von einem Vorzuge, der doch [...] im 17. Jahrhundert [...] in den Augen unzähliger hohen Wert hatte, so gering gedacht haben, dass er ihn nirgends anwenden mochte? Wenn aber Opitz dies selbst nicht tat, dann darf noch weniger Verwunderung erregen, wenn auch andere, nicht nur seine Freunde, sondern auch diejenigen Persönlichkeiten und Behörden, die seine Würden und Ehren jedenfalls beachten wollten und mussten, von diesem Titel nichts wüßten.¹⁷

Auf der Suche nach der Lösung dieses Rätsels (das er „zu einem sicheren Abschluß zu bringen“ gedenkt) stößt Palm u.a. auf den Brief vom 4. Mai 1628 an Balthasar Venator, der wie folgt unterschrieben ist: „T. ex animo Martinus Opitius de Boberfeldt. (Sum enim, Caesare ita volente, eques ἄνιπτος et nobilis sine rusticis. [Ich bin nämlich nach dem Willen des Kaisers ein Ritter ohne Pferd und ein Adliger ohne

¹⁶ Zur deutlichen Abgrenzung des Begriffs ‚Stereotyp‘ (das, Pl. die Stereotype) von ‚Topos‘, der auf der Ebene der Argumentation (inventio) angesiedelt ist, und ‚Klischee‘, einem vornehmlich stilistischen Phänomen, erlaube ich mir ein Eigenzitat: Mit ‚Stereotyp‘ wird „stärker die pragmatisch-funktionale Dimension hervorgehoben, die Absicht, die der Zeichenbenutzer mit der Verwendung von Stereotypen verfolgt, bzw. die Wirkung, die sie bei den Rezipienten erzielen (sollen)“. (R.D.: „Vom Paradiese bis hierher“. Weiblichkeitsklischees als Gegenstand eines Hochzeitsgedichtes von Johann Christian Günther. In: Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster. Hg. v. M. Czarnecka, Th. Borgstedt u. T. Jabłęcki, Bonn-Berlin u.a. 2010 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. Bd. 99), S. 259-271, hier S. 264, Anm. 20. Vgl. auch M. Reisigl: Stereotyp. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. v. G. Ueding. Bd. 8, Tübingen 2007, Sp. 1368-1389, hier Sp. 1370-1371.

¹⁷ H. Palm: Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Breslau 1877, S. 214-215.

Bauern.])“.¹⁸ Aus dem „unbemittelten Bürgersohn“ (Szyrocki) ist also durch „Kay. vnd königl. Gnadt“ ein mittelloser Edelmann geworden. Das bestätigt Opitz in seiner Entgegnung auf Buchners Wunsch nach Einsicht in das Diplom; danach möchte er die Hand nicht ausstrecken, wenn es nichts bietet, was ihm „die alltäglichen Sorgen des gewöhnlichen Lebens nimmt“.¹⁹ Daraus schließt Palm, dass Opitz’ Geringschätzung auf „eine enttäuschung des dichters“ zurückgeht, die sich „wol auf reellere gegenstände umfaßende hoffnungen, etw eine dotation, [beziehe,] wie sie damals aus dem reichen nachlaß des seiner besitzungen beraubten böhmischen adels mit vollen händen an die creatures des hofes verteilt wurden“.²⁰

Gewiss lassen sich pragmatische Motive in Opitz’ Beziehung zum Adel nicht leugnen; immerhin findet er dort seine Dienstherrn, die ihm konkrete Aufgaben zuerteilen, für die er entlohnt wird. Aber es wäre zu kurz gegriffen, diesen ‚Lohn‘ (*merces*) auf finanzielle Zuwendungen zu reduzieren. In seinen Panegyrica auf Karl Hannibal von Dohna, insbesondere den lateinischen, die das jeweilige Anliegen des Autors eher als seine deutschsprachigen Produktionen, auf denen nach wie vor der poetologische Druck stilhoher Ausschmückungen lastet, auf den Punkt bringen, hebt Opitz z.B. immer wieder hervor, dass der Burggraf, obwohl selbst in vielfältige politische Geschäfte verstrickt, ihm etliche Mußestunden einräume, die er im „glücklichen Umgang mit den Musen“ verbringen dürfe.²¹ Diese weiß er zu nutzen, um seinem Dienstherrn in Form poetischer Verewigung seiner Taten Dank abzustatten, womit die Verpflichtung auf Gegenseitigkeit (*mutua obligatio*) erfüllt wäre.²² Seinen humanistischen Kollegen im protestantischen Lager hat jedenfalls der Gewinn an künstlerischer Freizeit, die zumeist in einer kriegsfernen, friedlich anmutenden Enklave, etwa in Bibliotheken

¹⁸ Martin Opitz: Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Kritische Edition mit Übersetzung. An der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel hg. v. K. Conermann unter Mitarbeit von H. Bollbuck, Berlin- New York 2009, Bd. 2, S. 608 (610).

¹⁹ Zit. n. Palm, Beiträge, S. 216

²⁰ Ebd., S. 217.

²¹ Opitz: GW, Bd. IV: Die Werke von Ende 1626 bis 1630. 1. Teil, 1989, S. 137, 10-11. („tranquillum prosusque felix Musarum contubernium“). Vgl. hierzu R. Drux: Beschworene Mußestunden. Über ein zentrales Anliegen der Panegyrica des Martin Opitz auf Karl Hannibal von Dohna. In: *Memoriae Silesiae. Leben und Tod, Kriegserlebnis und Friedenssehnsucht in der literarischen Kultur des Barock. Zum Gedenken an Marian Szyrocki (1928–1992)*. Hg. v. M. Czarnecka, A. Solbach u.a., Wrocław 2003, S. 259-269.

²² Sie vollzieht sich nach den Gesetzen des Warenaustausches, wie der Begriff ‚merces‘ verrät, den Opitz des Öfteren in seinen lateinischen Kasualpoemen auf K.H. von Dohna verwendet, z.B. in dem ‚Epigramm‘ an den Burggrafen „zum 1. Januar 1629“ (Martin Opitz: Lateinische Werke. Bd. 2: 1624-1631. In Zusammenarbeit mit W. Kühlmann, H.-G. Roloff und zahlreichen Fachgelehrten hg., übers. u. kommentiert v. V. Marschall u. R. Seidel, Berlin-New York 2010, S. 218). Die Schlusspointe des Gedichtes (V. 23f.) besteht darin, dass die „Güte“, die der Burggraf „seinem Dichter“ dadurch erwiesen habe, dass er ihn „von unwürdigen Sorgen entbindet und nicht zulässt, dass ich ein bloßes Nichts bin“ (V. 13f.), mit der freundlichen Erinnerung der Nachwelt an K. H. v. Dohna, die die ihm zgedachten Verse besorgen, verrechnet wird: „Haec tua sit merces. Diues dare quilibet aurum, / Famam Pieridum non nisi turba potest“ („Dies soll dein Lohn sein, jeder beliebige Reiche kann Geld geben, Ruhm nur der Musensöhne Schar“, übers. v. R.D.).

oder auf den Landgütern der Fürsten oder Personen hohen Standes, gewährt wird, – den gelehrten Zeitgenossen hat die herr(schaft)liche Ermöglichung eines ungestörten Verweilens in der dem Poeten ‚wesentlichen‘ „wissenschaft“ von „Feder vnd Papier“ als Grund für sein Engagement bei von Dohna, dem Habsburger Statthalter in Breslau und gegenreformatorischen Zwingherrn Schlesiens, so eingeleuchtet, dass sie diesen sogar als einen „von unserer Religion Abgekehrten“ billigend in Kauf nahmen.²³ Und nach dessen Flucht erschien ihnen Opitzens Rückkehr ins protestantische Lager nicht minder verständlich. Erstaunlich geräuschlos vollzieht sich seine Bestallung bei den Piastenherzögen im April 1633. Dass er ohne nennenswerte Verzögerung in deren Dienste treten kann, hängt wohl damit zusammen, dass sie wie auch seine protestantischen schlesischen Freunde, zu denen er während seiner Zeit als Geheimsekretär des katholischen Kammerpräsidenten von Dohna stets in Briefen und Dichtungen Kontakt hielt, ihn als redlichen Moderator zwischen den konfessionellen Parteien akzeptiert und ihm sogar einen mäßigenden Einfluss auf die Habsburger Exekutoren der Gegenreformation zugebilligt haben, wie Szyrocki annimmt.²⁴ Das hat Barbara Wiedemann mit einer Analyse gerade des Werks bestätigt, das Opitz den Vorwurf eines seine reformatorisch-irenische Überzeugung verratenden Opportunisten eintrug, nämlich seiner Übersetzung des *Manuale conversarium* des niederländischen Jesuiten Martinus Becanus: Sie zeigt auf, dass Opitz, indem er lateinische Fachbegriffe als Fremdwörter in den deutschen Text überträgt und damit als Elemente des lateinisch sprechenden, also katholischen Klerus kenntlich macht, während er wichtige Stellen der Abhandlung, die aus der Hl. Schrift in der *Vulgata*-Version stammen, mit Zitaten aus der Luther-Bibel wiedergibt, – er somit die ihm abverlangte Übersetzung eines gegenreformatorischen *Handbuchs* in einen „subversiven Vorgang“ verkehrt.²⁵

Hat aber wirklich die überkonfessionelle Haltung des während seiner katholischen Dienstzeit auf Mäßigung bedachten Dichter-Diplomaten die Herzöge von Liegnitz und Brieg zu seiner Einstellung bewogen? War für sie nicht eher ausschlaggebend, dass sie mit Opitz einen ‚echten Polit-Profi‘ erhalten, der mit hochrangigen Staatsmännern zu verkehren und verhandeln weiß?²⁶ Und deshalb zögern sie nicht (im Gegensatz zu Opitz selbst und seinen bürgerlichen Mitgelehrten) ihn mit seinem Adelsnamen anzusprechen, sowohl in persönlichen Mitteilungen als vor allem auch in offiziellen, d.h. von „ihrer kanzlei ausgehenden schriftstücken“.²⁷ Ein „Herr Martin Opitz von Boberfeldt“ war im politischen und diplomatischen Diskurs nun einmal

²³ In seinem Brief an Janus Gruter vom 20. November 1626 teilt Opitz dem berühmten Gelehrten mit: „Patronum habeo Illustriss. Burggravium de Dhona Carolum Annibalem, auersum quidem à religione nostra, ita tamen mei amantem, ut benevolentiam eius praedicare satis non valeam“ (Opitz: Briefwechsel, Bd. 2, S. 509).

²⁴ Szyrocki, Opitz, 95-96.

²⁵ B. Wiedemann: Mitbarer Münze. Überlegungen zum funktionalen Regelverstoß bei Martin Opitz. In: Kulturgeschichte Schlesiens in der Frühen Neuzeit. Hg. v. K. Garber, Tübingen 2005 (Frühe Neuzeit, Bd. 111), Bd. 2, S. 955-1025, hier S. 1023.

²⁶ Das geht auch aus der Charakteristik des Barons von Ballenstädt hervor: Opitz „ist eine sehr gelehrte Persönlichkeit, kennt gut seine Sprachen, ist wohlbereist und unserer Religion hingegen.“ (zit. n. Szyrocki, Opitz, S. 69).

²⁷ Palm, Beiträge, S. 218.

mit einem höheren Maß an Reputation ausgestattet. Aber auch zur Durchsetzung seiner Dichtungsreform trug sein Titel bei; denn der Adelsbrief war die offizielle Festschreibung des programmatischen Anspruchs, den Poeten im höfischen Umkreis als „Fachmann für Repräsentationskultur“ zu etablieren, der sich auf seine „gelehrte Professionalität“ stützen kann.²⁸

Darauf hebt Opitz selbst in seiner *Schäfferey von der Nymphen Hercinie* ab, die er noch als Sekretär des katholischen Burggrafen von Dohna verfasste und 1630 dem protestantischen Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch widmete. Die Prosaekloge exponiert den Funktionszusammenhang zwischen „aristokratischer Herrschaft und im Dienst des Hofes stehendem Gelehrtentum“ und „erhebt [...] die Verbindung von Kunst und Wissenschaft als signum gelehrter Existenz zum Maßstab auch für den Adel“²⁹, was in den berühmten dem Grafen von Schaffgotsch in den Mund gelegten Versen kulminiert:

Standt blüet durch verstandt: hett ich nicht standt gehabt /
So hette mich verstandt mitt adel doch begabt.³⁰

Das ist allerdings weit mehr als die „Symbiose von adligem Herrn und akademisch gebildetem Hofbeamtentum“, das über die „zivilisatorischen Instrumente“ zur „kulturellen Repräsentation“ der Adels Herrschaft verfügt.³¹ Der Verstand wird doch unmissverständlich über den Stand gestellt, er kann notfalls das genetische Defizit ausgleichen. Wenn aber nach Ansicht eines zwar gebildeten, aber nichtdestotrotz aus einem alten schlesischen Adelsgeschlecht stammenden und (wie die natürliche Einrichtung der Grotte zeichenhaft kundtut) durch die Natur selbst legitimierten Edelmannes Wissen und Bildung mit Adel ‚begaben‘, dann ist ein förmliches Adelsdiplom überflüssig – und kann von einem edlen Gelehrten mit Geringschätzung behandelt werden.

So gehört letztlich auch die *contemptio diplomatōs* (die Verachtung des Adelsbriefes) zu Opitz' Strategie für die Reputation des Dichterberufs. Dennoch ist er – als ein permanent in realpolitische Aktionen involvierter Diplomat – sich darüber im Klaren, dass alle diesbezüglichen Argumente und Verhaltensmuster zu bloßen Floskeln und Gesten verkommen, wenn sie bei Fürsten und ‚Hohen Herren‘ nicht verfangen – und das bringt er in der Vorrede zu seinen *Deutschen Poemata* auch deutlich zum Ausdruck, wenn er Fürst Ludwig zur parallelen Entwicklung von Regierungen und Künsten „von denen Vrsachen, die wir Menschen ergründen mögen / diese wol [...] fürnemste [vermittelt, nämlich] / dass gelehrter Leute Zu- und Abnehmen auff hoher häupter vnd Potentaten Gnade / Mildigkeit vnnnd Willen sonderlich beruhet“.³²

²⁸ G. Braungart: Opitz und die höfische Welt. In: Opitz: Nachahmungspoetik und Lebenswelt. In: Martin Opitz (1597–1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt. Hg. v. Th. Borgstedt und W. Schmitz, Tübingen 2002 (Frühe Neuzeit, Bd. 63), S. 30-37, hier S. 33.

²⁹ S. S. Tschopp: Die Grotte in Martin Opitz' *Schäfferey von der Nymphen Hercinie* als Kreuzungspunkt bukolischer Diskurse. In: Ebd., S. 236-249, hier S. 246-247.

³⁰ Opitz: GW, Bd. 2/2, S. 546.

³¹ Tschopp, Die Grotte, S. 248.

³² Opitz: Poeterey. Studienausgabe, Anhang 3, S. 101.

Beinahe 30 Jahre später (1657/58) wird genau das der in der alten Hansestadt Königsberg unter reichen Kaufmannsfamilien ansässige Professor Poeseos Simon Dach in den nüchternen Versen seiner *Unterthänigste[n] letzte[n] Fleh-Schrifft* sagen, in denen er seinen Landesherrn um eine Stückchen Land ersucht. Seine Bitte untermauert er mit dem locus classicus, dass er dem Großen Kurfürsten und seinem Haus „mit berühmter Zungen [...] gesungen [habe], / Was kein Rost der Zeit verzehrt“;³³ dennoch ist er sich bewusst, dass dieses bewährte Argument eines historischen Korrosionsschutzes durch das unvergängliche Dichterwort nicht greifen muss. Denn

Fürsten schencken nach Behagen,
Gnade treibet sie allein,
Nicht Verdienst, das Sie thun sollen,
Nein, Sie herrschen frey und wollen
Hie auch ungebunden seyn.

Freilich, gerade der in protestantischer Manier vorgezeichnete Gnadenakt, der an die göttliche Fundierung der fürstlichen Herrschaft erinnert (und durch die Kopula „Gott und Dich“, die er besingen wolle, unterstrichen wird), legt dem Fürsten nahe, sich der Bitte seines Herolds nicht zu verschließen, auch wenn der Autor an der ‚Freiheit‘ und ‚Ungebundenheit‘ des Herrscherwillens keinen Zweifel lässt. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg – Preußen gab jedenfalls dem Gesuch seines Hausdichters statt.

Schlüsselwörter

Dichtungsreform, Martin Opitz, Fruchtbringende Gesellschaft, Legitimation des Dichterberufs, Adelsdiplom

Abstract

Townsmen, Poets, Noblemen

To accomplish his poetry-reform M. Opitz was not only dependent on social and financial support from his multiple aristocratic employers, but he also needed the acceptance of the *Fruchtbringende Gesellschaft* significant in the matter of language and literature. To achieve his admission to the *Palmenorden*, he appointed those arguments, which were provided to legitimate the profession of a poet in the early modern age; above all he emphasized that the cultivation of the mother tongue and the formation of poetry indicate the flourishing of the own country and increase the prestige of the respective sovereign. Finally his rhetoric ability was a less crucial factor for his affiliation than his certificate of nobility issued by

³³ Simon Dach: *Unterthänigste letzte Fleh-Schrifft an Seine Churfürstl. Durchl. Meinen gnädigsten Churfürsten und Herrn*. In: *Gedichte des Barock*. Hg. v. U. Maché und V. Meid, Stuttgart 1980, S. 88-89.

the emperor, even though he himself, in humanistic awareness that also science and art, rise to the nobility, did not make use of it, contrary to his aristocratic lords and patrons.

Keywords

poetry-reform, Martin Opitz, Fruchtbringende Gesellschaft, legitimation of the profession of a poet, certificate of nobility

Weises Rätsel

Die Geschichte der Darstellung und Deutung der Texte Weises ist verwirrend, weil unterschiedliche Autoren sie in je verschiedenen engeren oder weiteren Kontexten sehen: als späte Texte allegorisch-didaktischer Tradition des 16./17. Jahrhunderts oder als Vorläufer der Literatur der Aufklärung. Ihre Funktion im Rahmen des Unterrichts des Gymnasialrektors Weise verführt leicht dazu, die Ambivalenz der Texte und die Bruchstellen zwischen moraltheologischer Theorie und der dargestellten weltlichen Praxis der Figuren seiner Dramen und seiner Romane zu verkennen und die Texte ohne Rücksicht auf charakteristische Differenzen auf die Moraltheologie der lutherischen Orthodoxie oder auf frühere Texte der Narrenliteratur zu beziehen. Die differenzierte Wahrnehmung der sprachlichen Form ist aber bei Weise von besonderem Interesse, da diese Texte auch als historische Dokumente eines kulturellen Wandels von Bedeutung sind.

Wilfried Barner betonte schon 1972 im Weise-Kapitel seiner grundlegenden Darstellung der Barockrhetorik, wie wenig sinnvoll es sei, „Barock, Transzendenzismus und Höfisches auf der einen, Bürgertum, Immanentismus und ‚Politik‘ auf der anderen Seite als Antagonismen gegeneinander auszuspielen.“¹ Er sieht Weise in diesem Spannungsfeld und postuliert „die Prävalenz einer immanent-deskriptiven Weltsicht und die Unvollkommenheit einer generalisierenden theozentrisch-christlichen Interpretation.“² Die Aporie dieser Perspektiven prägt sich auch in je unterschiedlichen Sprachauffassungen aus, in mittelalterlicher, theozentrisch-christlicher Weltauslegung, die voraussetzt, dass jedes Ding allegorisch auf Gott verweise oder in neuerer, aufgeklärter Sprachauffassung, die Bedeutungen anhand der Beschreibung der Natur, der Welt und der Handlungen des Menschen erschließt. Weises Texte provozieren die Frage: Inwiefern sind diese noch vom Ähnlichkeitsdenken des Mittelalters geprägt, wie weit schon von dem das Analogiedenken ablösenden Sprachprinzip der Kausalitäten und Kontingenzen, von der Praxis empirischer Welterfahrung?³

¹ W. Barner: Barockrhetorik, II, 3: Der Werdegang eines großen Barockrhetorikers: Christian Weise. Tübingen 1972, S. 218.

² Ebd., S. 218-19.

³ Zu den Wandlungen der mittelalterlichen Bedeutungslehre in der frühen Neuzeit: F. Ohly: Zur Signaturenlehre der frühen Neuzeit, Stuttgart-Leipzig 1999; dazu die Rezension von Sibylle Rusterholz, in: *Arbitrium* 3 (2000), S. 283-288. Zur Systematik historischer Organisationsformen des Wissens: M. Foucault: *Les mots et les choses: Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966. Deutsche Übersetzung: U. Koeppen: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt 1972. Foucault hat 4 Arten der „Epistème“, des Ensembles der Totalität des geregelten Weltwissens unter-

Nicht nur in der älteren, sondern auch in der neueren Forschung werden aber Weises Romane, vor allem *Die drey ärgsten Ertz-Narren*, immer noch wenig differenzierend im Kontext spätmittelalterlicher Narrenrevue gesehen.⁴ Die unkritische Übernahme von Topoi der Narrenliteratur der frühen Neuzeit lässt sich nur erklären durch eine nur inhaltsanalytische Rezeption der Texte und durch die Negation der Spannungen zwischen Textprozessen, moraldidaktischen Einlagen und allegorisch-emblematischen Bildtraditionen. Diese Spannungen und Brüche zeigen aber Weise auch als Zeugen und Autor des kulturellen Wandels. Ich habe in früheren Studien versucht, vorerst am Beispiel der *Ertz-Narren*, später anhand des Zwillingsromans *Die Drey Klügsten Leute der Welt*, die Bedeutung der beiden Romane im Kontext des Wandels komischer Schriften zu zeigen.⁵ In diesem Beitrag möchte ich nur knapp die beiden Erzählprozesse vergleichend darstellen, um dann vor allem die bisher allzu oft vernachlässigten oder auf traditionelle Deutungen reduzierten Schlüsse zu vergleichen und auf die einleitend gestellten Probleme zu beziehen.

In den *Ertznarren* wird die Geschichte des adeligen Erben Florindo erzählt. Er muss, um sein Erbe antreten zu können, die testamentarische Bedingung erfüllen, im Saal seines Schlosses die Gemälde der drei ärgsten Narren auf der Welt anzubringen.

schieden: 1. Die spätmittelalterlich frühneuzeitliche Denkform, die Zeichen und Bezeichnetes nach den Relationen der Ähnlichkeit und der Teilhabe verbindet. 2. Die französisch klassische Organisationsform des Wissens, die Zeichen und Bezeichnetes nach den Prinzipien der Repräsentation und der rationalen Analyse ordnet. 3. Die durch die Aufklärung begründete Erhebung des Menschen als eines seiner selbst bewussten Subjekts zum Garanten des Wissens. 4. Das für die Gegenwart prognostizierte „Verschwinden des Menschen“ als ohnmächtiges Objekt durch Macht kontrollierter Institutionen und Aussagesysteme. Inwiefern diese Systematik als heuristisches Medium anregend, im konkreten Fall aber zu differenzieren ist, müssen je einzelne Fallstudien zeigen. Sicher aber endete die Epoche der Ähnlichkeit in Deutschland später als in Frankreich.

⁴ So z.B. P. Hesselmann: Narrheit und Klugheit in C. Weises *Die drey ärgsten Ertz-Narren*. In: J. Schillinger (Hg.): *Der Narr in der deutschen Literatur im Mittelalter und der frühen Neuzeit* (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Bd. 96), Bern-Berlin 2009, S. 279-298, hier S. 288 und S. 290 und Anm. 24. H. nennt die problematischen Voraussetzungen seiner Untersuchung: „Die Überlegungen, die weitere Romane und soziaethische Texte Weises berücksichtigen, nehmen ihren Ausgangspunkt von Weises Moralphilosophie, in der sein anthropologisches Konzept von Wahrheit und Klugheit eine theoretische Basis findet“ (S. 279). Er sieht keine Bruchstellen und keine Veränderungen von Weises Anthropologie, weder in den Romanen noch in den Tugendlehren. Der vorausgesetzte Ausgangspunkt der Tugendlehren war aber zur Zeit der Niederschrift der Romane noch gar nicht vorhanden und hat sich in unterschiedlichen Texten von 1681–1697 erst gebildet und in der *Christlichen Tugendlehre* (1697) die letzte Fassung gefunden. Die Tugendlehren zeigen unterschiedliche Positionen Weises zum Naturrecht, das er vorerst dezidiert ablehnt, um sich ihm dann zu nähern. Siehe dazu F. Vollhardt: *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert* (Communicatio 26), Tübingen 2001, Teil II, 3b: *Christian Weises moralische Artzney-Kunst*, S. 116-134.

⁵ P. Rusterholz: *Vom Öffnen und Schließen komischer Schriften: Christian Weises Die drey Ertznarren in der ganzen Welt*. In: F. M. Eybl und I. Wirtz: *Delectatio*. (Beihefte zu *Simpliciana* 4), Bern 2009, S. 169-183; Ders.: *Wandlungen des Komischen als Gegenstand transdisziplinärer Literatur- und Kulturgeschichte*. Im Druck, erscheint in H.-G. Roloff (Hg.): *Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A*.

Deshalb geht er mit seinem Gesinde, dem Hofmeister Gelanor, dem Verwalter Eurylas und dem Maler, der die Narren malen soll, sowie drei Dienern auf Weltreise. Florindo wäre lieber zu Hause bei seiner Geliebten geblieben. Nur die Mahnung seines Verwalters Euryalus hält ihn von vorzeitiger Rückkehr zurück: „MONS. FLORINDO, wo er sich seine Liebste zu sehr einnehmen läst/ so müssen wir über die drey [Bild-] Felder noch eines bauen/ da er hinein gemahlt wird.“⁶ Der Hofmeister lachte und bot sich schon an, die Überschrift zu schreiben, der Maler wollte schon an die Arbeit gehen, doch Florindo bequemt sich angesichts dieser Aussicht, ins Narrenregister zu kommen, dann doch, seine Liebste warten zu lassen. In der „Compagnie“ gilt offenbar eine andere Hierarchie als außerhalb und in der Rahmenerzählung. Florindo kommt nicht die erste Stelle zu, einerseits, weil er vorerst „allezeit die Helffte von den Gedancken bey seiner Liebsten hatte“ und andererseits hält er meistens zu seinem Verwalter Eurylas, „der keinen Possen außschlug/ wann einer zu machen war.“⁷ So muss er sich nur allzu oft von seinem Hofmeister belehren lassen, da er, allen Scherzen offen, sich immer wieder in das Scheinwesen der Welt vergafft. Wer den Roman nur als Narrenpanoptikum betrachtet und seine narrative Struktur undifferenziert mit den Exempelreihen der älteren Prosasatire des 16. Jahrhunderts gleichsetzt, wird Gelanor, der sowohl die Narren als auch die Mitglieder der Compagnie kritisiert, als Repräsentanten der Klugheit betrachten.⁸ Zwar ist er den andern in der Erkenntnis der weltlichen Narrheit überlegen, doch auch er vermag Sein und Schein nicht immer zu unterscheiden. Noch im 32. Kapitel „verliebte er sich fast“ in einen Richter, der ihn mit seinen „christlichen Diskursen“ beeindruckte, der aber in Wirklichkeit ein Heuchler und korrupter Beutelschneider war. So muss er sich dann von seinem Wirt fragen lassen: „mein lieber Herr/ weiß er nicht, daß sich die schwarzen Engel offft in Engel des Lichts verstellen.“⁹ Die Wirtshäuser, Bäder und Gartengesellschaften sind die Orte, wo die Mitglieder der Compagnie nicht nur die Narren, sondern den allgemeinen Lauf der Welt studieren und erfahren, dass die Wirte ihn zwar oft anders werten, aber besser kennen als sie. Die Mitglieder der Compagnie sind aber nicht nur Voyeure, sie diskutieren mit den Narren, hören ihre Lebensläufe, nehmen teil an ihren Aktionen und veranstalten selbst Inszenierungen, entweder den Narren zum Spott oder zur eigenen Lehre, gleichsam als experimentierende Sozialforschung „avant la lettre“. Gelanor warnt sie aber vor einfältigen Spielen, die nur arme Teufel verlachten und empfiehlt: „wer Auffzüge machen will/ der wage sich an verständige Leute, die vor übriger Klugheit das Gras wachsen hören; [...] so will ich helffen mit lachen/ und wil sagen/ daß die Probe gut abgelegt sey.“¹⁰ Die Autorstimme bezieht die Lesenden mit ein. Sie werden zu Zeugen der Kommunikation der Compagnie mit den Narren und der oft in direkter Rede wiedergegebenen unterschiedlichen Stimmen der

⁶ Christian Weise: *Die drey ärgsten Ertz-Narren in der gantzen Welt*. 1673. In: *Sämtliche Werke*. Hg. von H.-G. Roloff. Bd. 17: *Romane 1*, Berlin 2006 (*Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVII. Jahrhunderts*), S. 78, fortan zitiert: GW 17, S. 78.

⁷ GW 17, S. 181.

⁸ Hesselmann, *Narrheit und Klugheit*, S. 288.

⁹ GW 17, S. 218.

¹⁰ GW 17, S. 86.

Diskussion innerhalb der Compagnie. So verstellen die Begriffe *Narrenpanoptikum* oder *Narrenrevue* die komplexe Struktur dieses polyperspektivischen Erzählens.¹¹ Trotz vielfältiger Narrenforschung kann die Gesellschaft Gelanors keine Antwort auf die gestellte Frage finden, welcher der Narren nun der größte sei. Sie geben die Frage an ein *Collegium prudentium* weiter, das zum Schluss kommt, der größte Narr sei: „Nemlich derselbe/ der umb zeitliches Kothes willen den Himmel vescherzt. Nechst diesem/ der umb lüderlicher Ursachen willen entweder die Gesundheit und das Leben/ oder Ehre und guten Namen in Gefahr setzet.“¹² Es geht also um drei Narrheiten, um drei Arten des Unglücks: Das Unglück des Sünders, der den Himmel verscherzt, das Unglück des Einzelnen, der sein persönliches Leben und seine Gesundheit aufs Spiel setzt und um die Gefährdung der bürgerlichen Existenz in der Gesellschaft. Oft wird in Interpretationen nur der erste Aspekt wahrgenommen, obwohl auch die drei Bilder, die daraufhin im Saale des Schlosses von Florindo angebracht werden, auf diese Dreizahl verweisen. Sie zeigen drei Varianten traditioneller Vanitas-Allegorie: In der Mitte erhöht das Bild eines Menschen, „der umbfieng eine Jungfrau/ welche von hinten zu lauter Feuerflammen außspie/ mit der Überschrift:

STULTE
DUM MUNDUM COLIS
INFERNUM AMPECTERIS.

Zur Linken das Bild eines Menschen, „der küste eine Jungfrau/ welche vorn lieblich bekleidet/ hinten als ein Todtengerippe war/ mit beygefügtten Worten:

STULTE
DUM VANITATES DEPERIS
MORTEM AMPECTERIS.

Zur Rechten aber „stund ein Mensch/ der liebte eine Jungfrau/ welche von hinten als eine Bettelmagd außsah/ mit der Überschrift:

STULTE
DUM DULCEDINEM SECTARIS, INFAMIAM
AMPECTERIS.¹³

Wer Schein und Wesen nicht unterscheiden kann, läuft Gefahr, das ewige und das zeitliche Leben zu verlieren und auch als Bürger in Schande zu leben.

Mit der Erkenntnis dieser allgemeinen Weisheit des *Collegium Prudentium* ist zwar die Möglichkeit gegeben, die Testamentsklausel zu erfüllen. Heißt das aber auch, dass die Mitglieder der Compagnie durch diese Reise auch die Kompetenz erworben haben, nicht zu Narren, zu Repräsentanten dieser Bilder zu werden? Besteht

¹¹ Hesselmann, *Narrheit und Klugheit*, S. 287.

¹² GW 17, S. 294.

¹³ GW 17, S. 295.

nicht ein Gegensatz zwischen den Thesen des Collegium und der ins Unendliche fortzusetzenden Reihe der Erfahrungen der einzelnen Figuren, welche sich durch unterschiedliche Fähigkeiten, Sein und Schein zu durchschauen, unterscheiden?¹⁴ Dieser Bruch verringert den Wert des Romans nicht, im Gegenteil, er wird zum aussagekräftigen Indiz des kulturellen Wandels. Deshalb sollte man auch die letzte halbe Seite nach den Allegorien besonders beachten. Sie nennt die wichtigsten Reisenden und das Fazit ihrer Erfahrung: „Der Mahler blieb zu Hofe/ mahlte Narren/ und war selbst ein Narr.“¹⁵ Er hat, obgleich mit von der Partie, die von den übrigen Reisenden in höherem oder geringerem Maße erworbene Welterkenntnis und Lebensklugheit nicht erworben. Er hat weder die Spiele, die er zu spielen versuchte, noch die Spiele, die mit ihm gespielt wurden, verstanden. Weises Roman wurde allzu oft mit Sebastian Brants *Narrenschiff* verglichen, ohne die markantesten Differenzen zu berücksichtigen. Sie zeigen sich gerade anhand der Differenz der Malerfigur. Während der Maler in Brants *Narrenschiff* zur Selbsterkenntnis des Narren und damit zur Weisheit führt, bleibt dieser Maler trotz seiner Reisen erkenntnisblind. Er kennt den Wortlaut und das Bild der Moraldidaxe, aber es hilft ihm nicht, Sein und Schein zu unterscheiden. Er wird nicht klug, sondern zur komischen Figur, zum Repräsentanten der Krise allegorischer Sprache. Er kann die Wahrheit, die er formulieren und malen kann, weder leben noch verstehen. Weder das Reisen allein noch der *Christliche Diskurs* helfen, wenn die Fähigkeit fehlt, Sein und Schein zu unterscheiden. Wenn man den Erzählprozess der Romane betrachtet und wie deren Figuren sich der Weltklugheit und der vom Collegium gewünschten Haltung zu nähern versuchen, wird klar, dass ihre Neugier, ihr Appetit auf Welt- und Augenlust nicht nur Hindernis, sondern auch Medium sein kann, eine Haltung christlicher kluger Tugend zu entwickeln. „Die Klugheit entspringt aus der versuchung“ heißt es schon in einem Dialog des ersten Stückes von Weise, in *Triumphierende Keuschheit*.¹⁶ Die Weltlust soll nicht unterdrückt, die

¹⁴ Hesselmann, *Narrheit und Klugheit*, sieht keine Bruchstelle und betrachtet den fiktionalen Text als „indirekt vermittelte Moraldidaxe, die Resolution des Collegium als direkte Vermittlung von Weises Moralphilosophie“ (S. 294.) G. Frühsorge: *Der politische Körper. Zum Begriff des Politischen im 17. Jahrhundert und in Weises Romanen*, Stuttgart 1974, betont nach differenzierter Analyse der narrativen Struktur: „Vom Abschluß der Narren-Reise, also vom Ende des Buches gesehen, muß man von einem Bruch der Struktur der Erzählung sprechen, denn die Frage, um derentwillen die Reise unternommen worden ist, wird weder im Ereignis der Reise selbst noch durch ein daraus resultierendes Ergebnis beantwortet“ (S. 170). Ich habe schon in meiner früheren Darstellung den Bruch betont (Rusterholz, *Vom Öffnen und Schließen komischer Schriften*, S. 181-82). Ich möchte aber hier durch die vergleichende Darstellung der Schlüsse der beiden Romane belegen, dass gerade diese Bruchstellen als Indizien des kulturellen Wandels von besonderem Interesse sind.

¹⁵ GW 17, S. 296. Die sonst sehr differenzierte Darstellung von Frühsorge, *Der politische Körper*, kommt zu dem nicht nachvollziehbaren Schluss, der, was den Maler betrifft, in direktem Widerspruch zum Text steht: „Die »Compagnie« aber, namentlich Florindo und der Maler, lernen gerade durch die Folgen ihrer spezifischen Schwachheit, ihrer »sonderlichen Lust« am Scheinwesen, dieses Schein-Wesen zu durchschauen“ (S. 165).

¹⁶ Christian Weise: *Triumphierende Keuschheit*. In: Ders.: *Überflüssige Gedanken Der grünenden Jugend. [...] Andere Gattung*. Leipzig 1701 (Erstausgabe 1674), S. 526. Zitiert nach Frühsorge, *Der politische Körper*, S. 16 und S. 213, Anm. 29.

Affekte nicht nach radikal stoischem Modell negiert, sondern nur ihr die Klugheit verhinderndes Übermaß gedämpft werden. Unter den Bildern wurde eine kleine Tafel angebracht mit den Worten:

FELIX
QUIA STULTORUM PERICULIS
CAUTIOR FACTUS
INEPTORUM MAGISTRORUM
PRUDENS DISCEDIT
DISCIPULUS.
APERTA EST SCHOLA
STULTORUM OMNIA PLENA.¹⁷

[Glücklich ist der kluge Schüler, der, durch die Gefährdung durch Narren vorsichtig geworden, sich von unfähigen Lehrern entfernt hat. Offen ist die Schule der Narren, alles ist voll von Narren.]

Man kann sich fragen, ob das nicht ein etwas dürftiges Fazit sei. Selbst der Autor zweifelt an seinem Schluss. Im Vorwort zu seinem nächsten Roman *Die Drey Klügsten Leute der Welt* berichtet er, in der ersten Edition der *Ertznarren* sei es „mit den Narren recht närrisch abgelaufen“, dem Buchdrucker sei die Lampe aufs Manuskript gefallen, so dass etliche Blätter verbrannt wären. „Drum wunderten sich viel/ warum die INVENTION zu letzt so kahl und abgeschmackt ablieffe.“¹⁸ *Die drey klügsten Leute* sind als Fortsetzung konzipiert. Die Personen sind zum Teil identisch, Florindo und Sylvie, die Herrschaften, und die Mitglieder der Compagnie.¹⁹ Anlass der Reise ist die Einladung von Lysias an seinen Freund Florindo, er möge ihn besuchen, um ihm Ergebnis und Verlauf seiner Narrenreise zu erzählen. Florindo vergisst das Buch seiner Reise und glaubt, nach Hause zurückgekehrt, seine Frau mit einem Liebhaber zu ertappen. Sylvie hatte wohl einen Mann geküsst, es war aber ihr aus dem Ausland zurückkehrender Bruder Armando, den Florindo nicht kennt. Florindo reist enttäuscht zu Lysias und meint dort zum Augenzeugen der Untreue von dessen Frau Belise zu werden. Diese hatte sich aber an der Brust verletzt und den Bader zu Hilfe gerufen. Daraufhin beschließen die Freunde, mit ihrer Compagnie ihre „untreuen“ Frauen zu verlassen und auf der Suche nach den klügsten Leuten eine Reise durch die Welt anzutreten. Ihre Postkutsche wird von Räubern überfallen, die eine Frist für ein Lösegeld setzen. Inzwischen studieren die Gefangenen, nachdem sich die Räuber der Wertsachen bemächtigt hatten, die Briefpost. Zur Sprache kommen unter anderem Themen der Philosophie, der Theologie und der Jurisprudenz, deren Logik

¹⁷ GW 17, S. 295.

¹⁸ GW 18, S. 5.

¹⁹ Frühsorge, Der politische Körper, berücksichtigt die Bedeutung der ganz anderen Funktion der Frauen nicht, er schreibt S. 183: „Das Personal beider Bücher ist weitgehend identisch. Die Erzählung der *Klügsten Leute* knüpft an jene schon beschriebene »kluge Narrenhistorie« an; die Zwecksetzung der neuerlichen Reisen durch die Welt wiederholt im Grunde nur die der *Ertznarren*“ (S. 183).

und Rhetorik als Selbstzweck erscheint, oder Praktiken verschiedener Berufe, die nur dem Eigennutz der Praktizierenden, aber nicht dem Gemeinwohl dienen. Sigmund wurde schon in den *Ertz-Narren* in die Compagnie aufgenommen, hatte aber dort nur als Bote zum *Collegium Prudentium* gewirkt. Hier erscheint er profiliertes, einerseits als zentrale Figur in den Diskussionen, wo er versucht politische Vernunft und christliche Tugend zu verbinden, andererseits als Beauftragter der Gesellschaft, das Lösegeld zu organisieren. Inzwischen haben die zu Unrecht verlassenen Frauen ihre Fassung, nach Phasen der Verzweiflung und der Depression, mit Hilfe des lebenserfahrenen Amando, des Bruders von Sylvie, wieder gefunden und machen sich in Männerkleidern, als „vermännerte Weiber-COMPAGNIE“²⁰, auf die Suche nach ihren dem Schein mehr als dem Sein vertrauenden Gatten und geraten, freilich nicht am gleichen Ort, ebenfalls in die Hände der Räuber. Der zur Beschaffung des Lösegelds entsandte Sigmund begegnet Kundschaftern der nächsten Stadt, gibt ihnen Informationen, um das Räubernest zu erobern und vermag dann selbst, mit Hilfe städtischer Truppen der Stadt, die gefangenen Männer zu befreien. Die „vermännerte Weiber-COMPAGNIE“ aber gerät wegen ihrer Kleider in Verdacht, zu den Räufern zu gehören. Belise soll gar als Räuberbraut verurteilt werden. Der korrupte Richter bietet ihr die Freiheit an, wenn sie ihm zu Willen sei. Sie geht zum Schein auf sein Angebot ein, aber nur unter der Bedingung, dass sie nicht im Gefängnis, sondern nur in Freiheit bereit sei, ihn zu lieben. So vermag sie mit Hilfe Amandos zu entkommen. Dank Belisens List und Amandos Weltklugheit – er schreibt dem Richter einen Brief, dass die, die er hätte zur Liebe zwingen wollen, auf Anzeige verzichte, wenn die übrigen Gefangenen in Freiheit gesetzt würden.

Die *Drey Klügsten Leute* sind also keine einfache Fortsetzung der *Ertz-Narren* und ihr Personal ist nicht weitgehend identisch, sondern eröffnet quantitativ und qualitativ neue Dimensionen. Die Frauen mäßigen ihre vorerst zu Depressionen oder gar Selbstmord tendierenden Affekte, bleiben ihrer Liebe treu und schicken sich tatkräftig und mit wachsender Weltklugheit an, die Wahrheit zu erkunden. Ihre Männer aber bleiben bis kurz vor Schluss bei ihren Irrtümern, ohne Selbsterkenntnis und Selbstkritik. Sigmund und Amando hingegen zeigen nicht nur im ersten Teil ihre Überlegenheit in der Theorie, sondern im zweiten Teil auch ihre Weltklugheit als tatkräftige Befreier der Gefangenen.

Die Frage nach den klügsten Leuten ist nicht leichter zu beantworten als die Frage nach den drei größten Narren. Amandus und Polemon (Junker aus dem Gefolge des Lysias) finden recht unvermittelt den Rat aus dem Gefolge des Lysias mit dem sprechenden Namen *Deutrias* in die Lektüre eines Texts vertieft, der die Lesenden daran hindern soll, „sich mehr in die eitelen Nebenerzählungen“ zu verlieben „als in die Lehren/ welche darein verwickelt werden.“²¹ Dieser Text: *Die Bude der Klugheit aus des alten Epicteti kurtzen Handbuche* bildet das dritte Buch des Romans und soll offensichtlich als hermeneutischer Schlüssel dienen. Es enthält Leitsätze stoischer Lehren wie z. B. man solle nicht der Einbildung verfallen, dass alles nach dem eigenen

²⁰ GW 18, S. 96.

²¹ GW 18, S. 139.

Willen geschehen müsse, „sondern wo du klug bist/ so richte deinen Willen nach der Gelegenheit/und sage: das ist so und nicht anders geschehen/ ich will es auch so und nicht anders haben.“²² Oder es wird der Unterschied zwischen einem närrischen und einem klugen Menschen bestimmt: „Der Kluge sucht sein Glücke inwendig in seinem Gemüthe: Der närrische sucht es aussen/ wo er nichts zu befehlen hat.“²³ Die dargestellten Reisen und die *Moralia* der *Bude der Klugheit* sind noch weniger dicht vermittelt als die Suche nach den *Ertz-Narren* und der Schluss des *Collegium prudentium*. Einen bruchlosen Zusammenhang zwischen der Welterfahrung der Figuren und den moralischen Einlagen zu sehen, scheint nicht nur modernen Lesern, sondern auch Amando schwer zu fallen. Im vierten Buch lesen wir, Amando und Polemon hätten „über dem klugen EPICETETO“ Stunden vergehen lassen, und wären sie nicht zur Mahlzeit gerufen worden, „so würde es beyderseits an nachdencklichen DISCURSEN nicht ermangelt haben.“²⁴ In einem Pfarrhaus sieht Amando einen Bogen Papier an der Wand. Er enthält in lateinischer Kurzform zentrale Gedanken der Lehre vom dreifachen Glück und der dreifachen Klugheit. Amando reagiert ironisch und kritisch: „Er belustigte sich an der schönen Abtheilung/ und an dem kurtzen Begriffe der Klugheit/ welche zwar in ihrer Vollkommenheit auf Erden mehr gewünschet als gehoffet wird.“ Zu Lysias gewandt „rieff er überlaut: ‚Ach sind wir nicht einfältige Leute/ wir suchen die drey klügsten Leute mit solcher Müh und Widerwärtigkeit/ und dieser Priester/ der vor der Welt keinen großen Schein hat/ kan diese dreyfache Klugheit alle Tage behertzen.‘“²⁵ Der Pfarrer erläutert in einem ausführlicheren Manuskript seine Lehren in deutscher Sprache:

Mich dünckt/ die Klugheit besteht in dreyen Stücken. Erstlich ist der klug/ welcher sein Glücke wohl befördern kan. Zum andern ist der klug/welcher seine AFFECTEN wohl regiren kann. Endlich ist der klug/ welcher sich vor seinen Feinden wohl hüten kan. Das Glücke ist dreyerley. Das Ewige/ das Politische/ welches in guter Versehung seines öffentlichen Ambtes besteht und endlich das also genante Privat-Glücke/ welches in einem wohlblühenden Hauswesen genossen wird.²⁶

Seine Theorie entspricht weitgehend der Resolution des *Collegium prudentium* in den *Ertz-Narren*. Seine Beispiele zum guten Hauswesen stehen aber in schreiendem Gegensatz zur weit differenzierteren Darstellung in der Erzählung. Sie machen einen derart biedereren Eindruck, dass der Leser Amandos Heiterkeit versteht.²⁷ Lysias aber lobt Gott nach den Worten des Pfarrers, „daß wir an diesem Orte so wohl

²² GW 18, S. 154.

²³ GW 18, S. 192.

²⁴ GW 18, S. 197.

²⁵ GW 18, S. 210.

²⁶ Ebd.

²⁷ Dies gilt vor allem für die Darstellung des Verhältnisses von Mann und Frau. In der Erzählung bleibt der sich betrogen wahnende Lysias einer klischierten Vorstellung der Frau verhaftet, bis zum Schluss seine Belise ihm beweist, dass sie beider Krise weit besser bewältigt hat. Die Frauen werden in der Erzählung in differenzierter Entwicklung gezeigt. Der Pfarrer aber bedient ein traditionelles Klischee: „Denn die Weiber haben ins gemein drey Mängel. Erstlich wollen sie gern die Herrschaft in den Händen haben: darnach wollen sie sich nicht gerne straffen und

INFORMIRET werden.“²⁸ Die angekündigten „nachdencklichen Diskurse“ zwischen den ungleichen Freunden drängten sich auf, werden aber den Lesenden vorenthalten. Es bleibt ihnen die Entscheidung zwischen dem Verständnis des etwas naiven Lysias, die Differenzen zu übersehen, oder die Skepsis des weltklugen Amando zu teilen. Wir erfahren noch die Wiedervereinigung der Liebenden und die Absicht von Lysias und Florindo, die zum Schluss beschriebenen Bilder und Devisen malen zu lassen. Über der Türe beim Eingang stand, wer hier eintrete solle klug sein oder bereit zu lernen, beim Ausgang aber: „Was immer Du tust, tue es klug und bedenke das Ende.“ Darauf folgen die kurzen Bildbeschreibungen des Autors und die zugehörigen Inschriften auf drei Feldern gegenüber dem Eingang: „In dem ersten stund ein nackendes Weibsbild mit offenen hellen Augen/ auf einem viereckichten Steine/ in der Hand einen Ancker haltende/ mit dieser Überschrift:

FORTUNA SUM,
NON COECA SED VIDENS,
NON GLOBO SED CUBO INSISTENS,
NON VELO AGITATA,
SED PER ANCHORAM FIRMATA,
SIC ENIM SOLENT ESSE FORTUNATI,
QUI DEUM
PRO FELICITATIS AUTORE,
PRUDENTIAM
PRO INSTRUMENTO,
LABOREM
PRO VEHICULO AGNOSCUNT.
TU QUISQUIS ES
TE IPSUM NOSCE ET IMITARE.

[Ich bin Fortuna, nicht blind sondern sehend, nicht auf schwanker Kugel, sondern auf dem Würfel festen Fuß fassend, nicht durch schwankendes Segel getrieben, sondern durch Anker befestigt. So nämlich pflegen die Glücklichen zu sein, die Gott als Urheber, die Klugheit als Instrument, die Mühe als Mittel zu ihrer Glückseligkeit erkennen. Du, wer immer Du seiest, erkenne Dich selbst und tue es ihnen gleich.]

In dem Felde zur rechten Seite stund eine Jungfer/ welche ein brennendes Hertze in der Hand trug/ und solches von dem Himmel herab beregnen ließ/ mit folgender Beyschrift:

FLAGRATE AFFECTUS,
URITE DESIDERIA,
DUM VIRTUS PLUVIAM EXCITAT

weisen lassen; Endlich wollen sie allzeit was neues zu klatschen haben.“ Darauf folgen konkrete Anweisungen, wie die Mängel zu beheben wären (S. 212).

²⁸ GW 18, S. 214.

PLUS IN ME VALET AQUAE FRIGUS,
QUAM IGNUM CALOR.
CUR BONA EXPETAM, QUAE BO-
NA NON SUNT?
CUR MALA FUGIAM, QUAE MALA
NON SUNT?
CUR AMBIAM, QUAE MEA NON
SUNT?
VIRTUTIS AMICUS VITIORUM HO-
STIS,
IN ROGO AFFECTUUM
NON SUDAT.
TU QUISQUIS ES
TENTA ET VALE.

[Lodert ihr Leidenschaften, brennt ihr Sehnsüchte, solange die Tugend regnen lässt, vermag des Wassers Kälte mehr in mir als die Hitze des Feuers. Warum sollte ich nach Gütern streben, die keine Güter sind? Warum sollte ich Übel fliehen, die keine Übel sind? Weshalb sollte ich nach dem streben, was mir nicht zusteht? Der Tugend Freund, der Laster Feind, schwitzt nicht im Feuer flammender Leidenschaften (wörtlich: in rogo = auf dem Scheiterhaufen). Du, wer immer Du seiest, strebe danach und lebe wohl!]

Im dritten Felde war ein geharnischter Mann/ welcher mit seinem Schilde unterschiedene Pfeile auffiegt/ und hingegen unter die Feinde lauter Rosen und Pomerantzen warff/ mit dieser Erklärung:

INVICTUS SUM,
AC DUM NEMO A ME LAEDITUR
IPSE PUGNO ILLAESUS.
O QUAM CERTUM VICTORIAE GENUS
NON VINCERE
NISI AMORE AC BENEFICIIS!
INTERIM ARMATUS INCEDO,
NE.
AMICOS OCCASIO
INIMICOS SECURITAS
ALLICIAT.
TU QUISQUIS ES
AUT MECUM PUGNA, AUT MINUS
EX VOTO VALE.

[Ich bin unüberwindlich, solange als niemand von mir verletzt wird, kämpfe ich selbst unverletzt. Oh, welch selbstgewisse Art zu siegen, nicht zu siegen, es sei denn durch Liebe und Wohltaten. Inzwischen gehe ich gerüstet, dass ‚Freunde‘ nicht durch

günstige Gelegenheit, Feinde nicht durch Sorglosigkeit verlocket. Du, wer auch immer Du seiest, kämpfe in diesem Sinne mit mir – oder nicht. Leb' wohl!]

Oben in der Decke stund folgendes Rätzel in einen Rosenkrantz eingeschrieben:

QUAE SUNT
PRO HIS QUAE NON SUNT:
QUAE SI ESSENT,
PRO HIS,
QUAE CUM SINT NON SUNT QUAE
VIDENTUR ESSE,
PRO HIS QUAE CLAM SUNT,
IN CAUSA SUNT,
UT
QUI ESTIS, SITIS.

[Welche sind: Für diejenigen, welche nicht sind (nicht wirklich sind): welche, wenn sie wären, für jene (solche) wären, die, was sie zu sein scheinen, nicht sind. Für die(se), welche heimlich sind, der Beweggrund sind, dass ihr diejenigen seid (=werdet), die ihr in Wirklichkeit seid. (...dass ihr seid, wer ihr seid im Sinne von: dass ihr werdet, was ihr sein könntet).]²⁹

Der Schluss des Romans ist von der Forschung, soweit ich sehe, nur ohne die lateinischen Umschriften, das *Rätsel* deshalb überhaupt nicht wahrgenommen worden.³⁰ Die *Subscriptio* des ersten Bildes kombiniert Emblemtraditionen des blinden Schicksals und der Beherrschung des Schicksals durch Kunst und Wissenschaft.³¹ Im Kontext von Weises Roman wird die sehende Fortuna zur Allegorie der christlichen Klugheit als Medium des dreifachen Glücks im ewigen, im privaten und im öffentlich-politischen Leben. Das zweite Bild ist als „Allegorie der christlichen Hoffnung im Verzicht auf irdische Begierde“ gedeutet worden.³² Es geht jedoch weder in der Erzählung noch in der lateinischen *Subscriptio* um den Verzicht auf Sinnlichkeit, sondern um Mäßigung der brennenden Affekte, so dass vernünftige Besinnung möglich bleibt: Nicht „Führe mich nicht in Versuchung“, sondern „Führe mich in der Versuchung“ wäre das besser passende Motto. Freilich muss man Unterschiede des negativeren Stellenwerts der Affekte in den theoretischen Einlagen und ihres größeren Gewichts in der Erzählung beachten. Die *Subscriptio* des zweiten Bildes nimmt eine mittlere Position ein. Auch die Bedeutung des dritten Bildes wird durch

²⁹ GW 18, S. 216-17. Übersetzungen P. R. Ich danke Mathias Kempter, Winterthur, für wertvolle Korrekturen von Stellen, die ich vorschnell interpretierend übertragen und nicht dem Wortlaut folgend übersetzt hatte.

³⁰ Frühsorge, *Der politische Körper*, berücksichtigt nur die ersten zwei Zeilen der *Subscriptio* des ersten Bildes: „Fortuna sum, non coeca sed videns“, hier S. 184.

³¹ Siehe dazu A. Henkel und A. Schöne (Hg.): *Emblemata*. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart 1967, Sp. 1796-1797.

³² Frühsorge, *Der politische Körper*, S. 184.

die lateinische Umschrift differenziert. Die Bildbeschreibung in deutscher Sprache, die einen zwar geharnischten, aber auf die Feinde Rosen und Pomeranzen werfenden Mann nennt, erweckt leicht den Eindruck einer gewissen Naivität. Die lateinische Subscriptio aber zeigt, dass dieser Kämpfer sowohl auf als Freunde getarnte Feinde als auch auf Feinde, die seinen guten Willen ausnützen könnten, vorbereitet ist. Die Erzählung erweist noch deutlicher, dass gerade der die christliche Tugend verkörpernde Simon, der weltkluge Amando und die im Prozess der Erzählung besondere Qualitäten entwickelnde Belise den Räubern und dem korrupten Richter im Notfall mit adäquaten Waffen zu begegnen wissen. Hier zeigt sich freilich eine Spannung nicht nur zwischen den verschiedenen Schichten der Erzählung und den moralisierenden Texteinlagen, sondern auch zwischen der Beschreibung allegorischer Figuren in deutscher Sprache und ihrer Deutung im lateinischen Text. Der Schluss der *Ertz-Narren* zeigte Grenzen und Krisen des Verstehens allegorischer Sprache: „Der Mahler blieb zu Hofe, mahlte Narren/ und war selbst ein Narr.“³³ Er kennt die Bilder und die Texte, er hat die Reisen mitgemacht, aber dies hat keinen Prozess der Selbsterkenntnis ausgelöst. Die ironischen Bemerkungen des belustigten Amando in *Die drey klügsten Leute der Welt* aber über das Manuskript des Pfarrers sind Zeichen kritischer Metareflexion, sind Zeichen, dass die Bezüge zwischen dem Prozess der Erzählung und den moralischen Einlagen nicht nur den Lesern, sondern auch den differenzierteren Figuren des Romans zum Problem werden können.

Die letzte Subscriptio – „in einen Rosenkranz eingeschrieben“ – wird ausdrücklich ein Rätsel genannt. Es tauchte meines Wissens in der neueren Forschung nirgends auf. Es könnte als eine Zuschrift für verschiedene Arten von Lesenden betrachtet werden. 1. Für diejenigen, welche wirklich, im Sinne des Autors, auf dem Weg zur christlichen Klugheit sind. 2. Für die, die nicht in diesem Sinne auf dem Weg sind. 3. Für diejenigen, welche deshalb für jene wären, die, was sie zu sein scheinen, nicht wirklich sind. 4. Für diejenigen, welche heimlich im Sinne des Autors wirklich sind, der Beweggrund dafür, dass sie (die Lesenden) werden, was sie sein könnten. – Es wäre dies ein Verweis auf den Prozess der Selbsterkenntnis ‚Nosce te ipsum! Werde, der Du bist!‘ Der Rosenkranz könnte als Verweis auf die Ewigkeit verstanden werden. Es besteht kein Zweifel daran, dass der Autor der beiden Romane die Weltklugheit seiner reisenden Compagnien mit der christlichen Klugheit verbinden möchte. Kein Zweifel aber auch, dass die Widersprüche zwischen den Textebenen zunehmen, die Evidenz der erzählenden Weltbeschreibung zunimmt und diejenige der Morallehren abnimmt. Die Unterscheidung von tugendhaftem Handeln und dem raffiniert inszenierten Schein kann nur von dem durchschaut werden, der seinerseits durch die Schule des „Appetits“ der sinnlichen Lust und der Welt-Erfahrung gegangen ist. Das Begehren ist nur dann negativ, wenn die Affekte die Vernunft außer Kraft setzen, andernfalls aber ist es die Bedingung der Möglichkeit, Klugheit und Weltkenntnis zu gewinnen, die Voraussetzungen für das dreifache Glück sind, das erstrebt wird. Weise hat später in seinen Christlichen Tugendlehren versucht, die wachsenden Probleme zu überwinden, die sich durch die Spannungen zwischen zunehmend naturrechtlich

³³ GW 17, S. 296.

begründeter Anthropologie und christlicher Moraltheologie ergaben. Auch sie aber zeigen Spuren des Spannungsfelds, das die Sprache der Romane prägt, die zunehmende Spannung zwischen konkret beschreibender Weltsicht der Erzählungen und des gefährdeten Zusammenhangs mit der allegorisch-christlichen Tradition.³⁴

Schlüsselwörter

Sprach- und Stilwandel, Allegorien, Barock und Aufklärung, Traditionskrise, Verhältnis der Geschlechter, Verhältnis fiktionaler und philosophischer Diskurse

Abstract

Christian Weises novels reveal a process of transition from an epoch of christian tradition to the age of reason. The figures of the two corresponding novels *Die drey ärgsten Ertz-NARREN* (1673) und *Die Drey klügsten Leute* (1675) are in a state of inner conflict of christian ethics and the feelings and desires of secular life. Two different discourses are combined in this novels: fictional stories and inserts of christian ethics and philosophy. In the course of narrative movements the correspondance of these different forms is becoming a problem between the world as she is in fictions and the world as she should be in the insertions. The endings of these novels refer in particular to the transitions of the concepts of language, to the crisis of christian allegorical tradition und to the genesis of a language guided by empirical knowledge. The first novels ending shows an allegorical image which his artist doesn't understand, the second concludes with a latin riddle for different readers.

Keywords

change of concepts of language and style, Allegories, Baroque and the age of reason, crisis of traditions, gender relations, interrelationship of fictional and philosophical discourses

³⁴ Zu den Wandlungen von Weises Tugendlehren im Kontext zeitgenössischer Moraltheologie und Philosophie siehe Vollhardt, *Selbstliebe und Geselligkeit*. Zu den Wandlungen der Theorie und Praxis der Affektenlehre in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts siehe I. M. Wirtz: *Affekt und Erzählung. Zur ethischen Fundierung des Barockromans nach 1650*. Habilitationsschrift Bern 2007 (Druck in Vorbereitung).

Transnationale Kommunikation und konfessionelle Verhältnisse im Barock anhand der *Schlesischen Chronica* von Jakob Schickfus

Viele aus dem Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit erhalten gebliebenen schlesischen Handschriften und Drucke, Chroniken, Memorialbücher und Topographien stellen Schlesien als Region dar, die sich durch seine historische Eigenständigkeit mit eigenen Spezifika von anderen Provinzen unterscheidet. Die Kultur dieses Raumes wird allerdings nicht homogen, als statisches Eigentum einzelner Völker verstanden, die jeweils den Raum bewohnten. Die Chronisten beschreiben kulturelle Praktiken unterschiedlicher Art, die die alltäglichen Kontakte verschiedener Gruppen beeinflussten bzw. sie voneinander abgrenzten.

In der national orientierten Geschichtsforschung, in der der Aspekt der kulturellen Vielfalt des Landes nur in sprachlicher und in ethnisch-(prä –)nationaler Hinsicht untersucht wurde, stand die Frage nach der Kommunikation zwischen unterschiedlichen Völkern und ethnokonfessionellen Gruppen in Schlesien nur am Rande der Untersuchung. Die Beschreibung des Prozesses der Homogenisierung der Kulturen infolge der Modernisierung der Länder diente der Konsolidierung der neu gegründeten Staaten. Auch das Konzept des Kulturraumes, das im 20. Jahrhundert in verschiedenen Kontexten diskutiert wurde, scheint im Hinblick auf den Inhalt der schlesischen Chroniken etwas essentialistisch und veraltet zu sein. Schließlich gründet es auf der Vorstellung getrennter Kulturen, die nur gelegentlich miteinander kommunizieren.

Die 1625 von Jakob Schickfus in deutscher Sprache verfasste die *New Vermehrte Schlesische Chronica und Landes Beschreibung*(...) ¹ erweist sich in dem Sinne als ein aufschlussreiches Werk, das außer einem geschichtlichen Überblick, Einsicht in kulturelle, konfessionelle, juristische und ökonomische Zustände in dem geschilderten Zeitraum bietet. Die Art und Weise, wie der Chronist in der Darstellung der schlesischen Region mit dem reichlichen Quellenmaterial und den Vorlagen, umgeht, zeigt, dass er der Mängel und Fehler seiner Vorgänger bewusst war und eine sachliche, selbstkritische Haltung bei der Wiedergabe der Fakten und Ereignisse bezog.

¹ Der vollständige Titel der Chronik lautet: *New Vermehrte Schlesische Chronica und Landes Beschreibung, darinnen Weyland H. Joh. Cureus einen Grundt geleyet also bis an das 1619 Jahr/ da sich der Oesterreichischen Wienerischen Linien Regierung ganz endet. Mit sehr vielen Nothwendigen Sachen vermehret und gebessert. Buch in vier unterschiedliche Bücher abgetheylet von Jakob Schickfusio.*

Schickfus wurde 1574 im niederschlesischen Schwiebus geboren und lebte in einer Umbruchszeit, in der die Tendenzen des Späthumanismus und der religiösen Toleranz in Schlesien noch gegenwärtig waren, zugleich aber setzten die gegenreformatorischen Richtungen ein und die habsburgische Politik die soziale, politische und finanzielle Lage der Provinz immer mehr unter Kontrolle setzte. Schlesien mit den nur drei regierenden piastischen Fürstenlinien und dem Bistumsland wurde bereits 1526 ins habsburgische Reich eingegliedert. Eine enge Bindung an die kaiserliche Macht wirkte sich auf das religiöse Leben negativ aus. Die lutherische Lehre hatte sich in den meisten Teilen der Provinz behauptet, dennoch kam im Jahre 1596 zu ernststen konfessionellen Kontroversen infolge der Ausbreitung des Calvinismus in Fürsten- und Adelshäusern und der zunehmenden politischen Aktivität der katholischen Kirche.

Jacob Schickfus studierte Philosophie und Jura zuerst an der Universität Frankfurt/Oder, dann in Basel, Straßburg und Jena. Danach nahm er die Stelle des Notars in Frankfurt/Oder an und hielt dabei juristische Vorlesungen. 1603 wurde er auf Empfehlung der Universität zum Rektor am berühmten protestantischen Gymnasium in Brieg gerufen. 1612 promovierte er und ein Jahr später trat als Rat in die Dienste des Herzogs Johann Christian von Brieg. Neben seinem Dienst widmete er sich der Abfassung der schlesischen Chronik, welcher er die *Gentis Silesia annales* (1571) von Joachim Cureus² zu Grunde legte und diese fortsetzte. Das Werk, in dem er auch über die Geschehnisse seiner Gegenwart berichtet, endet mit dem Jahr 1619.³ Sein besonderer Wert liegt in der Art der Deutung und Auffassung der kulturellen Prozesse, sowie der zwischenethnischen Beziehungen in Schlesien.

Bereits während seiner Studienzeit begegnete J. Schickfus den polnischen Adligen, z.B. Stanisław Wollowicz, Samuel Naruszewicz, Adam Gosławski, Rafał Leszczyński u. a., denen er später privaten Unterricht in der Ethik und Rhetorik erteilte und sie auf den Auslandsreisen begleitete. Am Brieger Gymnasium, wo er die Schüler aus verschiedenen Ländern Europas, aus Deutschland, Ungarn, Siebenbürgen, Mähren und Polen unterrichtete, kam er in direkten Kontakt mit vielen Sprachen, Gruppen und Kulturen, lernte ihr Zusammenleben und die sprachliche Integration kennen. Die Frage, wie sich die zunächst getrennten Traditionen in der Schule vermengten und wie die Vielfalt von Sichtweisen die geistige Entfaltung seiner Schüler beeinflusste, hat ihn in dieser Zeit beschäftigt. Die ersten Erkenntnisse brachten ihn auf den Gedanken, die Schulprogramme des Brieger Gymnasiums⁴ unter den ausländischen Schülern zu propagieren und zu verbreiten – er gab sogar zwei Informationshefte heraus – und sie für neue Unterrichtsmodelle zu gewinnen.

² Joachim Cureus (1532-1573), geb. in Freystadt bei Glogau, Theologe und Arzt, verfasste die erste vollständige (von der Frühzeit bis 1526) Geschichte Schlesiens. Obwohl er keine genaue und verlässliche Kenntnis über die deutsche und slawische Besiedlung besaß, setzte er sich für ein friedvolles Zusammenleben beider Völker ein. Seine Chronik wurde von dem Bürgermeister aus Sagan Heinrich Rätel 1585 ins Deutsche übersetzt.

³ In diesem Jahr, bemerkt der Chronist, ging die Österreichisch-Wiener Linie der Fürsten zu Ende.

⁴ Das Brieger Gymnasium besaß eigene Bibliothek und Druckerei, führte Statistiken der Schüler und stellte ihnen Zeugnisse aus.

Andere Erfahrungen sammelte er am Hofe des Brieger Fürsten, nachdem er auf seinen Schuldienst verzichtet hatte. Die konfessionellen Verhältnisse waren trotz der vom Kaiser erwarteten Einheitlichkeit, verwirrend und kompliziert. Der aufgenommene Dialog zwischen Katholiken und Protestanten brachte keine Lösung. Als der Kaiser Ferdinand II J. Schickfus 1624 zu seinem Rat⁵ berief, konvertierte er zum Katholizismus und verbrachte die letzten Lebensjahre in Breslau. Er starb dort im Jahre 1637.

An der *Schlesischen Chronica* hat J. Schickfus in den Jahren 1613-1619 gearbeitet.⁶ Das Buch wurde erst 1625 gedruckt, einmal beim Jenaer Verleger Hans Eyrings See Erben und Johann Braten, zum zweiten Mal in Leipzig bei Zachar Schürer und Matthias Götzen. Einigen Exemplaren der Chronik wurde die Landkarte Schlesiens beigefügt, die das Fürstentum Schlesien mit dem schlesischen Wappen darstellt und mit Signatur des Künstlers David Custudis Sculpit⁷ versehen ist. Das Werk besteht aus vier Büchern (*Liber Regum*, *Liber Ducum*, *Liber Rerum* und *Liber civitatum*), die jeweils etwa 300 Seiten zählen⁸.

Schickfuss erzählt zuerst und stellt die Geschichte aller über Schlesien regierenden Könige und der „weltlichen schlesischen Fürsten“ bis 1619 dar, geht dann auf die geistlichen, Landes- und Justizfragen ein, zeichnet das Bild der schlesischen Kirchen und Konfessionen, charakterisiert die Gesetzgebung und schließt die Chronik mit der Beschreibung der einzelnen Orte Schlesiens ab. An einigen Stellen gibt er auch Informationen über seine Person und seine Vorfahren. Im Vorwort, das an die schlesischen Fürsten und Herzöge gerichtet ist, verweist er auf alle in seiner Arbeit benutzten historischen Quellen und Vorlagen, zu denen er sich an manchen Stellen kritisch äußert. Mehrmals erinnert er an den Namen des Glogauer Arztes Joachim Cureus und sein Werk *Gentis Silesiae annales*, von dem er vieles, was die geschichtlichen Fakten, aber auch die unzuverlässigen Angaben über die Ureinwohner Schlesiens, übernimmt. Oft zitiert er ihn wörtlich, – er glaubt wie Cureus, dass die slawischen Stämme aus dem Sarmatenland stammen und aus Klein Asien nach Schlesien zugewandert sind – manchmal korrigiert er ihn und greift auf andere historische Quellen zurück. Viele Informationen über Polen, Deutsche und Tschechen schöpft er aus den

⁵ J. Schickfus wurde als Kaiserlicher Kammerfiskalrat vom Kaiser geadelt und unterzeichnete sich dann als Schickfus von Neudorf.

⁶ Im gleichen Jahr, als Schickfus seine Chronik zu schreiben begann, kam der Mystiker Jacob Böhme nach Schlesien und schuf mit seinem Werk *Morgenröte im Aufgang* die Qualitätenlehre, die die Mensch-Gott-Relationen auf eigene Weise zu erklären suchte. In den Jahren 1612-1613 wurden neue geschichtliche Darstellungen und Topographien Schlesiens in lateinischer Sprache veröffentlicht, z.B. *Silesiographia* des Breslauer Advokaten und Landschreibers Nicolaus Henel, die Schickfuß als Vorlagen für seine *Schlesische Chronica* diente, oder Nicolaus Pols *Hermerologion Silesiacum Vratislaviense*.

⁷ Es handelt sich wahrscheinlich um den Kupferstecher aus Augsburg.

⁸ Dem Buch lässt der Chronist ein Vorwort vorausschicken. 4 Exemplare der *Schlesischen Chronica* befinden sich in der Jagellonen Bibliothek in Krakau (keins davon besitzt die eingeklebte Landkarte Schlesiens), drei davon sind in den Beständen der Universitätsbibliothek in Breslau, drei in der Ossolineum-Bibliothek (auch in Breslau), wobei nur zwei Exemplare mit der Landkarte versehen sind, zwei befinden sich in der Schlesischen Bibliothek in Katowice.

Chroniken der polnischen Autoren, Jan Długosz⁹, Marcin Kromer¹⁰ oder Maciej aus Miechow¹¹, und aus den deutschen Historiographien und Topographien von Nicolaus Henel, Nicolaus Pol, Franciskus Faber und Enea Silvio Piccolomini. Der letzte, der später als Papst Pius II bekannt wurde, schrieb im Jahre 1458 das Werk *Historia Bohemica* (1585 wurde es ins Tschechische übersetzt), in dem er behauptete, die Gebiete Schlesiens seien ursprünglich von Germanen bewohnt, andererseits verwies er auf die hoch entwickelte agrarische Kultur der slawischen Stämme.

Im Unterschied zu seinen Vorgängern will J. Schickfus weder ein ganzeinheitliches noch ein objektives Bild Schlesiens vermitteln, daher findet man in seiner Chronik viele interessante, wenig bekannte, manchmal überraschende Fakten auf. Für die Erforschung der Problematik der transnationalen Kommunikation sind die Beschreibungen der konfessionellen Zustände und zwischenethnischen Beziehungen in der Provinz beachtenswert und wichtig.

In einem der Kapitel des Dritten Buches u. d. T. *Wahre Religion* erwähnt der Chronist alle Herzöge und Fürsten, die die evangelische Religion eingeführt, neue Kirchengemeinden und Schulen gegründet und sich um die Wahrung des Friedens und der Toleranz bemüht haben. Rückblickend auf das Jahr 1609 stellt er fest:

Schlesiens Fried, Lied und Einigkeit unter den Religionsverwandten fortgepflanzt und erhalten worden[...]. Zur Defension und Handhabung der Evangelischen Religion – die Herrn Fürsten und Stände in Schlesien sich mit den Böhmischem Ständen conjungiren und uniren, auch wider die, so die Evangelische Religion an beiderseits Orten anfeinden, verfolgen und angreifen wollten – und die Evangelische Religion bester Möglichkeit stützen möchten.¹²

Etwas mehr Platz widmet der Chronist in seiner Studie der Einführung der Reformation in den Städten Breslau, Glogau, Liegnitz, Freystadt, Teschen und hebt die Verdienste der schlesischen Herrscher auf diesem Gebiet hervor. Eindeutig stellt er sich auf die Seite der Lutheraner, indem er andere protestantische Gemeinden und ihre Tätigkeit kritisiert, manchmal hält er sie, z.B. die Wiedertäufer¹³, für

⁹ Jan Długosz (1415-1480), Autor von historischen Studien, Beschreibungen und Monographien im XV. Jahrhundert. In seinem bekanntesten Werk *Historia Polonica* (1455-1480) nutzte er polnische und europäische Archive und unternahm eine tiefgründige Analyse von gesammelten Fakten und eigenen Beobachtungen.

¹⁰ Marcin Kromer (1512 -1589) griff in seiner Chronik *De origine et rebus gestis Polonorum libri XXX* (1555) auf Dugosz zurück und untersuchte die Geschichte der Wanderungen der slawischen und germanischen Stämme.

¹¹ Maciej aus Miechow ((1457-1523) repräsentierte eine neue Generation der Krakauer Historiker, in dem er auf die besondere, zivilisatorische Bedeutung des ersten, seiner Meinung nach, polnischen Herrschers und Gründers der polnischen Nation Lech und die verwandtschaftlichen Bande zwischen den einheimischen Bewohnern an der Weichsel und den griechischen Stämmen hinwies.

¹² *New Vermehrte Schlesische Chronica und des Landes Beschreibung [...] von Jacobo Schickfusio*, Jena 1625, 3.10.80. (Das dritte Buch, zehntes Kapitel, S. 80 – Anm. G.B. Szewczyk).

¹³ Die Wiedertäufer, die sich 1522 in Freystadt niedergelassen haben, genauso wie die „Enthusiasten“ schlichen sich, so Schickfus, in die Herzen und Gemüter der Menschen, rühmten sich Gespräche mit Gott und dem Engel Gabriel, waren gegen Luther und das Studieren.

gefährliche Sekten. Die Arianer charakterisiert er als „gottlose Lehrer“, die keine Kindtaufe zulassen, keine Ostern und Weihnachten feiern und das Studieren für Zeitverschwendung halten. Schickfus nimmt die einsetzende Zersplitterung innerhalb der protestantischen Gemeinden aus der Perspektive eines orthodoxen Lutheraners wahr und bewertet sie negativ. Er begrüßt auch die lokalen Verordnungen, nach denen den Sektenlehrern in Breslau und in Freystadt verboten wurde, öffentlich aufzutreten und zu predigen. Zugleich vermerkt er, dass in den schlesischen Städten mit verschiedenen konfessionellen Gruppen selten zu Konflikten kam und dass sich zwischen ihnen soziale Beziehungen entwickelten. Neben Lutheranern und Calvinisten wohnten im frühneuzeitlichen Schlesien Katholiken, schließlich auch die Juden, die eigene Schulen und Institutionen besaßen. Aus der Darstellung Schickfus's ergibt sich noch eine Tatsache. Beim Prozess der Ausdifferenzierung unterschiedlicher konfessioneller Identitäten innerhalb der Bürgerschaft spielten sowohl der Kaiser, als auch die Stadträte eine bedeutende Rolle. Die meisten Spannungen traten zwar nicht im kirchlichen Bereich, sondern auf der Ebene der Stadtpolitik auf. Die Konflikte betrafen in erster Linie die Privilegien, die bei der Gründung der Stadt vom Kaiser erteilt worden und rechtlich geregelt waren. Angesichts der verstärkten jüdischen Zuwanderung –in der *Schlesischen Chronica* sind mehrere Kapitel diesem Problem gewidmet – und der steigenden gegenreformatorischen Tendenzen in Schlesien mussten die Stadträte, Stadtgerichte und die Fürstenlandtage im Umgang mit der mehrkonfessionellen Stadtbevölkerung eine erkennbare Strategie herausgearbeitet haben. Es ging um gemeinsame Interessen und Angelegenheiten (z.B. Versorgung, innere Sicherheit, Verteidigung, bzw. Steuerfragen), die die gesamte Stadtgemeinschaft über ethnokonfessionelle Grenzen hinweg integrierten und nicht um eine konfessionelle Politik, die sich auf das Zusammenleben verschiedener Gruppen negativ auswirkte. In einem der Kapitel des Dritten Buches, in dem von „Geistlichen Landes und Justiz Sachen“ die Rede ist, schreibt der Chronist:

Geistliche Sachen sollen in geistlichen, die weltlichen aber in weltlichen Gerichten behandelt werden.¹⁴

Aus späteren historiographischen Quellen weiß man, dass sich der Magistrat erst in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zu einer Instanz machte, die zwischen den Interessen der katholischen bzw. der protestantischen Geistlichkeit und den Interessen der größeren Gruppen der Bürger und zugleich der Repräsentanten der konfessionellen Gemeinde verhandelte. Die Epoche, in der Schickfus lebte, war durch Machkämpfe zwischen der Ständeherrschaft und der Kaisermacht gekennzeichnet. Die schlesischen Fürsten entschieden alleine über Rechte und Pflichten der Landesbewohner und übten eine strenge Kontrolle über Finanzen der Städte und deren soziale Räume aus. Auf der anderen Seite waren es Magistrate (vor allem der Magistrat in Breslau) und Gerichte, die in einzelnen Fällen eine „von unten“ getragene moralische, allgemeinchristliche oder Sozialkontrolle zu lenken versuchten.

¹⁴ *Das Dritte Buch der new vermehreten Schlesischen Chronicken und Landesbeschreibung*, ebd., S. 396.

Besonders schwer war die Situation, in der die christlichen Konfessionen geeint und solidarisch gegen die Juden und ihre Interessen auftraten. Für die Juden, die für die wirtschaftliche Entwicklung der schlesischen Städte nicht weniger unerlässlich waren als die christlichen Kaufleute, war irgendwelche Beteiligung an der Regelung der städtischen Angelegenheiten undenkbar. Der Chronist gibt mehrere Beispiele für rechtliche Diskriminierung der Juden, die von regierenden schlesischen Fürsten verordnet war. „Juden sollen den Unterthanen nicht Geld leihen“, „Das Münzenwesen soll man ihnen nicht vertrauen“, „Die Juden sollen nichts gestolenes einkauffen“, „weder in Städten noch auff dem Lande kein Jude geduldet“ – heißt es im vierten Kapitel des dritten Buches der *Schlesischen Chronica*) *Von den Juden*.

Im vierten Buch der Chronik werden sowohl Städte in den sechzehn Fürstentümern Schlesiens als auch deren Bewohner charakterisiert. Schickfus nimmt alle Zeichen des religiösen, sozialen und ethnischen Wandels in der Provinz wahr und stellt die Veränderungen vor dem historischen Hintergrund dar. Er greift auf die Geschichte der Nachbarvölker Schlesiens zurück, schreibt von den Herrschern Polens, Böhmens und Ungarns und von den Lausitzern, die sich zwar „in Gemütern, Gebärden, Sitten und Sprachen“ von den Schlesiern wenig unterscheiden, aber eine andere Organisation des Landes haben.

Viel Platz nimmt in seinen Schilderungen die Frage nach der Nachbarschaft der Nationen und Konfessionen in Schlesien ein und ihre Zusammenarbeit über die Grenzen der Region hinaus. Die Vielfalt der Sprachen, Religionen und Kulturen in den Städten führte zwar nicht zu einer Annäherung, sondern zu gelegentlichen Streitigkeiten, die sich jedoch nicht zu ethnischen Auseinandersetzungen ausgeweitet haben – stellt der Chronist fest. Das Rechtssystem und die Rechtsgewohnheiten, von denen er im dritten Buch der Chronik ausführlich berichtet, schützten vor solcher Entwicklung.

Im Kapitel des vierten Buches *Von dem Volke in Schlesien* beschreibt er die Orte mit deutlich ethnischem Charakter, z.B. Glogau, Freystadt, Brieg, Liegnitz und Breslau, an denen einerseits Warentausch stattfand, andererseits Gedankenaustausch zwischen Lehrern und Schülern der elitären Schulen (Brieg, Sagan, Goldberg, Breslau) geführt wurde. Die „fremden Nationen im Lande“, – unterstreicht er – die aus Ungarn, Sachsen, Böhmen, Preußen, Pommern nach Schlesien kamen“, haben zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Region wesentlich beigetragen. Garn – und Leinwandhandel wurde in Liegnitz und Schweidnitz betrieben, „neue Muster und Manieren“ brachten die Leute aus Frankreich, Spanien und den Niederlanden. Die gut ausgebildeten Lehrer und Pädagogen aus verschiedenen Ländern gründeten die Schulen und arbeiteten in städtischen Ämtern.¹⁵

Diese Informationen, verbunden mit den Kommentaren, in denen Schickfus seiner Hoffnung auf den friedlichen wirtschaftlich-kulturellen Aufschwung der Provinz Ausdruck gibt¹⁶, vermitteln ein Bild Schlesiens, das aus heutiger Perspektive als

¹⁵ Siehe: J. Schickfus: *New Vermehrte Schlesische Chronica*, Das Vierte Buch, *Von dem Volke in Schlesien*, ebd..

¹⁶ Im vierten Buch der *Schlesischen Chronik* schreibt er: „Es sollten (allen) Verständige und die, so die Kirche Gottes und das Vaterland lieben, herzlich wünschen, daß die Königreich in Europa in einem allgemeinen Verbündnis und guten Vornehmen stünden“. I.39.76.

eine transnationale und transkulturelle Kommunikationsregion am Ausgang des 16. Jahrhunderts aufzufassen ist. Besonders aus dem dritten und vierten Buch der *Schlesischen Chronica* geht hervor, wie die Kommunikation zwischen unterschiedlichen konfessionellen und ethnischen Gruppen verlief und wie deren Zusammenleben in den Städten aussah.

Auch wenn Protestanten, Katholiken und Juden, Deutsche, Tschechen und Polen in „getrennten Welten“ lebten, erfolgte deren soziales, politisches, rechtliches oder kulturelles Handeln und der „Konkurrenzkampf“ im wirtschaftlichen Bereich zu großen Teilen über die Grenzen ethnokonfessioneller Identität hinweg. Im Prozess der gegenseitigen Ausgrenzung nach außen und Integration nach innen, bildete sich die transkulturelle Kommunikation aus. Schickfuss, der Schlesien als eine heterogene, sich schnell entwickelte Region darstellt, betont an vielen Stellen seiner Chronik, dass sich an der grenzüberschreitenden Kommunikation sowohl die Repräsentanten verschiedener Völker, Kaufleute, Diplomaten, Justizleute, Fürsten, als auch die Institutionen, z.B. die fürstlichen, katholischen und evangelischen Gymnasien oder die Magistrate beteiligten. Dem Problem der sprachlichen Kommunikation widmet er aber kaum Aufmerksamkeit.

Für eine Analyse der ethnisch-konfessioneller Beziehungen auf sprachlicher Ebene stehen nicht viele Quellen zur Verfügung. Man kann jedoch annehmen, dass am Ausgang des 16. Jahrhunderts in den Kirchen und Schulen Schlesiens immer noch das Lateinische herrschte, während auf den Straßen und in den Ämtern deutsch, polnisch und tschechisch gesprochen war. Die deutsche Sprache gewann im Bereich des öffentlichen Lebens und in zwischenmenschlichen Kontakten, vor allem in Niederschlesien immer mehr an Bedeutung. Die über 1400 Seiten zählende *New Vermehrte Schlesische Chronica und Landes Beschreibung* enthält nicht nur ein Bild der politischen, sozialen und rechtlichen Zustände Schlesiens in dessen langjährigen, bewegten Geschichte, sondern zeigt das Land als eine transkulturelle Region, in der verschiedene ethnonationale und ethnokonfessionelle Kulturen zusammen lebten und miteinander, ohne auf die eigene Identität zu verzichten, gemäß den entsprechenden ständischen und ökonomischen Interessen kommunizierten.

Abstract

International transfer and denominational relations in the Baroque on the basis of Jakob Schickfuss' *New Vermehrte Schlesische Chronica*

Written by Jakob Schickfuss in 1625, *Schlesische Chronica* depicts the province of Silesia during transformations which led to the emergence of new forms of communication and cultural activities. In each of the four volumes the Silesian chronicler describes and discusses a variety of historical events: wars, Christianisation, settlement in the conquered territories, acts of charter granting, lawmaking and judicature. Drawing on older sources, such as Polish chronicles of Marcin Kromer or Jan Długosz, Schickfuss focuses his attentions on the figures of rulers. He also provides information concerning the contacts dukes of

Silesia maintained with Hungary, Bohemia, Moravia, Saxony and other states. Schickfuss believes that the diversity of religious denominations practised in the region in the 16th and 17th centuries as well as its ethnic and cultural diversity contributed to the change of relations between various population groups and the current social order in Silesia.

Nicolaus Henel von Hennenfeld: *Silesia Togata*. Zur Bedeutung der frühen Erforschung der schlesischen Gelehrten-geschichte*

Der Ruhm verdienstvoller Gelehrter pflanzte sich in der Frühen Neuzeit, in der es vor allem auf die *innovatio per traditionem* ankam, von Generation zu Generation fort, und so ist es geradezu fast selbstverständlich, dass noch 1735, knapp achtzig Jahre nach Henels Tod, das *Grosse vollständige Universal Lexicon* von Johann Heinrich Zedler auch zu ihm einen knappen, aber durchaus informativen Artikel enthält. Dessen wichtigster Satz, neben einer Reihe von biographischen und bibliographischen Daten, lautet: „Er ist der erste, der in der Schlesischen Historie etwas hauptsächlich gethan hat“, nachdem Henel gleich eingangs als „ein berühmter Historicus und Rechts-Gelehrter“ eingeführt worden war.¹ Bereits diese superlativische Benennung lässt ahnen, dass mit ihm eine Persönlichkeit gewürdigt wurde, die auch für das 18. Jahrhundert – und damit lange Zeit nach seinem Tode und nach den epochalen Umständen, in denen er lebte und arbeitete – noch keineswegs etwas an Bedeutung eingebüßt hatte.

Sein Nachruhm rührt jedoch nicht allein aus seinen die schlesische Geschichte betreffenden Schriften her, sondern gleichermaßen aus seinen verwaltungsmäßigen und diplomatischen Tätigkeiten, deren Erfolge ihn schon zu Lebzeiten bekannt machten. Umso erstaunlicher mutet es an, dass von einer breit angelegten Edition seiner zahlreichen Manuskripte und einer intensiveren Forschung bis heute nichts zu bemerken ist. Auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Henel ist nicht eben extensiv zu nennen. Mit der elektronischen Edition der *Silesiographia* und der *Breslo-Graphia*, also derjenigen Werke, mit denen man gemeinhin seinen Namen verbindet, wurde ein erster Vorstoß unternommen, Henel als prominenten Vertreter des Späthumanismus in Schlesien zu würdigen und einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen.²

* Gern denkt der Verf. an die schönen und in vielerlei Hinsicht bereichernden Gespräche mit Frau Mag. Weronika Karlak in der Universitätsbibliothek Breslau/Wrocław zurück. Der Universitätsbibliothek Breslau/Wrocław ist herzlicher Dank abzustatten für die Genehmigung, zwei Seiten aus der „*Silesia Togata*“ abzubilden.

¹ [Artikel:] Henelius von Hennenfeld, (Nicol.). In: [J. H. Zedler] (Hg.): *Grosses vollständiges Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste* [...]. 12. Bd., Halle-Leipzig 1735, Sp. 1363-1364; hier Sp. 1363 [Reprint Graz 1961]. Siehe auch unter <http://www.zedler-lexikon.de> (letzter Zugang am 23.2.2012).

² Nicolaus Henel von Hennenfeld. *Silesiographia und Breslo-Graphia*. Hg. u. eingel. von D. Haberland, Wrocław 2011 (e-Biblioteka historyczna, Bd. 3), 403 S. Die Einleitung wurde ins Pol-

Über Henels Leben ist genügend bekannt, so dass ein aussagekräftiges Bild seiner Persönlichkeit entsteht. Geboren wurde Nicolaus Henel (später: von Hennenfeld) am 11. Januar 1582 in Neustadt O/S.³ Sein Vater war Magister Stephan Henel. Er hatte in Breslau und Wittenberg Theologie studiert und war Pastor in Freudenthal, Neustadt, Rügersdorf und schließlich in Dittmannsdorf geworden. Henels Mutter Anna, eine geborene Kühne, war die Tochter des Stadtschreibers von Neustadt. Es ist bereits aus diesen Rahmendaten ersichtlich, dass Henels Umfeld, in dem er aufwuchs, das gebildete Bürgertum Schlesiens war. Dementsprechend achtete der Vater auch auf die Ausbildung seines Sohnes: Zunächst war er Schüler an der Lateinschule in Neustadt, dann, von 1594 bis 1596 an der in Troppau, „welche mit feinen gelehrten Leuten damals bestellet gewesen“.⁴ 1596 bis 1600 besucht er das renommierte Elisabethgymnasium in Breslau. Es ist ersichtlich, dass der Vater dem Sohn die bestmögliche Ausbildung zu ermöglichen bestrebt ist. Zur Ostermesse 1600 reist er nach Jena, wo er sich als Student der Jurisprudenz und der Philosophie einschreibt – „idque patre non invito“, der seinen Sohn lieber als Mediziner gesehen hätte.⁵

Der Tod des Vaters am „heiligen Christtag“ 1602⁶ markiert einen tiefen Einschnitt im Leben Henels. Die Familie ruft ihn nach Hause zurück – wohl aus dem einfachen Grund, dass er zu ihrem Unterhalt beitragen sollte und wohl auch musste. Auf Empfehlung von Daniel Rindfleisch (Bucretius) und „persuadirt“ auch durch seinen ehemaligen Lehrer Martin Weinrich am Elisabethgymnasium,⁷ wurde er 1604 Hauslehrer der beiden Söhne von Nicolaus Rehdiger auf Striesa, Sponsberg, Schlisa und Ruckeß (1551–1616). Ein humanistisches Dutzendschicksal, wie es zunächst scheinen mag. Allerdings hat bereits der Klang des Namens Rehdiger etwas Besonderes, da er für eine der bedeutendsten frühneuzeitlichen Familien Breslaus, ja ganz Schlesiens steht.⁸

Der Ahnherr der Familie, der Händler Nicolaus (Nickel) Rudiger (?–1553) erwarb 1512 das Bürgerrecht in Breslau und war offensichtlich wirtschaftlich so erfolgreich, dass er bald – diplomatisch unterstützt durch seine Heirat mit Anna, der Tochter

nische übersetzt, das Werk enthält ein Personen- und Ortsregister (das letztere mit den lateinischen, deutschen, polnischen und tschechischen Formen der Namen).

³ Unterschiedliche Angaben in der ADB (1584) und bei Berner (1581). Da das Datum aus Henels Autobiographie stammt (BUWr, Sign.: R 572, fol. 15r-24r), dürfte es korrekt sein. Der folgende biographische Abriss sowie die Darstellung des Umfeldes von Henel beruhen auf der Einleitung des Verfassers in die „Silesiographia“ (wie Anm. 2).

⁴ Chr. G. Jachmann: Das Leben Henels von Hennenfeld. In: Ders. (Hg.): Beyträge zur Juristischen Litteratur in Schlesien, Breslau 1782, S. 3-60, hier S. 4. Der Beitrag Jachmanns besteht zum Teil (S. 3-36) aus dem Abdruck des eigenhändigen Lebenslaufes von Henel (wie Anm. 3). – Es sei an dieser Stelle wenigstens hervorgehoben, dass dieser Text einer der ganz wenigen von Henel auf Deutsch geschriebenen ist. Gleichwohl ist er flüssig und anschaulich verfasst und bietet auch syntaktisch einen angenehmen Kontrast zu entsprechenden, meist viel komplizierteren Texten dieser Zeit.

⁵ Ebd., S. 6.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., S. 7.

⁸ Ausführlich zur Familie Rehdiger in Haberland (Hg.): Silesiographia und Breslo-Graphia, S. 75-78. Dort auch die bibliographischen Nachweise zu den einzelnen Familienmitgliedern.

des mächtigen, einflussreichen und begüterten Stadtschreibers Gregor Morenberg – Zugang zum Patriziat der Stadt Breslau erlangte und damit zu den einflussreichen Männern der Stadt gehörte.⁹ Er gründete Handelsniederlassungen in Danzig, Nürnberg und Antwerpen und war ab 1531 sogar Bankier des Markgrafen Georg von Brandenburg. Zu seinen zwölf Kindern gehörte auch Thomas (1540–1576), dem die Stadt Breslau die bekannte, einzigartige Sammlung von Handschriften, Büchern und Kunstwerken verdankte. Die Tatsache, dass sich Morenberg zusammen mit dem Ratsherrn Johannes Haunold zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1505) nachdrücklich für die Errichtung einer Universität in Breslau einsetzte,¹⁰ spricht für die fruchtbare und zukunftsgerichtete Verbindung von wirtschaftlicher Kraft mit intellektueller Weitsicht dieser Persönlichkeiten.

Der bereits genannte vierte Sohn Rehdigers, Nicolaus, übernahm nach dem Tod des Vaters dessen Unternehmungen, er heiratete die Tochter des kaiserlichen Rates Jakob Herbrot, erweiterte die Familienbesitzungen und kaufte weitere Unternehmen zu dem bereits existierenden Wirtschaftsimperium hinzu. Insgesamt erlangte die Familie Rehdiger eine solche Machtfülle, dass sie etwa ein halbes Jahrhundert lang die wichtigsten Ämter der Stadt innehatte. Nicolaus verzichtete schließlich auf die Ratswürde, zog sich auf sein Gut Striesa zurück und lebte als Mäzen und Sammler. Zu diesem Freundes- und Gelehrtenkreis haben zahlreiche bedeutende Gelehrte, Dichter, Diplomaten und Ärzte gehört: etwa Petrus Vincentinus (1519–1581), David Rheinisch (1536–1589), Jacob (1546–1603) und Petrus Monau (Monavius, 1551–1588), Nicolaus Steinberg(er) (1533–1610), Laurentius Scholtz (1552–1599) und Andreas Dudith (1533–1589), die diesen Kreis über einen beträchtlichen Zeitraum zu einem lebendigen Zentrum des Austauschs machten.¹¹

Das an dieser Stelle nur angedeutete Netzwerk bildete, mindestens zum Teil, den geistigen Hintergrund für Henels Bildungsgang. Wenn er also Hauslehrer der Söhne Rehdigers wurde, trat er damit in den Kreis des humanistisch gebildeten Großbürgertums in Breslau ein und erhielt nicht nur von der Bibliothek seines Dienstherrn, sondern auch durch die sich natürlicherweise ergebenden Gespräche und

⁹ Siehe zu dieser Familie die genealogische Übersicht bei O. Pusch: Die Breslauer Rats- und Stadtgeschlechter in der Zeit von 1241 bis 1741. 5 Bde., Dortmund 1986–1991 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe B, Bd. 33, 35, 38, 39, 41), hier Bd. 3 (1988), S. 298–319.

¹⁰ Zu den Hintergründen dieses – schließlich gescheiterten – Plans, zu diesem Zeitpunkt in Breslau eine Universität zu gründen, durch die die Odermetropole vor Marburg (1527) und Königsberg (1544), um nur diese zu nennen, während des Humanismus eine noch ganz andere Position hätte erringen können, siehe C. Rabe: Alma Mater Leopoldina. Kolleg und Universität der Jesuiten in Breslau 1638–1811, Köln-Weimar-Wien 1999 (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte. Eine Schriftenreihe des Historischen Instituts der Universität Stuttgart, Bd. 7), S. 34–38.

¹¹ Flankierend zur Position Breslaus als zentralem Ort in Ostmitteleuropa siehe H. Weczerka: Breslaus Zentralität im ostmitteleuropäischen Raum um 1500. In: E. Engel, K. Lambrecht, H. Nogosseck (Hg.): Metropolen im Wandel. Zentralität in Ostmitteleuropa an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Berlin 1995 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa), S. 245–262; L. Petry: Breslau in der frühen Neuzeit – Metropole des Südostens. In: Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa, 33. Jg. (1984), S. 161–179.

Kontakte zahlreiche Anregungen, wie es Jachmann zusammenfassend sicher treffend charakterisiert:

Den ausgebreiteten Ruhm eines großen Gelehrten hatte Henelius ohnstreitig dem Rhedigerschen Hause, und insbesondere dem grundgelehrten Niklas von Rhediger, zu danken. Hier war es, wo sich sein Geist ausbildete, und zu derjenigen Reife und Kraft kam, die ihn über so viel andere hinwegsetzte. Die vortreffliche Bücher-Sammlung seines Patrons, worunter ein sehr reicher Vorrath der seltensten Handschriften befindlich, stand ihm jederzeit zu seinem willkürlichen Gebrauch offen, und Niklas von Rhediger, der in allen Fächern der Gelehrsamkeit zu Hause war, unterhielt sich überdiß täglich mit Henelio über die wichtigsten Gegenstände aus der Gottesgelahrtheit, Rechtswissenschaft, Weltweisheit, Geschichte und Politik.¹²

Als erstrangiges Bildungserlebnis hat überdies die Reise Henels mit Rehdigers beiden Söhnen zu gelten, die sie zu Ostern 1609 antraten. Die Reiseroute ging über Dresden, Leipzig, Mainz, Heidelberg (wo man Abraham Scultetus und Janus Gruterius traf), Straßburg, Nancy, Paris (wo man nicht nur Dionysius Gothefredus traf, sondern auch der Hinrichtung des Mörders von Heinrich IV. zuschaute) und Orléans nach Lyon. Von hier startete man in Begleitung der Herren Balthasar von Rechenberg und Siegmund von Niebelschütz nach Italien (Rechenberg stammte aus einem alten sächsischen Adelsgeschlecht, Niebelschütz gehörte zum schlesischen Uradel). In Venedig brachte man „etlich Wochen lang“ zu,¹³ ging dann nach Padua (wo Henel in das Amt des „syndicus nationis“ der Deutschen Nation gewählt wurde) und Rom, Neapel und von dort zurück nach Florenz, Pisa, Lucca, Genua und von dort nach Friaul, Kärnten und Steiermark. In Kärnten wurde man von dem alten Grafen Khevenhüller empfangen, der zum kärntnerischen Hochadel gehörte. Von dort aus ging es über Wien und Mähren zurück nach Breslau. Auch wenn die Route kaum von anderen Bildungsreisen abwich, so wurde doch in den drei und dreiviertel Jahren ein erhebliches Programm absolviert, das mit der Knüpfung zahlreicher Kontakte einherging, unterbrochen durch einige Krankheiten, die Änderungen des Reiseverlaufs notwendig machten (so wurde z. B. Basel nicht besucht). Im Januar 1613 schließlich erreichte man nach einer abschließenden Tour durch Österreich über Wien wieder die Heimatstadt Breslau.

Auf Striesa beendete Henel gleich nach seiner Rückkehr 1613 die beiden Werke, mit denen er bekannt wurde: Die *Silesiographia* und die *Breslo-Graphia*, die im gleichen Jahr in Frankfurt am Main in der Offizin des Johann Bringer erschienen.¹⁴ Es muss als sicher angenommen werden, dass er sich bereits vor seiner Abreise mit dem Plan für diese Werke getragen und vielleicht schon Vorarbeiten geleistet hat, die er nach seiner Rückkehr nur noch abschließend zu überarbeiten hatte.

¹² Jachmann, *Leben Henels*, S. 44.

¹³ Ebd., S. 13.

¹⁴ Zu ihr Chr. Reske: *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*, Wiesbaden 2007 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 51), S. 250. Weshalb sich Henel gerade an diesen kurzlebigen Verlag (1605–1617, bis 1622 Erben) wandte, ist nicht bekannt.

Ebenfalls 1613 ließ sich Henel in Breslau als Anwalt nieder, weil „keine Stelle bei der fürstlichen Hofstaat und Regierung vacant“ war.¹⁵ Auf diese Weise blieb er fortan Schlesien verbunden. Die Wertschätzung seiner Arbeit und seiner Persönlichkeit drückte sich nicht nur darin aus, dass er von Georg von Schönauich eingeladen wurde, am Gymnasium von Beuthen an der Oder zu lehren, was Henel ablehnte, weil er seines „Glücks in andere Wege erwarten wollen“.¹⁶ 1618 wurde er auf Fürsprache des Schlesienschen Kammerpräsidenten und Landeshauptmanns des Herzogtums Münsterberg Nikolaus von Burghaus zum Syndicus provincialis (Landesschreiber), dann zu seinem Pro-Kanzler ernannt und zog in die Residenzstadt Frankenstein. In dieser Funktion hat Henel nicht nur „unterschiedliche schwere Sachen in Curia Nissensi, Strelensi, Wratislaviensi, etc. bedienet“,¹⁷ sondern ist auch auf die Fürstentage mit verschiedenen „Commissionen und Verrichtungen“ abgesandt worden.¹⁸ Alles in allem war dies eine verantwortliche juristische und diplomatische Tätigkeit, in der er zugleich zahlreiche wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens kennenlernen konnte. Von Kaiser Ferdinand II. wurde ihm 1631 der Titel eines Kaiserlichen Rates verliehen.¹⁹

Das lukrative Angebot, als Hofrat nach Brieg oder Liegnitz zu gehen, lehnte er ab, übernahm allerdings 1637 für sechs Jahre das Amt des Syndikus auf Einladung der Herzöge Johann Christian und Georg III. 1639 nahm er die erneute Berufung zum fürstlichen Rat an. Nach einer erneuten Bestallung als kaiserlicher Rat durch Kaiser Ferdinand III. erfolgte 1642 seine Erhebung in den Adelsstand (mit dem Namenszusatz „von Hennenfeld“) und 1653 die Ernennung zum kaiserlichen Pfalz- oder Hofgrafen. Henel kommt neben seinen Leistungen als hoher Verwaltungsbeamter das kulturpolitische Verdienst zu, die Sammlungen Thomas Rehdigers juristisch der Stadt überantwortet zu haben. Nicht nur hat er als Syndikus den Vertrag formuliert, dieser ging auch auf seine Initiative und Idee in Verbindung mit der Familie Rehdiger zurück.²⁰

Aus seiner ersten Ehe, die er 1619 mit Anna Partisch oder Bartsch, der Tochter des Kaiserlichen Biergefälle-Einnehmers²¹ in Breslau, schloss, entstammten drei Kinder (jedoch nur der Sohn Christian überlebte die Eltern). 1641 starb Henels Frau,

¹⁵ Jachmann, *Leben Henels*, S. 18.

¹⁶ Ebd., S. 19.

¹⁷ Ebd., S. 21.

¹⁸ Ebd., S. 22.

¹⁹ M. P. Fleischer: Nikolaus Henel (1582–1656). In: J. J. Menzel, L. Petry (Hg.): *Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts, Sigmaringen 1990 (Schlesische Lebensbilder, 6. Bd.)*, S. 61-66, hier S. 65.

²⁰ A. W. J. Wachler: *Thomas Rehdiger und seine Büchersammlung in Breslau. Ein biographisch-literärischer Versuch. Mit einem Vorworte von Dr. L. Wachler, Breslau 1828*, S. 71-74; siehe auch H. Markgraf: *Nikolaus Henel's von Hennenfeld (1582–1656) Leben und Schriften*. In: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens*, 25. Bd. (1891), S. 1-41, hier S. 23-24. Zu Henels Verdienst um die Rehdigersche Bibliothek siehe K. Garber: *Das alte Buch im alten Europa. Auf Spurensuche in den Schatzhäusern des alten Kontinents*, München 2006; zu Henel siehe dort im Personenregister.

²¹ Mit ‚Gefälle‘ sind obrigkeitliche Abgaben und Steuern bezeichnet. Art. ‚Gefälle‘. In: *Deutsches Rechtswörterbuch (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache)*. Hg. v. d. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. III, H. 1. Weimar 1935, Sp. 1397-1400. ‚Biergefälle‘ siehe nachgewiesen in ebenda, Bd. II, H. 1. Weimar 1932, Sp. 320.

1643 heiratete er Kunigunde Jessensky von Groß Jessen, die Tochter des kaiserlichen Münzmeisters in Wien, die von Stenzel Aichheuser von Leonhartwitz, einem Breslauer Senator, adoptiert worden war;²² aus dieser Ehe stammte eine Tochter, die jedoch auch nach wenigen Jahren starb. Henel starb am 23. Juli 1656 in Breslau.²³

Selbst hielt er sich streng an die „Evangelische Religion“,²⁴ richtete allerdings seinen Glauben allein „ad Lydium Lapidem sacrae scripturae“ aus. Allerdings scheint er dabei nicht orthodox gewesen zu sein, wie sein Biograph schreibt: „indeß aber, die einer andern Meinung gewesen, (dafern sie nur im fundament des Glaubens nichts disputiret) nicht angefeindet oder gehasset, weniger verketzert oder verdammet, sondern als Brüder geliebet und geehret“.²⁵ Henel war indes zum Teil der Augsbургischen Konfession zugeneigt und nahm das Abendmahl bei den Reformierten in Brieg, hörte aber ansonsten die lutherischen Predigten. Dies führte dazu, dass nach seinem Tod die Abkündigung verschiedentlich abgeändert wurde und sie nicht vom Probst von St. Bernhardin, der unter dem Verdacht des Kryptocalvinismus stand, sondern nur von einem Diakon der Kirche verlesen wurde. Jachmann kommentiert diese Mitteilungen mit der Bemerkung, dass sie vielleicht überflüssig erscheinen möchten, doch zur Darstellung der „Geschichte der Thorheiten, welche der blinde Religions-Eifer auch in unserm Vaterlande hervorbrachte“, überliefert werden sollten.²⁶

Aufschlussreich ist überdies Jachmanns zusammenfassende Charakterisierung: „Ein wahrer großer Jurist, nicht ohne Philosophische Einsichten, ein starker Kenner der alten Griechischen und Lateinischen Litteratur, und ein kritischer Geschichtsforscher – diß alles war er.“²⁷ Wenn er ihm überdies „Ruhmsucht und Ehrgeiz“ zuspricht,²⁸ nimmt dies nicht wunder – wer würde nicht voll Stolz auf einen derart ausgezeichneten Lebenslauf zurückblicken wollen, der nicht nur den Kontakt mit politisch, sozial und intellektuell hochstehenden Menschen brachte, sondern trotz schwierigster Rechtsfälle in einem politisch und konfessionell problematischen Terrain ohne große Brüche gleichsam unaufhaltsam aufsteigend verlief? An einer Stelle wie dieser lässt sich gewiss nicht zu Unrecht der Begriff der „schlesischen Toleranz“ als Erklärung für Henels Wesensart einfügen.²⁹ Und deshalb findet die fast

²² Jachmann, *Leben Henels*, S. 33. Bei Jachmann steht irrtümlich „Wenzel“. Freundlicher Hinweis von Frau Mag. Weronika Karlak, UB Breslau.

²³ Seine Trauerschrift enthält Gedichte aller bedeutenden schlesischen Zeitgenossen: Cunradus, Agricola, Kleinwechter, Gebhard, Mühlport, Major, Colerus, Tilesius, Kopisch und anderer. Siehe in: *Katalog der Leichenpredigten-Sammlungen der Peter-Paul-Kirchenbibliothek und anderer Bibliotheken in Liegnitz, Marktschellenberg 1938*, S. 196-197.

²⁴ Jachmann, *Leben Henels*, S. 34.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., S. 37. – Zum Kryptocalvinismus siehe E. Siegmund-Schultze: *Kryptocalvinismus in den schlesischen Kirchenordnungen. Eigenart und Schicksal des Kryptocalvinismus*. In: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau*, Bd. V (1960), S. 52-68.

²⁷ Siegmund-Schultze, *Kryptocalvinismus*, S. 41.

²⁸ Ebd.

²⁹ Auf den historisch zutreffenden Begriff bringt Norbert Conrads diesen Begriff für Schlesien als Ganzes: „Es war womöglich ein in Jahrhunderten erworbener Grundzug, der es verdient, hervorgehoben zu werden, ohne daß dabei die Problematik und Vielschichtigkeit solcher Feststellungen unterschätzt werden soll.“ Als Beleg zieht er die grundsätzliche Formulierung des Kir-

noch zeitgenössische, zutreffende Analyse Jachmanns über die Auswirkung religiöser Toleranz ihren Platz, mit der Henels berufliches Wirken (und seine Erfolge!) gültig umschrieben sind:

Nirgends findet man eine Spur, daß er gegen diese oder jene Religions-Parthey nachtheilige Handlungen unternommen hätte, und es ist also höchst unbillig, wenn man darüber eifert, daß er zu sanftmüthig und nachgebend gegen andre Religions-Verwandte war, und nicht vielmehr mit Feuer und Schwerdt drein schlug. Würde er wohl bei gegentheiligen Gesinnungen so viel Gutes haben stiften können? Würde ohne einige Anwendung der Politik, sein Wirkungs-Creiß so groß, so glänzend, und so vortheilhaft geworden seyn?³⁰

Hierin liegt sicher ein Schlüssel für Henels Erfolge und für sein Ansehen in Schlesien und am kaiserlichen Hof in Wien – und was offensichtlich für die Entwicklung der Schlesier insgesamt zutrifft, wird einmal im Einzelfall, hier an der Persönlichkeit Henels, greifbar. Auch in anderer Hinsicht ist diese Charakterisierung, wie man sehen wird, nicht ohne Bedeutung.

Was nun seine Gelehrsamkeit betrifft, so wird diese ohne Einschränkung bis heute positiv bewertet. Ihre Grundlegung findet sich ohne Zweifel in der sorgfältigen Schulausbildung (das kurze Studium in Jena trägt hierzu gewiss nicht das meiste bei). Von höchster Bedeutung ist indes seine Tätigkeit bei Nicolaus Rehdiger, wo Henel mit bedeutenden Menschen zusammentraf. Kern eines jeden humanistischen Gelehrtenhaushalts war die sorgfältig über Jahre aufgebaute und gepflegte Bibliothek. Gerade in Schlesien war aus vielen Gründen, wozu auch die fehlende Landesuniversität gehört, der Besitz von Büchern einer oder mehrerer bestimmter Fachrichtungen höchst erstrebenswert. Schlesien kann daher mit Fug und Recht als eine der ganz großen Sammler-Regionen des alten Reiches bezeichnet werden.³¹ Dies trifft auch

chenhistorikers Joachim Konrad heran, der das schlesische Toleranzdenken wie folgt formuliert: „Schlesien war ein Land der Begegnung und des friedlichen Miteinander sehr verschiedener Elemente, ein Grenz- und Brückenland. Es hat seine Einheit in sehr wechselvollen Geschicken und unter besonders harten Zerreißproben sich erobern und bewahren müssen. Es hat darin seine Eigenart und seinen Charakter im Sinne einer echten, in religiöser Tiefe verwurzelten Toleranz gefunden und bisher behaupten müssen.“ N. Conrads: Silesiographia oder Landesbeschreibung. In: Ders. (Hg.): Schlesien. Für die Sonderausgabe durchges. u. auf den neuesten Stand gebrachte Aufl., Berlin 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 13-36, hier S. 24-25. Das Zitat Konrads aus: Ders. Die schlesische Toleranz. Geschichtliches Erbe und politische Idee, Düsseldorf 1953, S. 23.

³⁰ Jachmann, Leben Henels, S. 45-46. Ob Henel tatsächlich einer der „führenden [!] Kryptocalvinisten in Schlesien“ war – obwohl eingedenk der großen Bedeutung des Calvinismus als einer Form des „Kulturchristentums“ mit weiter Verbreitung in Schlesien –, muss offenbleiben. Diese Behauptung von Szelong ist, soweit zu sehen, nirgends faktisch belegt. K. Szelong: Andreas Kochtitzki d. Ä. Mäzen – Politiker – Soldat. In: J. Harasimowicz, M. Weber (Hg.): Adel in Schlesien. Bd. 1: Herrschaft – Kultur – Selbstdarstellung, München 2010 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 36), S. 363-392, hier S. 378.

³¹ Siehe hierzu jetzt Verf.: Kommentierte Bibliographie zum Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien bis 1800, München 2010 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte

auf Nicolaus Rehdiger zu. Die Bemerkung Jachmanns (der selbst ein Bibliophiler von hohen Graden war und daher als ausgewiesener Kenner gelten kann, dessen Urteil zählt)³² von der „vortreflichen Bücher-Sammlung“, „worunter ein sehr reicher Vorrath der seltensten Handschriften befindlich“,³³ lässt auf eben diese sorgfältige Zusammenstellung der Bibliothek, wahrscheinlich mit einem historisch-politisch-landeskundlichen Schwerpunkt, schließen.³⁴

Henels gelehrte Werke waren den freien Stunden abgetrotzt. Unter ihnen ragen vor allem die *Chronica des Münsterbergischen Fürstenthumbs und Franckensteini-schen Weichbilds* von 1630 hervor,³⁵ das *Otium Wratislaviense* (Jena 1658) und das wie vieles andere auch ebenfalls nur handschriftlich überlieferte Gelehrtenlexikon gewaltigen Umfangs mit dem Titel *Silesia Togata*.

Mit diesem Beitrag wird nicht nur auf Henel, sondern vor allem auch auf diesen letztgenannten Titel aufmerksam gemacht, der in der Handschriften-Abteilung der Universitätsbibliothek Breslau vorhanden ist. Aus den das Werk begleitenden Benutzerkarten ist ersichtlich, dass es zwar hin und wieder in die Hand genommen, aber nicht intensiv genutzt wird. Die *Silesia Togata* teilt also ihr Schicksal mit manchen anderen Büchern, die zwar bekannt sind, aber aus verschiedensten Gründen weder gedruckt noch gelesen oder ausgewertet werden. Ihre kurze Präsentation soll immerhin eine Vorstellung davon geben, mit welchen Schätzen die schlesische Kulturgeschichte aufwarten kann, und auch, welche Zimelien in der Universitätsbibliothek in Breslau heute noch zu entdecken sind.

Das Werk besteht aus zwei mächtigen, in Schweinsleder gebundenen Bänden. Es ist von alter Hand paginiert (718 und 672 Seiten). Ein Supplement ist rezent paginiert, es umfasst 8 Seiten, und den Schluss bildet ein eingeklebtes Blatt, unterschrieben von Johann Caspar Arletius vom 30.1.1760. Eine neue Paginierung in Blei zählt

der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 39), in der eine beträchtliche Anzahl Verzeichnisse großer und größter Bibliotheken aufgeführt sind.

³² Einen Eindruck vermittelt der Versteigerungskatalog seiner Bibliothek: *Catalogus Bibliothecae Jachmannianae sive Index librorum a Theologo Eruditione non Minus, quam Pietate Celebri, Gottlieb Jachmanno, Praeposito quondam ad Spiritus S. Pastore ad aedem D. Bernhardini, utriusque Xenodochii antistite primario, et Consistorii A[ugustanae] C[onfessionis], quod Vratislaviae est, Assessore Dignissimo, exquisita cura collectorum magnam partem rarissimorum nunc Vratislaviae Anno 1758. Mense Octobri Publica Auctionis Lege Distrahendorum, auf der Büttnergasse im Schönwitzischen Hause, O. O. o. J. [Breslau 1758] (BU, Sign.: 307067). – Der Katalog umfasst die beträchtliche Zahl von 6.555 Nummern. Siehe zu ihr Haberland, Kommentierte Bibliographie zum Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien, S. 260, Nr. 928.*

³³ Jachmann, *Leben Henels*, S. 44.

³⁴ Leider ist diese Bibliothek, obwohl sie Henel nach dem Tode Rehdigers in seinen Besitz brachte, nach seinem eigenen Ableben verstreut worden, so dass es recht schwierig sein dürfte, sie wenigstens teilweise zu rekonstruieren. Nach dem Tod des Sohnes kam sie in die Familie von dessen Frau und wurde dort schon verschiedentlich verteilt, ehe Christoph Heinrich von Fguf zu Kosemitz einen „ziemlichen Antheil davon kaufte“ und ihn in seine eigene Bibliothek inkorporierte. Nach dessen Tod kaufte Christian Ezechiel, Pfarrer in Peterwitz, die „merkwürdigsten Schriften“, wohl vornehmlich Theologica (Schriften von Heß und anderen), aber seine Bibliothek wurde ein Raub der Flammen. Ebd., S. 46-47.

³⁵ BU Breslau, Sign. IV F 143; R 616; Akc. 1950/1089.

lediglich die Blätter. Einige Blätter sind leer, sind aber durchgehend paginiert. Das Werk ist nicht ausschließlich von Henel geschrieben. Die von Wojciech Mrozowicz erstellte Bibliographie der in Breslau vorhandenen Handschriften Henels weist aus, dass es noch andere Handschriften der *Silesia Togata* gibt.³⁶ Diese sind jedoch nicht von Henels Hand, so dass den Handschriften R 570 und R 571, aus denen die *Silesia Togata* besteht, der Status von „Leithandschriften“ zuerkannt werden muss.

Vorangestellt ist ein mehrseitiges alphabetisches Register aller in beiden Bänden behandelten Gelehrten; dieses Verzeichnis umfasst 632 Namen. Es folgt sodann die respektheischende Textmenge von 1.390 Seiten. Das Werk ist in zwölf „Libri“ gegliedert, und diese wiederum in „Capituli“. Die „Kapitel“ sind jeweils gleichzusetzen mit einem biographischen Eintrag zu einem einzelnen Gelehrten.³⁷ Die Anordnung der „Bücher“ ist jedoch eine ganz andere, als es die Reihenfolge des Registers suggerieren mag. Sie orientiert sich nicht nach dem Alphabet, sondern nach dem sozialen Stand der beschriebenen Persönlichkeiten:

1. Buch: Geistliche und weltliche Fürsten (z. B. Vladislaus Dux Silesiae Wratislaviensis Archiepiscopus Salisburgensis, Johannes Muscatae Episcopus Cracoviae, Henricus IX. Dux majoris Glogoviae, Hieronymus Episcopus Brandenburgensis et Havelbergensis, Johannes Teschinensis),
2. Buch: Gelehrte aus bedeutenden Breslauer und schlesischen Geschlechtern, auch mit wichtigen öffentlichen Funktionen (z. B. Johannes Sauromannus, Servatius Reichel, Henricus Ribisch, Henricus a Senitz in Rudelsdorff),
3. Buch: „Honoratissimi“, schlesische Bürgerliche, aber auch einige Adlige, darunter Militärs, Theologen, Ärzte, Juristen (z. B. Sebastianus Monavius, Johannes Crato a Crafftheim, Nicolaus a Rhediger, Adam Sebisch),
4. Buch: Weitere Ärzte, Juristen, Theologen (z. B. Johannes Gallici, Joachimus Curaeus, Johannes Hessus, Martinus Kinnerus a Scherffenstein, Jacobus Monavius),
5. Buch: Meist Bürgerliche und niederer Adel, Mediziner, Theologen, Juristen (z. B. Caspar Ursinus Vellius, Johannes Pelargus, Abrahamus Scultetus, Matthias Polenius),
6. Buch: Dito (z. B. Franciscus Reusnerus, Melchior Tilesius, Caspar Cunradus),
7. Buch: Dito (z. B. Irenaeus Curaeus, Paulus Sleupnerus, Simon Grunaeus),
8. Buch: Dito (z. B. Adamus Thilo, Sigismundus Schillingus, Georgius Sebisch),
9. Buch: Dito (z. B. Johannes Fersius, Melchior Adamus, Servatius Reichel),
10. Buch: Dito (z. B. Laurentius Corvinus, Elisabetha Winckleria),
11. Buch: Dito (z. B. Bartholomaeus Sthenus, Valentinus Krautwaldus, Valentinus Saenftleben, Matthaues Apelles),
12. Buch: Dito (z. B. Samuel und Daniel Czepkius).

³⁶ W. Mrozowicz: Handschriften von und über Nicolaus von Hennenfeld [!] in der Universitätsbibliothek Breslau. In: G. Kosellek (Hg.): Die oberschlesische Literaturlandschaft im 17. Jahrhundert, Bielefeld 2001 (Tagungsreihe der Stiftung Haus Oberschlesien, Bd. 11), S. 269-315.

³⁷ Siehe dazu auch Markgraf, Nicolaus Henel's von Hennenfeld (1582–1656) Leben und Schriften, S. 35-36.

Das „Supplementum“ ist ebenso gegliedert (es enthält z. B. Viten von Gelehrten wie Sigismundus Fagilucus, Martinus Nösslerus, Davides Rhenisch, Georgius Fabricius Secundus).

Die Formulierung Markgrafs, die Einteilung in zwölf Bücher sei „nur mechanisch, denn die Reihenfolge der Bücher läßt einen andern Gesichtspunkt, als den, die Fürstlichkeiten, Bischöfe und Männer des höheren Adels voranzustellen, nicht erkennen“,³⁸ geht in ihrer negativen Konnotation („nur mechanisch“) an der Absicht dieser Gliederung durch Henel vorbei. Ihr liegt die ständische Ordnung der Gesellschaft zugrunde, zu deren Anerkennung Henel qua Amt und sozialer Stellung verpflichtet war. Dabei ist der Aspekt der Gelehrsamkeit sehr weit zu fassen und entspricht ebenfalls noch nicht der Auffassung der Moderne: Der Gelehrsamkeit konnten durchaus auch adlige und kirchliche Mäzene zugerechnet werden, die Reisen, Ausbildung und Buchdruck durch vielfältige Unterstützungen und Stipendien ermöglichten und so zu dem Bereich des Gelehrtentums inhaltlich mindestens tangential, aber sozial essentiell dazugehörten.

Es ist selbst bei oberflächlicher Betrachtung ersichtlich, dass die Haupthandschriften nicht allein von Henels Hand sind, sondern auch zum Teil als Abschrift vorliegen. Es ist der bedeutende, aber bis jetzt ebenfalls nicht recht gewürdigte Breslauer Gelehrte Martin Hanke (1633–1709), der hier offensichtlich mitgearbeitet hat.³⁹ Ohne eine Recherche im gesamten Nachlass von Henel in der UB Breslau ist über das Zustandekommen dieser Fassung der *Silesia Togata* nichts Genaueres zu sagen. Sie ist noch zu Lebzeiten Henels entstanden, vielleicht ganz oder zum Teil in Zusammenarbeit mit ihm oder in seinem Auftrag gefertigt. Nur wenige Teile hat Henel selbst geschrieben. Dabei ist ebenfalls nicht erkennbar, ob die Viten aus der Hand Hankes auf der Grundlage von Skizzen Henels entstanden oder nur reine Abschriften Hankes von fertigen Texten aus Henels Hand sind. Vorstufen sind nicht bekannt bzw. die anderen Handschriften der *Silesia Togata* nicht als solche zu erkennen.

Die Viten („Capituli“) der einzelnen Gelehrten sind recht unterschiedlich gehalten und folgen keinem strengen einheitlichen Schema. Vielfach wird etwas über Familienhintergrund, Ausbildung und Wirkungsstätte(n) ausgeführt. Soweit zu sehen, sind den Viten keine Bibliographien der Werke der beschriebenen Gelehrten beigelegt, wohl aber zum Teil Texte von Epitaphien oder aus Epicedien.⁴⁰ Da das Manuskript keine Einleitung enthält, ist es nicht möglich, Einzelheiten über Henels Zielsetzung oder über seine Methode und Anlage des Buches zu erfahren. Eines allerdings wird deutlich: Henel will mit der biographischen Würdigung der beeindruckenden Zahl von 632 Persönlichkeiten aus den hauptsächlichen Disziplinen seiner Zeit den durchgehend hohen kulturellen und wissenschaftlichen Stand Schlesiens erweisen. Das erreicht er dadurch, dass er Viten zwischen dem ausgehenden Mittelalter (z. B. Johannes Teschinensis, ca. 1370–1405) und seiner Gegenwart (z. B. die des berühmten Orientalisten Petrus Kirstenius, 1577–1640) zusammenstellt.

³⁸ Markgraf, Nicolaus Henel's von Hennenfeld (1582–1656) Leben und Schriften, S. 35.

³⁹ Mrozowicz, Handschriften von und über Nicolaus von Hennenfeld, S. 299.

⁴⁰ Das hat Christian Ezechiel, selbst Verfasser einer ungedruckten „*Silesia Togata*“, an Henel gerügt. Siehe Markgraf, Nicolaus Henel's von Hennenfeld (1582–1656) Leben und Schriften, S. 36.

mo Chryse
vino hoc
e gemitu
Parentes
Girsdorff
nam in
Tenoriciu
iones que
nam Caffa
r, fratrem
enceolas
tri ac fra
dalera se
cit, hujus
viescant,
ita dabam
at aster,
luta apum
e frigida
numo.
imno,
astra tuba
EVA
or melio
um puta
adao post
Christophor

Lib. I. Cap. 30.

Sigismundum ac Franciscum, hodieque, dum haec
fuit, vivum: Annam Davidis à Ror, Helenam
Henrici à Drosche, Elisabetham Frederici à Sebne,
Kensbau, Evam denig. Georgii à Logau, conj.
defuncto: Sebastiani à Schönauis conjux,

Dictus Aristides patris BUREKHUSIUS

ora:

Adferor juris peritiam, fuit.

C. C. D.

Cap. xxx.

ANDREAS DUDITHIUS, SBAER.,

cellatus ab Horebowicza.

L. B.

Se nisi nota recensendi, qui vel domi vel
fieri floruerunt: sed fas tamen sit, unum
atq. alterum civibus conjugere: quos Silesia
notia non genuit quidem, sed tamen fecit, quia
fuit et alius, clarisq. corporum eximia infi-
nam suam recepit. In his ANDREAS
DUDITHIUS SBAEROCCELLATUS AB HOREBOWICZA,
Dominus in Smigla, ex nobilissima familia Cro-
atica oriundus, vir viri illustris et incompara-
bilis: Episcopus primum Tinnensis, ac postea
quinq. Ecclesiensis, quae primum admodum juraris-
cibus, sed qua dignitate cum summis aliis boni or-
dibz, uxore ducta, abiecit. Item triem Sm-
peratorem D. Ferdinandi I. D. Maximiliani II.

Anfang des Eintrags „Andreas Dudithius“. In: Nicolaus Henel, „Silesia Togata“, Biblioteka Uniwersytecka, Wrocław, Hs. R 570, S. 119. Abbildung mit freundlicher Genehmigung der BU.

com. electi coronatiq; Latio sine qua. marmor. Ego munimentis, quod ante refectus in vno paruit, in ade Elisabeta.

Thomas Rhdiger a Alisa

ma iure quam Johannes Frater, ubi dicit sciu an maiore gloria nomen suum... Thomas Rhdiger a Alisa... in maiore quam Johannes Frater, ubi dicit sciu an maiore gloria nomen suum... Thomas Rhdiger a Alisa... in maiore quam Johannes Frater, ubi dicit sciu an maiore gloria nomen suum...

ardua quida... in aliis obse... Perseus... in Collectio... rici ad prima... in hanc modis... in hanc modis... in hanc modis...

Anfang des Eintrags „Thomas Rhdiger“. In: Nicolaus Henel, „Silesia Togata“, Bibliotheka Uniwersytecka, Wrocław, Hs. R. 570, S. 295. Abbildung mit freundlicher Genehmigung der BU.

Henel bewegt sich als Späthumanist in der Konzeption seines Werkes im Zusammenhang von Biographie und Gelehrsamkeit in der Nachfolge der Antike. Hier sind es etwa Plutarch und Sueton, die mit ihren Vitensammlungen, den Kaiserbiographien, *Bioi Paralleloi* und *De Vita Caesarum* das Vorbild abgeben. Die Tradition wird, wie allgemein bekannt, nicht nur bis zu Jöchers und Meusels Gelehrtenlexika, sondern auch bis zum heutigen Tag bis zum Kürschner fortgeführt. Allerdings steht Henel nicht allein in seiner Zeit. Als frühneuzeitliche Vorgänger in dieser Textsorte können gelten Johannes Trithemius (1462–1516) mit seinen *De scriptoribus ecclesiasticis* (Basel 1494) und *Catalogus illustrium virorum Germaniae* (Mainz 1495), Konrad Gessner (1516–1565) mit seiner *Bibliotheca universalis* (Zürich 1545–49) und Heinrich Pantaleon (1522–1595) mit seiner *Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae* (Basel 1565). In dem Grottkauer Melchior Adam (um 1575–1622) und seinen vier Bänden *Vitae Germanorum philosophorum [...]*, *Vitae Germanorum theologorum [...]*, *Vitae Germanorum iureconsultorum et politicorum [...]* und *Vitae Germanorum medicorum [...]* (Heidelberg, 1615, 1620, 1620, 1620) hatte Henel einen etwas älteren Zeitgenossen, der ein viel weitgespannteres Werk zur Veröffentlichung geben konnte.⁴¹

Nun gibt es zwei Besonderheiten der *Silesia Togata* Henels, auf die hingewiesen werden soll. Selbst bei einer flüchtigen Durchsicht der 632 Viten fällt auf, dass nur eine kleine Anzahl von ihnen katholischen Persönlichkeiten gewidmet ist. Dazu gehören etwa der Bischof von Krakau Johannes Muscata (1294–1320), der als „Johannes Teschinensis“ eingetragene Johannes von Oppeln (1370–1405), Herzog von Schlesien in Teschen, Auschwitz und Ratibor oder der als „Vladislaus Dux. Sil. Ep. Salisb.“ firmierende Herzog Wladislaus von Schlesien und Erzbischof von Salzburg (1237–1270), die natürlicherweise Katholiken waren. Eine gründliche Recherche würde vielleicht noch den einen oder anderen bürgerlichen Katholiken der Frühen Neuzeit zu Tage fördern, aber insgesamt liegt vor dem Leser eine protestantische, ja in Teilen calvinistische Gelehrtengeschichte Schlesiens. Hier findet die Charakterisierung Jachmanns, Henel habe diejenigen, „die einer andern Meinung gewesen, (dafern sie nur im fundament des Glaubens nichts disputiret) nicht angefeindet oder gehasset, weniger verketzert oder verdammet, sondern als Brüder geliebet und geehret“, ihre deutliche Grenze.⁴² Die weitgehende Auslassung katholischer schlesischer Gelehrter der Frühen Neuzeit – man denke in diesem Zusammenhang etwa nur an Christoph Kirmeser, Johannes Nucius, Sebastian Schleupner, Johannes Scheffler (Angelus Silesius) oder Friedrich Staphylus, und diese Aufzählung ließe sich noch beträchtlich erweitern – bedeutet einen herben Schnitt durch die Intellektualität der Region, die zwar in der Tat zu einem beträchtlichen Gutteil protestantisch und calvinistisch war, jedoch auch durch das katholische Element einen eigenständigen und

⁴¹ Daten und Zusammenhang nach R. Seidel: Melchior Adam Vitae (1615–1620) und die Tradition frühneuzeitlicher Gelehrtenbiographik: Fortschritte und Grenzen eines wissenschaftlichen Paradigmas um 1600. In: G. Kosellek (Hg.): Oberschlesische Dichter und Gelehrte vom Humanismus bis zum Barock, Bielefeld 2000 (Tagungsbände der Stiftung Haus Oberschlesien, Bd. 8), S. 179–204, hier S. 186–187.

⁴² Jachmann, Leben Henels, S. 34.

nicht zu vernachlässigenden Zuwachs erhielt. Die Aufnahme etwa der Katholiken Bartholomäus Sthenus (1477–1520)⁴³ oder Caspar Ursinus Velius (1493–1539) ist in diesem Zusammenhang kein Gegenargument, sondern macht die Lücke umso spürbarer. Was Henel im persönlichen, praktischen Leben an Toleranz wohl möglich war, fand seine Einschränkung bei der Abfassung der Gelehrtenbiographien, die er für eine Wirkung über den Tag hinaus konzipiert hatte.

Und noch eine weitere Besonderheit hält die *Silesia Togata* bereit. Unter den aufgeführten Namen eingetragener Gelehrter ist nur der einer einzigen Frau zu finden: Es ist „Elisabetha Winckleria“,⁴⁴ die Tochter von Andreas Winkler, dem Breslauer Ratsbuchdrucker und Rektor des Elisabeth-Gymnasiums. Ihren Eintrag begründet Henel mit den folgenden Worten: „Cujus nomen cum aeterna doctrinae laude ad posteros manavit. [...] Ea quidem in re mirificè ipse adjutus, cum ab Ambrosio Moibano Doctore viro solertiß. ac prudentiß. tum à Joh. Mentzlero & Johanne Morembergio viris summa dignitate praestantibus, & ad reipubl. clavum sedentibus.“ (II,480) Dann fährt er wie folgt fort:

Hoc ergo tam egregio Magistro, quem singulari fide ac felicitate literas docuisse Melanchthon juventuti formandae non natum sed coelo divinitus mißum Adrianus Albinus dicere solebat non prognata solum Elisabetha, sed et bonis literis excolta, beneficio capacis ingenii plusquam pro aetate, sexuque profecit: Et eximiam cumprimis Latinae linguae facultatem sibi comparavit, seu oratio ejus puellaris & Carmen de puero Jesu Catechesi Latinae D. Moibani Typis Wincklerianis exculae subjuncta. In matrimonium data fuit Caspari Weiglero Ministerii Elisabethani Vratislav. Seniori, materque ex eo facta cum aliorum liberorum tum Melchioris quoque Veigleri ad D. Barbaram in patria Ecclesiae, et Gymnasii Professore multis post utriusque obitum annis jam grandaeva in Bohemiae Metropoli anno hujus Seculi decimo tertio decebit. (II,481)

In Moibanus' Schulbuch *Catechismui capita decem* (Wittenberg 1538, Breslau 1546) ist eine „Oratio“ von Elisabeth abgedruckt, und im Vorwort drückt Moibanus seine Freude darüber aus, dass Gott auch den Mädchen derartige Begabungen verliehen habe.⁴⁵ So begabt die junge Frau auch gewesen sein mag, mit ihrem Eintrag spricht Winkler implizit aber auch das Lob des höchst verdienten und weithin bekannten protestantischen Druckers Winkler aus, der durch seine Produktion nachdrücklich

⁴³ Es wird hier nicht dem Namensansatz Henels gefolgt, da er nicht der historisch belegten und von Stein selbst gebrauchten Form folgt. Siehe dazu H. Markgraf (Hg.): *Descriptio totius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis per M. Bartholomeum Stenum*. Barthel Steins Beschreibung von Schlesien und seiner Hauptstadt Breslau, Breslau 1902 (*Scriptores Rerum Silesiacarum*, 17. Bd.), S. XIII-XIV.

⁴⁴ *Silesia Togata*, Bd. 2, S. 480-481. Im Weiteren sind Zitate aus den o. g. Bänden der „*Silesia Togata*“ (BU, R 570 [= Band 1] und R 571 [= Band 2]) mit römischer Band- und arabischer Seitenzählung angegeben. Zu Winkler siehe: J. E. Scheibel: *Geschichte der seit dreihundert Jahren in Breslau befindlichen Stadtbuchdruckerei als ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Buchdruckerkunst*, Breslau 1804, S. 17, dort wird seine Tochter mit „Elsa“ angegeben.

⁴⁵ Siehe M. Burbianka: *Andrzej Winkler – Drukarz wrocławski XVI wieku* [Andreas Winkler, ein Breslauer Drucker des 16. Jh.s.]. In: *Roczniki Biblioteczne*, Jg. 4 (1960), S. 329-445, hier S. 400.

die Reformation und das Gedankengut Luthers und Melanchthons in Breslau und Schlesien befestigen half.⁴⁶

Verständlich ist gleichwohl, dass Henel, was den weiblichen Aspekt seines Gelehrtenlexikons betrifft, nicht auch an folgende gelehrte schlesische Frauen gedacht hat: an die Protestantin Maria Kunitz (Cunitia) (1610–1664), deren astronomisches Werk *Urania* schon 1650 erschienen und ihr Ruf weithin verbreitet war, an Christine Cunrad (1591–1625), Verfasserin geistlicher Lieder, an Margareta Herzogin von Münsterberg (1473–1530), Autorin des Traktats *Die Historia vom Leiden, Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt Christi [...]* (Leipzig 1533) und an Dorothea Eleonora von Rosenthal (vor 1600–um 1649), die *Poetische Gedancken* (Breslau? 1641) verfasste.⁴⁷ Im Sinne einer enzyklopädischen Darbietung der schlesischen Gelehrtenwelt hätte also das Werk auch unter diesem Gesichtspunkt noch angereichert werden können. Da man Henel kaum Unwissen in einem zentralen Bereich der schlesischen Geschichte, nämlich was Trägerinnen und Träger von Gelehrsamkeit betrifft, vorwerfen kann, liegt die Vermutung nahe, dass entweder das Werk noch gar nicht fertig war, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, oder seine Intention in eine spezielle Richtung ging, die er in einem Vorwort erläutert hätte. Nicht zuletzt forderte die Gattung der Gelehrtengeschichte, Vertreter des geistigen Lebens zu nennen, die nicht nur intellektuell tätig waren, sondern auch im öffentlichen Leben eine Rolle spielten (daher „togata“); unter diesem Aspekt gesehen, waren Frauen per se meist benachteiligt.

Eine vollständige inhaltliche Durchdringung des umfangreichen gesamten Textes und der nicht immer leicht lesbaren und aufgrund des meist schwierigen Neulateins nicht so ohne weiteres leicht verständlichen Viten ist im Rahmen dieser kleinen Präsentation natürlich nicht möglich. Wenigstens aber an zwei Beispielen soll im Folgenden der Wert von Henels Prosopographie zumindest angedeutet werden.

Die Bedeutung Martin Helwigs ist bis heute unbestritten.⁴⁸ Henel hebt zunächst Helwigs Gelehrsamkeit hervor: „vir fuit insigni probitate, et graecae latinaeque litteraturae peritissimus: itemque Mathematicus perquem egregius.“ (II,338) Von besonderer Aussagekraft sind Äußerungen über persönliche Verbindungen Helwigs, weil sie, wenn auch nicht mehr aus unmittelbarem Erleben, niedergeschrieben worden

⁴⁶ Siehe zu ihm jetzt Verf.: Winkler, Andreas. In: S. Corsten, St. Füssel u. G. Pflug (Hg.): Lexikon des gesamten Buchwesens. LGB². Bd. 8, Lfg. 60, Stuttgart 2011, S. 290.

⁴⁷ Aus: G. Kosellek: Schlesische Dichterinnen des Barock. Eine Bibliographie. In: Kosellek: Oberschlesische Literaturlandschaft, S. 503-519. Siehe auch M. Czarnecka: Die Gebrauchsliteratur von Frauen im 17. Jahrhundert am Beispiel Schlesiens. In: Kosellek: Oberschlesische Literaturlandschaft, S. 427-442. Czarnecka bringt noch eine Reihe von Publikationsbeispielen von Schlesierinnen aus den Bereichen Poesie, Garten- und Kochkunst, Pharmazie und Geburtshilfe. Siehe vor allem auch zum Thema: M. Czarnecka: Die „verse=schwangere“ Elysie. Zum Anteil der Frauen an der literarischen Kultur Schlesiens im 17. Jahrhundert, Wrocław 1997 (Acta Universitatis Wratislaviensis, Bd. 1882).

⁴⁸ Das zeigt der jüngst erschienene Ausstellungskatalog des Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrott: „... die Mutter aller andern Schlesischen Land-Charter“. Martin Helwigs Schlesienkarte 1561. „... matka wszystkich innych map śląskich“. Marcina Helwiga mapa Śląska z 1561 roku, Königswinter-Heisterbacherrott 2011.

sind, doch durch eine dichte Tradierung eine größere Beglaubigung erhalten als Jahrzehnte spätere Zuschreibungen oder Vermutungen. Eine Aussage wie: „In queis equidem haud postremus vir Nobilissimus Jacobus Monavius, e cujus grato ore fanti est, ut laudes hujus Doctoris audiamus.“ (II,338) Und letzteren lässt er mit dem Urteil zu Worte kommen: „Inter Magistros, inquit [Monavius], adolescentiae meae, quos habui in hoc natali solo, vivos optimos et optime de me meritos jure et merito primas defero Martino Hilwigio.“ (II,338) Henel greift damit auf eine Quelle zurück, die heute unbekannt oder verloren ist.

Ebenso ist die Wiedergabe von gereimten Lobgedichten zu bewerten. Henel bringt ein Epigramm des Juristen Jeremias Venetus, Gedichte von Franciscus Faber und nennt als weitere Gelehrte, die Helwig wertschätzten, Paulus Manutius, Joachim Camerarius, Georg Winclerus. Dadurch tritt das persönliche Umfeld Helwigs viel klarer zutage.

Aufschlussreich ist, wie Henel mit Bartholomäus Sthenus, seinem Vorgänger in der schlesischen Landesbeschreibung, verfährt. Die hier nur knapp vorgeführte Betrachtung des relativ kurzen Eintrags vermag zu zeigen, welche Schwierigkeiten, aber auch welche kulturhistorischen Erkenntnismöglichkeiten in der *Silesia Togata* stecken.

Mit dem Satz „Vir fuit ingenio praeclaro“ beginnt er nach einem einleitenden Satz seine Charakterisierung Sthenus', um fortzufahren: „et majori quam pro sua aetate, in qua caligo adhuc fere in Germania, nec clara ista fax literarum satis illata, eruditione praeditus“. (I,535) Ja, Henel geht noch weiter, indem er seinen Ruhm durch die sentenzenhafte Knappheit der folgenden Aussage noch erhöht: „famam alii merentur, alii habent“. (I,535-536) Dieser Sthenus zugesprochene Ruhm rührt, so muss der literaturkundige Leser denken, von seiner Schlesienkunde her, deren Bedeutung Henel damit herausstreicht, ohne damit sein eigenes Werk im mindesten hintanzustellen.

Damit aber noch nicht genug. Henel schließt folgende Phrase an: „Meminit dn. Stenii in Bibliotheca Conr. Gesnerus, ejus de Ducibus, Judicibus, Regibus, Israëlitici populi compendiosam commentationem laudans, editam a Thoma Venatorio atque impressam Norimberga per Hieronymum Holvel anno superioris seculi tertio ac vigesimo.“ (I,536) Der berühmte Schweizer Natur- und Universalgelehrte Konrad Gesner (1516–1565) würdigt also Sthenus' Werk über die Geschichte des jüdischen Volkes in seiner vierbändigen *Bibliotheca universalis sive catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis Latina, Graeca et Hebraica: extantium & non extantium, veterum & recentiorum* (Zürich 1545–49) lobend mit einem umfangreichen Kommentar. Es ist aufschlussreich, dass Henel gerade dieses Werk durch einen Kommentar zur Befestigung des Ansehens von Sthenus verwendet und nicht seine *Descriptio tocuis Silesie*. Hier dürfte, so wäre auch der zeitgenössische Leser imstande gewesen zu folgern, Henel die Neigung zur Befestigung des eigenen Nachruhms gegenüber der Tradierung der Fama seines Vorgängers die Feder geführt haben.

Sthenus' jüdische Geschichte kam, begleitet durch ein Vorwort des bedeutenden Nürnberger Theologen, Philologen und Mathematikers Thomas Venatorius (Thomas Gechauf 1488–1551),⁴⁹ im Verlag des Hieronymus Hölzel 1523 in Nürnberg

⁴⁹ Siehe CERL Thesaurus (letzter Zugriff am 8.3.2012).

heraus,⁵⁰ der ebendort von 1499 bis 1525 tätig war.⁵¹ Hölzel muss ein überaus streitbarer Drucker gewesen sein, der verschiedene Male wegen seiner Produktion mit dem Rat der Stadt in Konflikt geriet. Sein Eintreten für die Böhmisches Brüder, für die Bauernschaft und vor allem für die Reformation machte ihn zu einer bekannten Persönlichkeit in Süddeutschland. Johannes Hess hat wohl das Buch *Venatorius* zur Publikation empfohlen und übersandt.⁵² Daher ist es nur angemessen, wenn *Venatorius* niemand geringerem als Johannes Hess Sthenus' Geschichte der Juden anempfiehlt: „Rempe ut intelligas: quam non parum isto libro: sacrarum literarum comunitati consuleris: quando passim ab omnibus: qui in veteris instrumenti libris hystorias legunt: plus aliquid desiderent.“⁵³ Mit diesen Worten leitet er das Lob des Werkes gegenüber dem schlesischen Reformator ein. Man hat sich, das sei hier nebenbei noch einmal erwähnt, zu vergegenwärtigen, dass ja Sthenus kein Protestant war. Umso höher wiegt also die Wertschätzung dieses Buches.

Henel fährt sodann fort:

Libris tribus insigniorum urbium et locorum descriptiones industrie et inquisite, si non eleganter aut scite complexus est: unde non pauca in adversaria sua manuscripta sive Silesiam Magnam, beneficio Viri Clar. Christophori Henscheri Jcti, Reip. Vratislav. Syndici tu makaretu nobis aliquando communicatam transtulit Johannes Hessius: ipsum autem Scriptum sive fatali patrum incuria, sive insidiosa magnis ingeniis longi temporis serie / nisi forte adhuc in bibliolabeion aliquo latet / periisse vero videatur simile. (I,536)

An dieser Stelle endlich geht Henel auf die *Descriptio tocius Silesie* ein. Die Beschreibungen von ausgezeichneten Städten und Orten in drei Büchern sei fleißig und eingehend, wenn auch der Zusammenhang nicht elegant und geschickt sei. Das ist nun die einzige kurze Erwähnung von Sthenus' landeskundlichem Werk.⁵⁴

Johannes Hess hat zwar, so fährt Henel fort, nicht wenige seiner (Sthenus) in Konzeptform gestalteten Manuskripte wie auch seine *Silesia Magna*, die einst durch die

⁵⁰ Siehe dazu VD 16 unter dem Titellansatz. VD 16-Nummer S 8778 (letzter Zugriff am 8.3.2012).

⁵¹ Siehe Chr. Reske: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing. Wiesbaden 2007 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 51), S. 658-659.

⁵² So G. Bauch, der ausführt, dass *Venatorius* „die Handschrift für diesen Zweck von dem Breslauer Reformator Johann Heß zugeschickt erhalten hatte“. Ders. Artikel „Stein, Bartholomäus“. In: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 35 (1893), S. 601-602, hier S. 602.

⁵³ Wie Anm. 48, unpag. S. 3.

⁵⁴ Siehe dazu G. Bauch: Beiträge zur Litteraturgeschichte des schlesischen Humanismus I. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, 26 (1892), Nr. 2 (Bartholomäus Stenus), S. 225-238, hier S. 237, der diesen und den nächsten Satz von Henel zitiert, ohne jedoch die Satzgrenzen zu beachten, und daher zu einem falschen Ergebnis gelangt: „so kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß hier eine Verwechslung mit der Beschreibung von Schlesien und Breslau vorliegt.“ Bauch: Beiträge zur Litteraturgeschichte, S. 237. Er zitiert allerdings diesen Zusammenhang nach Christian Rungius: *Miscellanea literaria, de quibusdam ineditis historiae Silesiaca scriptoribus ac operibus*. Oels 1712–17, Bd. 3, S. 86.

Gunst des verstorbenen berühmten Christoph Henscherus (?–1620),⁵⁵ Jurisconsultus und Syndikus des Rates von Breslau, mitgeteilt wurde, überliefert. Eben diese letztere Schrift aber scheint selbst untergegangen zu sein, sei es durch eine verhängnisvolle Sorglosigkeit der Vorfahren, sei es durch eine hinterlistige Machenschaft großen Stils vor langer Zeit, wenn sie nicht noch irgendwo bis heute in einem Bücherregal liegt.

Hier wird deutlich, wie eng die Beziehungen zwischen den beiden Gelehrten gewesen sein müssen. Indes: Neue Namen wie der von Henscherus kommen hinzu, die das gelehrte Netzwerk in Schlesien und Breslau mit noch mehr Leben erfüllen. Als einer der wenigen hat Fleischer diesen Zusammenhang treffend gekennzeichnet: „Im persönlichen Gedankenaustausch mit Stein schrieb Hess eine *Silesia Magna*, von der einzelne Teile in dem *Hemerologion Silesiacum Vratislaviense* (1612) des Nicolaus Pol erhalten sind.“⁵⁶ Es wird deutlich, dass bereits in Henels *Silesia Togata* die Grundlinien für das Verständnis dieses Überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhangs verzeichnet sind. Insofern hat sein Werk Quellencharakter. Indes wird auch deutlich, in welcher Weise Henel selbst Wissenschafts- und Gelehrten Geschichte schreibt: Er nutzt die prosopographische Darstellung, um die Essenz frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit herauszuarbeiten. Es ist nicht der einzelne Gelehrte, so bedeutend oder unbedeutend er auch sein mag, es sind die vielfältigen Beziehungen der Gelehrten untereinander, die das Lebendige der Wissenslandschaft Schlesiens (wie natürlich auch anderer Regionen) ausmachen.⁵⁷

Der, wie sich auch an der Überlieferungsgeschichte der *Silesia Togata* zeigt,⁵⁸ recht sorglose Umgang mit Henels Werk wird schon von Hermann Markgraf zu Recht beklagt:

In der That, die Herausgeber der Henel'schen Schriften haben die Freunde des Mannes, und das müssen die Freunde der schlesischen Geschichte alle sein, nicht zu Dank verpflichtet; sie haben durch diese Streichungen oder Aenderungen, mögen sie es aus eigener Dreistigkeit oder gezwungen gethan haben, dieselben gefälscht und den Verfasser auf diese Weise dem Vorwurf der Charakterlosigkeit preisgegeben. Diesen Vorwurf verdient er nicht.⁵⁹

Selbst wenn man diesen harten Vorwurf nicht zur Gänze teilen mag – Werk und Persönlichkeit Henels als eines für die Kultur der Frühen Neuzeit wichtigen humanistischen Gelehrten sind noch lange nicht angemessen herausgearbeitet.

⁵⁵ Siehe CERL Thesaurus (letzter Zugriff 8.3.2012).

⁵⁶ M. P. Fleischer: Späthumanismus in Schlesien. Ausgewählte Aufsätze. München 1984, S. 67. Siehe auch G. Bauch: Beiträge zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus I. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, 26 (1892), Nr. 2 (Bartholomäus Stenus), S. 225-238, hier S. 225.

⁵⁷ Eine Edition der „*Silesia Togata*“ müsste zu diesem Nachweis ein Personenregister enthalten.

⁵⁸ Siehe Mrozowicz (wie Anm. 36) mit dem Nachweis der verschiedenen Handschriften der „*Silesia Togata*“.

⁵⁹ Markgraf, Nikolaus Henel's von Hennenfeld (1582–1656) Leben und Schriften, S. 40.

Schlüsselwörter

Henel von Hennenfeld, schlesische Kulturgeschichte, Prosopographie, Gelehrten-
geschichte

Abstract

Nicolaus Henel von Hennenfeld: *Silesia togata*. The Meaning of the early Research of Silesian scholarly History

The article deals with the famous Silesian lawyer, diplomat and scholar, Nicolaus Henel von Hennenfeld. His printed works are generally well known, but today's knowledge is largely limited to Henel as the author of *Silesiographia* and *Breslo-Graphia* (1613). At the beginning of the 17th century, these works represent a new attempt to describe Silesia as a whole, not just as its capital. In the years before his death in 1656, Henel worked on the bulky, handwritten *Silesia Togata*, which has unfortunately never been printed. However, its content – the biographies of 631 academic Silesian men and one woman – could be highly important in understanding more about the scholarly history of Silesia in early modern times. Using two examples as a starting point, which in themselves are far more than mere biographical sketches, the article demonstrates the types of information modern historical research could obtain from these *Silesia Togata* texts.

Keywords

Henel von Hennenfeld, Silesian cultural history, prosopography, scholarly history

Heilender Balsam. Zwischen der Medikalisierung und Metaphorisierung des Leibes im Barock

Das seit der Antike entwickelte Körperkonzept, das in der Renaissance und dem Humanismus seine Blütezeit erlebte, wird im Barock, wie bekannt, erneut aufgegriffen und der Körper wird nicht nur hinsichtlich seiner biologischen und ästhetischen Funktion, sondern weiterhin auch im Kontext seiner Koexistenz mit der Seele betrachtet. Der anthropologische und mentalitätsgeschichtliche Diskurs weist auf verschiedene Körpermodelle in der Barockliteratur hin, welche mit kultureller Identität und ihren Aspekten Ratio vs. Emotion zusammenhängen.¹ Die Betrachtung des Körpers in der Poetik des 17. Jahrhunderts wird zweifelsohne durch den neustoizistischen Dualismus von Leib und Seele determiniert. Ein Spannungsfeld von beiden Elementen steht im Mittelpunkt der Passionsgedichte von Opitz, Gryphius, Scheffler, Klaj, Spee, Greiffenberg und Lohenstein. Im polnischen Frühbarock greifen hingegen die Vertreter der metaphysischen Poetik wie Mikołaj Sęp-Szarzyński und Sebastian Grabowiecki die mittelalterliche Problematik der dualistischen Natur des Menschen auf.

Sowohl in der frühneuzeitlichen Gebrauchsliteratur, als auch im Gelegenheits-schrifttum kommt der Begriff des Balsams häufig vor, und zwar in unterschiedlichen Zusammenhängen und mit unterschiedlichen Bestimmungszwecken. Von dem in der Antike entdeckten Phänomen profitieren nämlich beide: sowohl der Körper, als auch die Seele. Im Folgenden stelle ich die Bedeutung des Balsams im Kontext 1) des irdischen Lebens (als Arznei- und Kosmetikmittel), 2) des Todes (als Konservierungsmittel bei der Mumifizierung) sowie – im metaphorischen Sinne – im Kontext 3) des ewigen Lebens nach dem Tod (als Lebens=Balsam in Form der Heiligen Schrift) dar.

I Der Balsam als Arznei- und Kosmetikmittel

Auf die Nutzbarkeit des Balsams für den physischen Körper verweisen Gebrauchstexte², deren Autoren vor allem Ärzte sind und die sich mit der Anwendung der Heilkunde

¹ Zu barocken Körpermodellen siehe M. Czarnecka: Schauen, Zerstückeln, Begehren: Körpermodelle im Barock. In: *Germanica Wratislaviensia* 126, *Acta Universitatis Wratislaviensis* No 2674, Wrocław 2004, S. 9-16.

² Siehe auch das populäre Werk des italienischen Arztes Leonardo Fioravanti *Compendium Oder Auszug der Secreten/ Gehaymnissen und verborgenen Künsten* (1604), besprochen von

auseinandersetzen und pragmatischen Zwecken, wie der Beseitigung von Krankheiten, bzw. der Pflege des Körpers dienen sollen. In diese Tradition ordnet sich der Text von Adam Bruxius (1608–1625) ein, einem Leibarzt in Brieg, der sein *Balsambüchlein/ Oder Bericht von sieben und zwanzigerley Balsamen/ wie dieselben im Nothfall wider mancherley Kranckheiten/ so wol an und von Mann= als Weibs=Personen nützlich können gebraucht werden* den schlesischen Herzogsbrüdern Johann Christian und Georg Rudolf im Jahre 1616 widmet.³ Aus der der eigentlichen Beschreibung von siebenundzwanzig Balsamen voranstehenden *Dedication=Schrift* geht hervor, dass der Balsam ein öffentliches Mittel ist, also nicht nur vornehmen Personen vorbehalten, sondern von allen sozialen Schichten gebraucht und geschätzt wird.

Weil dann eine geraume zeit hero/ seit dem die Balsam auffkomen/ viel/ so wol hohes als niedrige StandsPersonen solche allbereit geliebet/ und bey sich getragen/ deren gebrauch jedoch dem wenigsten theil/ und zwar unvollkommen bekandt gewesen: Als wil ich hoffen/ sie werden gegenwertige diese meine Arbeit ihnen lassen gefallen/ und hinfüro die Balsamen/ deren gebrauch ich zur genüge hierin angezeigt/ noch mehr lieben und bey sich führen.⁴

Zugleich versucht Bruxius seine Gönner für die Lektüre des Büchleins zu gewinnen, indem er die Motive erklärt, die für die Verfassung dieses Werkes entscheidend waren und zugleich sein Verdienst in dieser Materie implizit hervorhebt. Die allgemeine Zugänglichkeit der Balsame zog eine Notwendigkeit von einfacher Wissensvermittlung mit sich: Bruxius sah die Notwendigkeit ein, das Buch in der für das ganze Volk verständlichen Nationalsprache Deutsch zu verfassen. Das *Balsambüchlein* erschien ein Jahr vor Opitzens programmatischer Schrift *Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae* (1617). Das Buch Bruxius' verstand sich als eine Art Vademecum, das Erste Hilfe leistete – praktisch war es vor allem auf dem Lande, wo die Hilfe eines Arztes nicht jederzeit verfügbar war. Es wurde aber ausdrücklich vermerkt, dass das Buch die Konsultation des Arztes nicht ersetzen könne. Der Autor bezeichnete es als einen Fehltritt, wenn sich der Kranke in „andern Teutschen Büchern“ informierte oder sich von „einer klugen Frawen die weder die Krankheit/ noch deren Ursach/ noch den situm partis malè affecæ weiß/ auch sonsten zur Artzneyen nit gewidmet ist/

Mirosława Czarnaeka: Schönheitspflege und Mode im Barock – der Schminke- und Modediskurs der Frühen Neuzeit in den Beständen der UB Wrocław. In: M. Czarnaeka, W. Neuber (Hg.): Literaturgeschichte. 17. Jahrhundert. In: B. Balzer, M. Haub (Hg.), Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik, Wrocław-Dresden 2006, S. 85-93.

³ *Balsambüchlein/ Oder Bericht von sieben und zwanzigerley Balsamen/ wie dieselben im Nothfall wider mancherley Kranckheiten / so wol an und von Mann= als Weibs=Personen nützlich können gebraucht werden/ Gestellet durch Adamum Bruxiuum. Sportta – Silesium, der Artzney D. und Fürstl. Anhalt. Leib=Medicum. Gedruckt zu Hall in Sachsen/ bey Christoff Bißmarck/ Ano 1616. HAB Xb 8166; enthalten auch in der Universitätsbibliothek Wrocław, Abt. Alte Drucke, Sign. UBWr. 334084. Eine zweite Auflage erschien in Nürnberg bei Simon Habmayern 1625, Sign. UBWr. 466047.*

⁴ *Dedication=Schrift. In: Bruxius, Balsambüchlein (wie Anm. 3), unpaginiert.*

[...] behandeln ließ⁵. Für solche Fälle werde er keine Haftung als Autor des Buches übernehmen. Zugleich übte Bruxius eine Kritik an den Ärzten, die ohne Medikamente zu einem Kranken kamen, „gleich wie ein Kriegsmann ohne Spieß und Degen wider den Feind ziehen“⁶. In seiner Vorrede an den Leser heißt der Mensch nach der Heiligen Schrift „eine schwache und gebrechliche Creatur“⁷ und wird mit einem Gras oder einer Blume verglichen, die dem Wind auf dem Feld ausgesetzt ist. Deswegen empfehle es sich, auf einer Reise immer eine Balsambüchse bei sich zu haben. Bruxius nennt eine Reihe von Vorteilen der Balsame und zählt ihre Eigenschaften auf, u.a. weist er auf ihre Eignung auf Reisen hin. So bekommt der Leser des Büchleins nützliche Informationen über die Balsame, wie:

- ihre Konsistenz und ihre Geruchsresistenz (Balsame verlören nicht leicht ihren guten Geruch und behielten lange ihre heilkräftige Wirkung,
- ihre Unempfindlichkeit gegen Schütteln, Zerschneiden, Zerfließen (mit Vorbehalt, man dürfe sie nicht zu heiß aufbewahren),
- einfache Aufbewahrung (Balsame seien leicht aufzubewahren, man brauche sie nicht aufzubinden, man brauche weder Blase noch Faden, nur einen kleinen Schraubverschluss drehe man zu),
- zwei Gebrauchsmodalitäten (Balsame würden äußerlich und innerlich verabreicht)
- ihre Effizienz (die Dosis sei klein, weswegen sie daher „ohne Widerwillen genossen werden“ könnten).

Einem Kommentar des Autors in seiner Vorrede an den Leser können ferner einige Sachverhalte zum sozialen Leben des Leibarztes entnommen werden. Der Hofarzt wird als Gelehrter dargestellt, der lebenslang sein Wissen vermehrt, um dann seine Ergebnisse der Öffentlichkeit zum allgemeinen Wohl vorzulegen.⁸ Demzufolge beabsichtigt Bruxius, sich nun der Mineralien- und Metallkunst zu widmen. Nachdem er die Balsamkunde gründlich vertieft hat, tritt er die Anfertigung der Balsame seiner kinderlosen Hausfrau ab. Für diese Entscheidung führt er folgende Argumente an:

[...] Welches ich nicht darumb schreibe/ als wen ich mich mit den Balsamen so viel wüste/ vnd nicht andere auch wehren/ die sie gut bereitet hette: sondern meine Gedancken vnd labores bestehen jetzt am meisten in den Mineralien vnd Metallen/ aus welchen ich noch nit alles habe/ was ich gern habe wollte. Die Kunst Balsame zu machen (wie es dan in Wahrheit eine Kunst vor sich ist) achte ich numehr/ nach dem Ich sie weiß/ so gering/ das ich sie von mir geschoben/ und meiner Hausfrawe gantz

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda.

⁷ Vorrede an den Leser. In: Bruxius, Balsambüchlein (wie Anm. 3), unpaginiert.

⁸ Adam Bruxius ist u.a. Autor einer medizinischen Schrift über die Anwendung von Pillen: *Pillulae. Sine quibus esse non vult Adamus Bruxius D. Bericht/ Von einer neuen und sonderlichen art Pillen vor Hartleidige/ und dann auch andere Manns= und Weibs=Personen/ die sich schwerer Krankckheiten befahren [...].* In Verlegung Zachar. Schür. S. Erben/ und Matt. Götzen. Gedruckt bey Gregorii Ritzschen/ Im Jahr 1631, Sign. UBWr. 335220.

befohlen und übergeben habe/ ihre zeit/ weil sie ohne Kinder/ damit zuvertreiben: Halte auch dafür/ solches nit unrecht gethan seyn werde/ weils i. meiner Profession nit zu wider/ und mir viel lieber als nehen und spinnen zu sehen ist/ auch ihrer Person besser als der Rocke/ welcher der armen alten Weiber beste Nahrung ist/ anstehet. 2. Weil die Könige im alten Testament dergleichen Arbeit durch Weibesbilder haben verrichte lassen/ wie wir I. Samuel. 8. vers. 13. lesen. 3. Weil ingemein alle Speisen und Träncke von Weibern zubereitet/ reiniglicher/ schmackhafter un anmutiger/ mehr dann so sie von Mannshänden gemacht sind/ gehalten werden. 4. Weil zu solche und dergleichen Künsten anderer fürnehmer/ ja Königlichen Medicorum Weiber sich gebrauchen lassen. 5. Weil auch (von Fürstliche Persone wil ich jezo geschweigen) vieler Imiste/ und anderer ehrlicher städtlicher Leute/ so nit Medici sind/ Weiber mit distilliere und dergleichen Sachen umbgehen/ und ihnen solches vor einen sondern Ruhm achten. Welche fürwar die jenigen Artzte nicht wenig beschemen/ die da keine Hand selber anlege/ sondern sich nur bloß auff die Apotecker verlassen wollen/ ohne welche sie weniger verzichte können/ als der Organist ohne den Orgeltreter.⁹

Die Verantwortung der Frau für die Herstellung von Balsamen kann an dieser Stelle nicht verwundern. Die Anfertigung von Heils- und Kochrezepten, sogar von Texten zur Geburtshilfe gehörte oft zur Tätigkeit der Frau, die es meist für die inneren Zwecke innerhalb ihres Haushalts tat. Ihre Texte erschienen sehr selten im Druck.¹⁰ Selbst der Fall Adam Bruxius' zeigt, dass das Endprodukt – die Zusammenstellung der fertigen Balsame – zwar unter seinem Namen veröffentlicht wurde. Beachtenswert ist jedoch die Erklärung Bruxius' und der Hinweis auf die Arbeit seiner Frau, welche er somit legitimiert und mit seinen Argumenten vor der Gesellschaft rechtfertigt. Bekanntlich verstand man die ehelichen Pflichten, u.a. die Kindererziehung, als die allerwichtigste Priorität für die Frau in der Frühen Neuzeit, und sonstige Tätigkeitsbereiche, darunter auch die schriftstellerische Arbeit, durfte erst nach Erfüllung dieser Aufgaben in Betracht gezogen werden. Man kann daher annehmen, dass die Kinderlosigkeit von Frau Bruxius ein stichhaltiges Argument für die Legitimierung ihrer Tätigkeit war.

Das *Balsambüchlein* stellt eine heilende, verschönernde und sogar eine Parasiten abtötende Wirkung der verrichteten Balsame dar. Anhand der ausgewählten Beispiele kommt man zum Schluss, dass eine bestimmte Balsamart ein Antidot mit mehreren Anwendungsbereichen sein konnte. Es fehlt ansonsten eine klare Ausgrenzung zwischen der medizinischen und der stricte kosmetischen oder ästhetischen Anwendung

⁹ Bruxius, Vorrede (wie Anm. 7).

¹⁰ Als Beispiel kann Eleonora Maria Rosalia, Herzogin von Tropau und Jägerdorf in Oberschlesien (1647–1704) dienen, die Autorin von Freywillig aufgesprungener Granat=Apffel des Christlichen Samariters/ Oder Aus Christlicher liebe des nächsten eröffnete Geheimnisse vieler vortrefflicher bewährter Arzneyen, aus berühmter Leib=ärzten, oder Medicin-Doctorn, lang gepflogener Erfahrungheit von Der Durchlauchtigen Herzogin, Fürstin und Frauen, Frauen Eleonora Maria Rosalia, Herzogin zu Tropau und Jägerdorff, zusammen getragen. Samt einer Diaet, wie sie sich bey ieder Kranckheit in essen und trincken zu verhalten wie auch einem neuen Koch=Buch [...], Wien 1696 war. In ihrer Schrift beschrieb sie, wie Arzneimittel angefertigt und angewendet werden. Siehe M. Czarnačka: Die „verse=schwangere“ Elysie. Zum Anteil der Frauen an der literarischen Kultur Schlesiens im 17. Jahrhundert, Wrocław 1997, S. 50-51.

der Balsame. Beispielsweise sollte der Schwefelbalsam gegen graues Haar¹¹, Sommersprossen¹², aber auch gegen Brustkrebs¹³ wirken. Glatte und weiße Haut wurde durch die äußerliche Anwendung von Camillenbalsam, Campfferbalsam, Galbanbalsam gesichert.¹⁴ Gegen das „straubende und stechende Haar der Augenbrauen“ empfahl es sich, „Terbenthinbalsam“ aufzutragen.¹⁵ Entsprechende Balsame konnten sogar einem offenbar bereits in der Barockzeit bekannten Problem vieler Frauen entgegenwirken – der Kümmelbalsam half bei „Weiber Brüste so weit herab hangen/ oder sonsten groß seynd/ klein machen“.¹⁶ Gegen Läuse und Nissen sollte man entweder Isopbalsam, Steindelbalsam, Schwefelbalsam oder Wermutbalsam äußerlich anwenden. Die Hausfrauen erfuhren darüberhinaus, wie sie unangenehmen Geruch in ihren Häusern bekämpfen oder wie sie gegen Motten und Schaben in den Kleidungsstücken vorgehen könnten. Die Mütter bekamen ein Balsamrezept gegen Darmbeschwerden der Säuglinge. Eine sowohl innerliche, als auch äußerliche Anwendung von unterschiedlichen Balsamen sollte schließlich eheliche Probleme aus dem Weg räumen („die Ehelichen Wercke zustercken“¹⁷). Diese Überschneidung der ärztlichen und kosmetischen Anwendungsbereiche einzelner Balsame kündigt eine synthetische Betrachtung von Schönheit und Gesundheit an, wie sie sich dann in der Aufklärung entwickeln sollte.¹⁸ Wie bekannt, folgten die Rezeptbücher für Kosmetika ebenso wie diejenigen für Arzneimittel und Kräuter konsequent einem gemeinsamen Schema.

II Der Balsam als ein Konservierungsmittel des toten Körpers

In den Gebrauchstexten der Frühen Neuzeit wird die Einbalsamierung des Körpers vor allem auf die seit Jahrtausenden ägyptische Ritualisierung zurückgeführt. Die Nutzung der praktischen Eigenschaften von Balsampflanzen wurde offensichtlich in Ägypten meisterhaft beherrscht. Nach dem Ägyptologen und bekannten Gedächtnisforscher Jan Assmann zeigen die Anfänge der Mumifizierung, „wie sehr die Maskierung des Körpers dem Bedürfnis nach Konservierung der äußeren Formen, der Verwandlung ins Unwandelbare, entspringt.“ Er bemerkt auch, dass es sich in den frühen Stufen der Mumifizierung vor allem um das Kosmetische, d.h. die Bewahrung der äußeren Form, Schminke, Bemalung und Umwicklung handelte; erst dann, in der ersten Zwischenzeit sollte sich der Leichnam durch die Form einer Mumie der Gestalt des Gottes Osiris annähern, und die chemische Konservierung

¹¹ Bruxius, Balsambüchlein (wie Anm. 3), S. 92.

¹² Ebenda, S. 110.

¹³ Ebenda, S. 130.

¹⁴ Ebenda, S. 165.

¹⁵ Ebenda, S. 108.

¹⁶ Ebenda, S. 129.

¹⁷ Ebenda, S. 152.

¹⁸ Vgl. S. Sander: Die dreißig Schönheiten der Frau – Ärztliche Ratgeber der Frühen Neuzeit. In: F. Stahnisch und F. Steger (Hg.): Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen, Stuttgart 2005, S. 41-62, hier S. 61.

des toten Körpers gewann immer mehr an Bedeutung.¹⁹ Die antike Tradition der Mumifizierung faszinierte u.a. Andreas Gryphius, der die entsprechende Fachliteratur zu diesem Thema sammelte sowie ägyptische Mumien in Breslau seziierte, was er in seinem Mumien-Traktat *Mumiae Wratislavienses* von 1662 ausführlich beschrieben hat.²⁰ Die Anknüpfung an die ägyptischen und auch römischen Sitten kommt bei Gryphius aber auch im Widmungsteil der *Kirchhoffs=Gedancken* (1656) vor, die ein abschreckendes Körpermodell präsentieren, indem sie Leiche und Skelett als Sinnbilder der Selbsterkenntnis²¹ zeigen.

Gleichwol zeigen alle Zeiten und unterschiedener Länder Gewohnheiten/ daß auch den Vornehmsten der Welt eine heilsame Lehre aus derogleichen Schule zu suchen nicht selten gelibet. Der alten Aegypter und Römer wil ich nicht erwehñe; nicht daß die Ersteren noch heute einander mit zirlich geschnitzten oder wahren Todten=Beinen verehren/ nicht der uhralten Gewohnheit/ welche die Beinhäuser durch gantz Europa aufgesetzt un erhaltē.²²

Auf die ägyptische Kunst der Einbalsamierung geht die Leichenpredigt von Carl Ortlob *Pollinctura Josephi Olsniaci*²³ ein, die anlässlich des Todes von Sylvius I. Nimrod, Herzog zu Württemberg-Oels (1622–1664), entstanden ist. Es ist einer der Funeraldrucke, die das Verfahren der Einbalsamierung des Herrschers homiletisch auslegen. Hier wird eine genaue Abgrenzung der materiellen Seite des Mumifizierungsprozesses einerseits und der religiösen Bedeutung dieses Verfahrens andererseits deutlich. Entscheidend ist dabei die unterschiedliche Auffassung des Körpers. Der Körper war bei Ägyptern eine Zusammenfügung, eine Verknüpfung von Gliedern zu einem Körper, wobei das Herz, das das Blut pumpte und dadurch die Gefäße miteinander verband, eine besondere Rolle spielte. Dank dem Herzen war der Körper lebendig. Der Stillstand des Herzens bedeutete den Tod, er führte zugleich zu

¹⁹ Vgl. J. Assmann: Tod und Jenseits im Alten Ägypten, München 2001, S. 147.

²⁰ Siehe dazu J. Śliwa: Andreas Gryphius und die Breslauer Mumien. In: M. Czarnecka, A. Solbach, J. Szafarz, K. Kiesant (Hg.): Memoria Silesiae. Leben und Tod, Kriegserlebnis und Friedenssehnsucht in der literarischen Kultur des Barock. Zum Gedenken an Marian Szyrocki (1928–1992), Wrocław 2003, S. 241–255.

²¹ Siehe Czarnecka, Schauen, Zerstückeln, Begehren (wie Anm. 1), S. 11.

²² A. Gryphius: Gedancken/ Uber den Kirchhoff und Ruhestädte der Verstorbenen [...], Sign. UBWr. 474951, S. 479–480.

²³ Pollinctura Josephi Olsniaci/ Das ist, Salbung und Einbalsamierung deß Oelßnischen Landes=Vaters/ Deß weiland Durchlauchtigen/ Hochgebohrnen Fürsten und Herren/ Herrn Sylvii, Hertzogens zu Würtemberg und Teck auch Schlesien zur Oelß/ Grafens zu Montbelgart/ Herren zu Heydenheimb/ Sternberg und Medzibohr/ bei seiner F. Gn./ Beisetzung/ den 8. Maji A. 1664/ in einer kurtzen Sermon auß I Chron. XXX, 15. vor dem hohen Altar in der Fürstl. Schloß=Kirchen zur Oelssen vorgenommen und verrichtet von Hochgedachter Ihrer F. Gn. verordnetem Hofprediger M. Carl Ortloben. In der Fürstlichen Stad Oelß/ Gedruckt bey Johann Seyffert 1664, Sign. UBWr. 387623, unpaginiert. Carl Ortlob verfasste sonst noch weitere Trauerschriften anlässlich des Todes von Sylvius I. Niemrod, die sich in den Beständen der Universitätsbibliothek Wrocław, Abt. Alte Drucke befinden: GLORIA SYLVII, GRATIA DEI [...] 1664, Sign. UBWr. 38765, ECLIPSIS SOLIS SINGULARIS [...] 1664, Sign. UBWr. 387622, SOL NOVUS [...] Zu Ende des Trauerjahres [...] 1665, Sign. UBWr. 511878.

Zergliederung und Isolation der einzelnen Körperteile.²⁴ Die in Ägypten praktizierte Einbalsamierung sollte für ihre erneute Verbindung sorgen. Es ist merkwürdig, dass während dieses Verfahrens alle inneren Organe bis auf das Herz, welches den Toten seine Personalität bewahren ließ, aus dem Körper entfernt wurden. Dem Herzen wird eine Schlüsselbedeutung im Gedicht *Rozkosz światowa i duchowa* [Die weltliche und geistige Wonne] des polnischen Barockdichters Waclaw Potocki zugeschrieben, in dem es an der zentralen Stelle zwischen den beiden Verbindungen Körper – Erde und Geist – Himmel situiert wird. Es bekommt die Rolle eines Schiedsrichters und sorgt hiermit für die Harmonie in der dualistischen Natur des Menschen. Potocki schöpft seine Reflexion aus der Bibel, nach der das Herz eine Quelle und das Zentrum des religiösen Lebens ist, ein Punkt, in dem Entscheidungen und Beschlüsse keimen.²⁵ Das Herz-Organ besitzt also ebenfalls eine verbindende Funktion, obgleich sie im Gegensatz zur biologischen Aufgabe bei Ägyptern eher eine metaphysische Dimension in der christlichen Tradition bekommt.

[...] Serce we  rodku wisi; kt oremu tak blisko
Niebo jak ziemia, cho  to wysoko, ta nisko.
Pi c zmysl w duch, pi c cia o, ma swoich, kt orymi
Tamten si  ciagnie w niebo, a to za  do ziemi.
Serce rza dzi wszystkim, kt ore B g dlatego
Jako wag  w cz owieka zawiesi  ka dego. [...] ²⁶

III Der metaphorische „Lebens=Balsam“

Ein fester Bestandteil des Begr bniszeremoniells, der Balsam, fungiert als ein Mittel der Memorialkultur in der Leichenpredigt *Pollinctura*. Deutlich wird die Ambivalenz vom körperlichen und geistigen Einbalsamierungsprozess im Text, wobei der geistige Kontext besonders hervorgehoben wird. Dem Wort Gottes als „Lebens=Balsam“ wird eine bedeutende Rolle bei der herzoglichen Bestattung zugewiesen, und seine metaphorische Qualität wird mithilfe seiner symbolischen Ingredienz und des schönen Geruchs – bildhaft charakterisiert. Die Bibel versteht sich als die „Apotheke“, von der der Balsam hergeholt wird (I Chr. XXX, 15).

[...] Die (Salbung und Einbalsamirung) wir denn am bequemsten verrichten werden nicht so wohl Leiblich/ mit Myrrhen/ Aloen und dergleichen aromatischen wohlriechenden Specereien/ wie die  gyptier beim Jacob/ und andere Nationen mehr bei ih-

²⁴ Vgl. Assmann: Tod und Jenseits (wie Anm. 19), S. 36.

²⁵ Vgl. J. Kotarska: Ad caelestem adspirat patriam. Problem dualizmu natury ludzkiej w poezji baroku. In: A. Nowicka-Je zowa, M. Hanusiewicz, A. Karpi nski (Hg.): Literatura polskiego baroku w kr gu idei, Lublin 1995, S. 313-333, hier S. 332.

²⁶ Ebenda, zit. nach J. Kotarska, S. 332. Das Herz im Innen aufgehängt, das dem Himmel und der Erde so nah ist, obgleich dieser so hoch, und diese so niedrig ist/ Fünf Sinne hat der Geist, fünf – der Leib, mit denen dieser in den Himmel hinaufzieht und jener der sich der Erde entgegen neigt. Das Herz regiert sie alle, so hängte es Gott bei dem Menschen als eine Waage auf. [Übersetzung KMJ]

ren Todten deßfallß gebraucht haben/ als vielmehr geistlich mit dem Worte Gottes/ dem alleredlesten Lebens=Balsam/ dem allerköstlichsten Gewürz und Räuchwerke/ von dem es beim Sirah am 24 gar wohl und schön heisset: Ich gab einen lieblichen Geruch von mir/ wie Cinnament und köstliche Würtze/ und wie die besten Myrrhen/ wie Salban und Onych und Myrrhen/ und wie der Weirauch im Tempel.²⁷

Die Metaphorisierung des Körpers mithilfe des geistlichen Lebens=Balsams steht in einem engen Zusammenhang mit der frühchristlichen Tradition der medizinischen Theologie, die in den Schriften Augustins im Mittelalter präsent war, im Luthertum aufgegriffen wurde und schließlich auch in der Barockzeit ihre Fortsetzung fand. In der Lehre Luthers fungiert Christus als „*medicus*“, der nicht nur am Leib heilt, sondern auch Heiland der menschlichen Seele ist. Er ist zugleich Leibes-, wie auch Seelenarzt.²⁸ Die Heilung erfolgt mittels des *verbum Dei*, welches als Arzneimittel in Gebet, Bibellektüre, Predigt oder Singen der Kirchenlieder stets präsent ist, den Menschen von seinen Sünden befreien lässt und einer neuen Erkrankung entgegenzuwirken erlaubt.²⁹ Der Christus-medicus-Topos in Verbindung mit dem Vanitas-Motiv manifestiert sich im weiteren Teil der Predigt, in dem auf den Paradiesgarten mit den dort wachsenden Heilkräutern hingewiesen wird. Auch die Darstellung des göttlichen Herbariums gehört zu den festen Topoi, die oft von den frühneuzeitlichen Autoren der Kräuterbücher aufgegriffen wurden.³⁰ Der Balsam, mit dem der fürstliche Leichnam gesalbt werden soll, muss die beste Qualität aufweisen, daher entstammen die Kräuter dem Paradies-Garten, in dem Christus sie gepflanzt hat. Dies weist auf die Heilung, bzw. Läuterung des Verstorbenen hin, wie auch implizit auf die repräsentative Funktion des Herrschers, der durch Salbung von Gott erwählt wurde.

So ist/ wie das gelobte Land deß allerköstlichsten Balsams oder opobalsami, so der schöne Paradies=Garten selbst/dieser Sterbens=Gedanken/ damit wir unsern Fürsten=Leichnam bei angestellter heutiger Beisetzung salben/ gleichsam ihr natale Solum oder Vaterland/ also zureden. Wie der Tod selbst im Garten Eden jung worden/ so ist auch schon wieder ihn gleichsam eine Arznei in demselben gewachsen/ das niedrige Balsamstreichlein der heilsamen betrachtung unsrer Lebensflüchtigkeit und irdischen vergenglichkeit. Der Sohn Gottes selbst hats gleichsam zu pflanzen angefangen durch seine bekante worte zu demersten Menschen und Stam=Vater aller Menschen: du bist Erde/ und solt zur Erden werden. Eben dieser Locus communis ist eine rechte Myrrhe/ ein beim Todtensalben nicht minder gebreuliches Aloe/ so zwar bitter und herbe ist/ das einem die Augen darüber übergehen/ und zur miscirung derlei Ungvents gleichsam ein besonders Norden=Wasser geben/ aber dabei von gar heilsamer Krafft und würckung.

²⁷ Ortlob, *Pollinctura* (wie Anm. 23).

²⁸ Vgl. J. A. Steiger: *Medizinische Theologie. Christus Medicus und Theologia Medicinalis bei Martin Luther und im Luthertum der Barockzeit*, Brill-Leiden-Boston 2005, S. 3ff.

²⁹ Vgl. ebenda, S. 19f.

³⁰ Ebenda. Steiger gibt als Beispiel spätmittelalterliche Autoren der Kräuterbücher, wie Hieronymus Bock (Straßburg 1539), Leonhard Fuchs (Basel 1543), Adam Lonitzer (Frankfurt a. M. 1557) und Conrad Rosbach (Frankfurt a. M. 1587) an.

Denn hört endlich auch/ Ihr hochbetrübten und geliebten/ von der Frucht und edlen Tugend unsers Regenten=Balsams/ so aller andern Salben würde weit/ weit übertrifft.³¹

Die aromatische Eigenschaft des Balsams, der gewöhnlich aus Weihrauch, Myrrhe und Aloe besteht, besitzt ihre eigene Symbolik. Der schöne Geruch des göttlichen Balsams ist auf Christus zurückzuführen. Eine bildhafte Vorstellung bietet der gekreuzigte Christus mit einer blutenden Wunde auf seiner Seite. Die Bezeichnung „opobalsamum“ bedeutet einen triefenden Saft, den man aus einem eingeschnittenen Balsamstrauch gewinnt. Etymologisch gesehen, trägt das lateinische Wort eine griechisch-hebräische Bedeutung von „Balsamstaude; Wohlgeruch“ und wird als „Linderung[smittel], Labsal“ gedeutet.³² Analog dazu trat aus Christi Wunde ein riechender Balsam aus, der auf die Vergebung der Sünden gedeutet wurde. Das Motiv ist im Gelegenheitschriftum des Barock vorzufinden. Beispielsweise nutzt es Sebastian Matthesius in dem 1613 in Augsburg erschienenen Einblattdruck *Balsamus Vitae. Das ist Balsam des Lebens oder Geistliche Artzney/ des allerheilsamsten/ heiligsten/ hochtheuresten Bluts Jesu Christi sampt desselben unaußsprechlichen/ ubernatürlichen Wunderkrefftten und Tugenten/ zu erhaltung langes hie zeitlichen/ und dort ewigen Leben.*³³

An einer anderen Stelle im Predigttext der *Pollinctura* wird wiederum auf die aromatische Eigenschaft des Balsams eingegangen. Der riechende Balsam, der den Geruch des toten Körpers mildert, ist im metaphorischen Sinne ebenfalls ein Antidot gegen „stinkende Laster“.

Gleichwie aber der Ägyptische Balsam/ neben dem verwaren vor faulnüß/ auch lieblichen Geruch zuwege bracht/ oder dem stancke zugleich ewehret hat/ der sonst bei Leichen natürlicher weise mit der Zeit zu erfolgen pflegt: also ists auch mit unserem Balsamirungs=spruche bewand. Der wehrt auch den stinckenden Lastern/ und hilft zu wohlrichenden/ das ist/ bei iederman annehmlichen Tugenden sehr kräftig/ den was für ein gütter Lebens=Geruch ist doch die liebe Demuth? Ingleichen die freiwillige Mildigkeit/ und milde Freigebigkeit zum Gottesdienst und dergleichen rebus facris [...]³⁴

Es fällt ferner auf, dass es in *Pollinctura* zu einer Gegenüberstellung des Heidnischen und des Christlichen kommt. In der christlichen Lehre spielt nicht der Körper, sondern das Innere – die Seele – die fundamentale Rolle. Nach der christlichen Auffassung gewährt einem die mit dem ägyptischen Glauben zusammenhängende Mumifizierung keine Beständigkeit, denn ein mumifizierter Körper wird ebenfalls zur Asche. Die christliche Salbung – hier ist zwischen der Salbung und der Einbalsamierung zu

³¹ Ortlob, *Pollinctura* (wie Anm. 23).

³² SW Balsam. In: DUDEN. Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Günther Drosdowski, Duden Band 7, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich 1997, S. 60.

³³ S. Matthesius: *Balsamus Vitae. Das ist Balsam des Lebens oder Geistliche Artzney/ des allerheilsamsten/ heiligsten/ hochtheuresten Bluts Jesu Christi sampt desselben unaußsprechlichen/ ubernatürlichen Wunderkrefftten und Tugenten/ zu erhaltung langes hie zeitlichen/ und dort ewigen Leben*, Augsburg 1613.

³⁴ Ortlob, *Pollinctura* (wie Anm. 23).

unterscheiden – hat hingegen eine spirituelle Bedeutung. Unter der Myrrhe verbirgt sich die Figur Christus und zugleich eine Hoffnung auf die Auferstehung.

Die Ägyptier sind sonst in ihrem Todten=Salben gar besondere gutte Meister und Künstler gewesen/ und haben dadurch die Leichen etlich Hundert Jahr erhalten/ massen das die Jahrzahlen ihrer mumien/ wie man sie ins gemein zu nennen pflaget/ wohl noch heute zeigen/ und der Herr Lutherus seliger über das 50. Cap. deß I Buchs Mose anführet/ man habe dem Kaiser Augusto/ nicht ohne desselben große verwunderung deß grossen Alexandri und eines Ptolemaei Leib noch gant an Haut und Beinen unversehret gezeiget. Allein/ wie lange auch dieser ihrer Salbung krafft getauret/ so sind doch endlich auch diese Körper zu Staub und Asche worden. Viel herlicher aber tauren unsre myrhati in Domino, wie der Herr Luth. an gedachtem orthe die im Herren selig verstorbenen Christen nennet/ wenn er schreibet: das die Todten in Christo wahrhaftig mit Myrrhen gesalbet sind/ Christus ist unsere Myrrhe/ gleich wie ihm die Weisen auch Myrrhen geopfert haben/ Matth. am 2. denn so wir an ihn glauben/ werden wir mit Myrrhen gesalbet/ das wir nicht verfaulen/ sondern erhalten und bewahret werden/ auf die zukünftige Auferstehung. [...] ³⁵

Die Gegenüberstellung des antik-heidnischen und christlichen Totenkultes macht sich auch an der anderen Textstelle in der Leichenpredigt von Carl Ortlob erkennbar. Gemeinsam ist der ägyptischen wie auch der europäischen Kultur das Gerippe-Symbol, das sich in der barocken Emblematik als Memento-mori-Element weithin etabliert hat. Ortlob bedient sich eines originellen Beispiels des römischen Kaisers Titus Flavius Domitianus (81–96 n.Chr.) und stellt es dem christlichen herzoglichen Begräbniszeremoniell Sylvius Nimrods entgegen. Es ist zugleich die Apotheose des guten Herrschers (im Vergleich zum Tyrannen Domitian), der tugendhaft stirbt und mit dem „Lebens=Balsam“ gesalbt wird. Der geschlossene Mund des verstorbenen (und „entseelten“) Herzogs kontrastiert hier implizit mit einem festen Bestandteil des ägyptischen Begräbniszeremoniells, der sog. „Mundöffnung“³⁶, die die Rückkehr der Seele in den Leib der verstorbenen Person ermöglichen soll.

Von der mehrgedachten alten Africanischen Nation/ den Ägyptiern ist bekannt/ daß sie in ihren Gastereien einander Sceleta oder Todten=Gerippe und Bilder fürgesetzt und gezeiget: und von Kaiser Domitiano wird geschrieben/das er einst ein gar seltsam Gastmahl angestellet/ und in einem finstern gantz schwartzbekleideten Zimmer die erbethenen Gäste und auff Särche/ stat der Stüle oder sessel gesetzt/ zu jedem sagende: Vive memor lethi. Lebe eingedenckt deß Todeß. Wir/ die wir itzo auch in deß HErrn Hause Gäste sein zum Gnadenmahle seines Worts geladen/ sitzen in demselbigen als einem auch allbereit zum theil schwartz bekleideten Traur= und klage=Hause/ itzo nicht etwan nur auf ledigen Särchen/ sondern haben hier für uns den Sarck mit dem Fürstl. Entseelten Körper/ dessen Mund zwar nu geschlossen/ aber doch viel kräfttger durchs Werck/ solcher seiner verschließung/ als wohl sonst durchs Wort/ uns zuschreiet: Vive memor lethi, und ich ruffe es ihm noch= und abermahl nach/ und einem iedern allhier treumeinend zu: Vive memor lethi, lebe/ wer du auch bist/ deß Sterbens eingedenckt/ wilstu anders mit dem Israelitischen und unserm

³⁵ Ebenda.

³⁶ A. Szczudłowska et al.: *Starożytny Egipt*, Warszawa 1978, S. 152.

David/ wie im leben Tugendhafft/ so im Sterben getrost sein. Brauche ja für allen andern/ den auß der Biblischen Seelen Apothek itzo praesentirten Lebens=Balsam gantz gern und offters. Denn dieser Balsam stärckt recht das Haupt/ und zwar nicht nur die Sinnen/ sondern gar den Verstand selbst [...] ³⁷

Ortlob greift ferner den in der Homiletik verbreiteten Topos des Menschen auf, der auf Erden Gast ist ³⁸ und lebenslang wandert, um nach dem Tod seine Heimat im Himmel zu erreichen. ³⁹

[...] Dieser Balsam kann nicht würdig genug heraus gestrichen werden/ worzu uns absonderlich vor itzo die Zeit keine raum mehr lasset/ sondern die allgemeine application/ unverzüglich schlissen und versiglen heisset mit den schönen worten Augustini/ deß berühmten Hipponensischen Bischoffs: Lieber Christ/ nimm einen Gast willig auf/ denn du bist sein Geferte auf dem Wege/ dieweil wir alle Frembdlinge sein. Dieser ist ein Christ/ welcher beides in seinem Hause/ und in seinem Vaterlande sich für einen Frembdling achtet. Unser Vaterland ist droben über uns/ da wir erst nicht nur Gäste sein werden. Denn hier ist ein ieder auch in seinem eignen Hause ein Gast oder frembder. [...] ⁴⁰

*

Der Gebrauchstext von Adam Bruxius, das als ein Arzneibuch fungiert und als ein Ratgeber verfasst wurde, sowie die Leichenpredigt von Carl Ortlob auf den schlesischen Herzog verdeutlichen die Pluralität des frühneuzeitlichen Diskurses über die Balsame. Die unterschiedliche Rolle des Balsams erlaubt die Behauptung, dass die Ästhetik des frühneuzeitlichen Körpers mehrdimensionell ist und die Betrachtungsstandpunkte einander überschneiden. Der Körper wird zum Gegenstand sowohl der medizinischen Theologie, wie auch der medizinischen Kosmetik. Im Balsam, der sowohl der Körper- und der Gesundheitspflege dient, aber auch eine metaphorische Bedeutung für das Seelenheil besitzt, verbinden sich zugleich alle drei Gebiete: Medizin, Kosmetik und Theologie.

³⁷ Ortlob, *Pollinctura* (wie Anm. 23).

³⁸ Ps. 119,19.

³⁹ Siehe auch die Auslegung dieses Topos in einer Leichenpredigt auf den Liegnitz-Briegschen Hofarzt Flaminus Gasto vom Fraustädter Pfarrer Valerius Herberger, „JESUS OMNIUM MEDICORUM PRINCEPS ET DOMINUS [...], Leipzig 1618 im Artikel von J.A. Steiger: Andreas Gryphius' Leichabdankung auf den Arzt Heinrich Fierling, Sigismund Pirschers Leichenpredigt und die *theologia medicinalis*. Ein Beitrag zur Geschichte der Parentatio zwischen ‚weltlicher‘ und ‚geistlicher‘ Redekultur. In: R.G. Bogner, J.A. Steiger, U. Heinen (Hg.): *Leichabdankung und Trauerarbeit. Zur Bewältigung von Tod und Vergänglichkeit im Zeitalter des Barock.* (= *Daphnis* 38, Heft 1/2) Rodopi, Amsterdam-New York 2009, S. 309-367, hier besonders S. 326.

⁴⁰ Ortlob, *Pollinctura* (wie Anm. 23).

Schlüsselwörter

Balsam, Barock, Gebrauchstext, Kosmetik, Körper, Leichenpredigt, medizinische Theologie, Mumifizierung, Seele

Abstract

The Healing Balsam: From the Medical to the Metaphorical Use of the Body in the Baroque

Seventeenth-century literature is closely connected to neo-stoic philosophy, which espouses a dualism of body and soul. The concept of balsam, which dates from Antiquity and connects both spheres, the physical and spiritual, is found in functional texts such as instruction manuals as well as in occasional literature, for example sermons and poems read at funerals. The article points to three applications of this term: the medical or cosmetic, the religious (e.g. as an agent for mummification in the Egyptian tradition), and the metaphorical as used within the context of the Christian theology-medicinalis. The instruction manual of the Silesian physician Adam Bruxius (1616) includes different balsams, methods of preparation, preservation, and its use for therapeutic, sanitary and cosmetic purposes. The Silesian sermon of Carl Ortlob (1664) contrasts the Egyptian mummification of the ruler with the Christian funeral ceremony of a Silesian duke, for which Christ was a “balsam of life.” Thus “balsam” is a multidimensional concept, which shows the complexity of the body and soul aesthetic during the early modern period. Mutually inflected meanings are evident as the notion spread in medicine, cosmetics, and theology.

Keywords

balsam, baroque, functional text, cosmetic, body, sermon, theology-medicinalis, mummification, soul

Zur Form, Funktion und Bedeutung der Rezeptionsliteratur in der Frühen Neuzeit an ausgewählten Beispielen¹

Das Phänomen der Rezeptionsliteratur in der Frühen Neuzeit gewinnt seit einiger Zeit immer mehr an Bedeutung und Interesse internationaler geschichtsliterarischer Forschung.² Bei der Untersuchung der deutschsprachigen Literatur dieser Periode lässt sich *ad hoc* feststellen, dass die Adaptation und Translation fremdsprachiger Werke einen beträchtlichen Anteil an der dichterischen Produktion zwischen 1400 und 1750 hat. Die Autoren griffen gerne auf geprüfte Vorlagen zurück, die sich in anderen europäischen Ländern großer Popularität erfreuten und dadurch einen buchhändlerischen Erfolg garantierten. Die Übersetzungen sollten in erster Linie dem ungelehrten Publikum, das des Lateins und anderer Sprachen unkundig war, den Zugang zu den meist gelesenen Werken der europäischen Literatur erleichtern. Aus der anderen Seite wollten die Übersetzer die hohe handwerkliche Qualität ihrer Arbeit und ihren literarischen Geschmack unter Beweis stellen, indem sie auf diejenigen Werke zurückgriffen, die – modern ausgedrückt – zum Kanon der europäischen Literatur gehörten.

Die ‚Rezeption‘ bedeutet in erster Linie den Transfer von fremden Ideen, bestimmten Fakten, Standpunkten und Ansätzen aus anderen Sprach- und Kulturbereichen, die auf dem deutschen Boden adaptiert und den allgemein geltenden moralischen Normen und den sprachlichen Regeln angeglichen werden mussten und in diesem Sinne eine messbare Anreicherung eigener Kultur bedeuteten. Als ein gattungsübergreifendes Phänomen fand die Rezeptionsliteratur sowohl in Lyrik und Drama, als auch im Roman ihren starken Niederschlag und förderte auf diesen Wegen Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit.

Der vorliegende Beitrag soll einige Aspekte der Rezeptionsliteratur im 17. Jahrhundert beleuchten. Als Textkorpus dienen neben den aus Boileau übersetzten

¹ Einige Teile dieses Textes sind eine völlig umgearbeitete und ergänzte Fassung meines Beitrags: Zur Rezeptionsliteratur und ihrer Funktion im Werk Benjamin Neukirchs. In: A. Noe und H.-G. Roloff (Hrsg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Beiträge zur ersten Arbeitstagung in Eisenstadt (März 2011). Bern 2012, S. 405–424.

² Im März 2011 veranstalteten Alfred Noe und Hans-Gert Roloff die erste Tagung zur Rezeptionsliteratur, deren Ergebnisse im oben erwähnten Tagungsband versammelt sind. Folgetagungen sind vorgesehen.

Satiren Benjamin Neukirchs und seiner Verdeutschung des Erziehungsromans *Telemach* von Fénelon auch zwei venezianische Opernlibretti Johann Christian Hallmanns. Es wird jeweils der Versuch unternommen, Wirkungsraum, Ziel und Funktion der Rezeptionsliteratur für Bildung, Kultur und Literaturgeschichte zu bestimmen.

I.

Im deutschen Drama des 17. Jahrhunderts nehmen neben originalen Werken auch viele Übersetzungen aus den antiken Sprachen, dem Neulateinischen, aber auch Italienischen, Französischen und Niederländischen einen festen Platz ein. Im Nachlass der größten schlesischen Bühnendichter Martin Opitz, Andreas Gryphius, Daniel Casper von Lohenstein und Johann Christian Hallmann kann man beobachten, inwieweit die Rezeption der fremdsprachigen Stücke ihren dramatischen Nachlass mitprägte. Mit seinen Übersetzungen der *Trojanerinnen* (1625), *Dafne* (1627), *Judith* (1635) und *Antigone* (1636) ebnete Opitz der Rezeptionspraxis im schlesischen Drama den Weg. Ihm folgte Andreas Gryphius mit seiner Verdeutschung des Trauerspiels *Gebroeders* (1652) von Jost van Vondel und der *Felicitas* des französischen Jesuiten Nicolas Caussin (1658). Fünf Jahre später erschien seine Übersetzung der Komödie *Seugamme oder Untreues Hausgesinde* von Girolamo Razzi sowie der Komödie von Thomas Corneille mit dem Titel *Der Schwärmende Schäffer*. Auch im Werk Johann Christian Hallmanns, dem quantitativ gesehen am stärksten vertretenen Bühnendichter des Breslauer protestantischen Schultheaters, finden sich Übersetzungen von zwei venezianischen Opernlibretti: *Heraclius*³ und *Adelheide*⁴, die in der Gesamtausgabe seiner Werke von 1684 erschienen.⁵ Diesen beiden Übertragungen Hallmanns möchte ich im Folgenden etwas mehr Aufmerksamkeit schenken.

Die Vorlage für Hallmanns *Heraclius* bildet die italienische Oper *L'Eraclio, Melodrama da rappresentarsi nel teatro Grimano di SS. Giovanni e Paolo l'anno 1671* und für *Adelheide* – die *Adeleide, Drama per musica da rappresentarsi nel teatro Vendramino a San Salvatore l'anno 1672*.⁶ Den beiden Stücken liegt das gleiche Motiv zugrunde: die Blindheit und Verblendung, welche den Labyrinthcharakter der Welt zu symbolisieren haben.⁷ Der *Heraclius* greift auf den historischen Usurpator

³ J. Ch. Hallmann: Sämtliche Werke. Hrsg. von G. Spellerberg. Berlin, New York 1975ff. (Bd. III, 2. Adelheide, Heraclius, 1987) (= Ausgaben Deutscher Literatur des 15.–17. Jahrhunderts 126).

⁴ Ebenda.

⁵ J. Ch. Hallmann: Trauer- Freuden- und Schäfer-Spiele/ Nebst Einer Beschreibung Aller Obristen Hertzoge über das gantze Land Schlesien. Breslau o. J. (1684).

⁶ Vgl. B. Jahn: L'Adelaide und L'Heraclio in Venedig, Breslau und Hamburg. Transformationen zweier Bühnenwerke im Spannungsverhältnis zwischen Musik- und Sprechtheater. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 1994 (Heft 4), S. 650–694, hier S. 656–657; s. auch: K. Kolitz: Johann Christian Hallmanns Dramen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas in der Barockzeit. Berlin 1911, S. 122–123.

⁷ S. K. Krämer: Johann Christian Hallmanns Trauer- Freuden- und Schäferspiele. Die Bedeutung des Fortuna-Konzeptes für die Vermischung der Dramenformen des Barock. Dissertation masch. Berlin 1980, S. 101.

Phocas, 602–610 Kaiser des Byzantinischen Reiches, zurück, der durch den Sturz des Mauritius die Herrschaft in Byzanz übernahm. Seine wollüstige Lebensführung und fehlender Einsatz für das Reich führten aber zu Unzufriedenheit und Unruhen im Volk, die mit der Ermordung des Phocas durch Heraclius endeten. In der *Adelheide* dagegen knüpft Hallmann an die Ereignisse aus dem Jahre 951 an, in dem der römisch-deutsche Kaiser Otto I. seine Kämpfe in Italien führte. Kaiser Otto rettete die Witwe Adelheid aus der Gefangenschaft Berengars und machte sie zu seiner Frau.

Die beiden Übersetzungen wurden von Hallmann „Schauspiele“, bzw. „Freuden-Spiele“ genannt und ihr Inhalt und Aufbau (Einteilung in drei Akte) – abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen – entsprechen den Originalen. „Schon die ersten knappen Vergleiche von *Adelheide* und *Heraclius* mit ihren italienischen Vorlagen [...] konstatierten die engen inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen italienischem Libretto und Hallmanns Übertragung bei völlig gewandelter metrischer Form“ – bemerkt Bernhard Jahn.⁸ Diese These bekräftigt auch Werner Richter, wenn er sagt: „So ist Hallmanns *Adelheide*, eine getreue Übertragung, was Motive, Szenenfolge, Gang des Dialoges, im einzelsten betrifft, eine Nachdichtung und Bearbeitung aber in bezug auf den Stil der Rede, auf die ganze Diktion.“⁹ Die Übersetzungen der beiden Opernlibretti sollten den Bedürfnissen des schulischen Sprechtheaters angeglichen werden, d.h. die mit Hilfe der Musik angedeuteten Affekte sollten nun durch sprachliche Elemente ersetzt und die Affekthandlung vielmehr mit Wort und Metrik als mit Geste, Ton und Bewegung zum Ausdruck gebracht werden. So tritt an die Stelle von den „affektverdeutlichenden Kommentaren der Musik zu einer Szene“ eine ganze Menge von Regieanweisungen, die den Gemütszustand der auf der Bühne agierenden Figuren beschreiben sollen.¹⁰ Man könnte demzufolge annehmen, dass die Übersetzungen Hallmanns mit dem pädagogischen Zweck des Breslauer protestantischen Schultheaters im Einklang standen: Durch die Deklamation lateinischer und deutscher Texte sollten nicht nur politische, religiöse und philosophische Konzepte propagiert, sondern auch Eloquenz, moralische Normen und soziale Verhaltensregeln eingeübt werden.¹¹ Leider ist es heutzutage kaum möglich, den Zeitpunkt der Aufführungen der beiden Schauspiele auf den Brettern des Breslauer Schultheaters mit Sicherheit zu bestimmen. Man könnte zumindest annehmen, dass der *Heraclius* im September und im Oktober 1704 aufgeführt wurde, worüber ein inzwischen verschollenes Szenar Auskunft gibt.¹²

Auf den pädagogischen Zweck der Übersetzungsliteratur verweisen nicht zuletzt die zeitgenössischen Dichter. So plädiert u.a. Martin Opitz für die Übersetzungen

⁸ S. Jahn: *L'Adelaide und L'Heraclio* (wie Anm. 6), S. 657.

⁹ W. Richter: *Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670*. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 17. Jahrhunderts. Berlin 1910, S. 404.

¹⁰ Vgl. Jahn: *L'Adelaide und L'Heraclio* (wie Anm. 6), S. 671–672.

¹¹ Vgl. dazu R. E. Schade: *Das schlesische Barockdrama und das Breslauer Schultheater*. In: J.-D. Müller, G. Braungart (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 3: P–Z. Berlin 2003, S. 403.

¹² Vgl. G. Dünnhaupt: *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*, 2. verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage des *Bibliographischen Handbuchs der Barockliteratur*, III, Stuttgart 1991, 1945.

fremder Werke ins Deutsche als regelrechte Stilübung.¹³ Die These vom Übungszweck stellen in Bezug auf die aus dem Italienischen übersetzten Opernlibretti Hallmanns Kurt Koltitz und Bernhard Jahn auf.¹⁴ Diese Prämisse greift auch Anne Wagniar auf, wobei sie zugleich eine Nuancierung dieser Betrachtungsweise bietet. Indem sie die Übersetzung als „Medium des politischen und kulturellen Dialogs“ einstuft, konstatiert sie: „Die Übersetzungstätigkeit hat im schlesischen Kunstdrama also nicht primär die propädeutische Funktion, die ihr in Deutschland oft generell bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zugesprochen wird. Erst nach dem Erlöschen des schlesischen Kunstdramas und angesichts der Krise der nationalsprachigen Literatur in Deutschland ab dem Ende des 17. Jahrhunderts wird bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder vor allem zur Erlernung des Dichterhandwerks übersetzt.“¹⁵ Sie verweist im Weiteren auf enge Bindung der Dramenübersetzungen mit der moralischen Zielsetzung der Übersetzungspraxis. Die Autoren berücksichtigten zwar die literarische Qualität der übersetzten Dramen, doch in den Paratexten wird besonders ihr „Aktualisierungspotenzial“ hervorgehoben.¹⁶ Der ästhetische Aspekt wird beim Prozess der sprachlichen Adaptation demzufolge marginalisiert. In den Vordergrund rückt dagegen „die öffentliche Auseinandersetzung mit der politischen und kulturellen Lage Schlesiens“.¹⁷ In den beiden Dramen kommt Hallmanns Huldigung an die kaiserliche Obrigkeit deutlich zum Vorschein, und diese Position kann als Kontrapunkt zu Opitz und Lohenstein verstanden werden, die das Amt des Kaisers latent kritisieren. So z.B. übernimmt der Kaiser in Hallmanns *Adelheide* die Rolle eines Retters und Beschützers, indem er die gefangengenommene Witwe Adelheide schützt und am Ende heiratet. Die Kaisergestalten bei Opitz und Lohenstein haben dagegen charakteristische Züge eines Tyrannen. Außerdem begegnet man in der Übersetzung einigen Einfügungen Hallmanns, die im Original fehlen, die aber durch ihre starke Konnexion mit der politischen Lage in Schlesien eine kontextuell relevante Dimension gewinnen.¹⁸ Mit dieser Legitimation des Absolutismus erfolgt nämlich die politische Positionierung der Dramenübersetzungen Hallmanns.

Ein ganz anderes Ziel verfolgt dagegen die Rezeptionsliteratur Benjamin Neukirchs. Ihr wird ein programmatischer Charakter an der Epochenschwelle beigemessen.

¹³ „Eine guete art der vbung aber ist/ das wir uns zuweilen auß den Griechischen und Lateinischen Poeten etwas zue übersetzen vornehmen: dadurch denn die eigenschafft vnd glantz der wörter/ die menge der figuren/ und das vermögen auch dergleichen zue erfinden zue wege gebracht wird“, Martin Opitz: Buch von der deutschen Poeterey. In: Martin Opitz. Hrsg. von G. Schulz-Behrend, Gesammelte Werke Bd. II/1. Stuttgart 1979, S. 331–416, hier S. 409–410.

¹⁴ Koltitz: Johann Christian Hallmanns Dramen (wie Anm. 6), S. 122; Jahn: L'Adelaide und L'Heraclio (wie Anm. 6), S. 658.

¹⁵ A. Wagniar: Status und Funktion der Übersetzung im schlesischen Kunstdrama. Von Opitz zu Hallmann. In: Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (wie Anm. 1), S. 200 und 223.

¹⁶ Vgl. ebenda, S. 199–200.

¹⁷ Ebenda, S. 200.

¹⁸ So z.B. die Anknüpfung an den menichäischen Gegensatz: die Bestialität des Usurpators vs. die höhere Zivilisation des christlichen Absolutismus, für den es im Original keine Entsprechung gibt. – Vgl. dazu: Wagniar: Status und Funktion der Übersetzung im schlesischen Kunstdrama (wie Anm. 15), S. 220.

II.

Im dichterischen Schaffen Neukirchs kann man zwei entgegengesetzte Perioden unterscheiden, die die Verbundenheit des Poeten mit unterschiedlichen Vorbildern und Mustern illustrieren und sich durch die Suche nach Inspiration in anderen Kulturen auszeichnen. Die erste Etappe fällt noch in die Zeit seiner Jugend, als er stark unter dem Einfluss der Dichter der Zweiten Schlesischen Schule stand, wie Hoffmannswaldau und Lohenstein, also ganz im Zeichen des Marinismus. Die zweite Periode ist durch eine ideologische Krise und den damit verbundenen Bruch mit der dichterischen Tradition des schlesischen Barock gekennzeichnet. Charakteristisch für diese Zeit ist ein reges Interesse an der klassizistischen französischen Dichtung. Die bisherige Begeisterung für die ‚schwülstige‘ und ‚künstliche‘ Lyrik des schlesischen Manierismus des ausgehenden Jahrhunderts stößt von nun an auf eine heftige Kritik. Unter den unterschiedlichen Gattungen, die für die Frühaufklärung charakteristisch waren, nimmt die Verssatire einen besonderen Platz ein: Durch ihre kritisierende und moralpredigende Funktion reiht sie sich in den programmatischen Charakter der neuen Epoche ein. „Die Satiren von Benjamin Neukirch [...] wenden sich entschieden gegen den ‚parfümierten Stil‘ der spätbarocken Dichter, gegen ihre Exklusivität, ihren Manierismus und ihre Künstlichkeit.“¹⁹ Die im Jahre 1727 erschienenen Satiren²⁰ nehmen typische Laster von fast allen gesellschaftlichen Gruppen jener Zeit aufs Korn. Durch zahlreiche Anknüpfungen und Parallelen zu Juvenal und Boileau bilden sie ein interessantes Beispiel für die sprachliche Umsetzung eines Textes aus dem Lateinischen ins Französische und weiter ins Deutsche.²¹ Teilweise aber beruhen sie auch auf den Gedichten Rachels und Canitz'. Doch auch wenn sie als bloße Nachahmung der großen Meister bezeichnet werden können, so wurden sie doch vom zeitgenössischen Leser als rational und moralkritisch empfunden und verstanden.²²

Die Neukirchschen Satiren definieren bereits im Titel das Ziel ihrer Kritik.²³ Ihr thematisches Spektrum bleibt im Grunde der aufklärerischen Kritik eng verbunden: das Alamode-Wesen, d.h. das blinde Nachahmen alles Fremden, die grenzenlose

¹⁹ H. Glaser, J. Lehmann, A. Lubos (Hg.): Wege der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung. Berlin 1986, S. 126.

²⁰ Gottfried Benjamin Hanckens Weltliche Gedichte, Nebst des berühmten Poetens, Herrn Benjamin Neukirchs, noch niemahls gedruckten Satyren. Dresden: Zimmermann und Gerlach; Leipzig: Boetius 1727. Eine posthume Ausgabe der Satiren erschien dreißig Jahre später: Benjamin Neukirchs Weyland Hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischen Hof-Raths Satyren und poetische Briefe, hg. v. J. C. Rasche. Frankfurt und Leipzig: bey Johann August Raspe 1757.

²¹ Wilhelm Dorn führt mehrere Beispiele an, in denen Neukirch Juvenal und Boileau nachahmt. Vgl. W. Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der zweiten schlesischen Schule. Weimar 1897, S. 101–104.

²² J. Israel (Hg.): Im Urteil der Dichter. Literaturbetrachtungen von Opitz bis Lessing. Rostock 1987, S. 308.

²³ Z.B. *Auf einen neuen Doctor; Wider die Reizungen der Wollust; Wider den Ehrgeiz; Von der schlechten Erziehung der adelichen Jugend; Wider die Mißiggänger und Schwelger*. Die Satiren Boileaus, die Neukirch zum Teil als Vorbild dienten, haben dagegen keine Titel, sondern lediglich eine laufende Nummerierung.

Übernahme französischer Vorbilder umfasste Sprache, Kleidungsstil und Benehmen, Geiz, enorme Macht des Materiellen, Erziehungsfehler, Bestechung, Unsittlichkeit und Unzucht, Simonie, Heuchelei, sittliche Verderbnis unter Geistlichen, Habgier und Verschwendung. Einen starken Niederschlag in der Satire derzeit finden auch Unterwürfigkeit und Servilismus.²⁴ Nach Hans Matthias Wolff kann man feststellen, dass Neukirch unter weltanschaulichem Aspekt den entscheidenden Schritt von Canitz zur Aufklärung unternimmt, indem er das idyllische Element reduziert und statt dessen die Philosophie Christian Thomasius' einführt.²⁵

In den Satiren Boileaus machte sich Neukirch das Juvenalsche Element zu eigen. In Anerkennung der Verdienste auf dem Gebiet der Verssatire im Geiste des römisch-antiken Meisters wurde Neukirch durch Gottsched „unser Juvenal“ genannt.

In Ansehung dieser Satiren nun, die in den Hankischen Gedichten wider Willen des Verfassers zuerst ans Licht getreten, kann man unsern Dichter getrost mit dem Juvenal vergleichen, dahingegen ich [...] Canitzen mit dem Horaz so wohl in der Gemütsart, als in der Schreibart zu vergleichen pflege. Neukirch scherzt nämlich mit den Lastern nicht, sondern er braucht eine scharfe Geißel und verfolgt sie bis aufs Blut in allen Schlupfwinkeln, wo sie sich verstecken. Kurz, wer den Juvenal kennt, der wird ihn im Neukirch überall finden. [...] Seine männlichen und recht feurigen Satiren erwerben ihm diesen Namen mit allem Rechte, zumal da er nicht mit Scherzen und Lachen, sondern im Ernste und mit brennendem Eifer die bittersten Wahrheiten heraus sagt.²⁶

Die aus dem Französischen übersetzten Satiren des Boileau bilden ein Gebiet, auf dem Neukirch seine Größe bestätigte, wie die meisten Kritiker bemerkten, unter anderen Johann Christoph Gottsched, der Herausgeber der auserlesenen Gedichte Neukirchs, sowie die größten Gegner der Neukirchschen Dichtung, die Schweizer Bodmer und Breitinger: „Die Satiren sind noch das beste, was Neukirch geschrieben hat, ohne Zweifel darum, weil der Zorn, der Verdruß und die Rachgier sie ihm in die Feder gelegt haben; die Empfindungen, so darinnen liegen, machen, daß man sie noch lesen kann.“²⁷

²⁴ Vgl. F. G. Hoffmann, H. Rösch (Hg.): Grundlagen, Stile, Gestalten der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung. Frankfurt am Main 1988, S. 85. Vgl. auch G. von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart 1979, S. 716.

²⁵ H. M. Wolff: Weltanschauung der deutschen Aufklärung in geschichtlicher Entwicklung. Bern-München 1963, S. 77.

²⁶ J. Ch. Gottsched: Ausgewählte Werke. Hrsg. von J. Birke, B. Birke. Berlin-New York 1973. Bd. VI. Tl. II (Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen), S. 169.

²⁷ J. J. Bodmer, J. J. Breitinger: Der Maler der Sitten. Bd. 2. Zürich 1746; zit. nach: Israel: Im Urteil der Dichter (wie Anm. 22), S. 63.

III.

Die Ernennung Benjamin Neukirchs zum Präzeptor des Erbprinzen Carl Wilhelm Friedrich (geb. 1712–1757) und seine Berufung 1718 an den Hof zu Ansbach eröffneten eine neue Etappe im Leben und Schaffen des Dichters.

Bereits in den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Prinzenerzieher begann er die Arbeit an seinem umfangreichsten und neben den Satiren bedeutendsten Werk auf dem Gebiet der Rezeptionsliteratur – der Übertragung von *Les aventures de Télémaque* – eines Werkes François Fénelons²⁸ aus dem Jahre 1695. Der Prosa-Roman Fénelons erschien vollständig 1717 als didaktisch-erzieherische Lektüre für die Enkelkinder Ludwigs XIV., für deren Entwicklung Fénelon zuständig war. In dem Erziehungsroman Fénelons verflochten sich die historischen und politischen Ereignisse sowie Elemente der Staatslehre mit den alltäglichen Abenteuern des Helden. Der Held wird im Prozess der Entfaltung seiner Individualität vor dem Hintergrund sozialer Spannungen dargestellt.

Der erste Teil der Neukirchschen Fassung u.d.T. *Die Begebenheiten Des Prinzen von Ithaca, Oder: Der seinen Vater Ulysses suchende Telemach* erschien 1727 in Ansbach und umfasste die Bücher 1–7. Der Roman beschreibt die Abenteuer des Odysseus, des Herrschers von Ithaca, der nach dem Trojanischen Krieg zehn Jahre lang nach Hause, zu seiner Frau Penelope und dem kleinen Sohn Telemach zurückkehrt. Inzwischen aber begibt sich Telemach unter Begleitung der Göttin Athene in Gestalt eines Mentors auf die Suche nach seinem Vater. Neukirch selbst hat das Epos in drei Teile gegliedert: der erste Teil umfasst die Bücher 1–7, der zweite 8–17 und der dritte 18–24. Seine Entscheidung erklärt er im Vorwort pragmatisch, indem er bemerkt, der erste Teil zeigt den Telemach als einen unerfahrenen Jüngling, der unterschiedlichsten Versuchungen die Stirn bietet, im zweiten ist er schon reif und zu Heldentaten bereit, und im dritten Teil wird er zu einem erfahrenen Mann.

Denn ich habe der Materie halber das Werck in III. Theile geschieden. In dem ersten gehet Telemach die Versuchungen und anklebende Fehler der Jugend durch, darum ist dieser Theil mit so vielen moralischen Anmerckungen ausgespicket. In dem Andern führet er sich klüger auf, und tritt die Verrichtungen eines Helden an. Und dieser wird zehen Bücher haben, und mit wenigern aber mehr politischen Anmerckungen begleitet werden. In dem Dritten wird Telemach ein vollkommener Mann.²⁹

Hans-Otto Mühleisen und Theo Stammen bezeichnen den *Telemach*-Roman als einen Fürstenspiegel. Der Roman verfolgt nämlich erzieherische und pädagogische Zwecke, die im Erziehungsprozess eingesetzt werden können, greift den typischen

²⁸ François de Salignac de la Mothe Fénelon (1651–1715), französischer Schriftsteller, katholischer Geistlicher, seit 1695 Erzbischof von Cambrai, übte einen starken Einfluss auf das Schulwesen in Frankreich aus. Er ist Autor von theologischen und philosophischen Schriften; sein berühmtestes Werk *Les aventures de Télémaque* (1699) veranschaulicht einen idealen Staat der Zukunft.

²⁹ B. Neukirch: *Der seinen Vater Ulysses suchende Telemach* [...]. Onolzbach 1727. Vorwort (unpagin.).

Tugend-, Pflicht- und Lasterkatalog auf und beschreibt zum Weiteren die Grundsätze richtigen Regierens.³⁰ Anja Ballis bemerkt dazu: „In enger Anlehnung an Fénelon entwarf Benjamin Neukirch das Idealbild einer Staatsverfassung, in der die Herrschaft ebenso von Gott gegeben ist wie die einzelnen Begabungen und Fähigkeiten der Menschen.“³¹

Der zweite und der dritte Teil erschienen posthum im Jahre 1739. Alle drei Teile wurden im Folio-Format herausgegeben, in besonders prächtiger Ausführung, worauf schon Gottsched in seinen *Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache* aufmerksam macht:

Was nun noch den Druck dieses Buches betrifft: so muß man zwar gestehen, daß an schönem Papiere, wohlgemachten Kupfern und neuen Schriften nichts gespart worden, und folglich dieser Telemach eins von den prächtigsten Büchern ist, die Deutschland aufzuweisen hat.³²

Den ersten Teil mit dem Datum 24. März 1727 widmete Neukirch dem Grafen Carl Wilhelm Friedrich, den zweiten vom 28. September – der Gräfin Friederike Luise, der Witwe von Carl Wilhelm Friedrich und den dritten vom 1. Oktober 1738 – Christian Friedrich Carl Alexander.³³ Das Vorwort zum ersten Teil, der in der bekannten Druckerei von Johann Valentin Lüders in Ansbach erschien, stammt aus der Feder Neukirchs. In den anderen Fällen hat das Vorwort gar keine Autorenangabe. Die beiden letzten Teile wurden vom Kammerrat und Hofkastner Johann Christof Hirsch herausgegeben.

Der Ansbacher Hof übernahm einen beträchtlichen Teil der Druckkosten. Genaue Informationen zu dem mit dem Erscheinen des Werkes verbundenen materiellen Aufwand sind einer Aktenfascikel des ehemaligen markgräflich-ansbachischen Landschaftskollegiums zu entnehmen.³⁴

Die Landesregentin Markgräfin-Wittve Christine Charlotte verfügte in Verfolg der von ihrem verstorbenen Gemahl Wilhelm Fridrich rühmlichst geäußerten Willensmeinung, welche auf Beförderung der vom Hofrat Neukirch beabsichtigten Herausgabe des Telemaque abzielte, unterm 23. März 1726, dass den Hofjuden Zacharias Fränkel, welche dem Hofrat N. zur Bestreitung der Kosten und Auslagen 1000

³⁰ H.-O. Mühleisen, T. Stammen: Politische Ethik und politische Erziehung. Fürstenspiegel in der Frühen Neuzeit. In: H.-O. Mühleisen, T. Stammen, M. Philipp (Hg.): Fürstenspiegel der Frühen Neuzeit. Frankfurt a.M. 1997, S. 19 f.

³¹ A. Ballis: Literatur in Ansbach. Eine literarhistorische Untersuchung von der Reformation bis zum Ende des Ancien Régime. Ansbach 2001, S. 136.

³² *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur, begründet von Johann Christoph Gottsched und Johann Georg Loter, fortgeführt von Johann Christoph Gottsched. Bd. 24. Leipzig 1740; ND Hildesheim u.a. 1970, S. 623.

³³ Vgl. Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke (wie Anm. 21), S. 33.

³⁴ Geheimes Staatsarchiv Berlin. Preußischer Kulturbesitz (GStA PK), BPH, Rep. 44. VIII, A 3. fol. 199: Dekret vom 23.03.1726. Nach Ballis: Literatur in Ansbach. (s. Anm. 31), S. 131.

oder 1200 Reichstaler vorschossen, dieser Vorschuss nebst Zinsen aus der fürstlichen Kasse ersetzt werden solle.³⁵

Außerdem erwarb der Hof 350 ungebundene Exemplare zum Gesamtpreis von 1800 Gulden. Da dem Ansbacher Hof an der besonderen Pracht der Ausgabe gelegen haben musste, zeigt selbst das Folio-Format kostbare Verzierung des Umschlags und zahlreiche Kupferstiche.

Weitere Auflagen der *Begebenheiten* erschienen nicht mehr im Folio-, sondern im Oktavformat und waren im Vergleich zur Ausschmückung der ersten Auflage weniger reizvoll. Diese Tatsache lässt vermuten, dass die erste von Neukirch betreute Auflage von 1726 pädagogischen Zwecken dienen sollte, indem sie nicht nur dem Inhalt und der sprachlichen Vollkommenheit sondern auch der Bildgestaltung großen Wert beimaß, wofür sich Neukirch selbst engagierte. Das Werk wurde noch 1731 nach dem Tod des Übersetzers in Potsdam und Berlin herausgegeben. Die Nachfrage ging aber allmählich zurück, u. a. wegen des Todes des Dichters und der kursierenden Unsicherheit, ob Neukirch vor seinem Tod es noch geschafft habe, die Übersetzung zu vollenden.³⁶ Diese Ungewissheit konnte erst 1738 überwunden werden, als der 19. Band der *Beiträge zur Critischen Historie [...]* bestätigt hatte, die vollständigen Manuskripte von Neukirchs *Telemach* würden in Ansbach vorliegen.³⁷ Weitere Auflagen erschienen 1743 und 1751 in Wittenberg, 1752 unter leicht verändertem Titel in Leipzig und Ulm sowie 1762 in Nürnberg.³⁸

Die Gattung des französischen Erziehungsromans war im Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts nicht besonders populär, womit eines der bedeutenden Probleme im Adaptationsprozess des französischen Erziehungsromans verbunden war. Die zeitgenössischen Poetiken widmeten dem Erziehungsroman kaum Aufmerksamkeit. Dieser Sachverhalt muss meiner Meinung nach einen unmittelbaren Einfluss auf Neukirchs Entscheidung gehabt haben, die französische Prosafassung in Alexandrinern zu übersetzen, um „dem Leser allzeit deutlich zu bleiben, und ihn in beständiger Bewegung zu erhalten.“³⁹ So konnte Neukirchs *Telemach* seine künstlerische Qualität unter Beweis stellen und an einen breiteren Rezipientenkreis gelangen.

Doch ganz im Gegenteil unterrichten die Schweizer Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger – zwei erbitterte Kritiker von Neukirchs Werken – vom niedrigen Kunstwert seiner Übersetzung. In ihrer Zeitschrift *Der Mahler der Sitten* scheuen sie keine Mühe in der Entwertung der *Telemach*-Übersetzung: „Das Schwache und Matte grenzet so nahe an das Geschmückte und Beblümete, daß Neukirch in seinem *Telemach* Fénelons Schreibart, die beschuldigt wird, daß sie schmeichelhaftig

³⁵ Zit. nach Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke (wie Anm. 21), S. 34.

³⁶ Vgl. ebenda.

³⁷ *Beiträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache* (s. Anm. 32), Bd. 19, Leipzig 1738.

³⁸ Der Titel der Leipziger und der Ulmer Ausgabe von 1752 lautet: *Telemach. Oder Die Begebenheiten des Prinzen von Jthaka, Sohns des Ulysses. Aus dem Französischen in deutsche Verse gebracht und mit Anmerkungen erläutert von Benjamin Neukirch*. Vgl. G. Dünnhaupt (Hg.): *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*. Teil 4. Stuttgart 1991, S. 2937–2957, hier S. 2955 f.

³⁹ Neukirch: *Der seinen Vater Ulysses suchende Telemach* (s. Anm. 29), S. [6].

und weitschweifig sei, vollends geschwächt hat.“⁴⁰ Etwas milderer Urteil gibt Johann Wolfgang von Goethe ab, dem Benjamin Neukirchs Übersetzungstätigkeit nicht fremd gewesen war. Wie Goethes Biograph Hans Ruppert behauptet, fand sich auch die Ansbacher *Telemach*-Ausgabe von 1739 in der Bibliothek Goethes.⁴¹ In seinem autobiographischen Werk *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* schreibt Goethe: „Einen frömmern, sittlichern Effekt, als jene mitunter rohen und gefährlichen Altertümlichkeiten machte Fénelons ‚Telemach‘, den ich erst nur in der Neukirchischen Übersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohltätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte.“⁴²

Zusammenfassend kann man feststellen, dass sich die Neukirchsche Übersetzung des Werkes von Fénelon einerseits durch eine besondere Relevanz für die Entwicklung der frühaufklärerischen Pädagogik auszeichnet. Andererseits stellt sie sich in die europäische Tradition der Übersetzung dieses Stoffes in die Nationalsprachen, doch verdient sie als die erste poetische Verdeutschung in Alexandrinerform eine besondere Anerkennung durch ihren hohen künstlerischen Wert.

IV.

Ich versuchte in dieser Skizze auf die einzelnen Gattungen und Formen der Rezeptionsliteratur und auf ihre funktionale Bedeutung am Beispiel der ausgewählten Werke Johann Christian Hallmanns und Benjamin Neukirchs hinzuweisen. Während sich das Phänomen der Rezeptionsliteratur bei Hallmann auf Übersetzungen italienischer Opern im Rahmen des schlesischen Kunstdramas bezieht, erstreckt es sich bei Neukirch parallel auf zwei Ebenen: Roman und Satire. Im dramatischen Werk Hallmanns hat die Rezeptionsliteratur die Funktion des Mediums im öffentlichen, kulturpolitischen Dialog.⁴³ In der venezianischen Oper suchte Hallmann Impulse „für seine Umwandlung des schlesischen Trauerspiels in ein deutschsprachiges Kaisertheater, die das schlesische Kunstdrama im habsburgischen Zeitalter wieder beleben sollte. [... Hallmann orientierte sich] nun ostentativ an der in Venedig geschaffenen optimistischen, galanten, spannungsgeladenen und visuell-musikalischen Dramaturgie des österreichischen Absolutismus. Die oppositionelle Haltung und der geschichtliche Pessimismus werden bei ihm durch die Huldigung an Adel und Kaiser sowie einen forcierten Optimismus ersetzt.“⁴⁴

Bei Neukirch dagegen sind die untersuchten Texte mit einer Hinwendung zum französischen Klassizismus verbunden. Mit diesem Paradigmenwechsel änderte sich auch

⁴⁰ Bodmer, Breitingen: *Der Maler der Sitten*. (s. Anm. 27), S. 70.

⁴¹ Goethes Bibliothek. Katalog. Bearb. von H. Ruppert. Weimar 1958, S. 225.

⁴² J. W. von Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Goethes Werke, Bd. IX; Autobiographische Schriften, durchgesehen von L. Blumenthal, mit Anmerkungen versehen von E. Trunz, Hamburg 1961, S. 35.

⁴³ Vgl. Wagniar: Status und Funktion der Übersetzung im schlesischen Kunstdrama (wie Anm. 15), 205–223.

⁴⁴ Ebenda, S. 219.

die Funktion seiner literarischen Werke: Von nun an haben die Texte eine theoretisch-kritischerende Funktion, es sei denn sie verfolgen einen erzieherisch-pädagogischen Zweck oder stehen im Dienste der Didaktik und Unterhaltung. Es handelt sich dabei um Texte, die den Voraussetzungen der neuen Epoche entsprechen, indem sie den direkten Weg zur Frühaufklärung ebnen. Man könnte sagen, dass die Rezeptionsliteratur Neukirchs den Prozess des allmählichen Abklingens des Barock – und im Grunde genommen – dessen Verdrängung durch die Frühaufklärung dokumentiert.⁴⁵ Im Hinblick auf die programmatische Bedeutung der Verssatire bemerkt Winfried Freund: „Eine neue Entwicklung hatte bereits begonnen, als Neukirch sich zur Abfassung seiner Satiren niedersetzte, und bewusst oder unbewusst wurde er durch seine Kritik an den Auswüchsen vergangener Dichtungstradition zu einem der Schrittmacher einer erstarrenden Nüchternheit und Sachlichkeit und einer neuen Literatur.“⁴⁶

Die Übersetzungsliteratur Hallmanns und Neukirchs bedeutete einen Impuls für andere zeitgenössische Dichter, sich mit fremdsprachigen Texten literarisch auseinanderzusetzen. Hallmanns Prosaübersetzung des *Heraclius* diente Heinrich Anselm von Zigler und Klipphausen als Vorlage für seine Alexandrinerfassung, die er in die 1689 herausgegebene *Asiatische Banise* integrierte. Zigler übernahm in der unveränderten Form sowohl einige bereits versifizierte Textstellen als auch die Regieanweisungen, „ohne Hallmann als [...] Autor zu nennen.“⁴⁷ Doch man kann nach den Herausgebern der historisch-kritischen Ausgabe der Asiatischen Banise sagen: „Gleichwohl wirkt das Libretto im Roman auch stilistisch als Fremdkörper.“⁴⁸

Johann Valentin Pietsch (1690–1733) verdeutschte unter Anregung von Neukirchs Übersetzung des *Télémaque* zwei Fragmente aus diesem Roman⁴⁹ und Johann Georg Heubel (1722–1762) verfasste *Die Begebenheiten des Telemachs*⁵⁰ in vier Akten, wobei er den ersten Teil der Neukirchschen Übersetzung fast wörtlich übernahm. Auch auf dem Gebiet der Satire fand Neukirch seine Nachahmer: Stofflich verwandt waren ihm Gottfried Benjamin Hancke (1695–1750), Johann Christian Günther (1695–1723) und der bereits erwähnte Pietsch. Wilhelm Dorn bemerkt hierzu: „Hancke hat in seinen Satiren die Gedanken der Neukirchschen ohne alle Selbständigkeit [...] oft mit naiver Benutzung des Wortlautes nachgeahmt; Günther zeigt Anlehnung ebenfalls in seinen *Satyren oder Straff-Gedichten* und bisweilen in seinen *Briefen*.“⁵¹

⁴⁵ Vgl. Aufklärung. Erläuterungen zur deutschen Literatur. Hrsg. von Kollektiv für Literaturgeschichte im volkseigenen Verlag Volks und Wissen. Berlin 1974, S. 144.

⁴⁶ W. Freund: Die deutsche Verssatire im Zeitalter des Barock. Düsseldorf 1972, S. 165.

⁴⁷ W. Frick, D. Martin, K. Vorderstemann (Hg.): H. A. von Zigler: Die Asiatische Banise. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe des Erstdrucks (1689). Berlin-New York 2010, S. 553.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Des Herrn Johann Valentin Pietschen weyland Königl. Preußis. Hof-Raths [...] gebundne Schriften. Königsberg 1740; vgl. bei Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke (wie Anm. 21), S. 135.

⁵⁰ J. G. Heubel: Die Begebenheiten des Telemachs auf der Insul der Göttin Calypso in einer Tragödie vorgestellt. Leipzig und Liegnitz: David Siegert 1740; vgl. bei Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke (wie Anm. 21), S. 135 f.

⁵¹ Vgl. bei Dorn: Benjamin Neukirch. Sein Leben und seine Werke (wie Anm. 21), S. 119.

Schlüsselwörter

Rezeptionsliteratur, Oper, Schauspiel, Satire, Erziehungsroman, Benjamin Neukirch, Johann Christian Hallmann

Abstract

Literary Reception: Form, Function and Significance on the Basis of Selected Case Studies

The reception of literature is a phenomenon that is found in lyric and drama as well as in novels. At first glance we can observe that the adoption and translation of works in foreign languages was of great interest in the production of poetry between 1400 and 1750 in Germany. This article examines the reception of literature in the literary legacy of Johann Christian Hallmann (1640?–1704?) and Benjamin Neukirch (1665–1729). Hallmann translated two Venetian Operas: *Heraclius* and *Adelheide*. In these works political aspects are foregrounded while aesthetic characteristics are sidelined. For Neukirch, the reception of literature assumed programmatic dimensions: his *Satires*, translations of Boileau, demonstrate Neukirch's early Enlightenment ambitions. The novel *Telemach*, translated from French, became part of the educational tradition of the early Enlightenment.

Keywords

Literary Reception, opera, stage performance, satire, educational novel, Benjamin Neukirch, Johann Christian Hallmann

Artes moriendi in der schlesischen Literatur der Frühen Neuzeit

Leben ist der Anfang des Todes. Das Leben ist um des Todes willen. Der Tod ist Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbstverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduktion vollendet

Novalis: *Blütenstaub, Fragment Nr. 14*

Das Hauptdilemma der menschlichen Existenz ist die Frage, ob der Tod, das Ende jeglichen Lebens sei. Es ist durchaus eine abendländische Problematik, die auf die unstabile philosophische Kondition der europäischen Kultur verweist. Die Fragen, was der Tod eigentlich ist, ob man an Jenseits glauben soll, und warum der Mensch einer solchen irrealen Hoffnung braucht, sei dahin gestellt.

In den meisten alten Kulturen wurde daran geglaubt, dass der Tod ein Übergang in eine andere Lebensphase sei. In der Frühen Neuzeit bedeutete der Tod die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung und einen Übergang vom Diesseits in ein Jenseits, das als real empfunden wurde. Die Wandlung und die Befreiung vom irdischen Dasein bildeten die Metapher des Todes. Diese Anschauungen stützten sich vor allem auf die Bibel: „Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod, und auf diese Weise gelangte der Tod zu allen Menschen, weil alle sündigten“, heißt es im *Römerbrief (5,12) des Paulus*.

Der Sündenfall im Paradies vernichtete das Glück des ewigen Lebens. Man konnte es durch den Tod wiedergewinnen. Der Opfertod Jesu Christi gäbe dem Menschen die Gelegenheit, der Sündhaftigkeit und damit des Todes ledig zu werden. Allerdings wurde grundlegend für die Lehren des Neuen Testaments die Gliederung des Ganzen in eine bessere himmlische Existenz und eine niedere unterirdische. Himmel und Hölle werden zum Symbol der Hilflosigkeit des Menschen gegenüber der metaphysischen Vorstellung. Der Tod wird als eine akzeptierte Erscheinung bzw. als eine furchterweckende Gewalt begriffen. Darüber hinaus ist ebenfalls die stoische Haltung dem Tod gegenüber als ein Versuch zu werten, die Erscheinung des Todes zu akzeptieren. Durch die Rezeption der antiken Vorstellungen wird der Tod und Vanitas zu einer der Hauptkategorien des menschlichen Lebensverständnisses. Der Versuch, die disparaten Diskursstränge, die einerseits auf die antiken Muster andererseits aber auf die christliche Kulturtradition zurückgehen, zu verbinden, hat die Vormischung von platonischen und christlichen Denken zur Folge. Daraus ergibt sich eine zweifache Begründung des Todes: eine biblische aus der Sünde und eine natürliche aus der leibseelischen Doppelnatur des Menschen. „Die Doppelnatur des Menschen ermöglicht

zwar den Tod, aktualisiert und zur Notwendigkeit erhoben wird diese Möglichkeit durch die Sünde. Eine solche Lösung ermöglicht zudem, den Tod nicht als Strafe, sondern auch als göttliche Gnade, als Erlösung vom Leiden zu verstehen¹.

Die mittelalterlichen Mystiker deuteten das innere Absterben von der Welt und das Einswerden mit Gott in der *unio mystica* als Todeserlebnis. Die Naturphilosophen dagegen bezogen die im mystischen Tod gewonnene Erfahrungen auf den natürlichen Tod. Der Tod wäre ein Übergang in eine andere Seinsweise (Cusanus) oder eine Austilgung und Unterdrückung der ersten Natur (Paracelsus) und eine Gestaltung der anderen und neuen Natur. Der Tod wäre nur Formwechsel im Dasein des Individuums, ein Wendepunkt in seiner fortwährenden Metamorphose.

Neben philosophischen Faktoren, die in der Frühen Neuzeit einen wesentlichen Einfluss auf die menschliche Kondition hatten, waren politische und vor allem dynastische Konflikte, die ihren Höhepunkt im 30jährigen Krieg von 1618 bis 1648 erreichten. Es war die längste Kriegsperiode, an dem nahezu der gesamte Kontinent beteiligt war. Pest und Hunger, Tod als Alltagswirklichkeit waren Begleiterscheinungen. In diesem Zusammenhang ist es selbstverständlich, dass im 17. Jahrhundert die sozialpolitischen Gehalte in religiöse Denkfiguren und Argumentationsstrukturen eingebettet wurden, die „in der Tradition mittelalterlicher Jenseitsbezogenheit stehen und eine renaissance-humanistische Innerweltlichkeit vermissen lassen“².

Die zerstörende Kraft der Pest und ihre furchtbaren Auswirkungen beschrieb schon im 14. Jahrhundert der italienische Dichter und Humanist Boccaccio (1313-1375). Die Pest „war schon einige Jahre früher im Morgenland aufgeflammt“, und dann begann sie sich im Westen auszubreiten. „Die meisten starben innerhalb von drei Tagen nach den ersten Anzeichen“³.

Bis in das 18. Jahrhundert blieb die Pest in Mitteleuropa präsent und die Bedrohungen der Pest blieben lange im kollektiven Gedächtnis. Doch die ansteckende Pest war nicht der einzige Grund für die ständige Angst vor dem Tod. Auch lange Kriege, Naturkatastrophen, Hunger verursachten, dass der Tod „ganz nahe ein vertrauter Bestandteil des Alltagslebens war“⁴. Die ständige Konfrontation mit dem Tod ließ ein Bedürfnis nach Ritualen entstehen, die den Menschen helfen, mit dem Tod umzugehen und auf den Tod in jedem Moment vorbereitet zu sein. In unsicheren Zeiten (Krieg, Hunger und Pest) war es besonders wichtig, sich angesichts des Todes verhalten zu wissen. Oft kam der Tod plötzlich und man hatte keine Zeit, sich auf den Tod vorbereiten zu können. Die Geistlichen ermahnten dazu, sich schon im Leben mit dem Tod auseinander zu setzen. Sie erinnerten an die Allgegenwart des Todes, der keine Unterschiede zwischen Reichen und Armen machte. Die Todesstunde wurde als die allerwichtigste Erscheinung des Lebens dargestellt..

¹ J. Szafarz: Triumph des Vanitas. In: M. Czarnecka, A. Solbach, J. Szafarz, K. Kiesant (Hg.): Memoria Silesiae. Leben und Tod, Kriegserlebnis und Friedenssehensucht in der literarischen Kultur des Barock. Wrocław 2003, S. 223.

² N. Graap: Publizistische Medien im sozialhistorischen Kontext des 17. Jahrhunderts. In: A. Meier (Hg.): Die Literatur des 17. Jahrhunderts, München 1999, S. 501.

³ Boccaccio, Dekameron, 1348-53, gedruckt 1470, hier Boccaccio: Dekameron. Übers. v. August Wilhelm Schlegel, Dortmund 1984, S. 12.

⁴ Ph. Ariès: Geschichte des Todes, München 1989, S. 34.

Auch die jungen und gesunden Menschen mussten wissen, was die Sterbestunde bedeutet. Viele Theologen hatten sich bemüht, „Laien Kenntnisse über den Gehalt des christlichen Glaubens zu vermitteln, um ihnen auf diese Weise einen sicheren Weg zum Heil zu zeigen“⁵. Um der allgemeinen Nachfrage entgegenzukommen, schrieben vorerst Geistliche Anleitungen über die Kunst des Sterbens. Man nannte ihre Bücher *ars moriendi*. Die Adressaten waren ursprünglich junge unerfahrene Priester, und später wurden auch die *artes moriendi* den breiteren Schichten in der Volkssprache zugänglich gemacht. Sie fanden von dem 15. bis zum 17. Jahrhundert eine breite Verbreitung.

In der Universitätsbibliothek in Wrocław werden einige Exemplare der Sterbekunst-Bücher aufbewahrt. Als Beispiel kann ein Sterbepuch dienen, das anlässlich des Todes von Kaspar Wildner auf die Bitte der Witwe gedruckt wurde. Ein guter Abschied aus der Welt, „wie solche durch tägliche Todesbetrachtungen und Vorbereitungen“ (Titelblatt) ermöglicht wurde, hatte nicht nur didaktische Funktion, sondern gehörte zu einer Zeremonie, die aus mehreren Phasen bestand.

Die Gefühlswelten oder Gefühlsumschläge des Sünders wurden im Todes- oder Lebenskampf aufgezeigt. Die fünf vom Teufel gesteuerten Versuchungen waren: die Anfechtung des Glaubens, die Verzweiflung, die Ungeduld, der Hochmut und die irdischen Güter. Ihnen wurden im Sinne des Heils die guten Gegenhaltungen gegenübergestellt: Glaubensstärke, Zuversicht und Hoffnung, Geduld und Fügung, Demut und Bescheidenheit, Entsagung und Verzicht. Damit hatte sich der Mensch in der Frühen Neuzeit bereits zu Lebzeiten im Hinblick auf sein Sterben auseinander zu setzen.

Die biologischen Veränderungen am Körper in der Todesstunde wurden als ein Kampf mit dem Teufel ausgelegt. Mehreren Versuchungen musste der Sterbende widerstehen, um sich von der Macht des Teufels befreien zu können.

Die erste Versuchung, die im Glauben, war die schlimmste Versuchung, denn wer in letzter Minute seinen Glauben auf Erden verlor, dessen Seele kam bestimmt nicht in den Himmel. Um jeglichen Glaubensanfechtungen vorzubeugen, sollte man dem Sterbenden Trost spenden und ihn ermahnen, ja nicht den Einflüsterungen der Teufel zum Abfall vom Glauben nachzugeben. Der Versuchung im Glauben wurde die Ermutigung im Glauben gegenübergestellt.

Die zweite Versuchung durch Verzweiflung und der Trost durch Zuversicht beruhen darauf, dass durch Vorhalten der vielen Sünden des Sterbenden, der Teufel die Sinnlosigkeit der religiösen Bemühungen darstellen wolle. Der Glaube an Gottes Gnade und der Trost durch Zuversicht ermöglichen die Überwindung dieser Versuchung.

Die dritte Versuchung war die Ungeduld. Man sollte nicht die schwere Krankheit und das Leiden so widerspruchslos hinnehmen und sie als Prüfung betrachten. Vielmehr wäre es unerträglich und ungerecht, derart leiden zu müssen. Andere Menschen wären alle gesund und sie warteten nur auf den Tod, um den Verstorbenen beerben zu

⁵ Ch. Burger: Direkte Zuwendung zu den ‚Laien‘ und Rückgriff auf Vermittler in der spätmittelalterlichen katechetischen Literatur. In: B. Hamm, Th. Lentz (Hg.): Spätmittelalterliche Frömmigkeit zwischen Ideal und Praxis, Tübingen 2001, S. 85.

können. Engelgestalten bestärkten den Sterbenden in seiner Geduld, damit er dieser Versuchung entkommen könnte.

Die vierte Versuchung war Ehrgeiz und Hochmut. Demut war die Gegenkraft. Man solle bescheiden bleiben. Die himmlischen Kräfte bestärkten den Sterbenden in seinen Emotionen.

Die fünfte und letzte Versuchung war die Versuchung durch zeitliche Güter. Die materiellen Dinge bekamen einen besonderen Wert. Man litt unter dem Verlust des Vermögens und der irdischen Welt. Der Trost lag in der Abwendung von der irdischen Welt.

Alle fünf Versuchungen widerspiegeln die psychischen Vorgänge, die den Menschen bei dem Verfall des eigenen Körpers begleiten. Der Glaube an Gott und die metaphysischen Gedanken halfen ihm diese Erscheinung zu akzeptieren.

Das Musterbeispiel war der dritte Teil *De arte moriendi*, der Schrift *Opus tripartitum* von Johannes Gerson (1363-1429). Man übernahm von ihm und man verbreitete das Muster der Dreieinteilung und die beigelegten Hinweise zur praktischen Handhabung. Man hatte auch die *artes moriendi* mit Bildern versehen (Bilder-Artes). Ihre Autoren stellten sich die Aufgabe, dem zukünftigen Sterbenden bewusst zu machen, welche Geschehnisse ihm bevorstehen. Er sollte sich stark fühlen und genug Kraft aufbringen können, um den Todesprozess psychisch bewältigen zu können. Nachdem der Protestantismus die alten Rituale weitgehend verdrängt hatte, wurden die entstandenen Defizite teilweise durch neue Formen ausgeglichen. Die Sterbekunst sollte diese Lücke füllen und eine Anweisung und ein Ratgeber im Prozess des Sterbens sein. Das heißt, man sollte bis hin zur Sterbestunde den Anfeindungen der Hölle widerstehen können, und durch die Sterbesakramente zur Seligkeit gelangen.

Die Menschen in der Frühen Neuzeit glaubten fest an ein Weiterleben nach dem Tod. Die Angst vor der ewigen Verdammnis und die Hoffnung auf ein himmlisches Paradies bewirkten das Bemühen um eine rechtzeitigen Buße. Zudem bestand nach den kirchlichen Lehren noch ein Zustand zwischen Himmel und Hölle: das Fegefeuer. Gebete, Fürbitten und gute Taten sollten in der katholischen Kirche dazu dienen, den Verstorbenen die Leidenszeit zu erleichtern.

Der Sterbeprozess wurde auf evangelische Weise ebenfalls ritualisiert. Die Sterbebücher bilden den ersten Teil des Rituals. Der zweite Teil – das Begräbnis mit anschließender Begräbnisfeier – wurde mit langen Predigten, oft geschönten Lebensläufen (*Personalia*) und zahlreichen Beiträgen ausgeweitet. Es ging nicht nur darum, dass an die Verstorbenen erinnert wurde und dass sie im Kreis der Ahnen verortet wurden, sondern man wollte den Hinterbliebenen einen Glanz des Dahingegangenen verleihen. Daher wurden alle gesprochenen Texte gedruckt, teilweise auch die die traurige Feierlichkeit begleitenden Kompositionen (Trauermotetten, Trauerarien etc.) ebenfalls auch und Holzschnitte, Kupfer, Schabkunstblätter mit Porträts, Leichenzügen, Sargbeschriftungen. Wer sich das alles finanziell nicht leisten konnte, ließ Sprüche, Gebete mit den Vorräten des Setzkastens als Figurengedichte drucken. So entstand die visuelle Poesie. Die katholische Kirche akzeptierte nicht diesen Brauch und gestattete nur den Druck von Leichenpredigten für geistliche Würdenträger.

Von den überirdischen Wesen und den Kämpfen scheinen die Umstehenden nichts mitzubekommen. Angehörige, Freunde und Bekannte waren dazu verpflichtet, den Sterbenden in seiner letzten Stunde zu begleiten.

In der Praxis aber sah das Bild des Sterbens anders aus. Die Chroniken vermitteln ein reales Bild des Sterbens, verursacht z.B. von einer Pestepidemie⁶. Das Beispiel von Glatz aus dem Jahre 1680, wo 700 Todesfälle auftraten, zeigte das Ausmaß der Tragödie. Es galt die Leichen sofort zu verbrennen. Eine Isolation der Kranken und auch der Gesunden bedeutete, dass die religiösen Rituale gar nicht verwirklicht werden konnten. Die seuchenpolizeilichen Maßnahmen hatten mit den Anweisungen der Sterbekunst nichts zu tun gehabt. In Wien wurde zum Beispiel 1679 eine Infektionsordnung erlassen. Strenge Bestrafung drohte für die Verletzung der harten Regeln. Im Vordergrund standen die hygienischen Maßnahmen, Einrichtung der „Pestspitale“ und „Konzummatzhause“ für die Verwandten der Erkrankten. Es galt ein strenges Einreiseverbot für Personen aus den infizierten Gegenden. Auch die Trinkstuben, Schulen, Kirchen, Jahrmärkte und andere öffentliche Institutionen sollten verschlossen werden. Krieg, Hunger und Pest ließen geregelte Sterbefürsorge und Bestattungen kaum noch zu. Man hatte Angst, sich anstecken zu können und daher suchte man die Sterbenden zu isolieren und möglichst schnell aus der Stadt zu bringen und zu vergraben (verbrennen). Man konnte sie auch kaum religiös versorgen, denn die Pfarrer waren nicht bereit, wenn es noch überhaupt einen Geistlichen in der Stadt gab, Krankenbesuche zu machen. Viele sind der Seuche zum Opfer gefallen. Kaum hatten Begräbnisse stattgefunden. Provisorische Massengräber wurden eingerichtet. Es zeigte sich in diesem Zusammenhang eine Abwertung der Todesstunde und der Werkgerechtigkeit. Das gesamte Leben und die Gnade Gottes waren für die Art des Weiterlebens nach dem Tode entscheidend.

Daran knüpft die neuzeitliche Tradition an und tradiert alte Muster, die somit zum Gegenstand des modernen Denkens werden. Der Tod erscheint als *conditio humana* und wird zum Bestandteil des Lebens schlechthin. Der Tod wäre dann ein bewusstes Leben und ein Instrument der Selbstreflexion.

⁶ Vgl. hierzu: B.G. Sutorius: Geschichte von Löwenberg aus Urkunden und Handschriften. Teil I, Bunzlau 1784, S. 221.

Eklektik in der Philosophie der Frühen Neuzeit und heute

Die Eklektik ist vornehmlich eine Frucht der neuzeitlichen Philosophie, wengleich das für sie kennzeichnende Wort „Prüfet aber alles, das Gute behaltet“ (1 Th 5,21) des Apostel Paulus aus den Jahren 50 oder 51 ihre begriffliche Ersterwähnung von Potamon von Alexandria stammt. Ihren bisherigen Höhepunkt erfährt die Eklektik, abgewerteter der Eklektizismus, im letzten Viertel des 17. Jhs. Als seine Hauptvertreter in Deutschland seien Christian Thomasius in Halle, Johann Franz Budde (Buddeus) in Jena und Johann Christoph Sturm in Altdorf bei Nürnberg genannt. Nach Wilhelm Schmidt-Biggemann, der die Eklektik als „eine leise, unterwandernde Philosophie“ charakterisiert, hatte sie zwar einen Anspruch auf Sachkompetenz, aber war

auf einzelne Urteile gerichtet. Sachzusammenhänge waren nur nach praktischem Nutzen zu beurteilen möglich. Und praktischer Nutzen hatte ein breites Unsicherheitsfeld in der Argumentation, denn der Nutzen unterlag eben keinen sicheren theoretischen Kriterien. [...] Immer war schon das Argument des Gegners vereinnahmt und ins Repertoire aufgenommen, und alle neuen Argumente waren immer schon da. So konnte es zum Eklektizismus keine rechte Gegenposition [...], nur andere philosophische Auffassungen geben; aber das waren schon die Sektierer, die zugleich die Überforderer der menschlichen Vernunft waren, und denen gegenüber die Philosophie auf ihr rechtes Maß zu reduzieren die irenische *Philosophia eclectica* angetreten war. Sie war die Philosophie repressiver Toleranz.¹

Es wäre zutiefst unhistorisch, würde man innerhalb der eklektischen Philosophiegeschichte, der engeren Vorgeschichte moderner Philosophiegeschichte, keine Entwicklung sehen! In den mehr als hundert Jahren, da sie dominiert, gibt es qualitative Entwicklungen, so bei Christian Thomasius. Eklektik wird bei ihm zur Kritik verschärft. Ein „*Eclecticus*“ ist für Thomasius – und das beschreibt auch die Aufgabe von Kritik – derjenige, „welcher aus allen Philosophischen Secten die Wahrheiten auslieset / ihre Fehler bemercket / und alle Lehren an dem Probiestein der gesunden Vernunft streichet“.²

¹ W. Schmidt-Biggemann: *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg 1983, S. 254-255. Vgl. zum Folgenden: S. Wollgast: *Zu Aspekten der Frühaufklärung, zum Werden der Philosophiegeschichte in Deutschland*. In: S. Wollgast: *Paralipomena zur Philosophiegeschichte Deutschlands. Zugaben zu meinen philosophiehistorischen Aufsätzen zum 17. bis 20. Jahrhundert*, Berlin 2010, S. 250-253.

² Chr. Thomasius: *Höchstnötige Cautelen Welche ein Studiosus juris, Der sich zur Erlernung der Rechts-Gelahrtheit Auff eine kluge und geschickte Weise vorbereiten will zu beobachten hat*.

Auch Jacob Brucker folgt Christian Thomasius' Eklektik: „Wesentlich für das Gelingen seiner Neuordnung der Philosophiegeschichte [...] ist [...] die Berufung auf die ‚eklektische Philosophie‘“, die des Clemens von Alexandria. Er fasst sie: 1. „als ein Faktum der Vergangenheit“, womit die Alexandrinische Philosophie gemeint ist, 2. als „Grundzug des modernen Philosophierens seit der Renaissance“. 3. Letztlich seien alle Philosophen „im Grunde [...] Eklektiker“ gewesen, „sofern sie etwas Neues angefangen haben, für das Vorläufer nur in beschränkter Hinsicht anerkannt werden können“.³ Von Christian Thomasius geht auch noch Johann Christoph Adelung aus. Dieser vermag im Literaturverzeichnis seiner dreibändigen *Geschichte der Philosophie für Liebhaber* (1786–1787) bereits 85 Titel zum Begriff, zur Form und Methode der Geschichte der Philosophie, zu ihrer allgemeinen Geschichte und zur Geschichte einzelner ihrer Gebiete anzuführen. Die Eklektik fasst er aber bereits – im Gegensatz zum Mitbegründer der Philosophiegeschichte als Wissenschaft in Deutschland Jacob Brucker – als historisches Faktum. Daraus entwickelt sich immer mehr eine sehr negative Stellung zur Eklektik. Im katholischen Deutschland hingegen wurde sie von der katholischen Schulphilosophie erst zwischen 1749–1778 voll aufgegriffen. Dabei wurde auch beachtet, dass bereits Francesco Suárez' *Disputationes metaphysicae* (1597) weitgehend als eklektisch gefasst wurden. Vornehmlich werden die Eklektiker generell auch als Gegner der Peripatetiker verstanden, heute würde man eher sagen: der Dogmatiker! Auch hierbei wird Eklektik vornehmlich als Auswahl verstanden, was mit der Möglichkeit einher geht, die Freiheit des Philosophierens zu praktizieren. Doch mit Johann Joachim Winckelmann setzt sich ein Eklektik-Verständnis durch, wonach sie „ein aus Unselbständigkeit herrührender Versuch der Vermischung sei“. Johann Gottlieb Fichte, Georg Wilhelm Friedrich Hegel oder Wilhelm Traugott Krug fassen zwar auch die Eklektik noch als Auswahl, meinen aber, sie „sei ein bloßes Zusammenraffen und damit unselbständig, blind vermengend“.⁴ Diese Vorstellung von Eklektik ist seither geläufig, nicht nur in der Philosophie! Winckelmann ist ja selbst vornehmlich Begründer der neueren, kulturwissenschaftlich orientierten Archäologie, der aber über die Altertumswissenschaften hinaus prägend auf Literatur, Kunst und Philosophie der Aufklärungszeit wirkte.

Der Jurist wie Philosoph Christian Thomasius unterschied „sectirische“ und „eclctische“ Philosophie. Die „sectirische Philosophie“ lehnt er ab, da sie dem selbständigen und kritischen Denken enge Grenzen setze, dem Allgemeinwohl aus ihr kein Nutzen erwachse und sie zudem große Unruhe in den Kirchen und im Gemeinwesen verursache. Die „Eclctische Philosophie“ erfordere die Mühe eines „feinen Menschen“, die „Sectirische“ dagegen „eselhaftige“ Arbeit. Er bekennt sich zur eklektischen Philosophie:

In: Chr. Thomasius: Ausgewählte Werke, Bd. 20: Cautelen zur Erlernung der Rechtsgelehrtheit, Hildesheim-Zürich-New York 2006, S. 135.

³ U. J. Schneider: Das Eklektizismus-Problem in der Philosophiegeschichte. In: W. Schmidt-Biggemann, T. Stamm (Hg.): Jacob Brucker (1696–1770). Philosoph und Historiker der europäischen Aufklärung, Berlin 1998, S. 135-136.

⁴ M. Albrecht: Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart-Bad Cannstatt 1994, S. 591, 609.

Ich nenne aber eine *Eclectische Philosophie* eine solche / welche da erfordert / daß man von dem Munde eines einzigen *Philosophi* allein nicht *dependiren* / oder denen Worten eines einzigen Lehr-Meisters sich mit einem Eyde verpflichten soll / sondern aus dem Munde und Schriftt allerley Lehrer / alles und jedes was wahr und gut ist / in die Schatz-Kammer seines Verstandes sammeln müsse / und nicht so wohl auf die *Autorität* des Lehrers *Reflexion* mache / sondern ob dieser oder jener Lehr-Punct wohl gegründet sey / selbst untersuche / auch von dem Seinigen etwas hinzu thue / und also vielmehr mit seinen eigenen Augen als mit andern sehe. Derowegen dann ein grosser Unterscheid zwischen den *Philosophis Eclectis* ist / und unter den *Auto-didactis Quodlibetisten* und Zusammenschmierern.⁵

Alle bedeutenden Philosophen sind nach Christian Thomasius' Auffassung Eklektiker gewesen. Die Philosophen des 17. und 18. Jhs. suchen, gerade in Kontroversstellungen zum systematisierten Aristotelismus, produktive Seiten aller philosophischen Systeme zu vereinen und für die Praxis nutzbar zu machen. Denn Aufklärungsphilosophie heißt auch weitgehend Dominanz der praktischen Philosophie! Der Leidener Polyhistor Johann Gerhard Vossius hatte seine Geschichte der antiken Philosophie *De philosophorum sectis* überschrieben. Er suchte sich hier aus dem Meinungsstreit (der Wahrheitsanspruch war auf einen Meinungsstreit reduziert) der Philosophie herauszuhalten. Den Verzicht der Eklektik auf *eigene* philosophische Lehren begründete der reformierte Johann Gerhard Vossius noch nicht historisch, sondern theologisch.⁶ Für die eklektische Methode waren Cicero, Plutarch, Plotin, Clemens Alexandrinus und Lactanz, der „christliche Cicero“, seine Autoritäten.

Übergangsphasen in der Geschichte folgen geistesgeschichtlich fast immer eklektischen Mustern. Johann Gerhard Vossius' Schlussempfehlung seiner Philosophiegeschichte war auf seine Gegenwart gerichtet. Man unterschied die „Sekten“ der Aristoteliker, Ramisten und Lullisten. Vossius empfahl, mit philo-

⁵ Chr. Thomasius: Einleitung zur Hoff=Philosophie, Oder kurtzer Entwurff und die ersten Linien Von der Klugheit zu Bedencken und vernünftig zu schliessen ..., Berlin-Leipzig 1712 (Nachdr. Hildesheim-Zürich-New York 1994), S. 50-51. Siehe zur Eklektik in der deutschen Philosophie des 17. und 18. Jhs. u. a.: Schmidt-Biggemann: *Topica universalis*, S. 249-292; W. Schmidt-Biggemann: In nullius verba iurare magistri. Über die Reichweite des Eklektizismus. In: W. Barner (Hg.): *Tradition, Norm, Innovation. Soziales und Literarisches Traditionsverhalten in der Frühzeit der deutschen Aufklärung*, München 1989 (Schriften des Historischen Kollegs, 15), S. 297-313; W. Chr. Zimmerli: Wer denkt konkret? Zur Situation einer wirklichkeitsoffenen Philosophie. In: *Sprache und Ethik im technologischen Zeitalter*, Bamberg 1991, S. 67-83, bes. S. 72-76; H. Dreitzel: Zur Entwicklung und Eigenart der „Eklektischen Philosophie“. In: *Zeitschrift für historische Forschung*, Berlin 18 (1991), S. 281-343; Albrecht: *Eklektik*, S. 250-258, 298-300, 322-357, 398-416, 434-450, 493-498, 539-558, 661-670 u. ö.; Schneider: Das Eklektizismus-Problem in der Philosophiegeschichte. In: J. Brucker (1696–1770), S. 135-158; S. Wollgast: *Eklektizismus*. In: W. F. Haug (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 3, 2. Aufl., Hamburg 1998, Sp. 226-237; U. J. Schneider: Leibniz und der Eklektizismus. In: G. Abel, H.-J. Engfer, Chr. Hubig (Hg.): *Neuzeitliches Denken. Festschrift für Hans Poser zum 65. Geburtstag*, Berlin-New York 2002, S. 233-250; Albrecht: *Eklektik*. In: H. Sandkühler (Hg.): *Enzyklopädie Philosophie in drei Bänden*, Bd. 1, Hamburg 2010, S. 480-482.

⁶ J. G. Vossius: *Operum Tomus Tertius ... Amstelodami MDCLXXXVII*, S. 312-313; vgl. zum Folgenden: Schmidt-Biggemann: *Topica universalis*, S. 253-254.

sophie- und literargeschichtlichen Mitteln die Eklektik gegen die sich in ihrem bornierten Wahrheitsanspruch gegenseitig paralysierenden systematischen Philosophien anzuwenden.

Fast eine Generation nach Vossius' Tod nahm der Altdorfer Mathematiker, Physiker und Philosoph Johann Christoph Sturm diese Gedanken von Johann Gerhard Vossius 1679 auf. Sie haben ab 1687/88 auch Christian Thomasius' Bekenntnis zur Eklektik getragen. Inzwischen waren zwar zu den bereits bestehenden philosophischen „Sekten“ die Cartesianer hinzugekommen, aber strukturell hatte sich die Ausgangslage gegenüber der Zeit um 1650 nicht verändert. Sturm definierte:

Als eklektische Philosophen verstehen wir [...] durchgehend nur die, welche ohne Unterschied all das nicht zurückweisen, was von anderen Schulen und deren Häuptern neu vorgebracht oder als bekannt mitgeteilt ist. Sie lassen sich auch nicht durch die Autorität eines Hauptes so beeinflussen, dass sie dessen Behauptungen und Worte ohne Unterschied billigen und insgesamt verteidigen. Vielmehr sind sie, die Schwäche des menschlichen Geistes (an) erkennend, die es niemals erlaubt, dass von einem oder wenigen Menschen alle Abgründe der Natur und des Denkens ausgeschöpft werden, davon überzeugt, dass auch von anderen die Wahrheit zu ihrem Teil erkannt werden könne und die Wissenschaften mit vereinten Kräften und im Austausch der Gedanken gefördert und gestärkt werden müssen. [Dies sei dadurch möglich, dass man unparteiisch] allenthalben die rechte Vernunft zu Rate rufe und mit freiem (von jedem Vorurteil) gereinigtem Urteil, das Rechte auswähle.⁷

In der Eklektik findet sich stets die Suche nach Wahrheit als Ziel, sie ist also ergebnisoffen. Für den christlichen Eklektizismus des Clemens von Alexandrien ist die Wahrheit der Offenbarung von vornherein bestimmend. In der Renaissance und in der Frühen Neuzeit sind für die Eklektik auch Gian Francesco Pico della Mirandola, Justus Lipsius u. a. prägend. Bei Christian Wolff ist dann der Systematiker der bessere Eklektiker. Er vollzieht zugleich eine Absage an die eklektische Denkweise. Gottfried Wilhelm Leibniz ist hingegen noch in ihrem Bann: er ist tolerant, gegen Sektierertum, undogmatisch. Seine spezifische Fassung von Eklektik ist dabei unverkennbar. Generell sind neben Wahrheitsuche Toleranz und Kritik für Eklektik charakteristisch. Zweifellos sind diese drei Begriffe immer mehr im Zusammenhang

⁷ Das lateinische Original nach J. Chr. Sturm: *Philosophia Eclctica*, h. e. *Exercitationes Academicæ* ... T. 1, Altdorf MDCLXXXVI, S. 7-8: „Eclcticorum Philosophorum nomine [...] non alios nos intelligere, quam eos, qui non rejiciunt promiscue quaecunque ab aliis sectis earumque capitibus inventa sunt aut tradita, nec unius Ducis autoritate ita commoventur, ut ejus effata & dicitia promiscue probent & propugnent omnia; sed humani ingenii imbecillitatem agnoscentes, quae ab uno aut paucis quibusdam hominibus omnes Naturae & Rationis abyssos exhauriri nunquam patiatur, ab aliis quoq; verum ex parte pervideri posse, junctisq; viribus & communicato consilio scientias augendas & stabilendas esse, sibi persuadent.“ Indem man unparteiisch „vocata ubique in consilium recta ratione, liberoque ac defaecato mentis judicio“; vgl. H. Holzhey, W. Schmidt-Biggemann (Hg.): *Grundriss der Geschichte der Philosophie*, begr. von Fr. Ueberweg. Die Philosophie des 17. Jahrhunderts, Bd. 4: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Nord- und Ostmitteleuropa, Basel 2001, S. 943-947. Ausführliche Darstellung des Eklektizismus von J. Chr. Sturm und Chr. Thomasius bei Albrecht: *Eklektik*, S. 322-357, 398-416.

zu fassen, was sich auch aus der ständigen Entwicklung und Weiterentwicklung von Demokratie, Globalität und Individualität ergibt.

Seit dem Erblühen der Aufklärung ist die Eklektik negativ gefasst worden – formuliert als Eklektizismus –, wir haben einige Beispiele aus dem frühen 19. Jh. genannt. Doch sie war im Recht, ist und wird im Recht sein, wo ihre ursprüngliche Wortbedeutung – bei Potamon und bei Clemens von Alexandria – und ihre Nutzung in deren Art nicht preisgegeben wird: es geht um die selbstständige und argumentativ begründbare, nicht um eine autoritätsgläubige Auswahl aus den Erkenntnissen anderer – ohne eigene auszuschließen – zur Annäherung an die Wahrheit oder deren Gewinnung. Dabei ist man zweifellos auch von seiner sozialökonomischen Situation und vom Zeitgeist geprägt oder beeinflusst. Das ist ein Unterschied zu solchen Formen der Eklektik, bei denen man bereits im Besitze der Wahrheit zu sein glaubte, bevor man auswählte. Dies ist z. B. bei der christlichen Eklektik ebenso der Fall gewesen, wie in dogmatischen Gesellschaftssystemen des 20. Jhs. Das friedliche Miteinander der Wahrheitssuchenden, ihre Toleranz ist das Arbeitsklima der Eklektik, nicht der Kampf der Sekten und Systeme! Neues wird in Übergangsperioden geschaffen, wenn noch keine ausgearbeiteten, allgemein vertretenen Lehrsysteme vorliegen. Und wir leben in einer Übergangszeit! Da darf man nicht bei einem Dogmatismus stehen bleiben! Die Eklektik wendet sich gegen jede Form von Scholastik. Sie wurde – und wird – zeitweilig mit Synkretismus identifiziert, was nicht zutrifft. Synkretismus setzt im Unterschied zur Eklektik voraus, dass sich der geistige Ertrag aller Denksysteme vermischen oder verähnlichen lässt; er scheiterte regelmäßig an der Empirie und an der formalen Logik, da sich die verschiedenen Systeme in der Sache nicht auf den gleichen Nenner bringen lassen. Die Eklektik hat in der Wissenschaftsgeschichte einen bleibenden achtbaren Satz errungen, der Synkretismus hingegen nicht.

Für eine kurze, aber dennoch prägnante Bestimmung des Dogmatismus wird immer wieder das Wort des römischen Dichters Horaz genutzt: „ac ne forte roges, quo me duce, quo lare tuter: / nullius addictus iurare in verba magistri ...“⁸

Dogmatismus ist in Patristik und Scholastik, überhaupt in religiösen Denksystemen, sehr verbreitet oder prägend. Im 20. Jh. ist er es in marxistischen Doktrinen. Er geht von überlieferten Dogmen (Meinungen, Verfügungen, Lehrsätzen) aus, hält an ihnen als gleichsam ewig und überall gültigen Wahrheiten fest, ohne sie an der konkret gegebenen historischen Situation, an neuen Verhältnissen und praktischen Erfahrungen auf ihren Wahrheitsgehalt und Erkenntniswert zu überprüfen. Einmal gewonnene Erkenntnisse werden schematisch auf neue Verhältnisse übertragen, ohne diese selbst zu analysieren oder theoretisch zu verallgemeinern. In der Philosophie wie in der ihr nahe stehenden Wissenschaftsgeschichte, eigentlich in allen Einzel-

⁸ Horaz: Satiren und Episteln. Auf d. Grundlage d. Übers. von J. K. Schönberger. Lateinisch u. Deutsch von O. Schönberger, Berlin 1976, S. 150-151 (Episteln I, 13-14). Übersetzung: „Und damit du mich nicht etwa fragst, wer mein Führer sei und in welchem Hause ich Schutz suche, so wisse: Keinem Meister habe ich mich verpflichtet, bedingungslos auf seine Worte zu schwören.“ (Kursiv – S. W.); vgl. Schmidt-Biggemann: In nullius verba iurare magistri. In: Barner (Hg.): Tradition, Norm, Innovation, S. 297-313.

oder Sachwissenschaften hat sich der Dogmatismus als weitgehend unbrauchbar erwiesen.

Im Alltags- wie im staatsbürgerlichen Verhalten kann sich Dogmatismus z. B. in Gestalt von Vorurteilen äußern. Sie sind

nicht absolut, sondern nur relativ auf ein bestehendes Wertsystem hin zu definieren, nämlich als Abweichung von den Wissens- und Moralstandards einer Gesellschaft. Der Bestand an Vorurteilen hat sich [...] im Laufe der Geschichte verändert und ist je nach sozialen Gruppen (Schichten, Ethnien, Religionsgemeinschaften) verschieden. Was heute für jedermann als lächerliches Vorurteil gilt (z. B. der Hexenglaube), hat einmal zu den unbestrittenen Gewissheiten von Kirche, Wissenschaft und Öffentlichkeit gehört.⁹

Eine demokratische Gesellschaft ist ohne Toleranz nicht machbar. Die wachsenden neuen Aufgaben bei ihrer Realisierung verlangen auch nach dem einleitend zitierten biblischen Prägewort der Eklektik.

Eklektik birgt immer Subjektives, subjektiv ist schon die Auswahl. Auch heute fasst jeder Wissenschaftler einen von ihm behandelten Gegenstand von seiner Weltanschauung her und artikuliert ihn in und mit ihr. Denn: Es gibt Sinn- und Sachwissenschaften. Die Zahl der Sachwissenschaften ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr gestiegen. Schon am Ende der alten Bundesrepublik Deutschland zählte „der Fächerkatalog des Hochschulverbandes [...] über 4000 Fächer; von disziplinärer Ordnung dieser Fächer kann keine Rede mehr sein. [...] Ein-Fach-Fakultäten sind die McDonalds der neuen Hochschulstruktur, Fächer wie Hymnologie, Brasilianische Sprachwissenschaft, Szientometrie, Gerontopsychologie oder Didaktik der Astronomie ihre Unübersichtlichmacher“.¹⁰ Natürlich sind Fächer noch keine Disziplinen, dennoch werden beide häufig gleichgesetzt.

Sinnwissenschaften gibt es heute nur zwei: Theologie und Philosophie. Beide suchen den Sinn des menschlichen Lebens zu beantworten, gleichsam Immanuel Kants berühmte Fragen: „1) Was kann ich wissen? 2) Was soll ich tun? 3) Was darf ich hoffen? 4) Was ist der Mensch?“ Es gilt also zu bestimmen: „1) die Quellen des menschlichen Wissens, 2) den Umfang des möglichen und nützlichen Gebrauchs alles Wissens, und endlich 3) die Grenzen der Vernunft.“¹¹ Diese Fragen umfassen in etwa auch, was man bis heute als Weltanschauung oder als Lebenskompass fasst. Auch sie sind zur Sinnwissenschaft zugehörig! Bei aller Spezifik von Sinn- und von Sachwissenschaft: Die Sinnwissenschaften begründen vieles in ihren Reden und

⁹ W. Bergmann: Was sind Vorurteile. In: Informationen zur politischen Bildung, Heft 271, Bonn 2005, S. 2.

¹⁰ J. Mittelstraß: Wohin geht die Wissenschaft? Über Disziplinarität, Transdisziplinarität und das Wissen in einer Leibniz-Welt. In: J. Mittelstraß: Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie, Frankfurt a. M. 1989, S. 60-88, zit. S. 68; J. Mittelstraß: Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität?. In: J. Mittelstraß: Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Frankfurt a. M. 1998, S. 29-48, zit. S. 30-31.

¹¹ I. Kant: Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen. In: W. Weischedel (Hg.): Immanuel Kant: Werke in sechs Bänden, Bd. 3, Darmstadt 1981, S. 446-449, zit. S. 448.

Werken „mit der ganzen Bandbreite von fundierten Aussagen, historisch begründeten Darstellungen, anregenden Hypothesen und problematischen Spekulationen“¹², mit einzelwissenschaftlichen Sätzen; nicht nur um Beispiele zu geben, nicht nur zwecks Verdeutlichung. Und philosophische Disziplinen kommen nicht ohne Sätze aus, die einer Sachwissenschaft zuzuordnen, aus ihr hervorgegangen sind. Nehmen wir allein Geschichte und Soziologie! Dabei sind die Beziehungen der Philosophie zur ihr weitgehend gleichgeordneten Theologie sehr vielfältig.

Schon nach einem Wort von Arthur Schopenhauer haben die Sachwissenschaften

eine solche Breite der Ausdehnung erlangt, daß wer etwas ‚darin leisten‘ will nur ein ganz specielles Fach betreiben darf, unbekümmert um alles Andere. Alsdann wird er zwar in seinem Fache über dem ... Vulgus stehn, in allem Uebrigen jedoch zu demselben gehören. ... so werden wir Gelehrte sehn, die außerhalb ihres speciellen Faches wahre Ochsen sind. ... Auch kann man den Fachgelehrten mit einem Manne vergleichen, der in seinem eigenen Hause wohnt, jedoch nie herauskommt. In dem Hause kennt er Alles ganz genau, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken; etwa wie Victor Hugo's Quasimodo die Notredame-Kirche kennt: aber außerhalb desselben ist ihm alles fremd und unbekannt. –Wahre Bildung zur Humanität ... erfordert durchaus Vielseitigkeit und Ueberblick. ... Wer ... ein Philosoph seyn will, muß in seinem Kopfe die entferntesten Enden des menschlichen Wissens zusammenbringen: denn wo anders könnten sie jemals zusammenkommen?¹³

Jeder Wissenschaftler fasst auch den von ihm behandelten Gegenstand – bewusst oder unbewusst – von seiner Weltanschauung her und artikuliert ihn in derselben! Da Weltanschauung stets auch zu Theologie oder Philosophie zählt, werden viele einzelwissenschaftliche Überlegungen zugleich bewusst oder unbewusst zu deren Gegenstand. So, wenn ich nach der Stellung eines Dichters, Schriftstellers zu Gott, zur bestehenden Welt, zu Leben, Tod oder Fortschritt frage, wenn ich eine Gesamteinschätzung seines Werkes vorzunehmen suche. Das geschieht stets auch mittels einer Weltanschauung, Weltsicht; sie ist immer Bestandteil der beiden Sinnwissenschaften. Daraus ergeben sich auch immer wieder unterschiedliche Positionen. Sie basieren ständig nicht etwa auf universalen, sondern auf eklektischen Grundlagen. Mein Ich ist endlich, die Vergangenheit ist dagegen unendlich, Gegenwart und Zukunft ebenso. Sie sind nur über Eklektik fassbar.

Dass sich dies alles hervorragend mit Eklektik – nicht ihrer verballhornten Form, dem Eklektizismus – verbindet, dürfte einleuchtend sein. Auch wohl: Bis Anfang des 18. Jhs. hatten Wunder in der Naturwissenschaft Beweiskraft. Staunen, Entsetzen und Neugier stimulierten durchaus auch die Naturwissenschaften und die Philosophie, jede zu unterschiedlichen Jahrhunderten.¹⁴ Eine jede Wissenschaft braucht stets

¹² H. Hörz: Wahrheit, Glaube und Hoffnung. Philosophie als Brücke zwischen Wissenschaft und Weltanschauung, Berlin 2007, S. 113-114.

¹³ A. Schopenhauer: Über Gelehrsamkeit und Gelehrte. In: E. Grisebach (Hg.): A. Schopenhauer: Sämtliche Werke in sechs Bänden, Bd. 5: Parerga und Paralipomena 2, 2. Aufl., Leipzig o. J., S. 506-518, zit. S. 513.

¹⁴ Vgl. zum Folgenden: L. Daston: Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2003; S. Wollgast: Zur Utopie in Vergangenheit und Gegenwart.

Einbildungskraft und Phantasie. Ein Großteil der wissenschaftlichen Ergebnisse wird auch in den letzten Jahrhunderten von der Utopie gespeist. Affekte, Gefühle wie Glauben, Hoffen, Lust, Freude, Wut, Hass, Trauer, Rührung sind für Sach- wie für Sinnwissenschaften Stimulator. Die Wissenschaft besinnt sich heute auf diese lange negativ oder vernachlässigbar gefassten Komponenten wissenschaftlichen Werdens und Seins. Auch die Kasualdichtung wurde lange nicht sehr positiv gewertet. Wir wüssten aber vieles über das Leben und Handeln mancher historischer Personen, über ihr Denken voneinander nicht, wenn wir nicht diese Dichtung hätten. Das gilt für Gelegenheitsprosa und Leichenpredigten ebenso. Gelegenheitsdichtung gibt stets die Möglichkeit, Sinnfragen zu äußern und zu beantworten. Kasual- oder Gelegenheitsdichtung ist stets eine Verbindung zum wirklichen Leben. Sie informiert auch darüber, was man voneinander und von der Umwelt denkt. Ist nicht jeder Mensch ein Individuum? Setzt er nicht die Wahl all der genannten Komponenten selbst? Ist nicht all das auch mit Eklektik zu fassen? Ohne sie geht heute und morgen gar nichts. Etwa allein mit Rationalismus ist die unausweichlich kommende Globalisierung nicht machbar. Sie bedarf auch der Nutzung der Gefühle. Diese Nutzung ist nur über Eklektik möglich, denn das, was in dieser Welt geschah und geschieht, ist für uns unendlich und das Unendliche ist für uns nicht fassbar oder bemerkbar. Auch daraus erkläre ich das Urteil dass „alle Philosophen irgendwo, im guten wie im schlechten Sinn Eklektiker sind“.¹⁵ Zweifellos gilt dies auch für die zweite Sinnwissenschaft, die Theologie, und nicht allein im patristischen Sinne. Es gilt aber ebenso für die etwa 400 Sachwissenschaften unserer Zeit, denn auch sie vermögen die Unendlichkeit der Geschehnisse nur eklektisch zu nutzen und so zu bewältigen.

Wenn die positive Nutzung und Beobachtung von Eklektik in den letzten Jahrhunderten stark vernachlässigt, sogar negiert wurde, so ist damit die Mahnung und Hoffnung nicht aufgehoben, in Sach- wie in Sinnwissenschaften wieder stark auf sie zu setzen. Sie ist ein wichtiges Mittel zur Erkenntnis und Beherrschung der Welt.

Schlüsselwörter

Dogmatismus, Eklektik, Eklektizismus, Frühe Neuzeit, Kritik, Sachwissenschaften, Sinnwissenschaften, Toleranz, Wahrheit, Weltanschauung

In: S. Wollgast: Zur Frühen Neuzeit, zu Patriotismus, Toleranz und Utopie. Gesammelte Aufsätze, Berlin 2007, S. 293-376; S. Wollgast: Aspekte von Emotionalität in der Philosophiegeschichte. In: H. Ganthaler, O. Neumaier, G. Zecha (Hg.): Rationalität und Emotionalität, Berlin 2009 (Austria. Forschung und Wissenschaft – Philosophie, Bd. 9), S. 104-124; S. Wollgast: Zur Kasualdichtung und Kasualrede bei und um Daniel Czepko. In: A. Keller, E. Lösel, U. u. V. Wels (Hg.): Theorie und Praxis der Kasualdichtung in der Frühen Neuzeit, Amsterdam-New York 2010 (Chloe, Bd. 43), S. 211-228.

¹⁵ W. Schneiders: Vernünftiger Zweifel und wahre Eklektik. Zur Entstehung des modernen Kritikbegriffs. In: *Studia Leibnitiana*, Wiesbaden-Stuttgart XVII/2 (1985), 143-160, zit. S. 150.

Abstract

The eclectic method is a principle of enquiry exercised in the philosophical and theological disciplines, and in the approximately 4000 fields of specialist scholarship that exist today. It derives from St. Paul (1 Th 5,21): “Prove all things; hold fast that which is good.” It was influential in classical antiquity and in the doctrines of the Church Fathers; its influence reached a peak in Protestant Germany at the end of the 17th century, in work by Christian Thomasius, Jacob Brucker, and Johann Christoph Sturm; subsequently it was understood negatively as “eclecticism” or neglected. But even today, scholars apply the eclectic method to the search for truth and to questions of tolerance and criticism.

Die gegenreformatorischen Verlagsstrategien in Schlesien

Druckereien und Verlage waren seit dem Auftreten Martin Luthers zu einem wichtigen Angelpunkt in der konfessionellen Auseinandersetzung geworden. Waren bis 1500, also in den 50 Jahren seit Entdeckung der Druckkunst, nur ca. 1.600 Klein-drucke gefertigt worden, so stieg allein zwischen 1520 und 1526 deren Zahl auf 7.800 Stück.¹

Von Mainz aus hatte sich die Druckkunst vor allem im Westen des Reiches verbreitet. Die Kirche wertete die neue Erfindung als wichtiges Mittel, um die Vielfalt liturgischer und anderer Textfassungen zu reduzieren. Kardinal Nikolaus Cusanus (1401–1464) empfahl sie dem Papst als „sancta ars“. Luther sah in ihr „das größte Geschenk Gottes“.²

Auch die Breslauer Kirche war dieser Neuerung nicht abgeneigt. Im Gegenteil. Seit etwa 1475 existierte in Breslau unter Leitung eines Mitglieds des Domkapitels Caspar Elyan (um 1435–1486) eine Offizin, in der 1475 vermutlich im Auftrag des Bischofs Rudolf von Rüdesheim (Reg. 1468–1482) die Breslauer Synodalstatistiken von 1473 gedruckt wurden.³ Doch nicht nur amtliche Texte entstanden in dieser Offizin. Die Nähe des Breslauer Bischofs Johannes IV. Roth (Reg. 1482–1506) und wohl auch von Teilen des Domkapitels zum italienischen Humanismus verrät der Druck des *Facetiae* des bekannten italienischen Humanisten Poggio Bracciolini (1350–1459) in der Offizin des Kaspar Elyan.⁴

Dass 1505 das Projekt, in Breslau eine Universität zu gründen, scheiterte, bedeutete für die Breslauer Humanisten sicher einen Rückschlag, doch sollte ihr Einfluss entscheidend sein für die reformatorischen Bewegungen in den schlesischen Städten. Je nach ihren Einstellungen neigten sie hier zum radikalen oder zum gemäßigten Flügel. Die städtischen Räte, soweit nicht ihre Stadtherren anders entschieden, versuchten die Reformation in ihrem Sinne zu nutzen, um die Kirchenhoheit für sich in

¹ P. Blickle: *Reformation*. In: R. van Dülmen (Hg.): *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt/M. 1990, S. 220-230, 225-226.; K. Schottenloher, J. Binkowski: *Flugblatt und Zeitung. Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Jahre 1848*, München 1985, S. 25.

² M. Giesecke: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*, Frankfurt/M. 1994, S. 147; J. Burkhardt: *Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617*, Stuttgart 2002, S. 26-28.

³ A. G. Swierk: *Kaspar Elyan aus Glogau (um 1435–1486)*. In: J. J. Menzel (Hg.): *Schlesische Lebensbilder Bd. 7: Schlesien des 15. bis 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2001, S. 17-25, 20-24.

⁴ Ebd., S. 23.

Anspruch zu nehmen. Der Breslauer Rat taktierte dabei sehr vorsichtig und vermied einen allzu offenen Bruch, da König Ludwig II. sich – wohl angesichts der „Wittenberger Wirren“ – am 24.12.1521 gegen eine Verbreitung der Schriften Luthers in Schlesien ausgesprochen hatte. Der Buchdruck spielte also eine wichtige Rolle. Hatte Elyan 1482 seine Drucktätigkeit beendet, so war der Wanderdrucker Konrad Baumgarten, der 1503 aus Olmütz nach Breslau gekommen war, schon 1506 wieder weggezogen, da er nach dem gescheiterten Universitätsprojekt wohl bessere Chancen in der Universitätsstadt Frankfurt/Oder vermutete. 1518 hatte sich dann aber der aus Nürnberg kommende Drucker Adam Dyon für längere Zeit, vermutlich bis 1525, in Breslau niedergelassen. Er stand auf Seiten der Reformation und druckte bereits 1519 in Breslau Luthers Schriften, während der altkirchlichen Seite in Breslau keine Druckerei mehr zur Verfügung stand, so dass ihr einflussreichster Propagandist, Johannes Cochläus (1479–1552), seine Schriften gegen Ambrosius Moibanus (1494–1554) noch 1540 in Ingolstadt drucken lassen musste.⁵

In den beginnenden konfessionellen Auseinandersetzungen verfügte die Alte Kirche in Breslau, deren wichtigster Protagonist nicht der Breslauer Bischof, sondern das Domkapitel war, keine Druckerei in Breslau. Doch Breslau war schon lange nicht mehr das geistliche Zentrum der Alten Kirche in Schlesien. Zum geistlichen Zentrum wurde seit den 1530er Jahren Neisse, wo die bürgerliche Jakobuskirche zur zweiten Kathedrale der Diözese und zur bischöflichen Grablege avancierte. Ab 1575 wurde hier nach den Beschlüssen des Trienter Konzils (1545–1563) ein Priesterseminar eingerichtet. Trotz des bischöflichen Stadtherren hingen auch die Neisser Bürger der lutherischen Reformation an. Die Bischöfe Jakob von Salza (Reg. 1520–1539) und Balthasar von Pommnitz (Reg. 1539–1562) leisteten wenig, um die Alte Kirche zu festigen. Auch ihr Nachfolger Kaspar von Logau (Reg. 1562–1574) handelte, so bei der Gründung des Priesterseminars, noch kaum aus episkopaler Initiative, sondern eher auf Drängen des Domkapitels. Erst die folgenden Bischöfe Martin von Gerstmann (Reg. 1574–1585), Andreas von Jerin (Reg. 1585–1596) und Johannes von Sitsch (Reg. 1596–1608) vertraten einen entschiedeneren Kurs im Sinne einer katholischen Konfessionalisierung.⁶ Es erscheint deshalb zweifelhaft, ob Bischof Jakob von Salza, als er 1555 seiner Vaterstadt Neisse eine Druckerei schenkte, damit einen bewussten konfessionellen Akt vollzog.⁷ Das bedeutendste Werk, das 1561 in dieser Druckerei des Johannes Cruziger (Inhaber 1555–1585) erschien, stammt aus dem protestantisch-humanistischen Umfeld. Es ist die Schlesien-Karte des Martin Helwig. Als Schüler Trotzendorfs vertrat er ein striktes Luthertum, das zum Verlust seines Rektorats an der Schweidnitzer Lateinschule führte, als um 1550 der neue Stadtpfarrer Wolfgang

⁵ A. Herzig: Schlesien. Das Land und seine Geschichte in Bildern, Texten und Dokumenten, Hamburg 2010, S. 66-65.

⁶ W. Marschall: Die Bedeutung Neisses für die frühneuzeitliche Kirchengeschichte in Schlesien. In: Neisse. Das schlesische Rom im Wandel der Jahrhunderte, bearbeitet von W. Bein, V. u. U. Schmilewski, Würzburg 1988, S. 214-217; U. Schmilewski: Zum Buchwesen der Stadt Neisse. In: Ebd., S. 252-261.; A. Szewczyk: Mecenat Artystyczny Biskupów Wrocławskich. W Dobie Reformacji i Potrydenckiej Odnowy Kościoła (1520-1609), Wrocław 2011, S. 189-200.

⁷ Schmilewski, Buchwesen, S. 252.

Doschke die Stadt zu rekatholisieren versuchte. Helwig wurde daraufhin mit dem Rektorat des Breslauer Maria-Magdalenen-Gymnasiums mehr als entschädigt.⁸

Zwar erschienen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Neisser Offizin von Johann Cruziger und seinem Nachfolger Andreas Reinheckel (Inhaber 1586–1600) mit 98 Titeln (= 38%) primär theologische und kirchenpolitische Schriften, so Bibelausgaben, Predigten, Synodaldekrete, Ausgaben von Kirchenvätern und auch konfessionelle Streitschriften.⁹ Doch ist der Verlag nicht eindeutig auf eine katholische Linie festzulegen, zumal die Bürger Neisses weitgehend protestantisch waren und ihre Kasualdichtung, Leichen- und Hochzeitscarmina, die in diesem Verlag erschienen, wohl eher dem protestantischen Milieu zuzurechnen sind.¹⁰ Als bedeutendste gegenreformatorische Publikation erschien 1571 bei Cruciger die *Bibla. Testamentum Novum Deutsch* des Hieronymus Emser (1478–1527), einer der heftigsten literarischen Gegner Luthers in dessen frühen Reformationsjahren.¹¹ Seine Bibelübersetzung, als katholische Konkurrenz zu Luther verstanden, basierte weitgehend auf dessen Bibelübersetzung und brachte lediglich einige katholisch-dogmatische Veränderungen. Emsers Bibelübersetzung war bereits 1527 erschienen, und es bleibt offen, wer ca. 50 Jahre später in Neisse ein Interesse daran hatte, diese katholische Bibelversion auf den Markt zu bringen.¹² Dasselbe gilt für die *Annotationes Hieronymi Emsers uber Luthers Neue Testament ... Neiß: 1571*, die ebenfalls bereits mehrfach 1524, 1528, 1529 und 1533 erschienen waren.¹³ Vermutlich ist hier wohl auch ein Versuch des Domkapitels zu sehen, die gegenreformatorischen Versuche, die in Schlesien vor 1622 nicht recht vom Fleck kamen, zu unterstützen.

Zu heftigen konfessionellen Auseinandersetzungen kam es 1608 mit der Wahl des Erzherzogs Karl von Österreich zum Bischof von Breslau. Er war fest entschlossen, das 1578 in München von den Wittelsbachern und steiermärkischen Habsburgern beschlossene Rekatholisierungsprogramm in die Realität umzusetzen. Dazu zählte auch die Forderung nach der Verfügungsgewalt über die Druckereien in den Händen des katholischen Herrschers.¹⁴ Mit seinen Maßnahmen stieß Bischof Karl auf heftigen Widerstand vor allem der Untertanen in seinem geistlichen Territorium Neisse, denen er die kaiserlichen Zugeständnisse des kaiserlichen Majestätsbriefs von 1609 verweigerte. Hiernach hätte er seinen Untertanen die freie Religionsausübung zustehen müssen, was vermutlich das Ende seines geistlichen Staates bedeutet hätte. Bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 1618 konnte er sich damit behaupten, dann musste er das Land verlassen, kam aber nach der Schlacht am Weißen Berg

⁸ H. Gruhn: Martin Helwig. In: F. Andreae, E. Graber, M. Hippe (Hg.): Schlesische Lebensbilder Bd. 4: Schlesien des 16. bis 19. Jahrhunderts, Sigmaringen 1985, S. 108–113.

⁹ D. Haberland: Neisser Buchdruck zwischen Breslau, Rom und Wittenberg. In: W. Kunicki, M. Witt (Hg.): Neisse: Kulturalität und Regionalität, Nysa 2004, S. 165–175.

¹⁰ A. Herzig: Neisse im konfessionellen Zeitalter. In: Kunicki, Witt (Hg.): Neisse, S. 13–28.

¹¹ Haberland, Buchdruck, S. 170.

¹² W. Killy: Emser, Hieronymus (1478–1527). In: W. Killy (Hg.): Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 3, Darmstadt 1996, S. 106.

¹³ Haberland, Buchdruck, S. 172.

¹⁴ A. Herzig: Der Zwang zum wahren Glauben. Rekatholisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 37.

1620 als Sieger zurück. Bis zur Unterwerfung von Glatz durch kaiserliche Truppen 1622 kam die Rekatholisierung Neisses nicht recht zum Zuge. Doch 1622 konnte Karl mit Hilfe der Jesuiten, die sich nun auch in Neisse niederlassen konnten, sein Rekatholisierungsprogramm erzwingen. Die Protestanten mussten die Kirche *Maria in rosis* an die Katholiken abtreten.¹⁵

In der nun folgenden Auseinandersetzung zwischen Bischof und Lutheranern zeigte sich, dass die Stadt-Offizin nun unter Leitung von Johann Schubarth (1622–1652) keineswegs eindeutig katholisch ausgerichtet war. Die seelische Not, in die der Bischof seine protestantischen Untertanen brachte, findet einen beredten Ausdruck in dem 1622 bei Johann Schubarth gedruckten Gebetbuch *Suspira* (=Seufzer) des Magisters Nikolaus Anther (1590–1637). Der Untertitel lautet *Seufzer und Gebete vor die evangelischen Christen zu Neisse und andere fromme Christen, so der reinen augsburgischen Confession von Herzen zugewandt und zugethan sind, in diesen letzten betrübten Läuften und Zeiten täglich zu sprechen*.¹⁶ Dieses Zeugnis protestantischer Konfessionskultur fand bald die Entgegnung eines anonymen (vermutlich Neisser) Jesuiten mit dem Titel: *Antwort außer Himmel durch schöne Suspira und Gebete, theils Reinverse, teils ohne Reimen, neulich von Nicolaus Entern, Dienern am Wort aus sonderlich Dankbarkeit und Freygebigkeit seinen Zuhörern zum glückseligen neuen Jahr verehret und täglich zu sprechen*.¹⁷

Doch nicht Neisse, das Bischof Karl 1624 verließ, um als Vizekönig nach Portugal zu gehen, sondern das benachbarte Glatz, wo die Jesuiten seit 1597 ein Kolleg hatten, wurde zum Ausgangspunkt der gegenreformatorischen Verlagsstrategien.¹⁸ Während des antihabsburgischen Aufstands in Böhmen und in der Grafschaft Glatz (1618–1622) mussten die Jesuiten hier zwar die Stadt verlassen, aber bei ihrer Rückkehr 1624 wurden sie reich mit den Gütern und Privilegien des Johanniterordens entschädigt. Im Zusammenwirken mit dem Grüssauer Abt Bernhard Rosa (Reg. 1660–1696) bauten die Jesuiten Glatz zu einem Brückenpfeiler der Gegenreformation in Schlesien aus, wobei die Verfügung über einen katholischen Verlag eine wichtige Rolle spielte. Der Sohn des Johannes Schubarth, Ignaz Konstantin Schubarth, dessen Wirken als Drucker in Neisse von 1657 bis 1672 bezeugt ist, verlegte seine Verlagstätigkeit noch vor 1675 nach Glatz, wo er bis 1680 nachgewiesen ist, bevor ihm von 1682 bis 1699 der Drucker Andreas Pega folgte.¹⁹ In Glatz bei I. K. Schubarth erschien 1675 eines der bedeutendsten Werke der Gegenreformation, nämlich die vollständige Ausgabe des *Cherubinischer Wandersmann*. Als Angelus Silesius 1676 in Glatz wiederum bei I. K. Schubarth sein Werk *Köstliche Evangelische Perle*

¹⁵ Herzig, Neisse, S. 17-24.

¹⁶ Ebd., S. 24. Die Schrift ist in den einschlägigen Bibliotheken bisher nicht nachgewiesen. Die Angaben stammen aus: Gottlieb Fuchs: Versuch einer Reformationsgeschichte des Fürstentums und der bischöflichen Residenzstadt Neisse mit den dazu gehörigen Beweisen, Breslau 1775, S. 128-130.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Schon 1625 hatte der Glatzer Jesuit Christoph Weller eine Strategieschrift für die Gegenreformation in Schlesien verfasst. Herbert Jedin: Eine Denkschrift über die Gegenreformation in Schlesien aus dem Jahr 1625. In: Archiv für schlesische Kirchengeschichte 3 (1938), S. 152-171.

¹⁹ A. Herzig, M. Ruchniewicz: Geschichte des Glatzer Landes, Hamburg-Wrocław 2006, S. 177-180.

publizierte, bedankte er sich im Vorwort bei Abt Bernhard Rosa, dass ihm dieser wie auch für sein Werk *Ecclesiologia Oder Kirche-Beschreibung* die Druckkosten vorgeschossen habe. In Zusammenarbeit von Abt Bernhard Rosa und den Glatzer Jesuiten war Glatz zu einem Mittelpunkt der schlesischen Gegenreformation mit ihrer barocken Ästhetik geworden und neben Neisse zu einem Zentrum des katholischen Buchdrucks. Ignaz Konstantin Schubarth brachte zwischen 1664 und 1677 allein von Angelus Silesius 44 Druckwerke heraus. Damit rangierte Glatz, was den katholischen Buchdruck betraf, weit vor Breslau, was das dortige Domkapitel schließlich veranlasste, Andreas Frantz Pega 1699 nach Breslau zu holen, wo er „auf dem Dom“ eine Offizin einrichtete und zum bischöflichen Hofdrucker ernannt wurde.

Die katholische Kirche verfügte nun wieder in Breslau ab 1700 über eine eigene Druckerei, die sie im Sinne der andauernden Gegenreformation einsetzen konnte.²⁰

Schlüsselwörter

Reformationszeitalter, Konfessionalismus, Katholische Kirche, Protestantische Kirche, Druckereien und Verlagswesen

Abstract

In the year 1475 the print shop of Breslau was owned by Caspar Eylan, a member of the Cathedral-Chapter. After his death in 1486 the Catholic church, even in the time of Reformation, did not own a print shop in Breslau. Adam Dyon, the printer in Breslau from 1518–1525, as well as his successors were all of Protestant faith. In the second half of the 16th century the Catholics established a printshop in Neisse, the home of the bishop, a printshop which was owned by Johann Crutziger in which counter reformatistic writings were published. Due to the fact that most of the inhabitants of Neisse were Protestants, Protestant writings were also published by Johann Schubarth, the successor of Johann Crutziger. Not until 1670, when the printshop was moved to Glatz and came under the influence of the Jesuits and the Cistercians, did it take on a definite Catholic focus. In the year 1699 the Cathedral-Chapter of Breslau called Franz Pega, a printer from Glatz, to come to Breslau, where, since the year 1700, a Catholic printshop existed.

²⁰ Ebd., S. 179; H.-J. Koppik: Die Vermittlerrolle schlesischer Verlage für die Vorbereitung der Barockliteratur. In: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität*, XXXVIII/XXXIX (1997/98), S. 405–432, 415, 427, 431; D. Haberland in Verbindung mit W. Karlak und B. Kwoka: *Kommentierte Bibliographie zum Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien bis 1800*, München 2010, S. 127.

Keywords

time of reformation, confessionalism, catholic church, protestant church, printshops and publishing

Stichworte zur Barock-Rezeption in der DDR*

Die Literatur und Kultur des Barock gehört nicht zu jenen Epochen, die einem auf Anhieb einfallen, wenn man an herausragende Leistungen der DDR-Literaturgeschichtsschreibung denkt. Im Rahmen der Frühen Neuzeit ist sie die am stiefmütterlichsten behandelte Periode geblieben. Das 16. wie das 18. Jahrhundert haben unvergleichlich viel mehr von der Umstellung auf die sog. marxistisch-leninistische Methodik profitiert. Die Gründe liegen auf der Hand und sind bekannt. Im 16. Jahrhundert war der Anschluss an die Theorie der frühbürgerlichen Revolution herzustellen. Hier fand die erkenntnisleitende Fragestellung nach volkstümlichen, nach plebejischen, nach massenagitorischen, nach sozialkritischen, wo nicht: sozialrevolutionären literarischen Traditionsbeständen unvergleichlich ergiebige Anknüpfungsmöglichkeiten als im nachfolgenden 17. Jahrhundert.¹

Die Filiationen zwischen dem 16. und dem 17. Jahrhundert laufen aus der Perspektive des Barock – mit Ausnahme des Neulateinischen – über die europäischen Nationalliteraturen, nicht über die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts. Die einschlägigen Publikationen – etwa die *Grundpositionen der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts* oder der Band IV der *DDR-Literaturgeschichte* im Verlag *Volk und Wissen*, der noch 1983 eine zweite Auflage erlebte – haben gleichwohl auch für die sukzessive sich formierende Sozialgeschichte der Barockliteratur im Westen eine wichtige heuristische Funktion innegehabt, insbesondere der einleitende Aufsatz zu den *Grundpositionen* von Hildegard Schnabel zur *Funktion und Wirkung volkssprachiger Literatur*.²

* Im November 1990 nach Stichworten vorgetragener Diskussions-Beitrag zu der von Hans-Harald Müller und Jörg Schönert im Germanistischen Institut II der Universität Hamburg ausgerichteten wissenschaftsgeschichtlichen Konferenz im Zusammenwirken mit dem Germanistischen Institut der Universität Rostock.

¹ Vgl. beispielsweise W. Lenk: „Ketzler“-lehren und Kampfprogramme. Ideologieentwicklung im Zeichen der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland, Berlin 1978 (Literatur und Gesellschaft. Hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Literaturgeschichte).

² I. Spriewald, H. Schnabel, W. Lenk, H. Entner: Grundpositionen der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert, Berlin-Weimar 1972 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zentralinstitut für Literaturgeschichte), hierin S. 21–106; H. Schnabel: Zur Funktion und Wirkung der volkssprachigen Literatur; J. G. Boeckh, G. Albrecht, K. Böttcher, K. Gysi, P. G. Krohn: Geschichte der deutschen Literatur von 1480 bis 1600, Berlin 1960 (Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart; 4), 3. (fotomechanische) Auflage 1983.

Auf der Ebene der europäischen Renaissancedichtung sind mit den beiden großen Sammelbänden *Renaissanceliteratur und frühbürgerliche Revolution* sowie *Realismus in der Renaissance* aus der Mitte der siebziger Jahre zwei Werke zustande gekommen, deren Prämissen und Resultate von der deutschen Barockforschung noch keineswegs hinlänglich verarbeitet sind.³ Die Frage der Nationalliteratur-Bewegung wurde in größerem Stil erst 1986 in Osnabrück weiter vorangetrieben.⁴ Die Realismus-Debatte ist ein Spezifikum der DDR geblieben und hier unglücklich auf Grimmelshausen, Beer und Umkreis in der spätbarocken Literatur fixiert geblieben, nicht jedoch aus dem Zentrum der Gelehrtenkultur entwickelt worden.⁵

Auf der anderen Seite der Frühen Neuzeit steht die Aufklärungsforschung der DDR. Vielleicht wird in ihr eines Tages einmal die größte Leistung der Literaturgeschichtsschreibung der DDR erblickt werden. Und das nicht nur mit Blick auf die französische und die deutsche Literatur und die imponierenden Werke zu den deutsch-slawischen Literaturbeziehungen, sondern ebenso mit Blick auf die Wissenschaftsgeschichte. Denn in der Historiographie der Aufklärung ist jeder Schritt in Auseinandersetzung mit den „bürgerlichen“ Vorgängern erfolgt. Hier hat – angefangen bei der epochalen Befreiung Herders aus den Fängen des Irrationalismus und der sog. „deutschen Bewegung“ – eine Umwertung stattgefunden, die ganze Bibliotheken zum Gegensatz von Aufklärung und Sturm und Drang zwar nicht zu Makulatur, aber eben zu nur noch wissenschaftshistorisch interessanten Dokumenten hat herabsinken lassen.⁶

³ *Renaissanceliteratur und frühbürgerliche Revolution. Studien zu den sozial- und ideologiegeschichtlichen Grundlagen europäischer Nationalliteraturen.* Hg. von R. Weimann, W. Lenk, J.-J. Slomka, Berlin-Weimar 1976 (Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Literaturgeschichte); *Realismus in der Renaissance. Aneignung der Welt in der erzählenden Prosa.* Hg. von R. Weimann, Berlin-Weimar 1977 (Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Literaturgeschichte).

⁴ *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des 1. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit.* Hg. von K. Garber, Tübingen 1989 (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur im europäischen Kontext; 1), hierin Beiträge von Horst Heintze, Werner Lenk und Marian Szyrocki.

⁵ Vgl. etwa I. Spriewald: *Vom „Eulenspiegel“ zum „Simplicissimus“.* Zur Genesis des Realismus in den Anfängen der deutschen Prosaerzählung, Berlin 1974 (Literatur und Gesellschaft. Hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Literaturgeschichte).

⁶ Vgl. etwa die große Einleitung von Wolfgang Harich zu Rudolf Haym: *Herder.* Bd. I–II, Berlin 1954 (Klassisches Erbe aus Philosophie und Geschichte), Bd. I, S. IX–CVII (es handelt sich um einen Teildruck aus Harichs bereits 1951 der Humboldt-Universität vorgelegter philosophischer Dissertation: *Herder und die bürgerliche Geisteswissenschaft*); H. Stolpe: *Die Auffassung des jungen Herder vom Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung,* Weimar 1955 (Beiträge zur deutschen Klassik. Abhandlungen; 1); E. Braemer: *Goethes Prometheus und die Grundpositionen des Sturm und Drang,* Berlin-Weimar 1958 (Beiträge zur deutschen Klassik; 8), 3. durchges. Aufl. 1968; C. Träger: *Geschichte und Literaturgeschichte. Johann Gottfried Herder und die Krise des historischen Denkens. Habil.-Schrift Greifswald 1964 (Masch.).* Zum wissenschaftshistorischen Kontext die singular gebliebene Studie von Werner Krauss: *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag.* In: *Sinn und Form* 2/4 (1950), S. 65–126; wiederabgedruckt in *ders.: Studien und Aufsätze,* Berlin 1959 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft; 8), S. 19–71; auch in *ders.: Das wissenschaftliche Werk.* Bd. I: *Literaturtheorie, Philosophie und Politik.* Hg. von M. Naumann. Berlin-Weimar 1984, S. 7–61, Kommentar, Lesarten und reichhaltige Paralipomena: S. 540–585.

Wenn ein Desiderat geblieben ist, so liegt dies in der zu geringen Beachtung der mächtigsten Unterströmung des Jahrhunderts, der Empfindsamkeit. Sie wurde mit der Leitfrage nach der Genese der frühbürgerlichen Literatur nicht angemessen vermittelt.⁷ Und ein Versagen bleibt auch gegenüber den höfischen Literatur- und Kulturtraditionen des 18. Jahrhunderts zu konstatieren, die angesichts der Fixierung auf die „bürgerlichen“ Traditionsbestände nicht systematisch ins Auge gefasst wurden.⁸

Es gehört zu den kleinen Tragödien der Literaturgeschichtsschreibung der Frühen Neuzeit, dass die Germanistik der DDR – durchaus angetreten mit dem Ziel, eine Revision von Epochenbegriffen in kritischer Absicht zu erwirken, um zu sachgemäßen Kategorien vorzudringen – vor der jüngsten und problematischsten Kreation aus dem Umkreis von Geistesgeschichte und Stiltypologie, dem „Barock“, im wesentlichen gescheitert ist.⁹ Die Frage, warum das geschah, wird nur nach eingehendem Quellen- und Institutions-Studium zu beantworten sein. Sie betrifft eine der zentralen Fragen der Historiographie der Literaturwissenschaft in der DDR. Dazu einige Hinweise und Überlegungen.

Es hat durchaus Ansätze zur Etablierung einer Barockforschung in der DDR in den fünfziger und frühen sechziger Jahren gegeben. Ich erinnere etwa an das auch im Westen bekannt gewordene Werk von Siegfried Streller zu Grimmelshausen, an Hans Dahlkes lange Zeit einschlägige Monographie über Johann Christian Günther oder auch an Walter Dietzes monumentale Darstellung zu Quirinus Kuhlmann.¹⁰

⁷ Eine rühmliche Ausnahme: P. Weber: Das Menschenbild des bürgerlichen Trauerspiels. Entstehung und Funktion von Lessings „Miß Sara Sampson“, Berlin 1970 (Germanistische Studien), 2. erg. Aufl. 1976.

⁸ Ein Blick in die – nach wie vor lesenswerte – Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts reicht, um sich von diesem Sachverhalt zu überzeugen: Geschichte der deutschen Literatur vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis 1789. Von einem Autorenkollektiv. Leitung: Erster Teil (1700–1770) W. Rieck in Zusammenarbeit mit P. G. Krohn. Zweiter Teil (1770–1789) H.-H. Reuter in Zusammenarbeit mit R. Otto, Berlin 1979 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart; 6).

⁹ Zur Debatte um die frühneuzeitlichen Epochenbegriffe in der Literaturwissenschaft der DDR maßgeblich geblieben: Renaissance – Barock – Aufklärung. Epochen- und Periodisierungsfragen. Hg. von W. Bahner, Kronberg/ Ts 1976 (Literatur im historischen Prozeß; 8). Der Band vereinigt Beiträge von Werner Bahner, Walter Dietze, Ernst Engelberg, Werner Krauss, Heinrich Scheel, Heinz Stolpe und Robert Weimann, gewährt also den ersten Sachkennern ein Forum der Diskussion. Zum 17. Jahrhundert vgl. die beiden Beiträge von W. Bahner: Ein Dilemma literarhistorischer Periodisierung: Barock – Manierismus (S. 129-142), und R. Weimann: Zur historischen Bestimmung und Periodisierung der Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts (S. 143-148). Hier (S. 143) Weimann eingangs in Übereinstimmung mit unseren Beobachtungen: „Der Versuch einer literarhistorischen Bestimmung und Abgrenzung dieses Zeitraums steht vor Problemen und Schwierigkeiten, die vielfach gravierender sind als im Fall der Renaissance und der Aufklärung – jener literarhistorischen Perioden zu denen sich die marxistische Literaturgeschichte (anders als gegenüber dem 17. Jahrhundert) stets als zu ihrem Erbe bekannt hat. Hier ist zunächst mit einiger Betroffenheit zu konstatieren, wie stiefmütterlich die marxistische Historie und Literaturhistorie diese Periode doch behandelt hat.“

¹⁰ S. Streller: Grimmelshausens Simplizianische Schriften. Allegorie, Zahl und Wirklichkeitsvorstellung, Berlin 1957 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft; 7); H. Dahlke: Johann Christian Günther. Seine dichterische Entwicklung, Berlin 1960 (Neue Beiträge zur Literaturwissen-

Alle drei Darstellungen sind in den von Werner Krauss und Hans Mayer herausgegebenen *Neuen Beiträgen zur Literaturwissenschaft* bei Rütten & Loening erschienen, gehören also hinein in die Vorgeschichte der vor allem von Krauss aufgebauten Aufklärungsforschung. Alle drei Werke enthalten entsprechende Danksagungen an den ja nun als Barockforscher wahrlich nicht ausgewiesenen Hans Mayer, sind also im wesentlichen autodidaktische Leistungen.

Es scheint bemerkenswert, dass es sich in allen drei Fällen um Dichter-Monographien handelt. Dahlke und Dietze treten durchaus mit dem Anspruch auf, die Quellenüberlieferung zu überprüfen, womöglich zu erweitern und in eins damit Vorurteile der sog. „bürgerlichen“ Literaturwissenschaft zu korrigieren. Besonders im Falle von Dietze ist der Ertrag beträchtlich, da die gesamte russische Überlieferung zum Kuhlmann-Prozess aus den Quellen nochmals neu aufgearbeitet wurde. Hinter dem biographischen Ansatz steht – ausgesprochen oder nicht – die Hoffnung, auf diesem Wege am ehesten ein realitätsgerechtes, an die gesellschaftlichen Kräfte heranreichendes Bild der Literatur neu gewinnen zu können. In einem Fall soll mit dem Klischee des genialen dichterischen outsiders als dem Prototyp des bürgerlichen Künstlers gebrochen, im anderen Fall das Klischee des wahnsinnigen Propheten und Ketzers entkräftet werden, um die progressiven Aspekte der nicht konfessionell gebundenen mystisch-spiritualistischen Überlieferungen im Blick auf die Vorgeschichte der Aufklärung freizulegen.

Hier also ist der Nexus mit der Krauss'schen Aufklärungsforschung am engsten. Die These sei gewagt, dass das viel zu wenig bekannte Buch Dietzes eine der bedeutendsten Biographien geblieben ist, die die Nachkriegs-Barockforschung hervor gebracht hat. Zu erinnern ist jedoch daran, dass sie in der marxistisch orientierten Barockforschung Osteuropas keineswegs alleine steht. Schon 1956 war Marian Szyrockis gleichfalls neu aus den Quellen gearbeitete Opitz-Monographie erschienen, drei Jahre später sein Werk über den jungen Gryphius – beide wiederum bei Rütten & Loening und beide wiederum mit Dankadressen u.a. an Hans Mayer versehen (bei gleichzeitigen, schon damals glänzend entwickelten Westkontakten).¹¹ Erinnert sei daran, dass in diese polnische Reihe auch Elida Maria Szarotas große, freilich erst 1970 erschienene Lohenstein-Monographie gehört.¹² Und schließlich wusste sich die Barockforschung in der DDR und in Osteuropa durchaus im Einklang mit entsprechenden Bemühungen in der Sowjetunion. Hier waren schon in den fünfziger Jahren Artamonows und Samarins *Geschichte der ausländischen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Purischews *Essays zur Geschichte der deutschen Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts* und Samarins Artikel *Deutsche Literatur* in einer Vorlesungsreihe zur Geschichte der ausländischen Literaturen des 17. Jahrhunderts erschienen.¹³

schaft; 10); W. Dietze: Quirinus Kuhlmann. Ketzer und Poet. Versuch einer monographischen Darstellung von Leben und Werk, Berlin 1963 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft; 17).

¹¹ M. Szyrocki: Martin Opitz, Berlin 1956 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft; 4); ders.: Der junge Gryphius, Berlin 1959 (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft; 9).

¹² E. M. Szarota: Lohensteins Arminius als Zeitroman. Sichtweisen des Spätbarock, Bern-München 1970.

¹³ S. D. Artamonov, R. M. Samarin: Istorija zarubeznoj literatury XVII veka, Moskva 1958; B. I. Purischew: Ocherki istorij nemeckoj literatury XV–XVIII veka, Moskva 1955; J. B. Vipper, R. M. Samarin: Kurs lekcij po istorij zarubeznych literatur XVII veka, Moskva 1954.

Das macht es vielleicht ein wenig plausibler, wieso schon im Jahre 1962 – zwei Jahre nach dem Band zum 16. Jahrhundert – eine Gesamtdarstellung zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts als Kollektivarbeit für das groß angelegte literaturgeschichtliche Unternehmen im Verlag *Volk und Wissen* gewagt werden konnte.¹⁴ Es bedürfte einer eingehenden und durchaus lohnenden Analyse. Das Gewagte eines so frühzeitigen ambitionierten, die „bürgerliche“ Literaturwissenschaft herausfordernden Unternehmens wurde durchaus gesehen, die mangelnde Vorarbeit und damit die unzureichende Zurüstung für das Projekt betont. Wenn es gleichwohl realisiert wurde, so vor allem, um die Einheit mit dem vorangehenden Band zum 16. Jahrhundert sicherzustellen. Denn das ist die Prämisse beider Bände, dass das 16. wie das 17. Jahrhundert gemeinsam in die Vorgeschichte der aufgeklärten Literaturbewegung hineingehören. Diese wird als Zeit der Erfüllung der Idee einer deutschen Nationalliteratur von den beiden vorangehenden Jahrhunderten deutlich getrennt, zugleich jedoch einbekannt, dass sich die Aufklärung ohne die Vorarbeit des 16. und 17. Jahrhunderts nicht hätte formieren und entfalten können.

Es ist deutlich, dass damit die Perspektive der bürgerlich-liberalen Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts reaktiviert und eine Gegenposition zur geisteswissenschaftlichen Barockforschung bezogen wird. Die Suche nach den transkonfessionellen, den nationalen und den bürgerlich-emanzipatorischen Potenzen in der Literatur des 17. Jahrhunderts ist denn auch die leitende und vor dem Hintergrund der älteren Barockforschung unverächtliche Fragestellung und Zielperspektive.

Scheitern muss diese Unternehmung jedoch, wenn die Erfüllung dieses Programms oder doch seine weitestmögliche Realisierung bei den sog. „volkstümlich-realistischen“ Schriftstellern der Epoche gesucht und Nämliches den „Gelehrten“ als den eingestandenermaßen maßgeblichen „Literaturträgern“ nur ausnahmsweise und nur unter erheblichen erlebnisästhetischen und individualpsychologischen Verbiegungen zuerkannt wird. Eine entfaltete Theorie der humanistisch-gelehrten Grundlagen der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts und ihrer Filiationen mit der Aufklärung sucht man in dem Band vergeblich. Und wenn das Autorenkollektiv dann auch vom Hof als der zweiten sozialgeschichtlichen und kulturpolitischen Leitinstanz für die Literatur des 17. Jahrhunderts a priori nichts Wesentliches und in die Zukunft Weissendes erwartet, dann bringt sie sich von vornherein um eine tragfähige Konstruktion im Rahmen eines evolutionistischen Modells. Der Beitrag des 17. Jahrhunderts zur Vorgeschichte des 18. Jahrhunderts kann dann – genau wie vorher bei Arnold Hirsch oder Erika Vogt oder Karl Viëtor – nur vom Rande her und nicht aus dem Zentrum heraus entwickelt werden.

Doch das hätte korrigiert werden können, wenn die DDR an der weiteren Barockforschung produktiven Anteil genommen hätte. Zu erinnern ist daran, dass im gleichen Jahr 1962 Karl Otto Conradys Geschichte der neulateinischen Grundlagen der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts erschien, mit der die traditionsgeschichtliche Forschung der zwanziger Jahre wieder aufgenommen und damit die zweite große

¹⁴ J. G. Boeckh, G. Albrecht, K. Böttcher, K. Gysi, P. G. Krohn, H. Strobach: Geschichte der deutschen Literatur 1600 bis 1700. Mit einem Abriss der Geschichte der sorbischen Literatur. Erster Teil, Berlin (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart; 5).

Phase der deutschen und internationalen Barockforschung im Westen eingeleitet wurde, welche die zweite Hälfte der sechziger, die siebziger und frühen achtziger Jahre beherrscht hat, seit geraumer Zeit abklingt, gleichwohl stets noch respektable Werke zeitigt. Sie hat ihr einigendes Band in dem systematischen Studium der Traditionsgeschichte der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts besessen, und dies gleichermaßen in Bezug auf Themen und Stile, auf die poetologischen und rhetorischen Grundlagen, die gattungsgebundenen Sprechhaltungen sowie nicht zuletzt die allegorisch-emblematische Strukturierung der Texte.

Aus der DDR sind zu dieser Wende der Barockforschung, die zugleich eine Rückkehr zu älteren Ansätzen implizierte, keine Beiträge mehr zu verzeichnen. Die Erforschung des 17. Jahrhunderts ist in der DDR in den frühen siebziger Jahren in der Literatur- und Geschichtswissenschaft und offenkundig in nur geringfügiger zeitlicher Versetzung zu parallelen vorangehenden Entwicklungen in der Sowjetunion abgebrochen worden und hat ein Vierteljahrhundert geruht. Die externen politischen und kulturpolitischen Gründe werden zu erforschen sein. Die Vermutung liegt nahe, dass schon in den sechziger Jahren zunehmende Legitimationszwänge die Parteikader nach Sündenböcken Ausschau halten ließen, die u.a. in den Territorialherrscher der deutschen Geschichte ausgemacht wurden, die nun auch außerhalb Preußens entdeckt und gebrandmarkt wurden. Im Banne solch schematischer Globalverurteilungen war Barockforschung im Rahmen staatlich gelenkter und abgestimmter Forschungspläne offensichtlich nicht mehr durchzusetzen bzw. schlicht inopportun. Der Historiographie der DDR-Literaturwissenschaft steht hier ein ergiebiges, dringend zu beackern-des Untersuchungsfeld offen.

Und dies umso mehr, als die Verabschiedung vom 17. Jahrhundert ja nicht nur Konsequenzen für die Isolierung der DDR-Literaturwissenschaft hatte. Es dürfte schwerlich eine Frage sein, dass die Entwicklung von marxistisch orientierten Ansätzen in der westlichen Forschung seit den siebziger Jahren im Kontext einer überwiegend konservativ ausgerichteten Barockforschung des Westens auch deshalb ein fast aussichtsloses Unternehmen blieb, weil die Ansprechpartner im Osten fehlten und so gut wie keinerlei Vorarbeiten vorhanden waren, mittels derer sich die Auseinandersetzung produktiv hätte entfalten können. Das Bild der Barockforschung im Westen sähe anders aus, wenn ähnlich weiterführende Untersuchungen wie zum 16. und 18. auch zum 17. Jahrhundert vorgelegen hätten. Diesen Wechselwirkungen gerade unter dem Aspekt des Ausfalls marxistischer Anstöße nachzugehen, scheint eine der erfolgversprechendsten und ergiebigsten Forschungsstrategien beim Aufbau entsprechender Forschungsprojekte zu sein. Dass die Kontroverse um die „bürgerlich-gelehrten“ Züge in der Barockliteratur kein Echo in der DDR-Germanistik fand und auf kümmerlichem Niveau im Westen dahinvegetierte, ist nur eines der vielen Indizien für den hier zur Rede stehenden Sachverhalt.

Um so größer war die Überraschung, als nach mehr als zwanzigjähriger Abstinenz die DDR-Literaturwissenschaft erneut mit einem Gemeinschaftswerk hervortrat und dieses die allzu deutlich im Bewusstsein haftende Kluft fast vergessen machte. Die Orte hatten gewechselt, Leipzig sich aus der Barockforschung verabschiedet, nur die Pädagogische Hochschule in Potsdam um Klaus Hartmann hatte das Feld weiter

beackert, eine Reihe von wichtigen Arbeiten etwa von Bruno Zilch zur *Fruchtbringenden Gesellschaft* oder von Knut Kiesant zum Drama des 17. Jahrhunderts wurden verfasst, gelangten jedoch nicht zur Publikation.¹⁵ Die Stafette selbst war übergegangen auf die mehr als ein Jahrzehnt erfolgreich von Werner Lenk geleitete Forschergruppe zum 16. und 17. Jahrhundert im Rahmen des Zentralinstituts für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, die in dem Moment, da diese Überlegungen vorgetragen werden, genau wie das Institut insgesamt einen verzweifelten Kampf um ihr Überleben führt.

Der unter der Leitung von Werner Lenk 1984 publizierte Gemeinschaftsband *Studien zur deutschen Literatur im 17. Jahrhundert*, der durchaus als Anschlusswerk zu den *Grundpositionen* des 16. Jahrhunderts konzipiert war und als solcher exemplarische Studien vereinte, kann hier im einzelnen nicht vorgestellt werden.¹⁶ Heinz Entners weit über 100 Seiten umfassende Studie zur Vorgeschichte der Opitzschen Reformbewegung ist die umfänglichste Herleitung von Themen und Motiven aus der Renaissancepoetik zumal der Neulateiner geblieben. Und Werner Lenks gleichfalls hundertseitige Gryphius-Studie hat erstmals konsequent – analog zu den Lohenstein-Studien Spellerbergs und Szarotas – die politisch-staatsrechtlichen Implikationen des Gryphiusschen Trauerspiels freigelegt – gleichfalls eine bahnbrechende Leistung. Auch Ingrid Schieweks behutsame Diskussion der Unterschichten-Problematik am Beispiel der Ristschen Zwischenspiele wies einen Weg, dem Problemkomplex bäuerlich-plebejisch-volkstümlicher Elemente in der Barockliteratur beizukommen, während Grimmelhausem – wie der Beitrag Ingeborg Spriewalds zeigt – das ungelöste Rätsel auch für die marxistische Literaturwissenschaft bleibt.

Zwei Jahre später gelang es erstmals, Kollegen der Barock- und Frühneuzeitforschung in den Westen zu einem Kongress nach Osnabrück einzuladen.¹⁷ Noch vor der Wende fanden sie ihren Weg zu den internationalen Barock- und Frühneuzeitkongressen in Wolfenbüttel, Paris und Osnabrück.¹⁸ Sie behaupteten sich dort nicht

¹⁵ B. Zilch: Der Beitrag der Fruchtbringenden Gesellschaft zur Herausbildung der deutschen Nationalliteratur. Diss. phil., Potsdam 1973; K. Kiesant: Konfliktgestaltung und Menschenbild in Andreas Gryphius Trauerspiel „Papinian“. Diss. phil., Potsdam 1974; ders.: Funktion und Entwicklungstendenzen der deutschsprachigen Lyrik in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Habil.-Schrift, Potsdam 1983.

¹⁶ H. Entner, W. Lenk (Leiter des Autorenkollektivs), I. Schiewek, I. Spriewald: Studien zur deutschen Literatur im 17. Jahrhundert, Berlin-Weimar 1984 (Akademie der Wissenschaften der DDR. Zentralinstitut für Literaturgeschichte).

¹⁷ Vgl. die in Anm. 4 zitierte Dokumentation des 1986 in Osnabrück abgehaltenen und 1989 publizierten Kongresses.

¹⁸ Die Dokumentation des Wolfenbütteler Barock-Kongresses, an dem aus der DDR Wolfgang Höppner, Knut Kiesant, Horst Langer, Werner Lenk, Rainer Rosenberg, Siegfried Seifert und Karl Klaus Walther teilnahmen: Europäische Barock-Rezeption. Bd. I–II. In Verbindung mit F. van Ingen, W. Kühlmann, W. Weiß hg. von K. Garber, Wiesbaden 1991 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung; 20). Der Pariser Kongress mit Heinz Entner, Conrad Grau, Horst Heintze, Knut Kiesant, Horst Langer, Ernst-Heinz Lemper und Siegfried Wollgast aus der DDR: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. Bd. I–II. Hg. von K. Garber, H. Wismann, Tübingen 1996 (Frühe Neuzeit; 26/27). Der Osnabrücker Kongress zu „Stadt

nur neben ihren westlichen Kollegen, sondern griffen mit sicherer Hand eben jene Probleme auf und führten sie weiter, die im Westen am Rande geblieben waren und nicht gelöst werden konnten. Dabei ist keinesfalls nur an die Frage bürgerlich-gelehrter Mentalitätsbildung zu denken, sondern auch an die Entwicklung der Nationalliteraturbewegung im deutschen 16. und im 17. Jahrhundert, also an die Frage der Kontinuität in der deutschen frühneuzeitlichen Literatur, an die in der DDR immer noch selbstverständliche Rückvergewisserung der wissenschaftsgeschichtlichen Tradition, vor allem zwischen Herder und Gervinus bzw. Hettner, an die sicher gehandhabte Integration der parallelen Diskurse der zeitgenössischen Nachbardisziplinen in die literarhistorische Texterschließung und nicht zuletzt die geschulte Vermittlung historischer Prozesse der *longue durée* mit den fiktionalen Text-Angeboten.

Ich selbst habe die Akademie-Forschergruppe (offensichtlich als erster westlicher Forscher) 1984 und dann wieder 1988 aufsuchen können und neben anderem ein Programm zur regionalen Erforschung der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der kommunalen Literaturverhältnisse und unter Ausschöpfung der vielen in der DDR lagernden unbearbeiteten Sammlungen vor allem an Gelegenheitsdichtung gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen entworfen. Es gehörte zu den erfreulichen Überraschungen des Osnabrücker *Stadt und Literatur*-Kongresses im Juni 1990, dass inzwischen zahlreiche regionale Literaturprojekte angelaufen waren, die DDR hier binnen Fünfjahresfrist ein beträchtliches Arbeitsprogramm absolviert hatte.¹⁹

Der Kongress war als Auftakt für eine enge Kooperation geplant. Nun bezeichnete er wenig später zugleich das Ende der genuinen Frühneuzeit- und speziell der Barockforschung in der DDR, auf die hier einige wenige Schlaglichter im Gedenken an Marian Szyrocki zu werfen waren.

und Literatur“ unter Mitwirkung von Detlef Ignasiak, Knut Kiesant, Werner Lenk, Roswitha Jacobsen, Herbert Langer, Horst Langer, Felicitas Marwinski, Lothar Noack, Dietmar Schubert und Dorothea Seeber aus der DDR: *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*. Bd. I–II. Hg. von K. Garber unter Mitwirkung von S. Anders und T. Elsmann, Tübingen 1998 (Frühe Neuzeit; 39).

¹⁹ Zur Geschichte des Zentralinstituts für Literaturgeschichte vgl. die wichtige Dokumentation: *Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Literaturforschung im Experiment*. Hg. von P. Boden, D. Böck, Heidelberg 2004 (Beihefte zum *Euphorion*; 47). Aus der Frühgeschichte des Instituts der wichtige Eröffnungsband: *Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur. Vorträge gehalten auf der Eröffnungstagung, Berlin 1954* (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur; 1). Hierin Beiträge u.a. von Theodor Frings, Richard Kienast und Ulrich Pretzel (Handexemplar aus der Bibliothek Hans Neumanns im Besitz des Verfassers).

Schlüsselwörter

Renaissanceliteratur und frühbürgerliche Revolution, Aufklärungsforschung in der DDR, Ansätze zur Etablierung der Barockforschung in der DDR, Zusammenarbeit mit Polen und der Sowjetunion, Volkstümlich-realistische Züge als Focus im 17. Jh.?, Fehlende Traditionsgeschichte, Aversion gegen höfische Kultur, Reaktivierung des Erlebnis-Begriffs, Gelungenes Finale in einem Sammelband des Zentralinstituts für Literatur der Akademie der Wissenschaften der DDR, Austausch zwischen Ost und West über Osnabrück

Abstract

With regard to early modern literature from the 16th as well as the 18th century, literary criticism in the GDR has initiated ground-breaking research. However, the impulses concerning the literature of the 17th century were lacking that intensity. The ‚courtly century‘ remained insensitive to a Marxist approach for a long time. Except for a few important studies before that, it was only in the 1980s that a change was beginning to manifest itself. Those engaged in Baroque research in the GDR did not get the chance to continue the newly undertaken dialog with their western colleagues to reach a fresh view on things, which should have resulted in a revised literary history of that period. The consequences of this are still noticeable today within the field of Baroque studies.

Keywords

Renaissance literature and the early bourgeois revolution, Enlightenment studies in the GDR, approaches to establishing Baroque studies in the GDR, cooperation with Poland and the Soviet Union, traditional-realistic features as a focal point in the 17th century?, lack of tradition, aversion to courtly culture, return of the concept of ‚experience‘, an anthology by the Zentralinstitut für Literatur at the Academy of Sciences of the GDR, exchange between East and West via Osnabrück

Edward Białek

Uniwersytet Wrocławski – Instytut Filologii Germańskiej

Heimatkunstabewegung im barocken Gewand: Friedrich von Logau als Namenspatron einer niederschlesischen Literaten- und Künstlervereinigung

*DJener tragen in gemein Jhrer Herren Lieverey;
Solls dann seyn daß Franckreich Herr
Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland schaem dich doch
Dieser schnoeden Knechtereÿ!*¹

Friedrich von Logau

I

Der Logaubund Liegnitz (1918–1923)², ein Paradebeispiel für die Rückbesinnung niederschlesischer Intellektueller auf die Dichtung des Barockzeitalters, war eine der vielen Gründungen seiner Zeit, die das Fortleben einer seit der Jahrhundertwende im kulturellen Leben Deutschlands populären Tendenz zur Glorifizierung des Ländlichen und Heimatlichen gewährleisteten. Die meisten Bünde und Vereine bekämpften mit ihren organisatorischen und künstlerischen Initiativen all das, was sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert abzuzeichnen begann und was als Verkörperung des Fortschritts galt: die Industrialisierung und die Entfaltung des pluralistischen Charakters der Gesellschaft, also jegliche Modernisierungstendenzen innerhalb der Wirtschaft und der Politik. „Gegen diese Welt, die nur sachgebundene Analyse und planender Kalkül bewältigen können, werden – gerade auch unter der Parole ‚Heimatkunst‘ – seit den neunziger Jahren Mächte irrationaler Provenienz ins Feld geführt, d.h. Mächte, deren Selbstrechtfertigung dem Befragen durch eine der Bewusstseinshöhe der Epoche entsprechende Rationalität nicht standzuhalten vermag. Lob des Bauerntums und der Schollengebundenheit kann sinnvoll nur sein in einer agrarisch-vorindustriellen Gesellschaft.“³ Dass auch der Liegnitzer Bund im Zeichen

¹ Friedrich von Logau: *Sinngedichte*. Herausgegeben von Ernst-Peter Wieckenberg. Stuttgart 1984, S. 79.

² Näheres über die Liegnitzer Vereinigung in Edward Białek: *Der Logaubund Liegnitz und die Zeitschrift die „Saat“ in der literarischen Kultur Niederschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg*. Dresden 2012. Eine kurze Darstellung der Aktivitäten des Logaubundes bringt die Abhandlung von Andreas Palme: „*Bücher haben auch jhr Glücke*“. *Die Sinngedichte Friedrich von Logaus und ihre Rezeptionsgeschichte* (= Erlanger Studien, Bd. 118). Erlangen 1998, S. 286-289.

³ Karl Otto Conrady: *Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich*. In: *Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.–22. Oktober 1966*. Herausgegeben von Benno von Wiese und Rudolf Henß. Berlin 1967, S. 45-46.

der späten Phase der Heimatkunstabewegung steht, unterliegt keinem Zweifel: schon der Titel seines Organs, der Zeitschrift „Die Saat“ (1919–1924), will auf eine der Idee des Heimatlichen untergeordnete Ausrichtung hinweisen. Auch die Mitwirkung von vielen auswärtigen Mitgliedern konnte den Aktivitäten des Logaubundes kein Gepräge der Modernität verleihen: Schriftsteller sowie Literatur- und Kunstkritiker aus Berlin, Marburg, Halle oder Düsseldorf trugen eher zur Festigung der konservativen Tendenz seines Vortragsangebots bei. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass durch die Nähe Breslaus auch die akademische Germanistik im Logaubund stark vertreten sein konnte. Als Referenten kamen nach Liegnitz vorwiegend deutschnational gesinnte Literaturwissenschaftler, nicht zuletzt einstige Lehrer mehrerer in der Stadt an der Katzbach tätiger Philologen, die nach dem Ersten Weltkrieg das örtliche literarische Geschehen wesentlich mitprägten. Beide Gruppen, die Meister und ihre Jünger, brachten eine Entwicklung in Gang, die eine weitgehende Verwerfung von literarischen Texten, die das Heimatliche und den Reichsgedanken nicht verherrlichten, zur Folge hatte. In diesem Sinne unterschied sich das Liegnitzer Kulturgeschehen kaum von dem, was sich im übrigen Deutschland abspielte. Gemeint ist hier allen voran das Auftauchen von antimodernistischen Tendenzen, die im Bereich des Politischen in einem unverhüllt aggressiven Rechtsdrall mündeten. Karl Otto Conrady fasste diese Entwicklung wie folgt zusammen: „Es scheint, als habe die Sicht von der Warte des Bildungsbürgertums aus nicht ausgereicht, um die modernen Entwicklungen des Industriezeitalters und seiner Gesellschaft und Aufstieg und Bedeutung des vierten Standes abzuschätzen. Im Gegenteil war der Vorbehalt gegenüber den modernen Entwicklungen kennzeichnend. Das führte folgerichtig zur Abwertung oder zum Nichtverstehen der analytisch-desillusionierenden und die verkündeten Werte kritisch befragenden Literatur wie zur Abneigung gegenüber politisch linksgerichteten Autoren. Das Bauerntum als Kraftquell und das Landleben als zeitlos wahre Lebensform fanden germanistische Lobredner und wurden als der Zeit gemäße Rettung vor Materialismus und Liberalismus, westlichem Geist und zersetzendem Intellektualismus angeboten und Immermanns Hofschulzen meinte man von fern herübergrüßen zu sehen. [...] Auch der regionale Herkunfts- und Wirkungsbe- reich ist, was ideologische Komplikationen angeht, nicht ohne Bedeutung. Ich denke an Grenzgebiete, wo – Namen wie Sauer, Nadler, Cysarz beweisen es – historische Wissenschaften leicht in ein Zweck-Mittel-Verhältnis geraten angesichts der abgelehnten oder begrüßten politischen Wirklichkeit. Die Idee des Reiches fasziniert hier stärker als anderwärts.“⁴ Vieles, was Conrady hier konstatiert, trifft wohl auch auf die Aktivitäten des Liegnitzer Logaubundes zu. Seine Mitglieder wollten ja ihrem selbstaufgelegten Auftrag, als Bewohner der Grenzmark das Reich vor möglichen Übergriffen der Polen zu beschützen, treu bleiben. Dass sich aber nicht alle seine Mitglieder von einem unkritischen deutschnationalen Gedanken tragen ließen, steht außer Frage: die Logaubündler entwickelten eine facettenreiche Tätigkeit, in der es auch Platz gab für einige kulturpolitische Initiativen, die von den Grundsätzen der Heimatkunstabewegung weit entfernt waren. Davon zeugen etliche Veranstaltungen

⁴ Ebd., S. 51-52.

in dem umfangreichen Vortragsangebot des Logaubundes, die als Plädoyer für anerkannte Größen der Weltliteratur wie Dostojewski und Strindberg bezeichnet werden könnten, wie auch ausgewählte Beispiele aus der regionalen Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Vermittlung von literar-, musik- und kunsthistorischem Wissen: selbst die der Heimatkunst so unliebsamen Tendenzen wie die naturalistische und expressionistische wurden von nicht wenigen Vereinsmitgliedern geduldet oder sogar gefördert. Die Präsenz von Texten Kurt Heynickes im Bundesorgan kann dabei als eines von vielen Zeugnissen für eine gemäßigt liberale Haltung seiner Landsleute gelten. Dieser konservativ gefärbte Liberalismus führte dazu, dass der Logaubund, in dem viele promovierte Germanisten und Historiker mitwirkten, für eine kurze Zeit zum Vorreiter literarischer, künstlerischer und musikalischer Bildung in dem durch das Desaster des verlorenen Weltkrieges zum Stillstand gebrachten kulturellen Geschehen Niederschlesiens werden konnte. Die wichtigsten Akteure der Vereinsbildung waren Vertreter der Liegnitzer Lehrerschaft, darunter viele promovierte und schriftstellerisch tätige Philologen, die den Aktivitäten des Bundes ein spezifisches – teils internationales und überregionales, teils völkisches und provinzielles – Gepräge verliehen. Eine besonders wichtige Rolle spielte dabei die Zeitschrift „Die Saat“, die eine wahre Fundgrube für alle Forschungswilligen darstellt, deren Interesse der Regionalliteratur aus Schlesien gilt.

Die Initiative zur Gründung des Bundes kam von einer Gruppe Liegnitzer Intellektueller, die vom späteren ersten Vereinsvorsitzenden Dr. Johannes Hönig (1889–1954), einem Schüler des Breslauer Germanisten Max Koch (1855–1931), geleitet wurde. In der Hauptversammlung vom 30. Dezember 1918 wurde die Satzung des Logaubundes angenommen. Darin ist u.a. folgendes zu lesen: „Die unter dem Namen Logau-Bund Liegnitz (abgekürzt LBL) gegründete Arbeitsgemeinschaft schöpferisch tätiger Schriftsteller und Künstler hat ihren Sitz in Liegnitz. Der LBL setzt sich die Pflege des deutschen, insbesondere des heimatlichen Schrifttums zum Ziel. Jegliche Erörterung politischer und religiöser Angelegenheiten ist ausgeschlossen. Auf künstlerischem Gebiete besteht volle Freiheit. Der LBL besteht aus ordentlichen, außerordentlichen Mitgliedern und Bundesfreunden. Als ordentliches Mitglied kann jeder schaffende Schriftsteller und Künstler aufgenommen werden, der sich als solcher ausweist, als außerordentliches und Freund jeder Förderer der Bestrebungen des LBL. Sämtliche ordentlichen Mitglieder haben gleiche Rechte und Pflichten in allen Sitzungen. Der Beitritt ist bei einem ordentlichen Mitglied nachzusuchen. Der Einzuführende wird aufgenommen, wenn kein Widerspruch erfolgt.“ Ende 1922 zählte der Bund bereits über 200 Mitglieder, darunter einige Dutzende von literarisch oder künstlerisch aktiven Personen.

Die soziale Struktur ist mit derjenigen anderer Vereine dieser Art in der Weimarer Republik vergleichbar: die meisten Teilnehmer der Gruppenaktivitäten (Lesungen, Vorträge, Ausstellungen, Konzerte, Wanderungen und andere bürgerliche Geselligkeitsformen) und damit auch die wichtigsten Akteure der Vereinstätigkeit, sind Vertreter der Liegnitzer Lehrerkaste, die sich künstlerisch, literarisch oder literaturkritisch betätigen wollten. Die zweitgrößte Gruppe stellen Beamte, die drittgrößte dagegen Kaufleute und mittelständische Unternehmer dar. Als relativ groß ist der

Anteil der so genannten auswärtigen Mitglieder zu bezeichnen: an den Aktivitäten des Logaubundes Liegnitz wirkten Schriftsteller, Literaturhistoriker, Maler, Sänger und Musiker aus Berlin, Breslau, Düsseldorf, Görlitz, Grünberg, Halle, Hamburg, Hirschberg, Marburg, Schreiberhau und einigen oberschlesischen Städten mit.

Hönig, liberaler Politiker, Schriftsteller und anerkannter Gregorovius-Forscher – von Kochs Autorität unterstützt – wurde zu einer integrierenden Persönlichkeit, die dem Verein den Charakter einer wenigstens zum Teil pluralistischen literarischen Institution sicherte. Er berichtet, dass in der Gründungsperiode, also vor dem Erscheinen des ersten Heftes der Zeitschrift „Die Saat“ (Februar 1919) 21 geschlossene Sitzungen abgehalten wurden, in denen Programm- und Satzungsangelegenheiten besprochen und poetische Werke vorgestellt wurden. Andere Gründungsmitglieder des Logaubundes waren: Dr. Carl Seiffert, Lehrer am örtlichen Gymnasium, Konrad Urban (1878–1940), zum Zeitpunkt der Bundesgründung bereits ein bekannter Heimatschriftsteller, und Hans Zuchhold (1876–1953), promovierter Philologe und Historiker, Autor von Gedichten und Erzählungen. Gerade ihnen gelang es, innerhalb von einer kurzen Zeitspanne eine erhebliche Anzahl niederschlesischer Intellektueller, Dichter und Wissenschaftler im Logaubund zusammenzubringen. Mit der Zeit schlossen sich dem Bund Schriftsteller, Kritiker, Theaterleute, Musiker, bildende Künstler, Verleger und Buchhändler aus ganz Schlesien sowie aus anderen deutschen Provinzen und Städten an. In der Sitzung vom 18. Oktober 1920 wurde ein Beschluss über die Berufung einer Jugendgruppe des Logaubundes gefasst. Zu den Mitgliedern dieser Jugendgruppe gehörte ab 1921 auch der gerade aus Weimar von seinem kurzen Bauhaus-Aufenthalt zurückgekehrte siebzehnjährige Horst Lange (1904–1971). Zuchhold war derjenige seiner Lehrer, der dem gescheiterten Flüchtling half, beim Abitur „einige Schwierigkeiten zu überwinden. Er erkannte das große Talent.“⁵ Die geschickte Einbeziehung geschätzter Autoritäten in gemeinsame Vorhaben ermöglichte es, örtliche und auswärtige Mitglieder, auch angehende Literaten in Marktprozesse einzuführen. Dadurch wurde auch ein Ziel erreicht, das in der 1922 erneut veränderten Vereinssatzung formuliert worden war: „Der Logaubund Liegnitz [...] setzt sich die Pflege der deutschen Dichtung und Kunst, insbesondere die Förderung seiner eigenen schaffenden Mitglieder zum Ziel.“

Nach der überaus regen Vereins- und Vortragstätigkeit in den ersten Jahren traten ab 1923 Ermüdungserscheinungen ein. Die literaturfördernden Aktivitäten der Logaubündler treten entschieden zurück, nur selten kommen nach Liegnitz Gäste aus Breslau, geschweige denn aus anderen Kulturzentren der Weimarer Republik. Im Jahresbericht wird die veränderte Lage wie folgt geschildert: „Das verflossene 6. Vereinsjahr litt unter der Ungunst der Zeitverhältnisse. Immerhin ist geleistet worden, was geleistet werden konnte. Veranstaltet wurden 7 große Abende [...] und Jahreshauptversammlung, ferner Wanderungen nach dem Willmannsdorfer Hochberg, den Teichen bei Buchwäldchen, nach Straupitz und nach Leubus. Außerdem wurden noch 9 Vorstandssitzungen abgehalten. Die Bundeszeitschrift „Die Saat“ unter der

⁵ Oda Schaefer: *Horst Lange. Ein Lebensbild*. In: Horst Lange: *Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg*. Herausgegeben und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Mit einem Lebensbild Horst Langes von Oda Schaefer. Mainz 1979, S. 271.

bewährten Schriftleitung von Dr. Geyer konnte sich auch im vergangenen Jahre trotz aller Widerwärtigkeiten behaupten. Ebenso gelang es der besonderen Gruppe Saatgesellschaft drei Bücher: Konrad Urbans *Heidelieder*, Robert Frikels *Das kleine Opfer* und Hans Jansons *Die Nachtwandlerin von Le Tréport* zu veröffentlichen.“⁶ Selbst ein flüchtiger Vergleich mit den Veranstaltungsfolgen der vorangegangenen Jahre lässt einen erheblichen Rückgang feststellen.

Im Herbst 1923 traf die Hauptversammlung des Bundes die Entscheidung über einen Zusammenschluss mit zwei anderen Vereinen: dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein und der Deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft. Diese Entscheidung wurde allerdings nicht einstimmig getroffen. Im September trat der Vorsitzende Johannes Höning zurück, weil er – wie sein Sohn Eberhard Höning heute zu berichten weiß – mit der Auflösung eines wohl agierenden Vereins nicht einverstanden gewesen sei. In einer Vorankündigung im letzten als Organ des Logaubundes herausgebrachten „Saat“-Heft heißt es über den Zusammenschluss: „Mit den genannten beiden Vereinen wird sich am 16. Dezember, 11 Uhr vorm.[ittag], im Vereinshausaale, Gartenstr. 9, die Verschmelzung zu einem Vereine vollziehen, wozu die Jahres-Hauptversammlung bejahenden Beschluss gefasst hatte. Gleichzeitig findet die Vorstandswahl statt. Alle Mitglieder werden gebeten, hieran teilzunehmen, handelt es sich doch um eine bedeutende Versammlung, die den Grundstein zu dem zukünftigen Schaffen legen soll. Durch diese Maßnahme erhoffen wir vor allem eine mächtigere Entfaltung der kulturellen Tätigkeit in der jetzt schweren Zeit. Auch unsere auswärtigen Mitglieder bitten wir, treu zu uns weiter zu stehen. Unsere Zeitschrift „Die Saat“ bleibt erhalten. Auch die Saatbücherei wird weiter ausgebaut werden.“⁷

Letztere Ankündigungen bestätigten sich nur teilweise. Als Organ einer neuen Organisation, des Vereins für deutsche Bildung, „verstummt“ die Zeitschrift „Die Saat“, nachdem das Doppelheft 5/6 Mitte 1924 erschienen war. Die erste Nummer der neuen Folge, auch ein Doppelheft, ist vollständig dem Schaffen von Hermann Steh gewidmet. In vier Heften, die unter dem Patronat des Vereins für deutsche Bildung herausgegeben wurden, tauchen mehrere bereits aus früheren Zeiten bekannte Namen von Kritikern und Dichtern auf, u.a. Curt Mirau, Georg Thiel, Alfred Gramsch, Helmut Wocke, Hans Zuchhold, Viktor Ludwig und Johannes Höning. Die meisten seiner Gründer und Hausautoren setzten also die Zusammenarbeit mit dem Blatt auch unter den veränderten Bedingungen fort.

Die Sitzung vom 16. Dezember 1923 leitete Konrad Urban, zu diesem Zeitpunkt stellvertretender Vorsitzender des Logaubundes. Die neue Satzung wurde angenommen, der Vorstand gewählt. Urban berichtete im letzten Jahresbericht des LBL: „Aus dem Vorstande schieden aus: Direktor Kramer infolge Verzugs, Architekt Bannes, der eine Wiederwahl ablehnte, und infolge Niederlegung des Vorsitzes Dr. Johannes Höning. Dr. Höning übernahm den Vorsitz des Bundes im September 1918. Seiner rastlosen Tätigkeit ist es in erster Linie gelungen, den Bund auf die Höhe zu bringen,

⁶ Konrad Urban: *Jahresbericht des Logaubundes*. In: Die Saat. Monatsschrift für Literatur und Kunst. Zeitschrift des Logaubundes Liegnitz, 5. Jahrgang, November/Dezember 1923, Nummer 11/12, S. 190.

⁷ Ebd., S. 191.

zählte doch der Bund bei seinem Antritt etwa 30 Mitglieder, jetzt 230. Sein gediegenes literarisches Wissen, seine liebenswürdige Zuverlässigkeit und seine organisatorischen Fähigkeiten zogen weite Kreise heran und erzielten die hohe Einschätzung, deren sich der Bund jetzt erfreut. Den nicht geringen Schriftverkehr erledigte er meist selbst. Die großen Veranstaltungen führte er zum großen Teile selbst durch und hatte es immer und immer wieder verstanden, gute und hervorragende Kräfte in den Dienst unserer Sache zu stellen. Bedauerlich ist es drum, dass er aus verschiedenen Gründen den Vorsitz im September niederlegte. Als Bundesmitglied hat er erfreulicherweise auch seine weitere Mitarbeit versprochen. Unseres Dankes ist er für alle Zeiten sicher.“⁸ In einem Brief Hönigs an seinen Jugendfreund Carl Müller ist nur eine lakonische Notiz zu finden, in der die Überarbeitung als der einzige Grund für die Aufgabe des Postens des Vorsitzenden angegeben wird: „Den Vorsitz des Logaubundes habe ich niedergelegt. Es war mir nicht mehr möglich, 3 Ehrenämter zu versehen, oder ich hätte meine eigene literarische Beschäftigung ganz aufstecken müssen.“⁹ Zum Vorsitzenden des neuen Vereins wurde Dr. Theodor Schönborn (1876–1946) gewählt; Urban musste sich mit dem Posten seines ersten Stellvertreters zufrieden geben. Zu der Tag darauf veranstalteten Weihnachtsfeier im Logensaale wurden auch Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und der Deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft eingeladen. Die Geschichte des Logaubundes, eines der aktivsten Vereine im Schlesien der Zwischenkriegszeit, ging somit zu Ende.

Im ersten Heft der neuen Folge der Zeitschrift „Die Saat“ bringt Urban erneut einen kurzen Bericht über den Zusammenschluss: „Am 16. Dezember 1923 wurde der Verein durch Verschmelzung des Logaubundes, der Deutschkundlichen Arbeitsgemeinschaft und des Sprachvereins gegründet. Die Sitzung leitete der stellvertretende Vorsitzende des Logaubundes, Konrad Urban. Die Satzungen wurden genehmigt. Sie werden den Mitgliedern mit den Mitgliedskarten zugestellt werden. In den Vorstand wurden gewählt: Dr. Theodor Schönborn als Vorsitzender, Konrad Urban als erster, Reg.[ierung]-Baurat Schütte als zweiter stellvertretender Vorsitzender, Benno Hellmann als erster, Ernst als zweiter Schatzmeister, Frl. Dr. Schneider als erster, Dr. Wenz als zweiter Schriftführer, Dr. Geyer, Prof. Dr. Mende, Bannes als Beisitzer.“¹⁰ Erst sechs Wochen nach der Gründung des Vereins für deutsche Bildung wurde die Vortragstätigkeit neu- bzw. wiederaufgenommen. Die Themenwahl trug dem neuen Programm, in dem der nationale Gedanke dominierte, Rechnung. Über die erste Veranstaltung des neugegründeten Vereins wurde wie folgt berichtet: „Der am 31. Januar von Frl. Dr. [Dorothea] Zeglin (1886–1945) gehaltene Vortrag ‚Germanische Götter und Helden im Nibelungenring‘ kann als beste Einführung der neuen Vereinigung gelten. Der

⁸ Ebd., S. 190–191.

⁹ Brief vom 25. Januar 1924. Abgedruckt in: Agnieszka Włodarczak: *Johannes Hönig als Organisator des literarischen Lebens in Liegnitz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Dresden 2011, S. 195. Im selben Brief beschwert sich Hönig über die politische Lage in der Region: „Dass die Verhältnisse im engeren Niederschlesien nicht günstig liegen, das empfindest Du freilich wohl selber. [...] Ja es ist, da sich die Verhältnisse örtlich beinahe kulturkampfmäßig zuspitzen, jetzt vielleicht noch schwerer als noch vor einigen Jahren.“ In: Ebd., S. 194.

¹⁰ Konrad Urban: *Verein für deutsche Bildung*. In: *Die Saat*, 6. Jahrgang, Januar/Februar 1924, Nummer 1/2, S. 40.

tiefdurchdachte Vortrag erntete den reichsten Beifall des gutbesetzten Hauses.“¹¹ Die in der ersten Phase dichte Veranstaltungsfolge war mit der Übernahme des Logaubundes durch den Verein für deutsche Bildung zu Ende.

II

Die Wahl des barocken Dichters Friedrich von Logau als Namenspatron für die sich in der Regierungshauptstadt Liegnitz konstituierende Vereinigung muss als eine wichtige kulturpolitische Entscheidung ausgelegt werden. Der mit der Namensgebung signalisierte Anschluss ans Schlesische entsprach wohl den Erwartungen der meisten Beteiligten aus Nieder- und Oberschlesien, aber auch aus dem übrigen Reich: Schlesien und das Rheinland galten als die von fremder Habgier bedrohten Regionen, die es zu verteidigen gilt. Die sinnstiftende Funktion dieses Namens ergibt sich aber auch daraus, dass Logau für einen „vaterländischen“ und „ausländerfeindlichen“ Schriftsteller gehalten wurde. So fand man als Patron einen Schlesier, dem man außer dem altbewährten Patriotismus auch die ganz „moderne“ düstere Stimmung, die auf die enttäuschten Kriegserwartungen zurückzuführen war, zu attestieren glaubte. „Der Dichter, der in so jammervoller Zeit so mannhaft sein Schicksal trug, darf mit gutem Recht seine Stimme wieder erklingen lassen in unsern Nöten, die jenen des Dreißigjährigen Krieges ähnlich sind“¹², urteilte 1921 Hans Zuchhold.

Friedrich von Logau (1604–1655)¹³ blieb in seinem Jahrhundert ein verkannter Dichter. Erst die Epoche der Aufklärung schuf Bedingungen für seine Entdeckung als Verfasser von Sinngedichten, die es erlaubten, ihn „mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten.“¹⁴ Erst spät erkannte man in ihm einen Mystiker und zu naturphilosophischen Spekulationen neigenden Denker: „Er ist vielleicht der seltene, glückliche Typus des Menschen im 17. Jahrhundert, der sich seine von Natur unproblematische Veranlagung erhält und in starker subjektiver Selbstbeobachtung klar die Grenzen seines Ich und seiner verstandesmäßigen Jenseitsspekulationen erkennt. Niemals nimmt er sich selbst die sichere Grundlage seiner lutherischen Rechtfertigungsgläubigkeit durch seine überfeinerte rationale Todesspekulation. [...] In ihm lebt der beobachtende, schnell kritisierende Gegenwartsgeist, dem die Tausende seiner Sinnsprüche entspringen.“¹⁵

¹¹ *Verein für deutsche Bildung*. In: Die Saat, 6. Jahrgang, März 1924, Nummer 3, S. 72.

¹² Dr. Hans Zuchhold: *Wilhelm Müller-Rüdersdorf, „Die Fruchtschale Friedrichs von Logau. Eine Auslese aus des Dichters Spruchernte“*. In: Die Saat, 3. Jahrgang, August 1921, Nummer 8, S. 124.

¹³ Eine ausführliche Lebensbeschreibung sowie einen schlichten Überblick über das Werk des Dichters bringt die Einleitung zu der Ausgabe: *Sinngedichte von Friedrich von Logau*. Herausgegeben von Gustav Eitner. Leipzig 1870, S. V–LIV.

¹⁴ Vorrede zu: *Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher*. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C.W. Ramler und G.E. Lessing. 1759. Zit. nach: *Lesings Werke. Siebenter Teil: Recensionen. Vorreden. Wörterbuch zu Logau. Litteraturbriefe*. Herausgegeben von Dr. R. Boxberger. Berlin und Stuttgart [o. J.], S. 86.

¹⁵ Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert: *Das Problem des Todes in der deutschen Lyrik des 17. Jahrhunderts*. Leipzig 1931, S. 70.

Die Wahl Friedrich von Logaus zum Schirmherrn bestätigt den eigenartigen Kult um den berühmten Dichter des schlesischen Barock in Niederschlesien in der ersten Periode nach der Beendigung des Ersten Weltkrieges. Eine genaue Übersicht von Zeitschriften, Tageszeitungen und Anthologien aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts bestätigt gerade die These von der Wiedergeburt seiner moralisierenden Schriftstellerei: Logaus Epigramme erscheinen regelmäßig in einigen Liegnitzer, Schweidnitzer und Breslauer Periodika. Wilhelm Müller-Rüdersdorf (1886–1945) gibt 1921 zum Auftakt seiner Mitgliedschaft beim Logaubund Liegnitz eine Auswahl aus dem Werk des Dichters unter dem Titel *Die Fruchtschale Friedrichs von Logau. Eine Auslese aus des Dichters Spruchernte* (Görlitz 1921) heraus. Ein Jahr danach lässt er in seiner Anthologie *Der Schlesierbaum*¹⁶ eine Auswahl von Logaus Sprüchen erscheinen. In der Vorrede zu dieser Sammlung wird auf die „Notzeit des Dreißigjährigen Krieges“ rekurriert, aus der „kernhaft Friedrich von Logau aufragt, der Altmeister des Sinngedichtes. Ein ethisch hochgerichteter Wegzeiger im Strudel zielwirrer und entarteter Zeitgenossen. Lässt er auch die künstlerisch reife Formgebung nicht vermissen.“¹⁷ Die Entscheidung der Gründer des Logaubundes muss man als wichtige programmatische Aussage verstehen, denn damit beabsichtigten sie wohl, den Mitgliedern einen Weg zum gesellschaftlichen und politischen Engagement zu weisen.

Die große Popularität des bei Nimptsch in Niederschlesien geborenen Poeten ist zweifelsohne auf die äußerst komplizierte politische Situation im Nachkriegsdeutschland zurückzuführen. Friedrich von Logau, ein patriotisch gesinnter schlesischer Beamter und Verfasser von zu seinen Lebzeiten kaum beachteten und erst später durch Lessing wiederentdeckten Sinngedichten, galt als ein äußerst kritischer Zeitgenosse, der in seinen Schriften u.a. die Ursachen des damaligen „deutschen Elends“ zu diagnostizieren versuchte. Die Entscheidung der Liegnitzer Literaten über die Benennung ihres Vereins musste aber in der Stadt an der Katzbach auf Widerstand gestoßen sein. Es fehlte nicht an kritischen Stimmen, in denen die Frage danach gestellt wurde, ob die Größe des Patrons nicht in einem allzu krassen Widerspruch zu künstlerischen und organisatorischen Möglichkeiten einiger örtlicher Literaturliebhaber, die ihrer Vereinigung den stolzen Namen Logaubund gaben, stehe. So bemängelte z.B. im vierten Jahr der Existenz des Vereins Julius Fey Aktivitäten, die seinem Patron zum Durchbruch hätten verhelfen können: „Logau hat keineswegs nur für seine Zeit geschrieben. Um so mehr ist es zu bedauern, dass er trotz Lessings Bemühungen selbst heute noch nicht nach Verdienst geschätzt wird, ja fast unbekannt ist. Dies gilt auch für Liegnitz, die letzte Stätte seines Wirkens. Zwar gibt es hier sogar einen ‚Logaubund‘, der aber (lucus a non lucendo) für Logau bisher so gut wie nichts getan hat; denn die von Müller-Rüdersdorf veranstaltete Auswahl ist ebenso dürftig wie in der Anordnung verfehlt.“¹⁸ Im Jahre 1925, also erst nach der Auflösung des

¹⁶ Friedrich von Logau: *Spruchfruchtschale*. In: *Der Schlesierbaum. Eine Dichterlese vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. 1. Band: *Das Buch der schlesischen Versdichtung*. Görlitz 1922, S. 8–9.

¹⁷ Wilhelm Müller-Rüdersdorf: *Vorrede*. In: Ebd., unpaginiert.

¹⁸ Julius Fey: *Friedrich von Logau*. In: *Niederschlesien. Zeitschrift für Heimatschutz und Heimatkultur*, 2. Jahrgang, Heft 12. Liegnitz 1922, S. 382.

Logaubundes, gab Fey seine eigene Auslese von Logaus Sinngedichten heraus¹⁹; in der Einleitung verliert er kein Wort über die damals bereits der Vergangenheit angehörende Liegnitzer Vortragsvereinigung.

Der Wortführer der Liegnitzer literarischen Szene, Johannes Hönig, hebt sowohl die Ähnlichkeit zwischen der politischen Lage nach dem Dreißigjährigen Krieg und derjenigen nach dem Ersten Weltkrieg als auch die Liegnitzer Episode im Leben des Dichters hervor. Er erläutert die Entscheidung seiner Bundesgenossen über die Namensgebung wie folgt: „Es hat schon zu mancherlei Zweifeln Veranlassung gegeben, warum unser Schriftsteller- und Künstlerbund sich gerade nach dem Dichter Logau benenne. In der Tat soll der Name nur in beschränktem Umfange eine Ankündigung der Bestrebungen bedeuten. Nur der Umstand, dass die Geburtsurkunde des Logaubundes in den großen Krieg fiel, in dem deutsches Sinnen und Trachten ähnlich bedroht war wie zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, während dem Logau sich zu einem der deutschesten Schriftsteller entwickelte, sollte für uns anspornend und zukunftsweisend sein. Noch mehr aber wohl war es die örtliche Bedeutung des Namens Logau für Liegnitz, die die Gründer des Bundes auf den Gedanken brachte, Friedrich von Logau auf ihren Schild zu erheben. Ist er doch am 24. Juli 1655 in Liegnitz als Herzoglicher Rat gestorben, wenn schon die größte Zeit seines Schaffens der Schwesterstadt Brieg angehört.“²⁰ Ähnliche Töne erklingen in einer weiteren Rechtfertigung für die Wahl des Patrons, die Hönig einige Jahre später verfasste: „Als sich im Winter von 1917 zu 1918 einige Liegnitzer Schriftsteller und Dichter zu einem Bunde zusammentaten, der nicht nur für Liegnitz, sondern für das engere Niederschlesien eine dichterische Sammelstätte bilden sollte, konnten sie keinen besseren Namen finden als jenen des Dichters Logau, der aus einer ähnlichen Kriegslage Deutschlands heraus mannhafte Worte der Selbstbesinnung und der rücksichtslosen Wahrheit, Stachelverse des Grolles gegen die Entartungserscheinungen des Krieges und Trostsprüche der Zuversicht auf die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes gefunden hatte.“²¹

Max Koch hingegen wusste es, Friedrich von Logau, den barocken Dichter aus Schlesien, mit den aktuellen politischen Problemen, allen voran mit der rheinländischen Frage in Verbindung zu bringen:

Im Logaubund vergessen wir natürlich nicht, dass unter unseres Schutzherrn vielen bedeutsamen Sinnsprüchen auch einer den Rhein als ‚Ehrenrichter‘ aufruft:

„Wenn der Rhein jetzt hielt Gerichte
Ueber Eh- und Ehrenfrüchte:
Lieber, welche fette Fische
Würden kommen draus zu Tische?“²²

¹⁹ *Logau redivivus. Zweihundertfünfzig Kernsprüche Friedrich von Logaus.* Zeitgemäß ausgewählt und geordnet von Prof. Dr. Julius Fey. Verlag von H. Krumbhaar, Liegnitz 1925.

²⁰ J[ohannes] Hönig: *Andreas Gryphius*. In: Die Saat, Heft 4, Oktober 1919, S. 7.

²¹ Johannes Hönig: *Von Liegnitzer Dichtern*. In: Wir Schlesier! Halbmonatsschrift für schlesisches Wesen und schlesische Dichtung, 2. Jahrgang, Nr. 19. Schweidnitz, den 1. Juli 1922, S. 289–290.

²² Max Koch: *Vaterländische Dichter und Dichtungen*. In: Die Saat, 6. Jahrgang, Mai/Juni 1924, Nummer 5/6, S. 111.

Nationalistische Töne erklingen in Hans Heckels (1890–1936) Porträt des Brieger-Liegnitzer Epigrammatikers. Der Schüler von Max Koch, wie sein Meister Mitglied des Logaubundes, versucht in seiner metaphernreichen Darstellung das Deutschtum und das Schlesiertum Friedrich von Logaus folgendermaßen in Einklang zu bringen: „Er ist Deutscher ganz und gar, so stark, dass sein Deutschtum sich auch gegen den humanistischen Grundzug der Zeit siegreich durchsetzt. Die schlesische Stammesart bekundet sich in dem liebenswürdig heiteren, harmonisch geklärten Wesen des Mannes, den erst trübe Erlebnisse und der Anblick des allgemeinen Niederganges zum zürnenden und strafenden Sittenrichter machten. [...] Alles in ihm ist Gesundheit und Maß; er bleibt einer der gewinnendsten Vertreter des sicher in sich selbst ruhenden charaktervollen Durchschnittsmenschentums in unserer Dichtung, dessen heller und scharfer Verstand das Verkehrte und Fratzenhafte ohne große Geste, aber wirkungsvoll und treffend geißelt und abwehrt. Seine Größe macht es aus, dass dieses sein Menschentum in sein Werk eingeht, dass er nicht bloßer Kötter und Formvirtuose bleibt, wie die führenden Literaten. Er spinnt sich nicht selbstgenügsam in Gelehrsamkeit und Handwerksdünkel ein, sondern lässt offenen Sinnes das Leben auf sich wirken und nimmt temperamentvoll Stellung zu Welt und Menschen.“²³ An einer anderen Stelle beklagt Heckel, dass Logau ganz schnell vergessen wurde. „Dass Logau noch dem heutigen Menschen etwas bedeutet, zeigt die vor einigen Jahren in seinem Geiste erfolgte Gründung des Logaubundes in Liegnitz. Aber damals, als die große Ausgabe seiner Sinngedichte herauskam, war für diese klare, helle, verständige, schmucklose Kunst kein empfängliches Publikum mehr vorhanden. Die Neigung dieser Zeit gehörte schon der strak gewürzten Nerven- und Rauschkunst des Barock.“²⁴

Erst in den dreißiger Jahren sieht sich Hans Zuchhold wieder veranlasst, ein Urteil über den Patron des damals bereits der Vergessenheit anheimgefallenen Logaubundes zu fällen. Für den konservativen Intellektuellen seien die beiden aus Nimptsch bzw. der Umgebung von Nimptsch stammenden Poeten des Barock, von Lohenstein und von Logau, Vorläufer einer nun anzustrebenden (lies: völkisch-nationalen) Literatur gewesen. Seine Überzeugung bringt er in seiner kurzen schlesischen Literaturgeschichte mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Ihrem Inhalte nach kann diese Dichtung zu den wertvollsten Leistungen des Jahrhunderts gerechnet werden; denn sie offenbart ein stolzes Gefühl von Deutschheit, unsere germanischen Vorfahren sind hier als das wahre und einzige Heldenvolk der Vergangenheit geschildert worden. Um dieses nationalen Zuges willen wollen wir Daniel Caspers von Lohenstein allzeit ehrend gedenken, ebenso wie des bekannten Dichters der Sinngedichte, des Friedrich von Logau, der im Nimptscher Lande geboren, in Brieg und in Liegnitz in herzoglichen Diensten tätig war. Mannhaft hat er in seinen Epigrammen gekämpft für deutsche Art und gegen alle Verwelschung in Sprache, Tracht und Sitte.“²⁵ Im An-

²³ Hans Heckel: *Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien*. Erster Band: *Von den Anfängen bis zum Ausgange des Barock*. Breslau 1929, S. 221.

²⁴ Ebd., S. 227.

²⁵ Hans Zuchhold: *Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter*. Breslau 1937, S. 20.

hang zum Kapitel über ältere deutsche Literaturgeschichte zitiert er einige Sprüche von Friedrich von Logau.

Ganz selten wird die Person bzw. das Werk von Logaus Gegenstand literarischen Interesses der einzelnen Bundesmitglieder. Sein Name erscheint z.B. in einem späten Gedicht von Herbert Malige (1903–1961), das der Laiendichter seiner Heimatstadt widmet:

Poesie seit Logaus Epigrammen
Niemals Deine Zaubergasse mied,
blaue Blume, goldne Herzensflammen
wurden immer in Dir Sang und Lied.²⁶

Schlüsselwörter

Friedrich von Logau, Liegnitz, Schriftstellervereinigungen, Rezeption der Barockliteratur

Abstract

Logaubund was an association of writers and visual artists from the Lower Silesia, which was founded soon after the end of the World War I and remained active until 1923. Its patron, Baroque Silesian writer Friedrich von Logau (1604-1655), belonged to the most popular representatives of German Baroque at that time. The article presents various forms of reception of his output, it also analyses the reasons for his works' popularity in the interwar Germany.

Keywords

Friedrich von Logau, Liegnitz, association of writers, reception of Baroque literature

²⁶ Herbert Malige: *Liegnitz*. In: Liegnitzer Heimatbrief. Lübener Heimatblatt. Heimatzeitschrift der Niederschlesier, 14. Jahrgang, Nr. 4, 25. Februar 1962, S. 57.

◆ II ◆

Die „Heinestrophe“

*Meinem Doktorvater,
Prof. Dr. Marian Szyrocki,
in Dankbarkeit gewidmet*

Trotz der umfangreichen Spezialliteratur, die in den letzten 160 Jahren über das Werk Heinrich Heines entstanden ist, findet man nur wenige Titel, die seine Verskunst behandeln. In ihren Untersuchungen befassen sich die Literaturwissenschaftler und -kritiker vorwiegend mit der Interpretation seines Gesamtwerkes, mit dem Platz, den er in der deutschen Literaturgeschichte einnimmt, seiner journalistischen Tätigkeit sowie schließlich mit der kritischen Wertung der Wirkungsgeschichte seiner Dichtungen. Heines Verskunst dagegen fand im Rahmen der literaturwissenschaftlichen Betrachtung bisher eine eher stiefmütterliche Behandlung.

Heinrich Heine (1797-1856) ist vor allem Lyriker und als solcher hat er sich seinen festen Platz nicht nur in der deutschen, sondern auch in der Weltliteratur gesichert. Seine Lieder, etwa die aus dem „Buch der Lieder“ (1827), fanden rasch eine weitgehende Verbreitung und erfreuten sich einer derartigen Beliebtheit, dass sie zu Lebzeiten des Dichters sogar dreizehnmal neu verlegt wurden¹ und jedes Mal sofort vergriffen waren. In dem vorliegenden Aufsatz konzentriert sich der Autor daher auf das Hervorheben dieser rhythmischen, stilistischen und klanglichen Mittel, die Heine in seiner Dichtung bevorzugte und die zum bleibenden Wert seiner Lieder beitragen.

Sowohl die Formen der Lyrik als auch die angewandten Gestaltungsmittel haben ihre Vorbilder. In der Geschichte der Lyrik treten eher selten neue, noch nie dagewesene Formen auf (vgl. Schultz, Rhythmus, 1970, S. 143). Eine Unterscheidung verschiedener Stile von der äußeren Form her sei dennoch möglich, weil die lyrischen Gestaltungsmittel verschieden kombiniert werden können. Die Mittel der Heineschen Lyrik sind nicht neu. Es soll daher versucht werden, der Verbindung von bestimmten Rhythmus- und Inhaltsstrukturen, die den typischen Stil Heines prägen, auf die Spur zu kommen. Da die überwiegende Mehrheit der Verse dem Versforscher schriftlich zukommt, ergibt sich die Frage: wie habe ich zu messen oder wie sollte nach dem

¹ Im Oktober 1827 – erste Auflage bei Hoffmann und Campe in Hamburg. Inhalt: Junge Leiden, Lyrisches Intermezzo, Die Heimkehr, Aus der Harzreise, Die Nordsee. Oktober 1837 – zweite Auflage ebenso bei Hoffmann und Campe in Hamburg; August 1839 – dritte Auflage; September 1841 – vierte Auflage; September 1844 – fünfte Auflage; März 1847 – sechste Auflage; Januar 1849 – siebente Auflage; Januar 1851 – achte Auflage; Februar 1851 – neunte Auflage; Juli 1852 – zehnte Auflage; Oktober 1853 – elfte Auflage; Oktober 1854 – zwölfte Auflage; 1855 – dreizehnte Auflage, alle ebenso bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

Willen des Urhebers gemessen werden? Es ist sicher nicht leicht, über zahlreiche Verschiedenheiten beim Vortragen eines Gedichtes hinweg zu einer möglichst gültigen Form des Rhythmus vorzudringen. Nicht nur der Rhythmus, sondern auch eine ganze Reihe von mannigfaltigen Besonderheiten, Merkmalen und Eigenschaften, auf die man während der Untersuchungen stößt, entscheiden über den individuellen und originellen Wert der Dichtungen. Sie bewegen sich im Bereich des Hörerlebnisses, also dessen, was auch unser mehr oder weniger geschultes Ohr wahrzunehmen vermag.

Der Begriff „Heinestrophe“ wurde von Andreas Heusler (Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 1233) in die Verslehre eingeführt. In den knappen Untersuchungen zur Verskunst Heinrich Heines wurde er jedoch nicht verwendet. Es mag vielleicht daran liegen, dass ihn weder Heusler seit seiner Prägung vor über 60 Jahren noch die nach ihm folgenden Versforscher zu erklären und zu definieren versuchten, obwohl das ein echtes literar-wissenschaftliches Anliegen gewesen wäre.

Für Jordan war die „Heinestrophe“ eine glückliche Variation einer halben Nibelungenstrophe“ (Jordan, *Vers*, 1969, S. 28). Ihr Reim sei oft nicht streng und dadurch entweder höchst natürlich oder barock witzig. Was Heine so leicht komponierbar macht, meint Batka, sei u.a. die volksliederartige Strophenbildung (Batka, Heine, 1906, S. 663). Hessel spricht oft von „ganz einfachen volkstümlichen Dichtungsstrophen“ (Hessel, *Form*, 1889, S. 47-68). Er schreibt: „Die kurzen Zeilen, deren Ende meist mit einem Sinnabschnitt zusammenfällt, zerlegen das Satzganze in kleine Gruppen von Wörtern, die inhaltlich zusammengehören. (...) Bei den kurzen Zeilen folgen die Reimworte, auch wenn sie eine Zeile überschlagen, doch für das Ohr sind sie so rasch, daß sie deutlich auffallen und das Gefühl erwecken, daß eine dichterische Form vorliegt. (...) Die Abwechslung ml:wb-Schlüsse schmiegt sich dem Sprachgeist an“ (Hessel, *Form*, 1889, S. 63).

Für Ermatinger „wiederholt sich immer wieder, bis zur Eintönigkeit, der drei- oder vierhebige Vierzeiler“ (Ermatinger, *Lyrik*, 1925, S. 226). Heine wende entweder die üblichen Formen des Volksliedes an, z.B. in den Gedichten „Beide Grenadiere“ oder „Wallfahrt nach Kevlaar“, oder er mache nach der Art der Romantiker metrische Jongleurstückchen, so in der Kirchhofphantasie der „Traumbilder“ „Ich kam von meiner Herrin Haus“. Doch neue, ursprüngliche Strophengebilde habe er keine geschaffen (vgl. Ermatinger, *Lyrik*, 1925, S. 226). Ermatinger setzt fort, der drei- oder vierhebige Vierzeiler wiederhole sich mit einer oder zwei Senkungen zwischen den Hebungen, oft ohne Rücksicht auf die Stimmungsfarbe. Heine habe jedoch „den feisten Sinn für das Anpassen des metrischen Gewandes an die Liedseele“ (Ermatinger, *Lyrik*, 1925, S. 226).

Für Hessel fußt die „Heinestrophe“ auf dem Hildebrandston. Heines Strophen seien durchwegs vierzeilig, also zweigeteilt, dreigliedrige Strophen habe er nur ganz selten geschaffen. Hessel erinnert, dass die berühmteste Strophenform des deutschen Mittelalters die Nibelungenstrophe sei. Die Abart dieser Strophe, Binnenreime an der Zäsurstelle, das Maß der letzten Halbzeile sei auf das der Übrigen herabgesetzt und man wähle den jambischen Gang statt der früher herrschenden Freiheit, nach Belieben jede Zeile betont oder unbetont anzufangen, ist der Hildebrandston. Gewöhnlich schrieb man die so abgeänderte Strophe in 8 Kurzzeilen. Diese Strophenart blieb in volkstümlichen Liedern, Kirchenliedern, z.B. bei Paul Gerhardt „Befehl du deine

Wege“. Man hätte jetzt lieber 4 kurze Zeilen zu einer Strophe zusammengestellt, statt acht: Goethe: „König in Thule“, „Schäfers Klagelied“.

Da droben auf jenem Berge,
da steh ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Heine habe schon im Traumbild „Der Kirchhof“ mehrere Abschnitte in diesem Metrum eingefügt: „Ich war ein Schneidergeselle / Mit Nadel und mit Scher“, „Ich war ein König der Bretter / Und spielte das Liebhaberfach“. Im „Lyrischen Intermezzo“ und in der „Heimkehr“ komme bei Heine die Vorliebe für dieses Metrum richtig zum Durchbruch. Er habe in den 77 Liedern „Eines reisenden Waldhornisten“ von Wilhelm Müller dieses Metrum, auf modernen Ton gestimmt, gefunden. Von 65 Liedern, des „Lyrischen Intermezzo“ seien 36, von den 88 „Der Heimkehr“ 38 im Hildebrandston gedichtet. Die sog. „neue Nibelungenstrophe“ sei für das Ohr identisch mit dem einfach gereimten Hildebrandston. Für das Auge seien die beiden Metren verschieden. Die „neue Nibelungenstrophe“ fasse je zwei vierzeilige Strophen in eine achtzeilige zusammen, aber je 2 Kurzzeilen seien als eine Langzeile geschrieben. Der alte Unterschied verschwinde, sobald man ein Lied von Heine in Langzeilen schreibe: „Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh` . Ihn schläfert; mit weißer Decke umhüllen ihn Eis und Schnee. Er träumt von einer Palme, die fern im Morgenland, Einsam und schweigend trauert auf brennender Felsen Wand“. Heine hätte mit Hilfe dieses Versmaßes einen ungewöhnlichen Wohlklang hervorgebracht: „Du schönes Fischermädchen“, „Der Mond ist aufgegangen“, „Auf Flügeln des Gesanges“, „Was will die einsame Träne“, „Du bist wie eine Blume“, „Ich wollt´ meine Schmerzen ergössen“, „Du hast Diamanten und Perlen“, „Ich steh´ auf des Berges Spitze und werde sentimental“, „Ich bin die Prinzessin Ilse“. Im „Neuen Frühling“ seien es 8 Gedichte verfasst in dieser Form, u.a.: „Die blauen Frühlingsaugen“. In seiner Pariser Zeit nehme dieses Versmaß leicht ab (Hessel, Form, 1889, S. 56ff).

Die Strophenform des „Wintermärchens“ sei nach Kaufmann „das sogenannte Vagantenpaar“. Kaufmann schreibt, dass die Strophenform des „Wintermärchens“, das „Vagantenpaar“ in Deutschland schon vor der mittelhochdeutschen Blütezeit auftrete (Heusler, Bd. II, §732, 733, 743) und sie finde sich in den folgenden Jahrhunderten in der volkstümlichen Dichtung recht häufig; so im Volkslied und in der Volksballade: „Es liegt ein Schloß in Österreich, / Das ist gar schön gebauet...“ oder „Es reit´ der Herr von Falkenstein, / Wohl über eine breite Haide...“. Das Kirchenlied des 16. bis 18. Jahrhunderts bediene sich dieser Form sehr oft, meist als Anfang einer sieben- oder merzeiligen Strophe: „Ein´ feste Burg ist unser Gott, / Ein´ gute Wehr und Waffen“ (Luther) (Kaufmann, Deutschland, 1959, S. 106). Kaufmann stellt darüber hinaus fest (106f), daß die Vagantenstrophe im 18. Jahrhundert bei den Bemühungen der Lyriker um Volkstümlichkeit eine große Rolle gespielt hätte, und zwar entweder wie im Kirchenlied als erster Teil einer sieben- oder merzeiligen Strophe, in Goethe´s „Totentanz“, in Bürger´s „Lenore“ oder auch, etwas seltener, als einfacher Vierzeiler – Goethe: „Die wandelnde Glocke“, Bürger: „Frau Schnips. Diese volkstümlichen

Formen Goethe's und Bürger's hätten im 19. Jahrhundert am meisten Schule gemacht. Die Romantik gehe jedoch in der Aneignung der Volksliedform einen Schritt weiter. Während im 18. Jahrhundert die regelmäßige Taktfüllung noch vorherrsche, z.B. „Lenore“ u.a. rein jambisch, „Der Totentanz“ – fast ausschließlich anapästisch, finde man jetzt häufiger den im Volkslied üblichen Wechsel von ein- und zweisilbigen Senkungen: „Wohl über eine breite Haide“ (Der Herr von Falkenstein) „Da reist ich nach Deutschland hinüber“ (Wintermärchen). Heine machte im „Wintermärchen“ von allen metrischen Freiheiten des Volksliedes ausgiebig Gebrauch, gehe jedoch auch kam darüber hinaus. Das strophige Grandmodell: die zweimalige Abwechslung der vierhebigen Zeile mit einsilbigem Versschluß und der dreihebigen Zeile mit klingendem Reim werde in keiner der 508 Strophen des Gedichtes ganz aufgegeben. Nach Kaufmann versucht Hessel das Metrum des „Wintermärchens“ auf das Komische festzulegen: „Der komische Charakter haftet so fest an dieser Strophenart, daß förmlich eine Wechselwirkung festgestellt werden kann, in der Art, daß Heine, sobald er komische Wirkungen erzielen will, die beschriebene Strophenart braucht, aber auch, wenn er ohne diese Absicht sie anwendet, eben durch das Versmaß wider Willen ins Komische gerät“ (S. 107). Kaufmann stellt fest, dass das Vagantenpaar von Heine in beinahe hundert verschiedenen Gedichten gebraucht werde, die den unterschiedlichsten Inhalt hätten und die gegensätzlichsten Stimmungen ausdrückten (Kaufmann, Deutschland, 1959, S. 108 und passim).

Die wahre Freiheit des deutschen Rhythmus findet Gödeke („Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung“, zit. nach Remer, *Verskunst*, 1890, S. 173) in der Heineschen „kleinen vierzeiligen Volksliedstrophe“. Remer spricht von der Heineschen „Lieblingsstrophe“, die „in ihrem Ursprung auf die Nibelungenstrophe zurückgeht“. Er schreibt: Diese Lieblingsstrophe „ist durchaus deutsche Form, auf deutschem Boden erwachsen und mit deutschem Geist genährt; in ihrem Ursprung geht sie auf die Nibelungenstrophe zurück, welche sie gewissermaßen durch Selbstteilung gezeugt hat: zwei Heine'sche Strophen machen eine Nibelungenstrophe. (...) Es ist interessant zu beobachten, wie in der Melodie zur 'Lorelei' die ursprüngliche Form der Strophe auflebt. Sie faßt nicht nur die zwei Strophen wieder zu einer zusammen, sondern entspricht auch, was ihren Bau betrifft, in Ordnung der Stollen und des Abgesanges genau der alten Strophe“ (Remer, *Verskunst*, 1890, S. 173).

Die Heusler'sche Behauptung, dass „bei Keinem der deutsche Vierzeiler so zur entschiedenen Hauptform geworden ist, wie bei Heine“, dass es eigentlich eine „Vielfheit von Formen“ sei und dass „der Name 'Heinestrophe' wohl diesen ganzen Vierzeilerreichtum decken soll“, erleichtert wesentlich die Beschreibung und Erklärung dieses umfangreichen Begriffes. Heusler schreibt: „Die Gruppenbildung innerhalb des engen Rahmens ist bewunderswert mannigfaltig (über 30 Vierzeilertypen mit freier Füllung) bei ziemlich gleichbleibender Handhabung des inneren Baues. Der weitaus häufigste Strophentyp ist k:x/s:a/, also der halbe Hildebrandston mit Anversweise; die Form von Goethes Bergschloß“. Zur Veranschaulichung gibt Heusler diese Zahlen an: „Band I der Elsterschen Ausgabe hat 518 Nummern. Davon entfallen auf: antike Maße, 0, Sonett und Stanze 19, sonstige Strophen mit gereimten 5füßigen Jamben 11, Blankverse 5, spanische Trochäen (§1009) 28, Freie Rhythmen

20: zusammen 83. Von den 435 übrigen, mehr heimatlichen Nummern sind 65 jambisch, 137 trochäisch; es bleiben 233 für den füllungsreichen Viertakter (einschließlich 4 reimlose Stücke und 7 gereimte mit Zweitaktern). 200 Nummern gehören dem gereimten freigelegten Vierzeiler; davon 165 aus 2 gleichen, 6 aus 2 ungleichen Langzeilen; 20 aus 2 kurzen Reimpaaren, 9 mit umschließendem Reim“ (Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 1233).

Auf jeden Fall besteht die ‘Heinestrophe’ aus vier Kurzzeilen, die entweder drei oder vier Hebungen sprachlich realisieren. Dadurch lassen sich unterschiedliche Kadenzentypen aufstellen: wenn eine Verszeile alle vier Hebungen sprachlich verwirklicht, geht sie entweder männlich oder weiblich aus; wenn es nur drei sind, enden die Zeilen entweder stumpf oder klingend. Die meisten Gedichte lassen sich wegen der regelmäßigen Zeilenausgänge in den Strophen zu größeren Gruppen zusammenfassen, die ein einheitliches metrisches Schema aufweisen. Der am häufigsten gebrauchte Strophenotyp ist dieser: kl:s:kl:s (115 Gedichte). Die ungeraden Zeilen enden klingend, die geraden stumpf. Der vierte Takt ist sprachlich nirgends verwirklicht. Es ist eine halbe Hildebrandsstrophe, die Form von Goethes „Es war ein König in Thule“ oder des Volksliedes „Der Winter ist vergangen“.²

In diesem „halben Hildebrandston“ lässt Heine am häufigsten die ungeraden und die geraden Zeilen miteinander reimen. Es ist eine Nachahmung der weiterentwickelten Hildebrandsstrophe mit End- und Zäsuren (vgl. Arndt, *Verslehre*, 1968, S. 142). Heine unternimmt den Versuch, dem überlieferten metrischen Schema andere Reimkombinationen abzugewinnen: er lässt gern nur die geraden Zeilen miteinander reimen, die ungeraden bleiben Waisen: abcb. Auch der Paarreim aabb klingt in Verbindung mit den klingend-stumpfen Kadenzentypen meisterhaft.

An zweiter Stelle kommt das Vagantenpaar³ (110 Gedichte) mit diesem Strophenotyp: ml:kl:ml:kl. Heine reimt die Verszeilen oft gekreuzt abab oder er lässt nur die geraden miteinander reimen, die ungeraden bleiben Waisen: abcb.

In 33 Gedichten findet man dieses auftaktlose Achtakterlangzeilenpaar wb:ml:wb:ml, meistens gekreuzt gereimt. Auch ohne Auftakt (trochäisch) erscheint es in 62 Liedern, meist nur in geraden Zeilen durchgereimt abcb (vgl. Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 744).

² Vgl. Otto Paul, Ingeborg Glier: *Deutsche Metrik*, S. 68f. Die Hildebrandsstrophe besteht aus vier völlig gleichgebauten Langzeilen (also ohne die „Schlußbeschwerung“ der Nibelungenstrophe) mit dem Wechsel von klingender und stumpfer (weiblicher und männlicher) Kadenz in An- und Abvers; späterhin mit End- und Zäsuren. Sie findet sich nicht nur im Spätmittelalter weit verbreitet (Meistersang, geistliches Spiel, geistliches Volkslied, Heldenbuch), sondern sie lebt in mancher Abwandlung auch in der Neuzeit fort, besonders im Lied und in der Ballade (hier nur drei Beispiele: der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ – das Volkslied „Der Winter ist vergangen“ – Ludwig Uhland „Des Sängers Fluch“). Heusler schreibt darüber: „Von den altdeutschen Formen, die über vier Kurzverse hinausgehen, hat keine zweite diese Verbreitung erlangt in Zeit und Raum“. (Vgl.: § 740, 741).

³ Vgl. Heusler, § 1233, 743. Paul Glier S. 84f. „Langzeilen vom Typ 4ml:4kl (S. 43) bezeichnet man als „Vagantenzeile“. Sie erscheinen in mittelhochdeutscher Lieddichtung recht häufig und gehören in der lateinischen Dichtung des Hochmittelalters zu den beliebtesten Langzeilentypen“. Es ist das Metrum von „Deutschland“ (Heusler § 1233).

Die Chevey-Chase-Strophe tritt auffallend zurück (vgl. Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 1233). Es wurden nur wenige Gedichte gefunden, die im Langzeilenpaar der englischen Volksballadendichtung verfasst werden.⁴ Insgesamt sind es 12 Gedichte, die diesen Strophentyp realisieren: 7 in der ersten Schaffensperiode, 4 in der zweiten und 1 in der dritten. Meistens werden sie gekreuzt gereimt.

Beliebt waren diese Strophenformen: wb:wb:wb:wb und wb:ml:wb:ml, die den Trochäus vorzogen (vgl. Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 1233). Im ersten Falle sind es 111 Gedichte, gekreuzt gereimt oder nur in den geraden Zeilen, wobei die ungeraden als Waisen gelten müssen. Im zweiten Falle sind es 62 Lieder mit dem gleichen bevorzugten Reimschema.

Die Mehrzahl der Heineschen Dichtung wurde in den oben genannten Strophenformen verfasst. Der Begriff „Heinestrophe“ erstreckt sich auf noch 30 weitere Strophenformen (vgl. Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 1233), die sich hinsichtlich der regelmäßigen Vierzeilenausgänge unterscheiden lassen. Hinzu kommen noch etwa 40 Gedichte, deren Vierzeiler als Ganzes gesehen keinem geregelten metrischen Schema folgen, obwohl ihre einzelnen Strophen in die Gruppe der „30 Strophenformen“ eingereiht werden könnten. Im Gedicht wechselt jedoch das Kadenzschema von Strophe zu Strophe.

Dieser Reichtum an Vierzeilern und die Mannigfaltigkeit im Gebrauch der Kadenzausgänge machen die „Heinestrophe“ in metrischer Hinsicht universal, wobei zu berücksichtigen wäre, dass dem Dichter nur vier Grundversausgänge wb:ml:kl:s zur Verfügung stehen.

Zur Vielheit der Kadenzen gesellt sich eine Mannigfaltigkeit im Gebrauch nicht nur des Endreims, sondern auch anderer Abarten der Reimfolgen. Die Verszeilen in der „Heinestrophe“ sind meistens gereimt. Das bevorzugte Reimschema ist dieses: abcb. Gereimt werden nur die geraden Zeilen. Die ungeraden fungieren als Waisen (171 füllungsfreie vierhebige Vierzeiler und 103 vierhebige Trochäen). Dann folgen 140 freigefüllte Vierheber und 39 vierhebige Trochäen, deren Zeilen gekreuzt gereimt sind abab, 40 füllungsfreie Vierheber mit Paarreim aabb und 12 mit umschließendem Reim: abba. Der Endreim dominiert fast zur Gänze in der Dichtung Heines, nur eine geringe Gruppe von trochäischen Gedichten, die reimlos verfasst sind (37), macht davon eine Ausnahme.

Heines Gespür für den dichterischen Klang und damit speziell für den Reim macht sich im Gebrauch von verschiedenen Reimformen bemerkbar. In der „Heinestrophe“

⁴ Vgl. Paul Glier: Die Chevey-Chase-Zeile 4ml:4s, so genannt nach einer berühmten englischen Volksballade, sei in der „englischen Volksballadendichtung weit verbreitet und wird seit dem 18. Jh. auch in Deutschland nachgebildet. Die englische Form hat Waisenanverse und Reimbindung nur der „Averse“, d.h. der 2. und 4. Zeile der Strophe (Reimschema: xaxa), die deutsche führt mit wenigen Ausnahmen Kreuzreim durch (Reimschema: abab). „Es ist das Metrum von Goethes „Fischer“. Reimlos verwendet diese Strophenform der meisten englischschottischen Volksballaden Klopstock in „Heinrich der Vogler“ und Brecht in „Legende vom toten Soldaten“ (vgl. S. 114).

findet man den Schlagreim⁵, Stabreim⁶, die Assonanz⁷, dialektische Reime⁸, Mitterreime⁹, identische Reime¹⁰, Wiederholungen von einzelnen Wörtern, Wortgruppen oder Verszeilen¹¹ u.dgl.m. Diese verschiedensten Reimformen und -folgen dienen nicht allein dazu, einen schönen Klang hervorzurufen, sondern übernehmen zum Teil die Funktion des metrischen Rhythmus¹².

Die „Heinestrophe“ wird darüber hinaus durch weitgehende Freiheiten in der Versfüllung gekennzeichnet. Sie erstrecken sich auf Kadenz, Innentakte und den Auftakt. Die Verszeilen sind entweder starr, alternierend gefüllt (häufig trochäisch, selten jambisch) oder zweisilbige Innentakte wechseln mit dreisilbigen. Gelegentlich gibt es ein- und viersilbige Takte¹³; fünfsilbige gibt es nicht. Es treten alle vier möglichen Füllungstypen der Innentakte in einen bunten Wechsel¹⁴ miteinander. Gern lässt Heine ungerade alternierende Verszeilen mit geraden dreisilbigen abwechseln.¹⁵ Die Freiheiten im Gebrauch des Auftaktes bestehen darin, dass neben auftaktlosen bzw. auftakt-haltigen Strophen auch solche zu finden sind, in denen ihre Verszeilen den Auftakt frei gebrauchen: auftaktlose Zeilen wechseln mit Verszeilen, die ein- und zweisilbige Auftakte haben.¹⁶ Die „Heinestrophe“ lässt Auftakte von 0-2 Silben gelten.

Charakteristisch für die „Heinestrophe“ ist die Brechung des metrischen Schemas. Der Ton wird durch verschiedene rhythmische Mittel gebeugt (vgl. Heusler, *Versgeschichte*, 1956, § 66ff): durch den Zusammenstoß von zwei Hebungen, durch den Einschub eines viersilbigen Taktes, eines doppelten Auftaktes oder einer auftaktlosen Verszeile zwischen Zeilen, die mit einsilbigen Auftakten beginnen. Solche Textstellen, in denen der Versakzent mit dem Wortakzent nicht übereinstimmt, bewirken eine zackige melodische Linie. Die Senkungssilbe, über die man sonst flüchtig hinweggelesen hätte und die von Natur aus in der gewöhnlichen Rede meist unbemerkt bliebe, lenkt die Aufmerksamkeit des Hörers auf sich.¹⁷ An solchen Textstellen macht der Bogen eine Zickzack-Bewegung. Die innere Harmonie und der Wohlklang werden durch Rhythmus und Sprachmelodie verletzt.

Die Verszeilen in der „Heinestrophe“ werden oft durch Zäsuren und Einschnitte¹⁸ in kleine sprachliche Einheiten gegliedert. Solche Stellen sind durch den Inhalt

⁵ Z.B. „blühende, glühende“, „Sonne und Wonne“, „Zusammen die Flammen“ u.dgl.m.

⁶ Z.B. „Die Blumen und Bäume blühen“ (Neuer Frühling 5, 1)

⁷ Z.B. „Dona Clara“, „Almansor“

⁸ Höh' – See"

⁹ „Plagen mit ewigen Fragen“ (Angelique 5, 2)

¹⁰ Ungerade Zeilen in der 77. Heimkehr: „sind es wieder, .. die Lippen wieder, ... ist es wieder..., bin´s nicht wieder“.

¹¹ Z.B. 50 Heimkehr, 18. Romanze.

¹² Vgl. Schultz, S. 45. Heine – „Kluge Sterne“, „An die Jungen“.

¹³ Z.B. In der „Verkehrten Welt“, „Begegnung“ u.dgl.m.

¹⁴ Im Lied des vierten Geistes im 8. Traumbild.

¹⁵ Z.B. In „Seraphine 14“, I. Str.

¹⁶ Das Gedicht „Tannhäuser“ lebt von diesem bunten Wechsel.

¹⁷ Z.B. In der letzten Zeile (II) in der „Hortense I.“

¹⁸ Wenn der Einschnitt innerhalb eines Versfußes liegt, so dass er auf zwei Wörter verteilt werden muss, spricht man von Zäsur. Wenn er nach dem Versfuß kommt, heißt er Diärese. In der neu-deutschen Dichtung verwendet man den Begriff Diärese unterschiedslos (Vgl. Braak, S. 85).

bestimmt. Das Zusammenklappen von Wortgrenzen und Versfüßen wird möglichst vermieden.

Das Taktgeschlecht der „Heinestrophe“ ist vorwiegend der 2/4-Takt, wobei zweisilbige Takte dominieren. Die Hebungen sind nicht regelhaft gegeneinander abgestuft. Keine Zeile gleicht in ihrem rhythmischen Bau einer anderen. Selbst die regelmäßig alternierenden Verszeilen sind rhythmisch verschieden, weil die Hebungen unterschiedlich stark sind. Das Spiel mit Hebungen kennzeichnet die „Heinestrophe“.¹⁹ Wenn der Sprechende auf einer Hebung länger verweilt, wird das Metrum dadurch nicht „ins Wackeln“ gebracht, weil das zu lange Verweilen auf einer Silbe im benachbarten Takt eingeholt wird. Was in einer Hebung zu viel an Silbenandauer gefördert wird spart der Sprechende meistens gleich in der darauf folgenden ein. Oft lässt sich eine starke Beschleunigung des Sprechtempos auf kurzen Strecken spüren, worauf dann eine starke Verlangsamung folgt. Die rhythmischen Proportionen zwischen den Ikten stimmen jedoch. Der „Heinestrophe“ ist diese kunstvolle Variierung mit den rhythmischen Spannungen eigen.

Die Verse haben oft ihre eigene und in sich geschlossene Sprachmelodie (vgl. Braak, Poetik, 1974, S. 71, Heusler, Versgeschichte, 1956, § 6). Die Stimme wird durch Höhen und Tiefen geführt. Ein graphisches Zeichen für dieses Phänomen wäre ein ziemlich regelmäßiger Bogen, der eine Zickzack-Linie aufweist, weil die Hebungen unterschiedlich stark sind. Durch viele Zäsuren und Enjambements wird jedoch der Bogen entweder kürzer oder länger ausgeführt. Das Enjambement lockert das Metrum wesentlich auf und erscheint in mannigfachen Variationen: es schließt mit Nachdruck ab, leicht, weich oder bleibt offen. Es lockert das Metrum nicht nur innerhalb einer Strophe auf, sondern erstreckt sich auch gern auf die benachbarte. Das Hinüberfließen einer Zeile in die andere hebt das Versende mit einem Atemzug auf. Das Metrum – das Prinzip der Vierhebigkeit – und der Reim sorgen jedoch dafür, dass die Strophe als starres Gefüge nicht aufgelöst wird.

Die Musikalität ist ein besonderes Merkmal der „Heinestrophe“. Es ist keine unbekannte Tatsache, dass Meisterwerke der Liedkunst oft ausgesprochen schlechte Gedichte zum Gegenstand nehmen können, während umgekehrt nicht selten Meisterwerke der Lyrik zwar vielerlei Vertonungen, aber nie eine adäquat geniale erfahren. Heine gehört zu den am meisten vertonen Dichtern des 19. Jahrhunderts. Die

Die Erscheinung, dass in der Verslehre die Zäsur auch als Diärese bezeichnet wird, ergibt sich aus der Atemführung. Manche Verse können in einem einzigen Atemzug, also ohne abzusetzen, gesprochen werden. Bei manchen Versen geht das nicht, weil gewisse Lautgruppen oder metrische Eigentümlichkeiten mehr an Atemkraft verlangen. Der Sprecher spürt, dass er mit seinem Atemvorrat nicht die ganze Zeile bewältigen kann und setzt rechtzeitig ab, bevor ihm der Atem hörbar knapp wird. Er hat dabei zu beachten, dass das Unterbrechen oder Neuansetzen den Sinnzusammenhang nicht stören darf. Ein geübter Sprecher findet diese Stelle ohne größere Schwierigkeiten, beinahe intuitiv, jedoch unter der Voraussetzung, dass er das metrische Schema erfasst hatte. Diese Stelle wird ihm durch das Gedicht dargereicht, weil sie dem metrischen Gang zugrunde liegt. Heine setzt jedoch für alle künftigen Sprecher den Einschnitt selbst, so dass kein Zufall im Vortragen seiner Gedichte aufkommen kann.

¹⁹ Z.B. Die „Erinnerung an Hamonia“, 10. Strophe.

„Heinestrophe“ klingt in mehreren hundert Liedern²⁰, obwohl es bekannt ist, daß Gedichte, die von Natur aus eine große Musikalität in sich haben, schwer zu vertonen sind. Günstig für die traditionelle Vertonung sind sie ihres strophischen Baues und ihrer Reimstrophe wegen, sei es nun Lied, Ballade oder Romanze.

Zur Musikalität trägt nicht nur der lebendige Rhythmus, sondern auch die Klanggestaltung bei. Der schöne Klang wird durch Reime und Lautfolgen hervorgerufen. Der volkstümliche Wortschatz und die einfachen Inhalte bewirken, dass Heines Gedichte als volkstümlich gelten. Batka schreibt in seinem Aufsatz (Batka, Heine, 1906, S. 663f): „Was Heine so ‘leicht komponierbar’ macht, ist gewiss nicht nur der melodische Tonfall und die Anmut seiner Verse: nicht nur die volksartige Strophenbildung und Syntax, sondern gewiss auch der Umstand, dass seine dichterische Sprache keiner sehr starken Anschauung entspringt und also auch kein sehr starkes Nachschauen verlangt“.²¹

Für merkwürdig hält Batka die Tatsache, dass die Musiker es mit dem Heine der letzten Periode, wo der menschliche Gehalt seinem Dichten oft eine Steigerung ins

²⁰ Nach: Dichterliebe. „Heinrich Heine im Lied. Ein Verzeichnis der Vertonungen von Gedichten H. Heines zusammengestellt zum 175. Geburtstag des Dichters“ Hamburg 1972. Es wurden über 400 Gedichte von Heine vertont, und manche 11-12 mal. Heine war nicht musikalisch gebildet, besaß jedoch einen ausgeprägten Sinn für Musik, meint der Autor (S. 7). Seine Dichtung hätte Musikgeschichte gemacht, besonders der Gedichtzyklus „Die Heimkehr“ im „Buch der Lieder“ (S. 8). Heine hätte zur Liedblüte des 19. Jahrhunderts beigetragen. Auch Opernstoff habe er geliefert. Die Tragödie „William Ratcliff“ wurde von den Komponisten Cesar Cui und Pietro Mascagni auf die Musikbühne als Libretto benutzt (S. 8). Richard Wagner habe dem 7. Kapitel der Memoiren des Herrn Schnabelewopski die Sage von Fliegenden Holländer entnommen. Richard Schumann hat 1840 115 Lieder komponiert, davon 33 Heine-Vertonungen (S. 12). Vesque von Püttingen, Sonntagskomponist, (Pseudonym Hoven), der im vormärzlichen Wien dann als Diplomat diente, hat 119 Heine-Gedichte vertont (S. 14). Franz Robert – 68, Hanns Eisler 4, Johannes Brahms 6, Franz Liszt 7, Felix Mendelssohn Bartholdy 15, Giacomo Meyerbeer 3, Franz Schubert 6, Robert Schumann 43, Kurt Schwaen 3, Richard Strauss 7, Richard Wagner 1, Hugo Wolf 18. Viele Lieder, z.B. Lore-ley, Musik Friedrich Silcher, „die dem „Volksmund“ so vollkommen entsprach und die darum so „volksläufig“ wurde, daß die Liederbücher im nationalsozialistischen Deutschland den Namen des Dichters verschweigen und den Text als Volkslied angeben konnten“, waren allgemein bekannt (S.7).

²¹ Batka, S. 663. Heine sei der meistkomponierte Dichter. Aber er habe nicht den kleinsten Teil seiner Volkstümlichkeit wirklich den Musikern zu verdanken. (S. 663) Böhme gehe doch die Zahl der Vertonungen des Liedes „Du bist wie eine Blume“ mit etwa 300 an. Batka setzt fort, dass der erste namhafte Komponist, der zu Heine griffe, Franz Schubert war: „Doppelgänger“, „Fischer-mädchen“, „Am Meer“, „Ihr Bild“, „Die Stadt“. Mendelssohn sei in der Auffassung Heines am glücklichsten: „Leise zieht durch mein Gemüt“, „Ich wollt‘ meine Lieb“, „Auf Flügeln des Gesanges“, „Liebe“, „Morgengröß“. Im „Lied vom braven Mann“ werde die Ironie in behaglichen Humor verwandelt, was dem Stück nicht übel bekomme. Schumann nehme Heine viel schwerer, sättige den Ausdruck und tauche das Gedicht noch tiefer in jene Romantik hinein, aus der es herausstrebe: op. 24, op. 48 – ganze Liederkreise aus Heine. Was Schumann begonnen habe, meint Batka (S. 664), vollendete Franz Robert, der Heine in einem Atem mit Shakespeare nannte. Liszt löse Heine ganz in seine eigene Subjektivität auf. Vom deutschen Volksliedklang spüre man hier kaum einen Hauch mehr. Kurt Schindler wäre bestrebt, Heines Witz und Satire musikalisch beizukommen. Besonders gern hätte man in der letzten Zeit die „Wallfahrt nach Kevlaar“ komponiert: als Chor – Humperdink, Sologesang – Weingartner, Melodram – Ertel (S. 664).

Großartige gebe, gar nicht einmal versucht, dass sie sich immer nur in den Gärten seiner erotischen Tändeleien und Wehseligkeiten ergangen hätten (Batka, Heine, 1906, s. 664).

Schmitt und Göres sind der Meinung, dass zu Heines Ruhm vor allem die Musiker beigetragen hätten: „Als Lyriker machten die Virtuosität des Reimes und Formulierens, der Wohlklang seiner Sprache und der eingängige Stimmungsgehalt Heine zum meistgelesenen deutschen Lyriker des 19. Jahrhunderts nach Goethe, wozu die zahlreichen Vertonungen seiner Gedichte durch berühmteste Komponisten, Franz Schubert, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann, Johannes Brahms, beitrugen (Schmitt/Göres, Tabellen, 1965, passim).

Friedrich Blume schreibt in seinem Artikel im Lexikon „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“, (MGG, Bd. 6, Kassel: Bärenreiter 1957, S. 43-44), dass das Verhältnis Heines zur Musik keineswegs eindeutig bestimmbar sei: „Es stehen sich verschiedenartige, eigene und fremde Äußerungen gegenüber. Er schreibt: ‚Wir wissen nicht was Musik ist. Aber was gute Musik ist, wissen wir und noch besser wissen wir, was schlechte Musik ist‘. An einer anderen Stelle prägt er jenen nachdenklich tiefen Satz: ‚Die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens‘. Während Berlioz seinen 6. Reisebrief aus Deutschland an Heine richtet und dessen „reines und hohes Gefühl für die Musik“ rühmt, schreibt F. Hiller an Karples: ‚Theoretisch oder praktisch verstand Heine gar nichts von Musik... Und doch hörte er, erriet er mit seinem aus Phantasie und Scharfsinn gekneteten Geiste viel mehr als viele sogenannte mus. Leute aus der Musik heraus. Es gehört dergleichen (...) zu dem vielen Unbegreiflichen, was genialen Naturen eigen ist‘. Auf Hillers Frage: ‚Hat denn Musik Sie wirklich interessiert?‘ antwortete Heine: ‚Nur in ihren Repräsentanten‘“. Fr. Blume weist auf den Einfluss der Heineschen Lyrik auf das Liedschaffen des 19. Jahrhunderts hin: „Entscheidend wurde der Einfluß von Heines Gedichten auf das Liedschaffen seiner Zeit als früheste, vielschichtige Befruchtung des deutschen Liedes durch das dichterische Genie der Romantik: Schuberts sechs ‚Heine-Lieder im ‚Schwanengesang‘, die vollkommenste Durchdringung des Tragischen in Wort und Ton, entstanden kurz nach dem Erscheinen des „Buches der Lieder“ und kurz vor dem Tode des Komponisten. Schumann, den Heine zum Lied bekehrt hat (op. 24, 48 und 57, sowie aus op. 25, 33, 45, 49, 53, 64, 127 und 142), las voller Interesse Heines Musikberichte in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. (...) Schumann prägte den Begriff des Heinismus“ (S. 44).

Die Originalität der „Heinestrophe“ besteht u.a. darin, dass ihr Metrum durch verschiedene rhythmische Mittel gebrochen wird, wie etwa diese: Einschub von drei- oder viersilbigen Takten in alternierenden Gang der Zeilen, ein doppelter Auftakt, eine auftaktlose Verszeile, Zusammenstoß von zwei Hebungen, kein Übereinstimmen von Wort- und Versakzent u.dgl.m. Eine solcherart rhythmisch gebrochene Strophe steht oft am Ende des Gedichtes; sie hat keinen zu abgeschlossenen Rhythmus. Die Wirkung ist durch das Versmaß nicht im Voraus bestimmt (Hessel, Form, 1889, S. 63; Kaufmann, Deutschland, 1959, S. 109). Eine freie Handhabung des metrischen Grundschemas ist ihr Kennzeichen.

Literatur

- Arndt, Erwin: Deutsche Verslehre. Berlin 1968. (Zit.: Arndt, Verslehre, 1968)
- Batka, Richard: Heine und die Musik. In: Der Kunstwart. München 1906, Jg. 19. H. 12. (Zit.: Batka, Heine, 1906)
- Braak, Ivo: Poetik in Stichworten. Kiel 1974. 5. Aufl. (Zit.: Braak, Poetik, 1974)
- Dichterliebe. Heinrich Heine im Lied. Ein Verzeichnis der Vertonungen von Gedichten H. Heines zusammengestellt zum 175. Geburtstag des Dichters. Hamburg 1872. (Zit.: Dichterliebe, 1872)
- Ermatinger, Emil: Die deutsche Lyrik seit Herder. Leipzig und Berlin 1925. Bd. II. 2. Aufl. (Zit.: Ermatinger, Lyrik, 1925)
- Fairley, Barker: Heinrich Heine. Eine Interpretation. Stuttgart 1965. (Zit.: Fairley, Heine, 1965)
- Fränkel, Jonas: Studien zu Heines Gedichten. In: Euphorion 1912. Bd. XIX. H. 4. (Zit.: Fränkel, Studien, 1912)
- Friedrich, Arnold: Das deutsche Volkslied. Prenzlau 1927. (Zit.: Friedrich, Volkslied, 1927)
- Greiz, R.H.: Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied, Leipzig 1894. (Zit.: Greiz, Volkslied, 1894)
- Hammerich, Louis H.: Trochäen bei Heinrich Heine. In Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann. Hamburg 1964. (Zit.: Hammerich, Trochäen, 1964)
- Heine, Heinrich: „Werke und Briefe in zehn Bänden“, herausgegeben von Hans Kaufmann, Berlin 1961. (Zit.: Heine-Werke, 1961)
- Hessel, Karl: Die metrische Form in Heines Dichtungen. In: Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Leipzig 1889. Jg. 3, S. 47-68. (Zit.: Hessel, Form, 1889)
- Heusler, Andreas: Deutsche Versgeschichte. Berlin 1956. Bd. I-III. 2. Aufl. (Zit.: Heusler, Versgeschichte, 1956)
- Kaufmann, Hans: Politisches Gedicht und klassische Dichtung. H. Heines „Deutschland, ein Wintermärchen“. Berlin 1959. (Zit.: Kaufmann, Deutschland, 1959)
- Kaufmann, Hans: Heinrich Heine. Poesie, Vaterland und Menschheit. In: Heine-Werke, Bd. X. S. 7-166. (Zit.: Kaufmann, Heine, 1961)
- Kayser, Wolfgang: Kleine deutsche Verslehre. 1946. (Zit.: Kayser, Verslehre)
- Mende, Fritz: Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes. Berlin 1970. (Zit.: Mende, Chronik, 1970)
- Müller, Günther: Geschichte des deutschen Liedes. München 1925. (Zit.: Müller, Geschichte, 1925)
- Paul, Otto; Glier, Ingeborg: Deutsche Metrik. München 1961. 9. Aufl. 1974. (Zit.: Paul/Glier, Metrik, 1961)
- Pretzel, Ulrich: Deutsche Verskunst. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2. Aufl. Berlin – Bielefeld – München. O.J. S. 2357-2546. (Zit.: Pretzel, Verskunst)
- Remer, Paul: Zur Verskunst H. Heines. In: Die neue Zeit. Stuttgart 1890. Jg. 8., S. 170-184. (Zit.: Remer, Verskunst, 1890)
- Schmitt, F. Göres, J.: Abriß der deutschen Literaturgeschichte in Tabellen. Bonn – Frankfurt/M. 1965. (Zit.: Schmitt/Göres, Tabellen, 1965)
- Schultz, Hartwig: Vom Rhythmus der modernen Lyrik. München 1970. (Zit.: Schultz, Rhythmus, 1970)

- Storz, Gerhard: *Der Vers in der neueren deutschen Dichtung*. Stuttgart 1970. (Zit.: Storz, Vers, 1970)
- Szyrocki, Marian; Urbanowicz, Mieczysław: *Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts*. PWN Warszawa, Wrocław 1969. (Zit.: Szyrocki, Lyrik, 1969)
- Villinger, Hermann: *Kleine Poetik*. Frauenfeld 1964. (Zit.: Villinger, Poetik, 1964)

Schlüsselwörter

Einheit, Vielheit, metrisches Schema, Satzrhythmus, Heine-Strophe

Abstract

Heinrich Heine's lyrical work is characterized by a link between unity and diversity. Unity is expressed in the acceptance of the metric diagram, while diversity is manifested in arbitrary metric pattern filling the content of language. Heine's poems are not typical, they show a strong variation for individuality and originality in terms of rhythm. Breaking the template metric constraint, the poet succeeded it with a far-reaching freedom of rhythm. In this way Heine created the space for content. The metrical pattern for Heine is an empty schema, which should be filled with words. The principle is the metric beat variation through the rhythm of the sentence. This treatment is characterized by „Heine's verse" (Heine-Strophe).

Keywords

unity, diversity, metrical pattern, the rhythm of sentences, Heine's verse (Heine-Strophe).

„Vernünftige Liebe“. Das philosophische Liebesparadigma des Magisters in Christian Fürchtegott Gellerts *Zärtlichen Schwestern*

Der vorliegende Artikel ist ein Versuch, der sich der ›Literarischen Anthropologie‹ verpflichtet sieht, die Verbindungsfäden zwischen Gellerts Komödientext und dem philosophischen Hintergrund der Pedantismus-Debatte bloßzulegen. Im Rekurs auf einige Quellentexte wird gezeigt, dass Gellerts Magister ein Konglomerat der Gedanken aus dem Schatz der deutschen Philosophie und Moralphilosophie ist, ob-
schon die frühere Forschung auf Hutcheson als Gellerts Gewährsmann hingewiesen hat. Darauf wird etwas später eingegangen.

„Ein kleiner Pedant“

Der Magister ist so gelehrt, dass er keinen Namen trägt, der ihn als einen Menschen hätte identifizieren und ihm menschliche Züge verleihen können. Der Wahnsinn hat aber Methode: Denn es ging Christian Fürchtegott Gellert gar nicht darum, diese Figur als Menschen zu spezifizieren, sondern deren Weltfremdheit zu akzentuieren. Während der Magister sich selber als Verkörperung der Gelehrtheit vorkommt, ist er dem Leser nichts mehr als die Verkörperung eines Pedanten. Diese Figur wirkte auf die Einbildungskraft der Zeitgenossen Gellerts allerdings so befeuernd, dass diese ihn bedrängten, das wahre Vorbild zu verraten. In der Vorrede zu dem Komödien-Band seiner *Sämtlichen Schriften*¹ nimmt der Philosoph und Dichter sowohl auf die Figur als auch auf deren Rezeption Bezug:

In den *Zärtlichen Schwestern* kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt und in seine Art der Gelehrsamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten verliebt ist. Dieser Charakter herrscht so allgemein unter den Gelehrten und Künstlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieser oder jener einzelnen Person suchen würde. Allein kaum waren die *Zärtlichen Schwestern* gedruckt: so mußte ich den schrecklichen Vorwurf hören, als ob ich diesen oder jenen wackeren Mann in der Person des Magisters gemeynt hätte. Und warum glaubten sie dieß? Etlicher Worte wegen, die doch hundert Andere auch brauchen; und vielleicht aus keiner andern Ursache, als weil er auch ein Magister war.

¹ C. F. Gellert: *Sämtliche Schriften*. Dritter Theil. Leipzig 1769. S. VI-VII.

Alle, die mich kennen, werden wissen, daß ich einen Abscheu vor allen persönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke selten an die Fehler der Andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu schämen. (VI-VII)

Gellert wendet sich dann an seine Leserschaft mit einer Bitte:

wenn sie ein Original zu dem Magister suchen, daß sie sich tausend Personen in Gedanken vorstellen und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Gesichte daraus wird, das diesem Charakter gleicht. Wenn sie ihn so suchen: so werden sie sehen, daß mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrscht, und daß ich diesen Charakter bloß darum einen Philosophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten konnte. (VII)

Das Problem der Pedanterie ist so alt, wie die Geschichte der Wissenschaft selbst. Das 18. Jahrhundert war an ihm nicht weniger interessiert, als die früheren Epochen der Philosophie. Die führenden Geister der deutschen Philosophie, die trotz der beginnenden intensiven Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften weiterhin im universitären Betrieb die Grundlagenwissenschaft war, reflektieren über die spezifische Art, sich wissenschaftlich zu betätigen, die immer wieder zum Satirenstoff geworden ist.

Eine besondere Form der Selbstreflexion der Gelehrtenwelt über sich selbst ist die Gelehrten satire. Ausdruck dieser Selbstreflexion ist eine Reihe von Texten, die vor allem die Weltfremdheit derjenigen anvisieren, die die Welt wissenschaftlich beschreiben, damit die weniger Gelehrten sich in ihr besser zurechtfinden und sie besser begreifen könnten. Einen Längsschnitt über die Geschichte dieser Gattung bietet die Studie von Alexander Košenina *Der gelehrte Narr*². Auch dort werden zwei Texte Gellerts bedacht, doch Gellerts Magister aus den *Zärtlichen Schwestern* wurde mit Schweigen übergangen.

Die Diskussion über die „Pädanterey“, die zu den Anfängen der Aufklärung erneut startet, ist eine Wiederaufnahme des Problems, mit dem sich die Menschheitsgeschichte seit ihren Anfängen konfrontiert sieht. Christian Thomasius, der neben Leibniz die Debatte initiiert, beruft sich in seinen Werken des Öfteren auf Michel de Montaigne, weil er ihn hoch schätzt und ihm dessen Denkweise zusagt, hat selbst ein Essai *Du pédantisme* 1580³ geschrieben, in dem die Auffassung der Gelehrtheit als automatische Ansammlung vom Wissen, das durch seine Praxisferne und Nutzlosigkeit abschreckend wirkt, bloßgestellt wird. Kontrastiert wird eine solche „Gelehrtheit“ durch das positive Modell der »sagesse«, der Weisheit, die einem kritischen Nachdenken über das gesammelte Wissen entspringt. Dieses Modell wird von dem Schüler Montaignes, Pierre Charron (*De la sagesse*, 1635), weiterentwickelt. Thomasius hat sich augenscheinlich von den beiden Philosophen inspirieren lassen, als er zum einen in den *Monatsgesprächen*⁴ darüber reflektiert und zum anderen sei-

² A. Košenina: *Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung*. 2. Aufl. Göttingen 2004.

³ Hinweis bei Košenina, S. 57.

⁴ Vgl. W. Martens: Von Thomasius bis Lichtenberg. Zur Gelehrten satire der Aufklärung. In: *Lesing Yearbook* 10 (1978), S. 7-34; 11.

ner Hofphilosophie⁵ eine Übersetzung ins Deutsche der Rede von Ulrich Huber *De paedantismo* anhängt.

Von Thomasius stammt allerdings auch der Begriff „vernünftige Liebe“⁶, der in meinem Artikel für die Reflexion über die Karikatur der philosophischen Auffassung der Liebe gebraucht wird, allerdings unter der Einschränkung, dass die Thomasianische Metapher der Tugend ihrer übertragenen Bedeutung beraubt und wortwörtlich genommen wird. Werden nun die einzelnen Teilbegriffe in ihrem Wechselverhältnis betrachtet, erhalten wir ein *Contradictio in adjecto*, das mir als ein Oberbegriff für den skurrilen Versuch des Magisters, die Liebe, den stärksten Affekt, den die Menschheit kennt, und nach Thomasius das Wesen des Menschen ausmacht, in wissenschaftliche Begriffe einzukleiden, am angemessensten scheint: „Die Liebe ist eine Übereinstimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken“⁷.

In dem Zeitraum zwischen Einfall und Ausführung war ich überzeugt, dass sich Gellert einen Seitenhieb ausschließlich gegen Christian Wolff erlaubt, der wegen seiner „strengen Methode“, deren Kant sich wohlwollend erinnert⁸, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als das Werk Gellerts erscheint (1747), immer schärfer kritisiert und zum Inbegriff eines philosophischen Pedanten wurde. Ein Nachklang der Methode Wolffs findet sich tatsächlich in der „Demonstration“⁹, die der Magister, allerdings vergebens, anzuwenden sucht. Diese Meinung teilte ich augenscheinlich etwa mit Ekhardt Meyer-Krentler, der in Bezug auf Gellerts Werk festgestellt hat, dass es dort an Seitenhieben auf die trockenen Stubengelernten nicht fehle, „die mit Vernunftschlüssen die Wirklichkeit bewältigen wollen und sich damit lächerlich machen – man denke insbesondere an den Magister in den *Zärtlichen Schwestern*, der Julchen mit Wolffschen Naturrechts-Lehrsätzen ihre Verpflichtung zur Ehre bewei-

⁵ Chr. Thomasius: Einleitung /Zur/ Hoff-Philosophie [...] Statt eines Anhangs ist noch hinzu gekommen/ Herrn Ulrich Hubers,/ Eines berühmten Niederländischen Rechtsgelehrten,/ gehaltene Rede/ Von dem Laster der Pedanterey/ Aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt/ von P.D. Berlin/Leipzig 1712.

⁶ Vgl. Chr. Thomasius: Von der Artzeney/Wider die unvernünftige Liebe und der/ zuvorher nöthigen/ Erkäntnüß Sein Selbst./ Oder:/Ausübung der Sittenlehre. Halle 1696, S. 3.

⁷ Chr.F. Gellert: Die zärtlichen Schwestern. Hrsg. v. H. Steinmetz. Stuttgart 1988, S. 46. Im Weiteren als ZS zitiert.

⁸ Vgl. I. Kant: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von W. Weischedel. Bd. 2. Darmstadt 1975 5. Aufl. (1. Aufl. 1956), S. 36-37.

⁹ In der *Deutschen Metaphysik* (Vernünftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, und allen Dingen überhaupt, Den Liebhabern der Wahrheit verpflichtet. Nachdr. d. Ausg. Halle 1751. Mit e. Einl. u. e. krit. Apparat von Ch. A. Corr. Hildesheim, Zürich New York 1983) schreibt sich Wolff die Erfindung einer zuverlässigen Methode zu, die die Gewissheit der wissenschaftlichen Erkenntnis gewährleisten soll. Diese Methode, auch „Demonstration“ genannt, scheint eine mathematisierte Gestalt der Syllogistik zu sein. Vereinfachend ließe sich sagen, dass diese Methode auf einer Kausalverbindung von Sätzen (Gedanken, Schlüssen) aufbaute, wobei aus wenigstens zwei auf ihre Wahrheit geprüften Sätzen (Prämissen) ein dritter (Conclusio) abgeleitet wird, dem der höchste Gewissheitsgrad zukommt.

sen will.“¹⁰ In den Texten Wolffs bin ich allerdings nicht fündig geworden, was eine gleichlautende Definition der Liebe angehen würde.

Bei der Bestimmung der potentiellen Objekte, gegen die sich die Satire richtet, beging ich aber einen Autoritätsfehler (*praejudicium auctoritatis*) und einen Übereilungsfehler, (*praejudicium praecipitantis*)¹¹, um bei der thomasianischen Terminologie zu bleiben, die berichtigt werden sollten. Der Rekurs auf Thomasius erweist sich hier noch aus einem anderen Grund als durchaus berechtigt: Die Definition der Ehe und der Liebe, die der Magister als einen unumstößlichen Beweis für die Pflicht, zu heiraten, nennt, stammt aus dem reichen Schatz der thomasianischen Moral und Rechtslehre. Sibylle Späth¹² nennt zwar Hutcheson als Gellerts Bezugspunkt, aber zugunsten des Thomasius spricht die Tatsache, dass die erste Auflage der *Einleitung in die Sittenlehre* bereits 1692 erschienen war: zwei Jahre bevor Francis Hutcheson geboren wurde (1694). Hutchesons Text wurde einem breiteren Publikum in Deutschland dank der Lessingschen Übersetzung von 1756¹³ bekannt und auf diese Ausgabe beruft sich Sibylle Späth. Hutchesons Übersetzer stützte sich auf die gängige Terminologie, die ihm als einem Akademiker durchaus vertraut war und die dem Naturrecht entsprang, dessen deutscher Grundstein in den Werken Pufendorffs und vornehmlich des Thomasius, der nicht nur den Ehrgeiz hatte, seine Vorlesungen in der Muttersprache zu halten, sondern auch seine Veröffentlichungen auf deutsch zu publizieren, was auch sein persönlicher Protest gegen das im wissenschaftlichen Diskurs vorherrschende Latein ist, zu finden sind.

So schrieben auch nicht die Griechischen Philosophi Hebraeisch/ noch die Römischen Griechisch; sondern ein jeder gebraucht sich seiner Mutter-Sprache. Die Frantosen wissen sich dieses Vortheils heut zu Tage sehr wohl zu bedienen. Warum sollen denn wir Teutschen stetswährend von andern uns wegen dieses Vortheils auslachen lassen/ als ob die Philosophie und Gelahrheit nicht in unserer Sprache vorgetragen werden könnte¹⁴,

¹⁰ E. Meyer-Krentler: Christian Fürchtegott Gellert, Leipzig. Vom Nachleben vor und nach dem Tode. In: Zentren der Aufklärung III: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg 1990, S. 205-232; hier S. 210-211.

¹¹ Die Lehre von den Vorurtheilen ist der Grundstein der Erkenntnislehre des Thomasius, die als positives Telos Selbstdenken und vor allem kritisches Denken intendiert. Vgl. Chr. Thomasius: Einleitung zu der Vernunft-Lehre [...]. 4. Aufl. Halle 1711, S. 198. In der Ausübung der Sittenlehre nennt er die beiden Praejudicia „Brunnquellen der Thorheit“, denen alle Irrtümer entspringen. (Chr. Thomasius: Ausübung der Sittenlehre. Halle 1696, S. 15).

¹² S. Späth: Väter und Töchter oder die Lehre von der ehelichen Liebe in Gellerts Lustspielen. In: „Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts. Hrsg. v. B. Witte. München 1990, S. 51-65; S. 58.

¹³ Vgl. Franz Hutchesons [...] Sittenlehre der Vernunft, aus dem Englischen übersetzt. 2 Bde. Leipzig 1756. Zu Lessings Übersetzung vgl.: Th. Martinec: Übersetzung und Adaptation. Lessings Verhältnis zu Francis Hutcheson. In: »ihrem Originale nachzudenken«. Zu Lessings Übersetzungen. Hrsg. v. H. Berthold. Tübingen 2008, S. 95-114.

¹⁴ Chr. Thomasius: Einleitung in die Vernunft-Lehre. 4. Aufl. Halle 1711. Vorrede. An die studierende Jugend. S. 13f.

schreibt der Philosoph in der Vorrede zu seiner *Einleitung in die Vernunft-Lehre* und nennt noch einen weiteren Grund für die intendierte Zugänglichkeit des gelehrten Wissens in seinen *Kleinen teutschen Schriften*: „Wozu die fremde todte Sprache, welche das Volk und besonders auch die gesammte Frauenwelt von aller tieferen Bildung ausschließt?“¹⁵ Johann Christoph Gottsched bemerkt hierzu in seiner *Fortgesetzten Nachricht*: „Deutsche Schriften auf der Universität heraus zu geben, hatte zwar vor mir Christian Thomas versucht; aber auch bey vielen verhaßt und verächtlich gemachet. Die meisten Handwerksgelehrten glaubeten damals, wie noch itzo, was nicht latein ist, sey nicht gelert, und zeige keine Geschicklichkeit zu Professionen und akademischen Aemtern.“¹⁶ Diese Aussage müsste um Einiges korrigiert werden, denn Gottsched vergisst dabei seinen Lehrer, Christian Wolff, der in die Fußstapfen des der älteren Generation zugehörnden Thomasius getreten zu sein scheint: „Ich habe gefunden, daß unsere Sprache zu Wissenschaften sich viel besser schickt als die lateinische“¹⁷, und der wegen seiner Ausdrucksstrenge einen Beitrag zur „Entwicklung einer eigenen deutschen Begriffssprache“¹⁸ geleistet hat. Hutchesons Übersetzer brauchte also nur auf die gängige Terminologie zurückgegriffen zu haben.

Die ganze Sache wird noch brisanter, wenn man bedenkt, dass es Thomasius selbst war, der durch Anwendung der Muttersprache sich am Kreuzzug gegen die Pedanten und die „Pedanterey“ unter den Gelehrten gegen Ende des 17. Jahrhunderts beteiligt hat, und Gellert dessen Definition seinem Magister in den Mund legt.

Des Magisters Versuche, die Liebe wissenschaftlich zu erfassen

Zum einen baut Gellert seine Komödie auf dem altbewährten Modell der sächsischen Typenkomödie auf, verleiht ihm aber eine neue Dimension, und zwar die des rührenden Lustspiels¹⁹. Die Figuren werden in typische Kreise eingeteilt – auf der einen Seite finden wir Julchen vor, die die Rolle des „unvernünftigen Helden“ spielt, und auf der anderen die vernünftige Umwelt, zu der sich die sonstigen Figuren zusammenfügen. Vorgreifend soll angemerkt werden, dass dies die Figurenkonstellation

¹⁵ Chr. Thomasius: *Kleine teutsche Schriften*. Halle 1721, S. 1.

¹⁶ J. Chr. Gottsched: *Fortgesetzte Nachricht von des Verfassers eignen Schriften, bis zum 1745sten Jahre*. In: Johann Christoph Gottsched: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von P. M. Mitchell. Berlin-New York: de Gruyter. Bd. 5: Teil 2. Erste Gründe der gesammten Weltweisheit (Praktischer Teil). 1983, S. 20.

¹⁷ Chr. Wolff: *Ausführliche Nachricht von seinen eigenen Schrifften, die er in deutscher Sprache von den verschiedenen Theilen der Welt-Weißheit heraus gegeben (1726)*. In: Chr. Wolff: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. J. École u.a., I Abt.: *Deutsche Schriften*. Bd. 9, hrsg. v. H.W. Arndt. Hildesheim 1973, Cap. 2, §§ 16, 17. Vgl. dazu: D. Kimpel: *Christian Wolff und das aufklärerische Programm der literarischen Bildung*. In: *Christian Wolff 1679-1854. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung*. Hrsg. v. W. Schneiders. Hamburg 1983, S. 203-236.

¹⁸ N. Hinske: *Wolffs Stellung in der deutschen Aufklärung*. In: *Christian Wolff 1679-1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung*. Hrsg. v. Werner Schneiders. Hamburg 1983, S. 306-319, S. 310.

¹⁹ Vgl. H. Steinmetz: *Die Komödie der Aufklärung*. 3. Aufl. Stuttgart 1978, S. 48-55.

in der Anfangsphase der Handlung ist, denn sie wird mit der voranschreitenden Handlung einer Wandlung unterliegen, was die strengen Grenzen der Typenkomödie sprengen lässt. Die ältere Schwester, Lottchen, die vormals der vernünftigen Umwelt angehört hat, wird gegen Ende der Handlung ihre Unvernunft bewusst gemacht, dass sie ihre Gefühle in den Falschen investiert hat. Die jüngere Schwester dagegen, gegen welche sich die Intrige richtet, muss bewusst gemacht werden, dass die Unruhe, die sie verspürt, ein Symptom der Liebe ist.

Zur Ausgangssituation zurück: Cleon, der besorgte Vater, bittet nicht nur Lottchen, sondern auch seinen Bruder, den Magister, darum, Julchen zu überzeugen, dass ihre Weigerung, die Liebe des Damis zu erwidern, unvernünftig sei. Von nun an verläuft die Intrige auf zweierlei Bahnen: In der Intrige Lottchens soll sich Damis mit seinen Liebesbezeugungen zurückhalten, Siegmund dagegen den Verliebten spielen. Diesen Kunstgriffen liegt die Absicht zugrunde, Julchen zu verwirren und ihren Widersinn lahmzulegen. Verwirrung und Ausschaltung der Vernunft sollen Julchen für die Emotionen empfänglicher werden lassen.

Gegen Julchens Unvernunft schreitet auch der Magister aus, der sein ganzes Wissen aktiviert, das einem einfachen Mädchen die Wichtigkeit der Liebe bewusst machen sollte. Er holt das ganze Instrumentarium mentaler Waffen, und zwar die Demonstration mit ihren Teilelementen – etwa einem aus seiner Sicht unumstößlichen *Argumentum ex auctoritate*, als er sich auf die antiken und neueren Philosophen und deren Menschenkenntnis beruft (ZS 20), was auf das Mädchen keineswegs überzeugend wirkt („Ich kenne alle diese Männer nicht und verlange sie auch nicht zu kennen“; ZS 20). Er befragt sie weiter danach, was ihre Vernunft und ihr Wille dazu sagen, was wiederum die Frage Julchens provoziert: „Ich glaube, daß dieser Unterricht recht gut. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?“ (ZS 21). Danach holt der Magister schwerere Waffen, etwa den „Beweis aus meinem Rechte der Natur“ und den Hinweis auf die Pflicht jedes Menschen: „Wollen sie doch, daß das menschliche Geschlecht erhalten werden soll? Dieses ist ein Zweck, den uns die Natur lehrt. Das Mittel dazu ist die Liebe“ (ZS 21). Auch dieses Argument will dem Mädchen nicht einleuchten, und auf die Frage: „Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieser Gründe nicht fühlen?“, entgegnet Julchen: „Ich fühle sie in der Tat nicht. Und wenn die Liebe nichts ist als eine Pflicht: so wundert mich’s, wie sie so viele Herzen an sich ziehen kann. Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten, bis mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern will“ (ZS 21).

Der Magister begreift die Weigerung des Mädchens als eine intellektuelle Herausforderung und im Zwischengespräch mit Julchens Vater referiert er all seine Bemühungen: „Ich habe ihr die stärksten Beweise angeführt; aber ...“ und „Ich erwies ihr, daß sie verbunden wäre zu heiraten“ (ZS 22) und erkennt dabei seinen Fehler, mit dem Mädchen als mit einer Gleichrangigen gesprochen zu haben: „Denn wenn man mit Ungelehrten zu tun hat, die nicht abstrakt denken können: so muß man sich herunterlassen und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen“ (ZS 22), lautet das Fazit. Unzufrieden und enttäuscht ist er allerdings, als er sagt: „Ich zeigte ihr die schöne Seite der Liebe“ (ZS 23). Er will sich allerdings noch nicht ergeben, und im Gegenzug bemüht er das schöpferische Element, das Ingenium, und will ein

Kunstwerk in den Dienst der Moralphilosophie stellen: „Bei Leuten, die nicht scharf denken können, tun diese witzigen Blendwerke oft gute Dienste. Ich will sehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was sie meinem Verstande versagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Lust zur Heirat als eine Demonstration“ (ZS 23). Bevor es dem Magister beschieden sein wird, sein Kunstwerk zu präsentieren, stellt das Mädchen eine Frage, die auf die Selbsterfahrung des Magisters hinzielt: „Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was ist sie denn? Ein Rätsel, das niemand auflösen kann.“ Der Magister, als derjenige, „der Verstand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen“, gibt seine berühmte Definition der Liebe: „Die Liebe ist die Übereinstimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken. Mich deucht, dies ist sehr adäquat“ (ZS 46). Das Mädchen lässt sich noch die Fabel anhören, die genauso wenig bei ihr bewirkt als die Demonstration von vorhin, so dass der Magister im Gespräch mit dem Vater seine Kapitulation erklären muss: „Sie bleibt unbeweglich. Ich weiß nicht, warum ich mir des eigensinnigen Mädchens wegen so viel Mühe gebe. Wer weder durch philosophische noch durch sinnliche Beweise zu bewegen ist, den muß man seinem Wahne zur Strafe überlassen. Ich sage kein Wort mehr“ (ZS 48), womit er die Überheblichkeit der Typenkomödie auf eine knappe Formel bringt²⁰. Aus dieser Sicht ist der Magister selbst ein Überbleibsel der Typenkomödie im rührenden Lustspiel Gellerts.

Die Definition der Liebe, die der Magister präsentiert, weist gefährliche Nähe zur Definition der Ehe auf, die aus der Thomasianischen *Einleitung zur Sittenlehre* stammt. Thomasius, die das Wesen des Menschen in einem Grundaffekt verankert sieht, und zwar in der Liebe²¹, erklärt sie zu dem alle menschlichen Gesellschaften – auch die Ehe – verbindenden Element: „Wenn man erweget/ daß alle menschliche Gesellschaft in der Vereinigung zweyer Gemüther zu einem gewissen Endzweck bestehe/ so siehet man/ daß auch alle Gesellschaften ihrem Wesen nach die Liebe/ als welche die Vereinigung der Gemüther ist/ intendiren. Und also wird man bald gewahr/ daß keine Gesellschaft ohne Liebe/ aber wohl ohne Befehl und Zwang seyn könne; und daß der Befehl und Zwang zufälliger Weise in die menschlichen Gesellschaften gekommen sey [...]“²². Dabei soll darauf hingewiesen werden, dass Thomasius „Gemüt“ und „Wille“ als gleichbedeutende Begriffe benutzt.

Gellert scheint somit die Methode Wolff und die sprachliche Ausgestaltung Thomasius zu verdanken, obwohl das Gedankengut als solches eher der Tradition

²⁰ Vgl. Steinmetz: Die Komödie der Aufklärung, S. 29: „Die Handlungen dieser Werke beruhen in erster Linie auf der Etablierung und Durchführung einer Intrige. Der lasterhafte Held hat sich in der Regel zu Beginn der Komödie von Umwelt und Gesellschaft auf Grund seines Fehlers isoliert. Diese versucht darauf mit Hilfe einer Intrige, ihn wieder in das bürgerliche Gemeinschaftsleben zurückzuführen. Der Schluß der einzelnen Komödie hängt davon ab, ob die Intrige den Helden zur Einsicht zwingt oder nicht: entweder kehrt der lasterhafte Typ reumütig und geheilt in den Schoß der Gesellschaft zurück, oder er bleibt als unheilbarer Narr für immer von ihr ausgeschlossen.“

²¹ Vgl. W. Schneiders: Vorrede zur: Chr. Thomasius: Ausübung zur Sittenlehre. M.e. Vorwort hrsg. v. W. Schneiders. Hildesheim 1968, S. [V].

²² Chr. Thomasius: Von der Kunst Vernünftig und Tugendhaft zu lieben/ [...] Oder: Einleitung Zur Sittenlehre [...] Vierte Auflage / verbessert und corr. Halle 1706, S. 357.

des Kirchenrechts zu entspringen scheint, die die Ehe als einen Bund, als einen Vertrag betrachtet. Bei Samuel Pufendorf, der neben Thomasius einer der führenden Juristen um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ist, findet sich eine Erklärung der Prinzipien, die der Bildung von Gesellschaften zugrunde liegen. Pufendorf referiert an einer Stelle die Meinung Hobbes' über die „Gesellschaften“, die Bienen und Ameisen bilden, und deren Unterschied gegenüber der menschlichen Gesellschaft. Sie seien vollkommen, obwohl der Aspekt eines willentlichen und bewussten Zusammenschlusses ausbleibt: „Es bestehe das Regiment dieser Thiergen in einer bloßen Ubereinstimmung/ da vieler Willen sich zu einer Sache lencket/ und nicht nur ein einziger Wille durchauß im gantzen Wesen / als wie in Bürgerlichen Gesellschaften/ gefunden wird“²³. Nicht anders definiert den Begriff „Gesellschaft“ Georg Friedrich Meier in seiner *Allgemeinen practischen Weisheit*²⁴, die 1764 veröffentlicht wurde: „Durch eine Gesellschaft versteht man, eine Zusammenstimmung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke“ (§ 259), was bloß ein Hinweis darauf ist, dass die Terminologie, die Thomasius eingeführt hat, sich als ziemlich langlebig erwiesen hat. Im Kontext dieses Artikels ist der sprachliche Ausdruck an sich weniger wichtig, obschon er ein Hinweis darauf ist, dass Gellerts Interesse mehr dem deutschen – als einem ausländischen – Modell, die Wissenschaften zu betreiben, gegolten hat.

„Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt“²⁵

Das bereits zu Anfang angesprochene Problem der Pedanterie schien Gellert besonders interessiert zu haben, und zwar nicht nur als Anschauungsunterricht mittels Komödie, sondern vornehmlich als eine wissenschaftliche Frage. An der Figur des Magisters stellt Gellert anschaulich dar, dass eine bloße wissenschaftliche Beschreibung des Affekts sein Wesen kaum erschöpft, da er erst im reziproken Verhältnis zu einem anderen Menschen gelebt sein will. Mit anderen Worten garantiert ein klarer und distinkter Liebesbegriff keine lebhafte Liebesempfindung. Um diese geht es Julchen, als sie fragt, ob der Magister jemals geliebt hat.

Die pedantischen Wissenschaftler beschreibt Gellert, der ein berühmter Professor der Moralphilosophie in Leipzig war, in einer seiner Vorlesungen, indem er die Kluft zwischen Gelehrsamkeit und Leben akzentuiert und die angehenden Wissenschaftler vor ihr warnt: „Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf ihre Studirstuben, und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu verwundern, daß sie ihre

²³ S. Pufendorff: Acht Bücher vom Natur- und Völckerrechte. Bd. 2. VII. Buch. Franckfurt 1711, S. 456.

²⁴ G.F. Meier: Allgemeine practische Weltweisheit. Halle 1764. Zit. nach: Günter Schenk: Leben und Werk des halleschen Aufklärers Georg Friedrich Meier. Halle 1994, S. 146.

²⁵ Chr. F. Gellert: Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede, bey dem Antritte der Profession. In: C.F. Gellerts sämtliche Schriften. Thl. 5. Leipzig: Weidmanns Erben und Reich, und Caspar Fritsch, 1769, 76-95. [Neue verbesserte Aufl. Berlin und Stettin 1776], S. 86.

Rolle schüchtern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu verwundern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden?“²⁶ Der kurz zuvor erwähnte Meier scheint ein Geistesverwandter Gellerts zu sein, wenn er in seiner *Vernunftlehre* eine Erkenntnisweise kritisiert, die ausschließlich gelehrt sein will: „Eine solche bloß gelehrtete Erkenntniß wird allemal pedantisch und lächerlich, weil ein Mensch, der bloß eine solche Erkenntniß besitzt, nur seinen Zunftgenossen verständlich ist; sie ist gar zu kunstmässig, und entfernt sich ein wenig zu weit von dem Natürlichen in der Erkenntniß“²⁷.

Die Aussagen der beiden Philosophen versinnbildlichen eine Wandlung der Anforderungen, die sowohl an die Wissenschaften als auch an die Wissenschaftler selbst gestellt werden: Während Wolff nach der Gewissheit der Erkenntnis strebt, die ihm die mathematische Methode zu gewährleisten scheint, kritisiert Thomasius, der „Verächter der förmlichen Vernunftschlüsse“²⁸, diese Art, Wissenschaften zu betreiben. Auch Gellert war kein Anhänger der demonstrativen Methode Wolffs und entwickelte eine Lehrmethode, die ihm einen immensen Zulauf von Studenten gewährte. Ein solcher Student war Johann Wolfgang von Goethe. Die Herausgeber der Werke Gellerts, weisen in der Vorrede zum 6. Band der *Sämmtlichen Schriften*, der die Moralvorlesungen²⁹ Gellerts beinhaltet, auf deren Popularität unter den Studenten bald der Inhalte bald der Methode wegen hin. Sie berufen sich dabei auf Gellerts Vermächtnis – einen Aufsatz, in dem die Leipziger Druckerei Weidmanns Erben und Reich und Caspar Fritsch zu Herausgebern seiner Schriften bestellt wurden – in dem der Philosoph seine Methode, die er in seiner Moral angewendet hat, folgendermaßen beschreibt:

Es ist nie meine Absicht gewesen, ein vollständiges System der Moral zu entwerfen; ein Werk, zu dem ich viel zu wenig Tiefsinn besitze; ich habe meinen Zuhörern das Vornehmste aus der Sittenlehre auf eine faßliche und praktische Art in zwanzig bis dreißig Stunden vorzutragen und bey diesem Vortrage, wo ich es meinen Absichten gemäß fand, die moralischen Schriften eines Mosheims, Baumgartens, Crusius und Jerusalems, eines Hutchesons, Fordyce, und anderer scharfsinnigen und beredten Männer zu nützen gesucht³⁰.

Nachdem die Herausgeber Gellert selbst zitiert haben, fügen sie noch Folgendes hinzu:

²⁶ Gellert: Von dem Einflusse ..., S. 86-87.

²⁷ G.F. Meier: Vernunftlehre. Halle 1752, S. 41.

²⁸ J. Chr. Gottsched: Ausgewählte Werke. Hrsg. v. P. M. Mitchell. Bd. 5. T.1: Erste Gründe der gesammten Weltweisheit (Theoretischer Teil). Berlin-New York 1983, S. 173.

²⁹ Vgl. dazu etwa: S. Späth: Vom beschwerlichen Weg zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts. Gellerts Moralische Vorlesungen und die Widerstände der Realität gegen die empfindsame Gesellschaftsutopie. In: „Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts. Hrsg. v. Bernd Witte. München 1990, S. 151-171.

³⁰ [Christian Fürchtegott Gellert:] C.F. Gellerts Sämmtliche Schriften. 6. Thl. Leipzig 1770, S. IX.

Der ungemeine Beyfall, den dieß Werk gefunden, und darinnen es sich so viele Jahre erhalten, konnte seine Zweifel nicht ganz überwinden, ob es auch Werth genug habe, der Nachwelt überliefert zu werden; denn er [Gellert] war überzeugt, daß die bloße Nutzbarkeit für sich allein noch kein hinlängliches Recht dazu gebe, und wußte wohl, daß man gemeinlich und zwar im Grunde im Lesen mehr fodere, und strenger urtheile, als im Hören.³¹

Die Absicht, die Gellert vor Augen hatte, als er seine Vorlesungen zum Druck vorbereitete, wird folgendermaßen beschrieben:

Nicht theoretischer sondern praktischer Nutzen ist es, was die Verfassung des Werkes zur Absicht gehabt. Es soll die Sittenlehre nicht dem Verstande von derjenigen Seite darstellen, von der sie seine Kräfte zu schärfen, und seine Wißbegierde zu befriedigen am fähigsten ist; sondern es sie hauptsächlich dem Herzen aufs nachdrücklichste empfehlen. Sein eigentliches Verdienst besteht also in der Wahl des Brauchbarern, in der steten Rücksicht, die der Verfasser dabey auf die christliche Religion nimmt, und in der Einkleidung. Die Einkleidung ist, so viel wir wissen, neu. Wenigstens ist uns in Deutschland unter den gedruckten moralischen Werken keines von dieser Art bekannt. Wie verdient macht sich aber durch eine neue Einkleidung um die Sittenlehre! Andern Wissenschaften wird ein allzu öfterer Wechseln in der Methode leicht zum Nachtheile gereichen; ihr hingegen könnte nichts vortheilhafter seyn. Unter den menschlichen Wissenschaften findet sich wohl keine, welche mehr Leichtigkeit, allgemeine Faßlichkeit und Gewißheit hat, und doch öfter bearbeitet seyn will, als die Sittenlehre; keine, welche weniger Aenderungen im Wesentlichen gestattet, und doch mehr Neuheit im Vortrage begehret, als eben sie. ...³²

Der Akzent verschiebt sich somit von dem Konzept ›Wissenschaft als Vernunftsache‹ auf den Konzept ›gelebte Wissenschaft‹. Im Vorwort, das der Autor noch zu seinen Lebzeiten vorbereitet hat, heißt es:

Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Ansprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung des Gewissens, durch Beyspiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann³³.

Wolffs Demonstrative Methode war also keinesfalls das Metier Gellerts. In einer Hinsicht stimmt Gellert mit Wolff allerdings überein: Jener scheint die Klassifikation der Erkenntnis, die dieser vorgeschlagen hat: lebendige Erkenntnis vs. tote Erkenntnis, produktiv weiterentwickelt zu haben.

³¹ C.F. Gellerts Sämmtliche Schriften, S. IV-V.

³² C.F. Gellerts Sämmtliche Schriften, S. X-XI.

³³ C.F. Gellerts Sämmtliche Schriften, S. 3.

Lebendige und tote Erkenntnis

Nach Thomasius macht die Ausrichtung auf das allgemeine Beste einen „recht-schaffene[n] Weise[n]“ aus, der „diese Seine Wissenschaft zu Nutzen des gemeinen Besten/ und zu Abwendung des gemeinen Schadens anzuwenden weiß“³⁴. Eine Ansammlung von bloßen Daten fügt sich noch zu keiner Gelehrsamkeit zusammen: „Dieses ist keine Gelahrheit zu nennen/ die weder in dem menschlichen Leben einigen Nutzen schafft/ noch zur Seeligkeit anführet“³⁵. Geschlechterdifferenzen werden dabei als kein Hindernis für die Erlangung der Gelehrtheit angesehen: „Weibes-Personen sind der Gelahrheit so wohl fähig / als Manns-Personen“³⁶. Nicht anders äußert sich Wolff, der in der Vorrede zu seiner *Deutschen Logik* diejenigen kritisierte, „aus der Gelehrsamkeit ein blosses Gedächtniß-Werck [machen], [und] vor dem Nachsinnen ärger als vor einer Schlangen“³⁷ fliehen. Darüber hinaus weist er die menschliche Erkenntnis zweien Kategorien zu, je nach Grad ihrer Einwirkung in den Willen, wodurch sie zum unmittelbaren Grund und Leitgedanken für menschliche Handlungen wird. Die eine Kategorie nennt er „lebendige Erkenntniß“ und die andere „todte Erkenntniß“. Jene gebe „einen Bewegungs-Grund des Willens“ ab, „entweder das Gute zu vollbringen, oder das Böse zu lassen“³⁸, dieser dagegen kommt diese Qualität abhanden, das Handeln des Menschen auf das Gute hin zu bewegen oder ihn vom Bösen abzubringen. Der lebendigen Erkenntnis wohnt eine besondere Überzeugungskraft inne, die das Handeln des Menschen bestimmt, während die tote den Einfluss der Vernunft in den Willen unterbindet und rein theoretisch bleibt. Obwohl Wolff das Postulat der praktischen Anwendbarkeit des gelehrten Wissens erhoben hat, ist er dank seiner „strengen Methode“ zum Inbegriff eines Pedanten geworden. Wolffs Schüler, Johann Christoph Gottsched, expliziert das Problem noch prägnanter: „Hergegen würde ein Erkenntniß, das aus lauter Vernunftschlüssen bestünde, die sich auf keine Erfahrung gründeten, bey den meisten unkräftig, oder todt seyn“³⁹ und betont: „Die Wissenschaft eines Weisen muß ganz praktisch seyn“⁴⁰, wobei „praktisch“ hier so viel als erfahrungsbildend bedeutet.

Gellert, der einer der Schüler Gottscheds war⁴¹, schöpfte einerseits aus der Tradition der deutschen Philosophie, wusste sich aber von ihr kritisch abzuheben und schuf sein Modell, die wissenschaftliche Moral zu lehren und zu verbeiten. Er ist einer der Philosophen, der zugleich auch Schriftsteller war, eine Art Personalunion zwischen Literatur und Philosophie. Deswegen ist auch ein Deutungsschlüssel zu seinen literarischen Werken in seinen philosophischen Konzepten zu suchen. Lebendige

³⁴ Thomasius: Einleitung in die Vernunftlehre, Widmung S. [5].

³⁵ Thomasius: Einleitung in die Vernunftlehre, S. 11.

³⁶ Thomasius: Einleitung in die Vernunftlehre, S. 12.

³⁷ Chr. Wolff: Vernünftige Gedancken von den Kräfften des Menschlichen Vestandes. [Deutsche Logik]. Halle i. Magd. 1744. 12. Aufl., Vorrede, S. 3.

³⁸ Chr. Wolff: Vernünftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen. [Deutsche Ethik]. Neue Auflage. Halle i. Magd. 1752, S. 102.

³⁹ Gottsched: Erste Gründe..., S. 115.

⁴⁰ Gottsched: Erste Gründe..., S. 330.

⁴¹ Vgl. Meyer-Krentler: Christian Fürchtegott Gellert, S. 210.

Erkenntnis, das Ziel, das er seinem Magister vorenthalten hat, obwohl dieser auch sein Ingenium bemüht, behält ihre Überzeugungskraft nur dann, wenn sie den Willen des Menschen ansprechen und ihn auf das Gute ausrichten kann, so dass dieser seine Handlungen danach orientiert. Ein Mittel der lebendigen Erkenntnis ist für Gellert die Literatur, die an das Herz der Leser und Zuschauer appelliert.

Mit der Figur, die aus seiner Sicht der Vergangenheit angehört, verabschiedet sich Gellert auf der einen Seite vom Typenlustspiel und begründet ein neues Modell, das des rührenden Lustspiels, das sich nun an das Herz der Menschen wendet. Auf der anderen Seite nimmt er vom alten Modell des Wissenschaftsbetriebs Abschied, dessen Telos die „tote“, rein theoretische Erkenntnis war. Bis Hegel dann in seinen Vorlesungen diesen Ansatz als Popularphilosophie abtun wird⁴², setzt sich dieses Modell durch und beherrscht bis Kant die philosophische Szene.

Abstract

Despite the existing interpretations of comedies written by F. Gellert (i.e. Sibylle Späth), the author draws attention to the works of Christian Thomasius as a foundation for the critique of the research model that was described in the 18th century as a pedantry (Pedantismus/Pedanterie). This model was comparable to the description of the “todte Erkenntniß” written by Christian Wolff. His method was based on syllogisms and it supposed to lead to obtaining the highest level of definite knowledge-but it became a pedantry. Gellert’s “Magister” using the rich research paraphernalia and providing scientific definitions of love and marriage was not able to convince the young girl (Julchen) to accept the marriage proposal of the man who was in love with her.

Keywords

German Comedy in the 18th Century (›rührendes Lustspiel‹); Literature and Philosophy in the 18th Century; Christian Fürchtegott Gellert; Christian Thomasius; Christian Wolff; Anthropology in Literature

⁴² Vgl. G.F. Hegel: Vorlesungen über die Philosophie. In: Ders. Werke in zwanzig Bänden. Band 20, Frankfurt am Main 1979, S. 263-269.

Metaphorik, Sympathie lenkung und Erzähltechnik in Gottfried Kellers *Romeo und Julia auf dem Dorfe*

Einleitung

Bis zum heutigen Tag ist der fiktive Schauplatz Seldwyla von Gottfried Kellers Novellenzyklus *Die Leute von Seldwyla* (1. Teil 1856, 2. Teil 1874) als „sympathischer Prototyp“ Urschweizer Kleinstadtlebens sprichwörtlich geblieben. Die erfundene Stadt Seldwyla in einem real existierenden Land, der Schweiz, erfüllt gleichzeitig mehrere Funktionen: Sie erlaubt Keller, Zeitkritik auszuüben und gleichzeitig ein Stück Schweizer Lokalkolorit einzusetzen. Kellers Novellenzyklus gilt als ein Exponent des „poetischen Realismus“, allerdings mit Schweizer Heimatverbundenheit: Die Erzählungen sind Produkte einer Fabulierfreude, einer literarischen Imaginationskraft, die dem poetischen Realismus zum Trotz ihre literarische Selbstständigkeit bewahren.¹

Die wohl berühmteste Erzählung von Gottfried Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, gehört mit vier anderen Novellen: *Pankraz, der Schmoller, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher* und *Spiegel, das Kätzchen* zum ersten Teil des Novellenzyklus *Die Leute von Seldwyla*, der im Jahre 1856 veröffentlicht wurde. William Shakespeare bildet ein thematisches Bindeglied zwischen *Pankraz, der Schmoller* und *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Ansonsten weisen die Novellen – abgesehen davon, dass sie alle im fiktiven schweizerischen Ort Seldwyla spielen – keine Gemeinsamkeiten bezüglich der Hauptfiguren, der Handlung und der Hauptthematik auf. Demgemäß soll *Romeo und Julia auf dem Dorfe* im Folgenden als selbstständiger Text untersucht werden.

Georg Lukács hebt Keller als Erneuerer der Gattung Novelle hervor und bezieht sich dabei insbesondere auf *Romeo und Julia auf dem Dorfe*: „Keller ist der Fortsetzer und Vollender jener deutschen Novelle, die in der klassischen und romantischen Periode entstanden ist. Diese Novelle stellt gegen die alt-französische einen modernen Typus dar.“² Wie die meisten Werke Kellers hat auch diese Novelle eine

¹ Vgl. hierzu Dominik Müller, *Gottfried Keller – Literatur aus der Zeit der Bundesstaatgründung*, in: Peter Rusterholz, Andreas Solbach (Hrsg.), *Schweizer Literaturgeschichte*, Stuttgart, Weimar 2007, S. 117-135. Hier S. 125f.

² Georg Lukács, *Die Grablegung des alten Deutschland. Essays zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Ausgewählte Schriften I*. Reinbek bei Hamburg 1967, S. 54.

lange und komplizierte Genese.³ Schon allein die Wahl des Titels der Novelle legt den Ausgang als Liebestragödie fest. Neben Shakespeare steht Goethes *Versepos Hermann und Dorothea* als Pate für Kellers Novelle, welches ebenfalls eine traurige Liebesbeziehung in einer feindlichen Umwelt thematisiert.⁴ Kellers schlichte Erzählung, deren Linienführung sich problemlos überschauen lässt, berichtet zwar über keine alltägliche, aber auch über keine besonders außergewöhnliche Begebenheit. Gegliedert ist die Novelle in zwei Teile: Der erste Abschnitt behandelt in stark geraffter Form den Streit und Niedergang der beiden Bauern Manz und Marti und umfasst den größten Teil der erzählten Zeit von zwölf Jahren.⁵ Der zweite Abschnitt thematisiert die Liebe zwischen Vrenchen und Sali und deren verfehlten Integration in die bürgerliche Gesellschaft.⁶ Shakespeare steht als Pate für den Titel der Novelle, die Geschichte geht jedoch zusätzlich auf ein tatsächliches Ereignis zurück.⁷

In *Romeo und Julia auf dem Dorfe* wird das schweizerische bäuerliche Leben des 19. Jahrhunderts geschildert. Dieses Leben ist von starren moralischen Normen geprägt. Zwei Bauernfamilien, die nebeneinander wohnen, werden eines Tages zu Todesfeinden: Sie erheben beide Anspruch auf ein Stück Ackerland, das zwischen ihren Feldern liegt. Ein schonungsloser Rechtsstreit beginnt, in welchem die zwei Familienväter, Manz und Marti, verwickelt werden. Obwohl diese beiden Familien

³ Im Jahr 1847 konzipiert, zwischen 1855 und 1856 ausgearbeitet und veröffentlicht, bekam Kellers Novelle erst 1875 ihre endgültige Textgestalt. Vor allem hinsichtlich der Konzipierung der Schlusspassage der ursprünglichen Version der Novelle war Keller unzufrieden. Grund hierfür war wohl die mangelnde Zustimmung, auf die das ursprüngliche Ende von den zeitgenössischen Kritikern – u.a. Berthold Auerbach – stieß. Dieses Ende ist gekennzeichnet von den moralisierenden Kommentaren des auktorialen Erzählers über den Selbstmord der beiden Protagonisten. Kellers Freund Paul Heyse erhielt vom Autor freie Hände, die Schlusspassage zu verändern. Heyse strich die Kommentare des Erzählers und schuf eine dramatische Zuspitzung auf den Selbstmord hin. Aber diese gekürzte Fassung gefiel Keller auch nicht, so dass er sich für eine mittlere Lösung entschied. Die Novelle endete nun nicht mit dem Selbstmord, sondern mit einer ruhigen Schlussvignette und mit dem anschließenden objektivierenden Zeitungsreferat über den Freitod der beiden Jugendlichen. Vgl. hierzu Hans Richter, *Gottfried Kellers frühe Novellen*, Berlin 1960, S. 141, Gerhard Kaiser, *Gottfried Keller. Das gedichtete Leben*, Frankfurt am Main 1981, S. 305f.; Thomas Koebner, *Gottfried Keller: ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘. Die Recherche nach den Ursachen eines Liebestods*, in: *Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts*, Bd. 2, Stuttgart 1990, S. 226, S. 305f. Siehe auch Erika Swales, *The Poetics of Scepticism. Gottfried Keller and „Die Leute von Seldwyla“*, Oxford 1994, S. 96, S. 186; Rolf Selbmann, *Gottfried Keller: Romane und Erzählungen*, Berlin 2001, S. 62-65.

⁴ Erika Swales, *The Poetics of Scepticism. Gottfried Keller and „Die Leute von Seldwyla“*, S. 81. Vgl. Rolf Selbmann, *Gottfried Keller: Romane und Erzählungen*, S. 59.

⁵ Siehe Yoshio Abe, *Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“: Eine erzähltheoretische Untersuchung*, [Diss., Univ. Zürich], Bern 1989, S. 92.

⁶ Ebd., S. 93.

⁷ Nach einer Notiz in der Zürcher Freitagszeitung hatten am 3. September 1847 in Sachsen zwei Jugendliche aus verfeindeten Familien nach einer durchgetanzten Nacht Selbstmord begangen. Siehe hierzu Thomas Koebner, *Gottfried Keller: ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘. Die Recherche nach den Ursachen eines Liebestods*, in: *Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts*, Bd. 2, S. 203-234. Hier S. 226. Vgl. Gerhard Kaiser, *Gottfried Keller. Das gedichtete Leben*, S. 313f. Vgl. Prill, Meinhardt, *Gottfried Keller*, in: *Kindlers neues Literaturlexikon*. Bd. 9, München 1990, S. 284.

wegen des Rechtsstreits vollständig ruiniert werden, leiden vor allem ihre Kinder (Sali und Vrenchen) unter der Situation. Der allmähliche Verfall der beiden Familien trägt dazu bei, dass Sali und Vrenchen im Grunde genommen weder Hoffnung auf eine bessere Zukunft, noch Lebensfreude haben. Die bürgerliche Welt stürzt schließlich zusammen: Während Manz einen heruntergekommenen Gasthof im Städtchen Seldwyla übernimmt und dafür von den Seldwylern ausgelacht wird, vernachlässigt Marti die Bearbeitung seines Ackerlandes vollständig, was auch ihn letztlich in den Ruin treibt. Gedemütigt von gesellschaftlicher Schande und existenziellen Nöten, müssen sich schließlich beide Familien von der Fischerei ernähren. Sali und Vrenchen begegnen einander zufällig eines Tages nach langer Zeit wieder als ihre Väter einen Konflikt austragen, und sie verlieben sich unmittelbar ineinander. Daraufhin treffen sie sich heimlich, Vrenchens Vater überrascht jedoch das Liebespaar, und als dieser anfängt, das Mädchen zu misshandeln, schlägt ihn Sali mit einem Stein zu Boden. Dies hat zur Folge, dass Vrenchens Vater als Debiler in eine Irrenanstalt eingeliefert wird und das Glück der beiden Jugendlichen jetzt endgültig zerstört ist. Sie entscheiden sich dafür, das Leben nur für einen Tag richtig zu genießen. An diesem Tag treffen sie den schwarzen Geiger, einen dämonischen Vagabunden, der zusammen mit seinen Freunden außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft lebt. Da es die beiden Jugendlichen nicht in der engstirnigen Welt von Seldwyla aushalten, entscheiden sie sich dafür, zusammen Selbstmord zu begehen. Dieses Scheitern an der sozialen Integration macht die Novelle zur bürgerlichen Tragödie.

Ziel vorliegender Untersuchung ist, Kellers Erzähltechnik in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* zu untersuchen.⁸ Ein Schwerpunkt der Untersuchung bildet die Perspektivierung in der Novelle: Deutliche Beispiele für auktoriale bzw. personale Erzählsituationen werden dabei herangeführt und unter die Lupe genommen. Es wird dabei gezeigt, dass im zweiten Teil der Novelle ein Perspektivenwechsel vollzogen wird hin zu einer Fokussierung auf die psychologische Innenperspektive der Figuren. Ein anderes wichtiges Anliegen ist es zu zeigen, wie Keller mit Prolepsen arbeitet, um die spielerische Überlegenheit des allwissenden Erzählers zu akzentuieren. Diese Überlegenheit äußert sich zusätzlich in einer Unzuverlässigkeit, da der Erzähler weniger sagt als er weiß. Dieser ist, um einen Terminus von Phelan/Martin zu übernehmen, „underreporting“.⁹ Bewusst lenkt er die Sympathien des Lesers auf die jungen Protagonisten.

⁸ Die Erzähltechnik in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* hat, abgesehen von Yoshio Abes Doktorarbeit Gottfried Kellers „*Romeo und Julia auf dem Dorfe*“. *Eine erzähltheoretische Untersuchung*, in der Sekundärliteratur bisher relativ wenig Beachtung gefunden. Einen guten Einblick in die Keller-Forschung der letzten Jahrzehnte bietet Rolf Selbmann, *Gottfried Keller: Romane und Erzählungen*. Der schwedische Literaturforscher Bertil Romberg studiert in seiner Doktorarbeit *Studies in the narrative technique of the first person novel* unter anderem den Roman *Der grüne Heinrich* von Gottfried Keller in Bezug auf die Erzähltechnik. Es gibt zwei Versionen von diesem Roman: Eine auktoriale Er-Version, (1854-55) die Keller später in eine Ich-Perspektive umdichtete (1879-1880). Vgl. hierzu Bertil Romberg, *Studies in the narrative technique of the first person novel*, Stockholm 1962. S. 237.

⁹ Zitat nach Monika Fludernik, *Unreliability vs. discordance. Kritische Betrachtungen zum literaturwissenschaftlichen Konzept der erzählerischen Unzuverlässigkeit*, in: Fabian Liptay, Yvonne

Theoretische Vorbemerkungen

Durch den häufigen Stimmenwechsel in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* – Dialog,¹⁰ interne- und Nullfokalisierung, bekommt der Leser einen vielfältigen Einblick in die Existenz der Protagonisten der Geschichte.¹¹ Der Wechsel zwischen mimetisch-dramatischen und diegetisch-narrativen Teilen trägt zusätzlich zum spannungsvoll-komplexen Charakter bei.¹² Obwohl der Erzähler den Protagonisten mit spielerischer Überlegenheit gegenübersteht, zeigt er ein großes Maß an Einfühlung in das Schicksal der beiden Jugendlichen. Sein Verhältnis zu ihnen könnte man als „unforeseen partnership“ bezeichnen; der Erzähler gibt sich Mühe, das Leben der Beiden zu ergründen und den Konflikt der Väter zu verstehen; eine innere Verwandtschaft entwickelt sich allmählich zwischen ihm und den Protagonisten.

Dies führt dazu, dass die Protagonisten den Erzähler in den Bann ziehen und ihn dazu veranlassen, deren Erfahrungen intensiv nachzuempfinden. Er will sich in deren Situation einfühlen; es geht um eine Variation des „alter-ego“-Motivs.¹³ Die Einfühlung des auktorialen Erzählers in das Schicksal der Protagonisten geht immerhin so weit, dass er sich gezwungen fühlt, sich in deren Situation hinein zu versetzen. Dies führt zu psychologischen Reflexionen über die Figuren:

Sali liebte gewiß so stark als Vrenchen, aber die Heiratsfrage war in ihm doch nicht so leidenschaftlich lebendig als ein bestimmtes Entweder – Oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtsein, wie in Vrenchen, welches nur das eine zu fühlen fähig war und mit leidenschaftlicher Entschiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin sah.¹⁴

Im ersten Abschnitt der Novelle kommt nur der heterodiegetische Erzähler zu Wort. Nicht wie die Protagonisten selbst die Welt wahrnehmen, sondern wie sie von einem distanziert schauenden und bewertenden allwissenden Erzähler wahrgenommen wird, ist hier der Ausgangspunkt. Die Distanz des allwissenden Erzählers kontrastiert mit der Figurenperspektive im zweiten Teil der Novelle. Es gibt, wie W. C. Booth pointiert, keinen Konsens darüber, was Distanz ist; Booth spricht von „Variations of

Wolf (Hrsg.), *Was stimmt denn jetzt? Unzuverlässiges Erzählen in Literatur und Film*, München 2005, S. 39–59. Zitat S. 43.

¹⁰ Laut Yoshio Abe beträgt die direkte Rede 22,7 Prozent des ganzen Texts. Vgl. Ebd., *Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“*, S. 40.

¹¹ Für den Terminus „Stimmenwechsel“, vgl. Fotis Jannidis, *Wer sagt was? Erzählen mit Stimmenverlust*, in: Andreas Blödorn, Daniela Langer, Michael Scheffel (Hrsg.), *Stimme(n) im Text: Narratologische Positionsbestimmungen*, Berlin 2006, S. 151-164. Siehe insbesondere S. 152, wo der Verfasser eine Typologie des Stimmenwechsels entwirft.

¹² Für die Termini „Diegesis“ bzw. „Mimesis“ siehe Franz K. Stanzel, *Theorie des Erzählens*, 7. Auflage, Göttingen 2001, S. 93f., S. 193f.

¹³ Vgl. Franz K. Stanzel, *Theorie des Erzählens*, S. 267.

¹⁴ Zitiert wird im laufenden Text nach Gottfried Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Mit Materialien. Ausgewählt und eingeleitet von Peter Haida, Stuttgart 2003. Diese Edition folgt hinsichtlich Rechtschreibung und Zeichensetzung der Ausgabe Gottfried Keller: *Sämtliche Werke und ausgewählte Briefe*, herausgegeben von Clemens Heselhaus, Bd. 2, München 1957, S. 61-128. Hier: Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 74.

Distance“.¹⁵ In diesem Kontext verstehe ich unter dem Begriff Distanz eine räumliche, zeitliche, moralische, stilistische und in gewisser Weise eine gefühlsmäßige und intellektuelle Distanz des Erzählers gegenüber den Protagonisten.

Ausgangspunkt der vorliegenden Analyse bildet das Begriffsarsenal von Gérard Genette und Franz K. Stanzel. Nach Stanzel gibt es drei verschiedene Möglichkeiten, die Mittelbarkeit eines Erzählers (die Erzählstimme) zu gestalten. Außer der Ich-Erzählsituation unterscheidet Stanzel wie bekannt zwischen auktorialen und personalen Erzählsituationen:

Die auktoriale Erzählsituation ist gekennzeichnet durch einen der Geschichte außenstehenden Erzähler, der das Geschehen kommentiert, und der auch auf der psychologischen Ebene der Hauptfiguren einen totalen Überblick hat. Der auktoriale Erzähler nimmt, um Stanzel zu zitieren, „einen Platz sozusagen an der Schwelle zwischen der fiktiven Welt des Romans und der Wirklichkeit des Autors und des Lesers“ ein. Typisch für diese Erzählform ist außerdem die Außenperspektive:

Der Erzähler steht außerhalb der Welt der Figuren, und im Gegensatz zum Ich-Erzähler nimmt er nicht selbst am Geschehen teil. Der auktoriale Erzähler ist von der erzählten Welt der Charaktere durch eine ontische Grenze getrennt.¹⁶

Im Gegenteil zur auktorialen Erzählsituation verzichtet der personale Erzähler weitgehend auf die Einmischung von (mehr oder weniger) subjektiven Kommentaren. Stattdessen geht es im Falle der personalen Erzählsituation vielmehr um das Evozieren eines Illusionsgefühls, wobei den Lesern vermittelt werden soll, dass sie sich auf dem Schauplatz des Geschehens befinden. Statt eines vermittelnden Erzählers tritt hier eine Reflektorfigur, (d.h. eine Romanfigur, die denkt, spricht usw.) hervor. Diese Romanfigur erzählt nichts, sondern es geht um eine Art von innerer Bewusstseinswiedergabe. Deshalb entsteht ein Eindruck von Unmittelbarkeit der Darstellung. „Die Überlagerung der Mittelbarkeit durch die Illusion der Unmittelbarkeit ist demnach das auszeichnende Merkmal der personalen ES.“¹⁷

In *Romeo und Julia auf dem Dorfe* tritt der auktoriale Erzähler im zweiten Teil der Novelle immer mehr zurück und die Länge der Dialogszenen nimmt zu: Bis zum Beginn des Streits im zweiten Teil der Novelle wird aus der auktorialen Außenperspektive (Nullfokalisierung) erzählt. Dann wird die Innensicht jeder Figur, v.a. von Vrenchen und Sali gezeigt, den schwarzen Geiger ausgenommen.¹⁸ Dies signalisiert die soziale Position des Erzählers und dessen Idiosynkrasien gegenüber den Menschen, die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehen. Die Anzahl der Dialogpartien führt zu szenisch konzipierten Passagen, die mit der vorherrschenden auktorialen Erzählsituation kontrastieren.¹⁹

¹⁵ Vgl. Wayne C. Booth, *The Rhetoric of Fiction*, Chicago, IL 1961, S. 155f.

¹⁶ Franz K. Stanzel, *Typische Formen des Romans*, Göttingen 1964, S. 16.

¹⁷ Vgl. hierzu Franz K. Stanzel, *Theorie des Erzählens*, S. 16.

¹⁸ Vgl. Yoshio Abe, *Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“*, S. 116.

¹⁹ Stanzel schreibt zu diesem Phänomen Folgendes: „Auch das Zurücktreten des auktorialen Erzählers bei gleichzeitiger Zunahme der Länge der Dialogszenen und ähnlicher, szenisch dargestellter Passagen kann [...] zu einer innenperspektivischen Vermittlung führen.“ Stanzel, *Theorie des Erzählens*, S. 150.

Als Ergänzung zu Stanzels Erzählsituationen sind hier Genettes Fokalisierungstypen zu nennen. Fokalisierung ist ein Synonym für Perspektive und ergänzen Stanzels Erzählsituationen, die Genette kritisiert.²⁰ Der Erzähler, sei es ein auktorialer, persöner oder ein Ich-Erzähler, kann aus verschiedenen Standpunkten des Geschehens einer Erzählung vermitteln. Ist ein Erzähler homodiegetisch, gehört er der Welt der Figuren an. Ist er dagegen heterodiegetisch, steht er außerhalb der Welt der Figuren. Genette unterscheidet zwischen drei Typen von Fokalisierungen:

Nullfokalisierung (auktorial). Der Erzähler weiß und sagt mehr als die Figuren wissen bzw. wahrnehmen.

Bei der internen Fokalisierung (Figurenperspektive) sagt der Erzähler nicht mehr, als die Figuren schon wissen.

Externe Fokalisierung. Der Erzähler weiß weniger als die Figuren, und er betrachtet sie „von außen“.²¹

Unzuverlässiges Erzählen ist eine narrative Technik, die seit dem 18. Jahrhundert in der westlichen Literatur vorkommt. Seit der literaturwissenschaftlichen Begründung des Diskurses der erzählerischen Verlässlichkeit bzw. Unzuverlässigkeit („reliability“ vs. „unreliability“) durch Wayne C. Booth im Jahr 1961 hat dieses Forschungsfeld einen regelrechten Boom erlebt. Nach Booth ist es „hardly surprising that modern authors have experimented with unreliable narrators whose characteristics change in the course of the works they narrate.“²² Es herrscht in der Theorie Konsens darüber, dass homodiegetische Erzähler dann als unzuverlässig eingestuft werden können, wenn die Art, wie sie die *histoire* präsentieren, dem Leser Anlass gibt, an ihrer Rolle als vertrauenswürdige Vermittlerinstanz zu zweifeln. Martinez Scheffel unterscheiden im Einzelnen zwischen vier verschiedenen Formen unzuverlässigen Erzählens, wobei drei im Folgenden angeführt werden sollen: 1. Theoretisch unzuverlässiges Erzählen wird in Texten mit einem intradiegetischen Erzähler (d.h. ein Erzähler, dem die fiktionale Welt angehört) aktuell. Besonders die Glaubwürdigkeit homodiegetischer Erzähler kann bezweifelt werden. Dies ist z.B. der Fall in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* (1947). Die subjektiven Bewertungen und Kommentare des bürgerlichen homodiegetischen Erzählers Dr. Serenus Zeitblom und dessen philosophisches und moralisches Verständnis für die Geschichte des dämonischen Komponisten Adrian Leverkühn können bezweifelt werden. Die Glaubwürdigkeit des Erzählers beansprucht allerdings Glaubwürdigkeit in Bezug auf die mimetische Erzählerfunktion. 2. Mimetisch teilweise unzuverlässiges Erzählen liegt vor, wenn die mimetischen Sätze des extradiegetischen oder auktorialen Erzählers, die der Leser zunächst für unbezweifelbar wahr gehalten hat, sich später als Phantasievorstellungen oder Traumsequenzen erweisen. Als Beispiel führen Martinez/Scheffel den Roman *Zwischen neun und neun*

²⁰ „Ich werde mich auch nicht mit Cohn in das kreisförmige Labyrinth jener wundervollen Rosette begeben, mit der Stanzel – in alter germanischer Tradition (Goethe, Petersen) – die Abstufung der Erzählsituationen illustriert, und die mit ihren wunderlich verflochtenen Achsen, Grenzen, Naben, Speichen, Kardinalpunkten, Felgen und Schläuchen den (derzeit) letzten Zustand seines Systems konkretisiert.“ Gérard Genette, *Die Erzählung*, 3. durchgesehene und korrigierte Auflage. Übersetzt von Andres Knop, München 2010, S. 246.

²¹ Gérard Genette, *Die Erzählung*, S. 121-124.

²² Wayne C. Booth, *Rhetoric of Fiction*, S. 156f.

(1918) von Leo Perutz an, in welchem die mimetischen Sätze des extradiegetischen Erzählers, die zunächst als glaubwürdig erscheinen, sich als intern-fokalisierte Traumvorstellungen des Erzählers im Augenblick seines Todes entpuppen. Die erzählte Zeit beträgt nicht – wie der Leser zunächst annimmt – zwölf Stunden, sondern nur wenige Minuten. 3. Als ein prototypisches Beispiel unzuverlässigen Erzählers zählt laut Martinez/Scheffel die doppelte Botschaft der Ironie. Ironie liegt in dem Fall vor, wenn der Erzähler eine explizite Botschaft vermittelt, während der Autor dem Leser implizit, an dem Leser vorbei eine andere, den Erzählerbehauptungen widersprechende Botschaft vermittelt: „Die implizite Botschaft widerspricht der expliziten und soll vom Hörer als die ‘eigentlich gemeinte’ aufgefaßt werden.“²³

Die erzähltheoretischen Termini Genettes und Stanzels werden in vorliegender Untersuchung wechselseitig benutzt. Dies bewirkt einen Ausgleich zweier erzähltheoretischer Modelle und soll publikumsfreundlich wirken. Genettes häufig unnötig komplizierter Begriffsapparat findet in Stanzels Erzählsituationen meines Erachtens eine gute Ergänzung.

Metaphorik, Sympathienlenkung und Erzähltechnik in Gottfried Kellers

Romeo und Julia auf dem Dorfe

Nullfokalisierung

Das Motiv des Textes, „zwei Jugendliche aus verfeindeten Familien finden den Liebestod“, benötigt allerdings, wie Yoshio Abe gezeigt hat, eine interne Fokalisierung, die ermöglicht, in die Gedankenwelt der Figuren hineinzublicken.²⁴

Dabei bedient sich Keller sowohl der Nullfokalisierung (auktoriale E.S.) als auch der Figurenperspektive. Vorherrschend bleibt allerdings die auktoriale Erzählsituation, wobei der Erzähler mehr weiß und sagt, als die Figuren und Leser wissen bzw. wahrnehmen. Dabei beansprucht dieser Erzähler keineswegs Objektivität, was seinen Erzählstil angeht. Im Gegenteil bleibt er spielerisch-distanziert und demonstriert mittels überdeutlichen Vorausdeutungen seine Überlegenheit gegenüber den Lesern.

Thematisiert wird in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* der soziale Konflikt zweier Familien, den Keller zeitkritisch als Verfall des traditionellen bäuerlichen Lebens im anbrechenden Industriezeitalter stilisiert.²⁵ Die scheinbar idyllische Ausgangslage ist demgemäß trügerisch und zeugt vom „Ungeist des Eigentums“;²⁶ in dem es auf das unabänderliche Ende verweist:

²³ Siehe Matias Martinez, Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, 7. Auflage, München 2007, S. 100-104. Zitat S. 101.

²⁴ Yoshio Abe, *Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“*, S. 52.

²⁵ Vgl. Gert Sautermeister, *Gottfried Keller – Kritik und Apologie des Privateigentums. Möglichkeiten und Schranken liberaler Intelligenz*, in: Gerd Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hrsg.), *Positionen der literarischen Intelligenz zwischen bürgerlicher Reaktion und Imperialismus*, Kronberg/Ts. 1973, S. 39-102. Hier S. 64f.

²⁶ Hans Richter, *Gottfried Kellers frühe Novellen*, S. 120.

Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewissenfreien Ehe glücklich sein zu können, war in ihm ebenso lebendig wie in Vrenchen, und in beiden verlassenen Wesen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häusern geglüht hatte und welche die sich sicher fühlenden Väter durch einen unscheinbaren Mißgriff ausgeblasen und zerstört hatten, als sie, eben diese Ehre zu äufnen wähnend durch Vermehrung ihres Eigentums, so gedankenlos sich das Gut eines Verschollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie sie meinten.²⁷

Der Kampf zwischen den beiden Vätern um das Ackerland und die Zerstörung zwischenmenschlicher Grundlagen wird vom allwissenden Erzähler als „erbärmlich“ geschildert. Mit dem Streit um den Acker fängt die „Verfallsgeschichte der Väter“²⁸ an:

Nachdem sie ein oder zweimal geschlagen, hielten sie inne und rangen still zitternd miteinander, nur zuweilen aufstöhnend und elendiglich knirschend, und einer suchte den andern über das knackende Geländer ins Wasser zu werfen. Jetzt waren aber auch ihre Kinder nachgekommen und sahen den erbärmlichen Auftritt. Sali sprang eines Satzes heran, um seinem Vater beizustehen und ihm zu helfen, dem gehaßten Feinde den Garaus zu machen, der ohnehin der schwächere schien und eben zu unterliegen drohte.²⁹

Die Ohnmacht der Familienpatriarchen äußert sich zunehmend durch Gewalt:

Zugleich zeigte sich Marti auf seinem Grund und Boden und, seine Tochter gewahrend, piffte er derselben schrill und gebieterisch durch den Finger, daß sie erschrocken hineilte, und er gab ihr, ohne zu wissen warum, einige Ohrfeigen, also daß beide Kinder in großer Traurigkeit und weinend nach Hause gingen, und sie wußten jetzt eigentlich so wenig, warum sie so traurig waren, als warum sie vorhin so vergnügt gewesen; denn die Rauheit der Väter, an sich ziemlich neu, war von den arglosen Geschöpfen noch nicht begriffen und konnte sie nicht tiefer bewegen.³⁰

Der Erzähler weiß hier eindeutig mehr als die Figuren wissen – akzentuiert durch die Aussage „ohne zu wissen warum“ (Nullfokalisierung) – er kommentiert das Geschehen, und er steht außerhalb der Welt der Figuren.

Kennzeichnend für den Erzähler ist aber nicht nur, dass er mehr als die Figuren und Leser weiß. Er unternimmt des Weiteren eine „psychologische“ Analyse von Vrenchen. Mit ihrem verfallenen Vater seit dem Tod ihrer Mutter allein gelassen, gerät sie zunehmend unter Druck. Ab und zu fühlt sich Vrenchen veranlasst, auf die Drolligkeit ihres Vaters hysterisch zu reagieren, indem sie plötzlich laut auflacht und hoch aufspringt:

Das bleiche und abgehärmte Vrenchen hörte ihm geduldig zu, Tränen vergießend über das törichte Wesen, welches die arme Tochter noch mehr ängstigte als die frü-

²⁷ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 69.

²⁸ Thomas Koebner, *Gottfried Keller: ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘. Die Recherche nach den Ursachen eines Liebestods*, in: *Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts*, S. 212.

²⁹ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 28.

³⁰ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 14.

here Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges anstellte, so mußte es mitten in seiner Qual laut auflachen, da sein unterdrücktes Wesen immer zur Lust aufzuspringen bereit war, wie ein gespannter Bogen, worauf dann einen umso tiefere Betrübniß erfolgte.³¹

Häufig dient der auktorialen ES der ironische Distanz (vgl. unten), so auch in folgender Passage, in welcher die Bezeichnung „süße, einfache Liebesliteratur“ banal und beinahe herablassend wirkt: „Doch wußten sie nicht, daß sie in ihren Reden eben solche Witze machten, als auf den vielfach geformten Lebkuchen zu lesen waren, und fuhren fort, diese süße einfache Liebesliteratur zu studieren.“³²

Die Dichotomie zwischen Stadt und Land ist ein Hauptthema der Novelle. Als die Familie von Manz in die Stadt zieht, tun sie dies mit dem Gerümpel an Hausrat, welchen sie seit Jahren nicht mehr erneuert haben. Der allwissende Erzähler, welcher hier weniger sagt, als die Figuren wissen, entblößt die Armut der Familie, die auch die Dorfbewohner wahrnehmen, akzentuiert durch den sprachlichen Ausdruck „man sah“:

Als die Manzen vom Hofe zogen, sah man erst, wie arm sie bereits waren; denn sie luden lauter alten und zerfallenen Hausrat auf, dem man es ansah, daß seit vielen Jahren nichts erneuert und angeschafft worden war. Die Frau legte aber nichtsdestominder ihren besten Staat an, als sie sich oben auf die Gerümpelfuhre setzte, und machte ein Gesicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau schon mit Verachtung auf die Dorfgenossen herabsehend, welche voll Mitleid hinter den Hecken hervor dem bedenklichen Zuge zuschauten. [...] Vor dem Fenster knarrte ein eiserner Reifen in einem Haken und in dem Reifen schenkte eine blecherne Hand Rotwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Überdies hing ein verdorrter Busch von Stechpalme über der Haustüre, was Manz alles mit in die Pacht bekam.³³

Prolepsen

Romeo und Julia auf dem Dorfe ist strukturell aufgebaut von einer Reihe von Vorausdeutungen (Prolepsen), die häufig auf eine überdeutliche Weise den Lesern ermöglichen, in die Zukunft zu blicken.³⁴

Der Verfall der Familien fängt mit dem Streit um das Ackerland an und wird von Anfang an vom Erzähler verurteilt. Die Novelle fängt ästhetisierend mit idyl-

³¹ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 43, S. 58.

³² Ebd., S. 63.

³³ Ebd., S. 20f.

³⁴ Als eine Prolepse kann auch folgende Passage aufgefasst werden, die mittels der Figurenperspektive Sali das bevorstehende Unglück seiner Familie prognostiziert. Die Geschichte, so Sali, wird „ein Ende mit Schrecken nehmen“: „Deshalb ist jetzt einstweilen Hülle und Fülle in unserer Taverne, solange es geht und bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. [...] Mich fragt man nach nicht und ich konnte mich nicht viel darum kümmern; denn ich kann nur an dich denken Tag und Nacht. Da allerlei Landstreicher bei uns einkehren, so haben wir alle Tage gehört, was bei euch vorgeht, worüber mein Vater sich freut wie ein kleines Kind.“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 45.

lischen Bildern der Schweizer Landschaft an: „An einem schönen Flusse“ am Fuße eines Dorfes erstrecken sich „wohlbebaut“, „drei prächtige lange Äcker“. Das Pflügen der Bauern Marti und Manz erzeugt eine Bildvorstellung des gegeneinander Vorbeiziehenden als Leitmotiv der Novelle in einer „Geographie der Metaphern“³⁵. Manifestiert wird das Auseinandergehen und die spätere Todesfeindschaft der beiden Bauern mittels einer aussagekräftigen Metaphorik³⁶: [...] „wenn sie so auf der Höhe aneinander vorbeizogen, still und langsam, und sich, mällig voneinander entfernten, immer weiter auseinander, bis beide wie zwei untergehende Gestirne hinter die Wölbung des Hügels hinabgingen und verschwanden[.]“³⁷

Auch folgendes Zitat kann auf einer symbolischen Ebene als eine Vorausdeutung aufgefasst werden, denn die beiden Jugendlichen trennen sich kurz danach voneinander. Das wilde Gesträuch zwischen den beiden Äckern bildet eine symbolische Mauer zwischen den Protagonisten, die sie voneinander trennt:

Die Steine wurden immer mehr zusammengedrängt und bildeten schon einen ordentlichen Grat auf der ganzen Länge des Ackers, und das wilde Gesträuch darauf war schon so hoch, daß die Kinder, obgleich sie gewachsen waren, sich nicht mehr sehen konnten, wenn eines dies- und das andere jenseits ging.³⁸

„Dies war das letzte Freudenfest auf dem Unglücksfelde, und das junge Vrenchen, Martis Tochter, kam auch hinausgeschlichen und half tapfer mit.“³⁹ Diese Mitteilung des auktorialen Erzählers ist sehr deutlich und kann tatsächlich nur so interpretiert werden, dass jetzt etwas Schlimmes passieren wird. Das Wort „Fest“ in diesem Zusammenhang erscheint ironisch, wobei sich Keller hier eines schwarzen Humors bedient. Das Zitat ist sowohl überdeutlich und dramatisch und steht beispielhaft für die Metaphorik der Novelle.

So kam es, daß, als er eines Abends einen ziemlich tiefen und reißenden Bach entlang ging, in welchem die Forellen fleißig sprangen, da der Himmel voll Gewitterwolken hing, er unverhofft auf seinen Feind Manz traf, der an dem andern Ufer daherkam.⁴⁰

Als Leser bekommt man einen düsteren Eindruck von Feindschaft, akzentuiert durch die drohende Gewitterwolke auf dem Himmel: Etwas Schlimmes passiert auch, da die beiden Männer sich später prügeln.

Die Kontrastfigur des schwarzen Geigers dient primär dazu, die ordnungslose Welt des Vagabundierens außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, symbolisch zu zeigen.⁴¹

³⁵ Vgl. Diana Schilling, *Kellers Prosa*, S. 119.

³⁶ Vgl. Martin Swales, *Epochenbruch Realismus. Romane und Erzählungen*, Berlin 1997, S. 109-132. Hier S. 112. Zur Metaphorik in *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, siehe auch Jürgen Rothenburg, *Gottfried Keller. Symbolgehalt und Realitätserfassung seines Erzählens*, Heidelberg 1976, S. 97; Diana Schilling, *Kellers Prosa*, Frankfurt am Main 1998, S. 119.

³⁷ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 4.

³⁸ Ebd., S. 11.

³⁹ Ebd., S. 14.

⁴⁰ Ebd., S. 26.

⁴¹ Auch die Physionomie des schwarzen Geigers mit seiner „schreckbaren“ Nase und dürrer schwarzen Gesicht ist negativ konnotiert und dient der Dämonisierung dieser vagabundierenden

Diese Figur fungiert u.a. als Todesbote, indem er den bevorstehenden Tod der beiden Jugendlichen voraussagt; er werde „gewiß erleben“, dass Vrenchen und Sali noch vor ihm den „Weg alles Fleisches“ gehen. Grund für seinen Zorn ist die Annahme, dass die Väter der Protagonisten sein Erbe, den herrenlosen Acker, „gestohlen“ haben:

„Ich [der schwarze Geiger] kenne euch, [Sali und Vrenchen] ihr seid die Kinder derer, die mir den Boden hier gestohlen haben! Es freut mich zu sehen, wie gut ihr gefahren seid, und werde gewiß noch erleben, daß ihr vor mir den Weg alles Fleisches geht!“⁴²

Erzähltechnisch geht es hier um eine Art von „Metalepse“, eine Form der „übernatürlichen oder spielerischen Überschreitung einer narrativen oder dramatischen Fiktionsebene.“⁴³

Fast überdeutlich wird der Tod der beiden Protagonisten dann, wenn Vrenchen sagt „Es wäre das beste, wir beide könnten sterben.“⁴⁴ Denn der Tod der beiden Protagonisten wird mehrmals vorausgesagt:

[Sali:] „Es gibt nur eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen aus der Welt – dort ist das tiefe Wasser – dort scheidet uns niemand mehr und wir sind zusammengewesen – ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein.“ Vrenchen sagte zugleich: „Sali, was du da sagst, habe ich schon lang bei mir gedacht

Figur. Seine furchteinflößenden Gesichtszüge lassen auf seine inneren Eigenschaften schließen: „In der Tat besaß er eine schreckbare Nase, welche wie ein großes Winkelmaß aus dem dürr-schwarzen Gesicht ragte oder eigentlich mehr einem tüchtigen Knebel oder Prügel glich, welcher in dies Gesicht geworfen worden war und unter dem ein kleines rundes Löchelchen von einem Munde sich seltsam stutzte und zusammenzog.“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 36. Das zweite Zusammentreffen der beiden Jugendlichen mit der dämonischen Figur des schwarzen Geigers wird, genau wie das erste, mittels Figurenperspektive wiedergegeben. Nachdem die Protagonisten getanzt haben, entdecken sie den schwarzen Geiger, der dann selbst anfängt, einen abstrusen Eiertanz zu machen: „Erst als der Walzer zu Ende, sahen sie sich um; Vrenchen hatte sein Haus zerdrückt und zerbrochen und wollte eben betrübt darüber werden, als es noch mehr erschrak über den schwarzen Geiger, in dessen Nähe sie standen. Er saß auf einer Bank, die auf einem Tische stand, und sah so schwarz aus wie gewöhnlich; nur hatte er heute einen grünen Tannenbusch auf sein Hütchen gesteckt, zu seinen Füßen hatte er eine Flasche Rotwein und ein Glas stehen, welche er nie umstieß, obgleich er fortwährend mit den Beinen strampelte, wenn er geigte, und so eine Art von Eiertanz damit vollbrachte.“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 66.

⁴² Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 36.

⁴³ Siehe hierzu Gérard Genette, *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt am Main 1993, S. 505.

⁴⁴ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 47. Die Beispiele für die Anspielungen auf den bevorstehenden Tod der Protagonisten lassen sich im Text beliebig erweitern, beispielsweise in vorliegender Passage, in welcher der auktoriale Erzähler Folgendes sagt: „Das liebende Paar vergaß, was am Ende dieses Tages werden sollte, und gab sich einzig der hoch aufatmenden wortlosen Freude hin, sauber gekleidet und frei[.] [...] Denn die armen Leutenchen mußten an diesem einen Tage, der ihnen vergönnt war, alle Manieren und Stimmungen der Liebe durchleben und sowohl die verlorenen Tage der zarteren Zeit nachholen als das leidenschaftliche Ende vorausnehmen mit der Hingabe ihres Lebens.“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 56, S. 59.

und ausgemacht, nämlich daß wir sterben könnten und dann alles vorbei wäre – so schwör mir es, daß du es mit mir tun willst!“⁴⁵

Diese symbolische „Hochzeit“ der Protagonisten, die mit deren Selbstmord gipfelt wirkt spielerisch-überdeutlich von Seiten des Autors. Es scheint fast als ob alles im Voraus bestimmt wäre, denn seit langem haben die Leser durch Prolepsen gewusst, dass Sali und Vrenchen sterben sollen.

Metaphorik, Sympathielenkung und unzuverlässiges Erzählen

Die intertextuellen Bezüge zu anderen literarischen Werken werden vom auktorialen Erzähler gleich zu Beginn der Novelle kommentiert: „Diese Geschichte zu erzählen würde eine müßige Nachahmung sein, wenn sie nicht auf einem wirklichen Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die großen alten Werke gebaut sind.“⁴⁶

Die Anzeichen für eine Unzuverlässigkeit was die Figurenrede angeht, werden am Ende der Novelle stärker akzentuiert. Dies gilt nicht zuletzt für Vrenchen, die ihre Umwelt ständig zu düpieren versucht. Unter anderem lügt sie über das Vermögen von Sali, der angeblich hunderttausend Gulden bei einer Lotterie gewonnen haben soll. Doch dies glaubt ihr die Bauersfrau kaum, der sie es erzählt. Diese warnt sie im Gegenteil davor, wie ihre Eltern zu enden.

„Aber nimm dich doch in Acht, Kind, und denk, wie es euren Eltern ergangen ist!“
„Ei, das hat sich gewendet und alles ist gut geworden“, erwiderte Vrenchen lächelnd und freundlich mitteilend, ja beinahe herablassend, „seht, Sali ist mein Hochzeiter!“
„Dein Hochzeiter! was du sagst!“ „Ja, und er ist ein reicher Herr, er hat hunderttausend Gulden in der Lotterie gewonnen! Denket einmal, Frau!“ Diese tat einen Sprung, schlug ganz erschrocken die Hände zusammen und schrie: „Hund – hunderttausend Gulden!“ „Hunderttausend Gulden!“ versicherte Vrenchen ernsthaft. [...] „Versteht sich, in drei Wochen halten wir die Hochzeit!“ „Geh mit mir weg, du bist eine häßliche Lügnerin!“ „Das schönste Haus hat er schon in Seldwyl mit einem großen Garten und Weinberg; Ihr müßt mich auch besuchen, wenn wir eingerichtet sind, ich zähle darauf!“⁴⁷

Die Passage bestätigt das, was Gaston Bachelard in der *Poetik des Raumes* schreibt, nämlich dass „das Haus für die Gedanken, Erinnerungen und Träume des Menschen eine der großen Integrationsmächte ist.“⁴⁸ Vrenchen lügt die Bäuerin hier offensichtlich an: Sali hat nicht hunderttausend Gulden in der Lotterie gewonnen. Dieser trügerisch lebensbejahende Impetus, Vrenchens Sehnsucht nach einem Haus, nach Reichtum und Heirat ihrem Wunsch, wieder in die bürgerliche Gesellschaft integriert

⁴⁵ Ebd., S. 74.

⁴⁶ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 3.

⁴⁷ Ebd., S. 52f.

⁴⁸ Gaston Bachelard *Poetik des Raumes*. [frz.: *La poétique de l'espace*] Aus dem Französischen übertragen von Kurt Leonhard, München 1960, S. 38.

zu werden. Vermutlich will sie der Bäuerin den Lotteriegewinn nur vortäuschen, damit sie diese Frau in Erstaunen versetzen kann, um somit ihre Habgier bloßzulegen. Die Unzuverlässigkeit liegt hier eindeutig auf der Figurenebene: „Nein, nein! Wir müssen jetzt augenblicklich gehen, denn wir haben einen weiten Weg, um vornehme Verwandte zu besuchen, die sich jetzt gezeitigt haben, seit wir reich sind!“⁴⁹

Es gibt aber auch im zweiten Teil der Novelle Zeichen für eine zusätzliche mimetische Unzuverlässigkeit, manifestiert u.a. durch die Einführung des Traummotivs. Dies gibt dem Leser Anlass, an die mimetische Zuverlässigkeit der Figuren zu zweifeln. So sagt der Erzähler das im Anschluss an die Beschreibung eines Wirtshauses, wo Sali und Vrenchen später tanzen werden, Folgendes: „Aber alles war verwischt und undeutlich wie ein Traum und überdies reichlich mit Weinreben übersponnen, und blaue reife Trauben hingen überall in dem Laube.“⁵⁰ Durch die Worte „verwischt“ bzw. „undeutlich wie ein Traum“ kündigt der Erzähler zudem eine mimetische Unzuverlässigkeit an. Es geht hier hauptsächlich darum, die Zuverlässigkeit der darauf folgenden symbolischen Hochzeitszeremonie zu relativieren.

Romeo und Julia auf dem Dorfe ist von einer gewissen Subjektivität geprägt. Diese Subjektivität äußert sich durch die Dämonisierung des Erzählers der beiden bäuerlichen Familien. Die Eltern von Sali und Vrenchen werden im Grunde bis zum Ende der Novelle ausgesprochen unsympathisch dargestellt: Salis Vater Manz beispielsweise freut sich wegen der Geisteskrankheit Martis. Zu beobachten ist auch die gewisse Sympathie des Erzählers für Sali und Vrenchen. Sie werden als willenslose Opfer stilisiert, sie sind unschuldig, die Wurzel allen Übels liegt stattdessen bei gesellschaftlichen Entwicklungen wie Industrialisierung und Urbanisierung, die die Dorfgemeinschaft zerschlagen.⁵¹

Trotzdem entlarvt der auktoriale Erzähler ohne Gnade den Egoismus, die Rauheit und die pathetische Eingeschränktheit der beiden bäuerlichen Familien. Nicht zuletzt demonstriert der allwissende Erzähler durch den Bericht des Nichtbemerken ab und zu seine Überlegenheit, z.B. in folgender Passage:

An der schönen Flusse, der eine halbe Stunde entfernt an Seldwyl vorüberzieht, erhebt sich eine weitgehende Erdwelle und verliert sich, selber wohlbebaut, in der fruchtbaren Ebene. Fern an ihrem Fuße liegt ein Dorf, welches manche große Bauernhöfe enthält, und über die sanfte Anhöhe lagen vor Jahren drei prächtige lange Äcker weithingestreckt gleich drei riesigen Bändern nebeneinander. An einem sonnigen Septembermorgen pflügte zwei Bauern auf zweien dieser Äcker, und zwar auf jedem der beiden äußersten; der mittlere schien seit langen Jahren brach und wüst zu liegen, denn er war mit Steinen und hohem Unkraut bedeckt und eine Welt von geflügelten Tierchen summt ungestört über ihm.⁵²

Zu beobachten ist das Verb „schien“, was mit Unsicherheit konnotiert ist: Der Erzähler verrät mit anderen Worten weniger als er weiß, er entpuppt sich als „unerreporting.“

⁴⁹ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 54.

⁵⁰ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 65.

⁵¹ Vgl. hierzu auch Rolf Selbmann, *Gottfried Keller: Romane und Erzählungen*, S. 61.

⁵² Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 3.

Kleider machen Leute ist der Titel einer anderen Novelle aus dem Seldwyla-Zyklus. Auch in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* ist die äußere Erscheinung wichtig. Kleider und Häuser spiegeln das Wesen der Besitzer wider.⁵³ Insbesondere von den Vätern wird diese bürgerliche Ordnung zunehmend in Frage gestellt, sie sehen „wild“ aus und fangen an, die bürgerlichen Tugenden der Sauberkeit und Ordnung zu vernachlässigen: „Er [Sali] stieß auf dem Wege auf Vrenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen schien. Der sah sehr wild und liederlich aus, sein grau gewordener Bart war seit Wochen nicht geschoren[.]“⁵⁴ Vrenchen, deren Mutter verstorben ist, leidet unter der „wüsten Tyrannei“ des „verwilderten Vaters“.⁵⁵

Als Gegenpol dieser verfallenen Gestalten stehen die beiden Kinder, deren nicht nur tadelloses, sondern schönes Äußere positiv konnotiert ist:

Dies Fuhrwerk hielt nach manchem Anstoß und Aufenthalt endlich auf der Höhe im Schatten eines jungen Lindengebüsches, welches da am Rande des Feldes stand, und nun konnte man die beiden Fuhrleute näher betrachten. Es war ein Junge von sieben Jahren und ein Dirnchen von fünf, beide gesund und munter, und weiter war nichts Auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten und das Mädchen dazu noch eine bräunliche Gesichtsfarbe und ganz krause dunkle Haare, welche ihm ein feuriges und treuherziges Ansehen gaben.⁵⁶

Es gibt keinen Zweifel, wo die Sympathien des Erzählers liegen. Dies wird gleich zu Beginn der Novelle deutlich als dieser mit unverkennbarer Zuneigung die beiden Kinder beschreibt. Insbesondere das unschuldige Vrenchen erweckt seine Sympathie mit ihrem „treuherzigen“ Ansehen.

Ein gutes Beispiel für die Metaphorik der Novelle bietet das Symbol des Flusses. Zu Beginn der Erzählung als schön bezeichnet, verwandelt sich der Fluss in einen „dunklen Strom“, in welchem die Jugendlichen allmählich ihren Tod finden. Gleichzeitig begleitet der Fluss den sozialen Abstieg der Seldwyler auf dem Weg „vom Ackerbürger zum Landproletarier“.⁵⁷ Die Väter fühlen sich demgemäß in ihrer „wunderlichen Ehre gekränkt“, sie geben sich „rückhaltlos der Leidenschaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfall hin und ihr Leben glich fortan der träumerischen Qual zweier Verdammten, welche, auf einem schmale Brettle einen dunklen Strom hinabtreibend, sich befahlen, in die Luft hauen und sich selber anpacken und vernichten“.⁵⁸

Die durch die Novelle sich durchziehende Metaphorik macht sich gleich zu Beginn bemerkbar, als Sali eine Fliege fängt und in ein Loch hinein sperrt. Dieses grausame

⁵³ Vgl. hierzu Benno von Wiese, *Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka*, Düsseldorf 1956, S. 238-249. Siehe insbesondere S. 241.

⁵⁴ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 31

⁵⁵ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 18.

⁵⁶ Ebd., S. 5.

⁵⁷ Adolf Muschg, *Gottfried Keller*, München 1977, S. 182.

⁵⁸ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 15.

Geschehen verweist auf das Eingesperrtsein der beiden Jugendlichen in dem von starren moralischen Konventionen geprägten Dorfleben.⁵⁹

Der Knabe mochte es aber immer noch für ein totes Wissen halten, weil er plötzlich eine große blaue Fliege fing und, die summende zwischen beiden hohlen Händen haltend, dem Mädchen gebot, den Kopf von der Kleinen zu entleeren. Hierauf wurde die Fliege hineingesperrt und das Loch mit Gras verstopft.⁶⁰

Die Frau von Marti, welche den Verfall der Familie nicht aushält, stirbt als Vrenchen vierzehn Jahre alt ist. Dieses Schicksal wird vom Erzähler beinahe begrüßt und als vorbildlich stilisiert: „Die Frau des Marti, welcher von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte sich ab und starb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war.“⁶¹ Hier nimmt der auktoriale Erzähler deutlich Partei für die Frau von Marti ein, die lieber stirbt als den sozialen Abstieg ihrer Familie schweigend hinzunehmen.⁶²

Die Entwicklung von Manz Frau findet dagegen bei dem Erzähler wenig Zustimmung. Ihr Leben wird als verwerflich dargestellt:

Die Frau des Manz hingegen bequeme sich der veränderten Lebensweise an[.] [...] Ihre Naschhaftigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundfalschen und verlogenen Schmeichel- und Verleumdungswesen, mit welchem sie jeden Augenblick das Gegenteil von dem sagte, was sie dachte, [...] ihre ursprüngliche Offenheit, mit der sie sich der unschuldigeren Plauderei erfreut, ward nun zur abgehärteten Schamlosigkeit, mit der sie jenes falsche Wesen betrieb[.]⁶³

Die Parteilichkeit des Erzählers äußert sich hier in der „Verurteilung“ des verwerflichen Lebensstils von Manz Frau. Da das Zitat von subjektiven Kommentaren geprägt ist, kann der Erzähler hier als theoretisch unzuverlässig eingestuft werden. Beim Leser entsteht das Gefühl, dass diese Frau die Wurzel allen Übels ist, was allerdings als arg übertrieben erscheint.

Die Abscheu des Erzählers gegenüber dem Verfall der Familien ist mithin deutlich spürbar, was auf seine soziale Herkunft hinweist. Bei der Beschreibung der

⁵⁹ Zusammen zerlegen Sali und Vrenchen langsam eine Puppe, bis nur der Kopf bleibt. Auch dieses Ereignis verweist auf das grausame Ende der Novelle: „Seine Stille erschien dem armen Mädchen höchst verdächtig und es drängte sich herzu und mußte mit Schrecken sein böses Beginnen gewahren. [...] Dann warf er das mißhandelte Spielzeug hin und stellte sich höchst frech und gleichgültig, als die Kleine sich weinend auf die Puppe warf und dieselbe in ihre Schürze hüllte. [...] Sie bohren Loch auf Loch in den Marterleib und ließen aller Enden die Kleie entströmen, welche sie sorgfältig auf einem flachen Steine zu einem Häufchen sammelten, umrührten und aufmerksam betrachteten.“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 8.

⁶⁰ Ebd., S. 9.

⁶¹ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 17.

⁶² Gelegentlich lüftet der auktoriale Erzähler auch seinen Zynismus. So auch in folgender Passage, die das Irrenhaus beschreibt, wo Vrenchens Vater eingeliefert worden ist: „Diese Anstalt befand sich in der Hauptstadt des Ländchens; der gesunde und eßbegierige Blödsinnige [der Vater Vrenchens] wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochsen bespanntes Wägelchen geladen[.]“ (Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 43.)

⁶³ Ebd., S. 17.

Räumlichkeiten im heruntergekommenen Gasthof von Salis Familie lüftet er seine Abscheu gegenüber dem schlecht riechenden Lokal, das der Erzähler mit einer „Räuberhöhle“ vergleicht:

Im Hause aber sah es noch trübseliger aus und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren schlecht geweißtes feuchtes Mauerwerk, außer der dunklen unfreundlichen Gaststube mit ihren ehemals blutroten Tischen waren nur noch ein paar schlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den trostlosesten Schmutz und Kehricht zurückgelassen.⁶⁴

Insbesondere Salis Mutter wird mehrmals vom auktorialen Erzähler an den Pranger gestellt. Ihr liederliches Auftreten in der Kaschemme von Seldwyla, wo die „Seldwyler von der schlechtesten Sorte“ hocken, erweckt die Verachtung des Erzählers, markiert mit den Adjektiven „lächerlich“, „dummes“ bzw. „alte Kuh“.

So schwänzelte und tänzelte sie mit angestrenzter Anmut herum, spitzte lächerlich das Maul, daß es süß aussehen sollte, hüpfte elastisch an die Tische hin, und das Glas oder den Teller hinsetzend sagte sie lächelnd: „So, so? so soli! herrlich, herrlich, ihr Herren!“ und solches dummes Zeug mehr[.] [...] Ihr Mann bemerkte das wohl mit finsterem Blicke; er gab ihr [seine Frau] einen Stoß in die Rippen und flüsterte: „du alte Kuh! Was machst du denn?“⁶⁵

Auffällig ist die Distanzierung des Erzählers von seinen Figuren. Dies äußert sich nicht nur durch seine abfälligen Kommentare, sondern auch durch den distanzierenden Ausdruck „für diese Leute“. Der auktoriale Erzähler entpuppt sich darüber hinaus als ein moralisierender Moralapostel und Besserwisser, z.B. als er ein bisschen herablassend behauptet, Salis Mutter habe „nach ihrem Verstande“ gehandelt:

Sie waren beinahe froh, wenn nur niemand kam, und hockten so in ihrem Kneipchen, ohne leben noch sterben zu können. [...] Sie übte Geduld und suchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweisen; sie opferte sich vielfältig in allerlei Dingen, kurz, sie übte in ihrer Weise eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel besserte, aber immerhin besser war als gar nichts oder als das Gegenteil und die Zeit wenigstens verbringen half, welche sonst viel früher hätte brechen müssen für diese Leute. Sie wußte manchen Rat zu geben nunmehr in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verstande[.]⁶⁶

Die Ästhetisierung der beiden Jugendlichen, insbesondere Vrenchen, geht so weit, dass der Erzähler sie mit „einer alten Kirchenpatronin“⁶⁷ eines alten Gemäldes vergleicht. Seine liebevolle Beschreibung von Vrenchen und Sali kontrastiert mit der Dämonisierung der Eltern: „Endlich erwachten sie aus diesen vergeblichen Träumen,

⁶⁴ Ebd., S. 22.

⁶⁵ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 23.

⁶⁶ Ebd., S. 24.

⁶⁷ „Vrenchen, welches andächtig und wehmütig sein Liebeshaus trug, glich einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Klosters auf der Hand hält[.]“ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 65f.

sahen sich an und entdeckten, daß sie immer noch in der Haltung gingen, in welcher sie das Gasthaus verlassen, erröteten und ließen traurig die Köpfe hängen. [...] Aber Jugend hat keine Tugend; der Wald war grün, der Himmel blau und sie allein in der weiten Welt, und sie überließen sich alsbald wieder diesem Gefühle.“⁶⁸ Der auktoriale Erzähler bekommt hier beinahe personale Züge, indem er den Lesern ein Gefühl von Anwesenheit vermittelt, markiert durch das Wort „endlich“. Denn damit signalisiert der Erzähler seine Ungeduld. Die Sentenz „Jugend hat keine Tugend“ klingt moralisierend, ja fast väterlich anmutend ist die liebevolle Beschreibung der Protagonisten.

Figurenperspektive

Wie bereits erwähnt, tritt der Erzähler im zweiten Teil der Novelle mehr und mehr zurück und benutzt seine Figuren als Sprachrohre.

Viele wichtige Passagen der Novelle werden mittels der Figurenperspektive wiedergegeben. So auch folgender Passus, der den Anfang des Streites darstellt, nämlich die Kultivierung des herrenlosen Ackers:

„Wir sind ja fertig!“ sagte der Knecht. „Halt’s Maul und tu, wie ich dir sage“ der Meister. Und sie kehrten um und rissen eine tüchtige Furche in den mittlern herrenlosen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. Der Bauer hielt sich aber mit der Beseitigung derselben auf, er mochte denken, hierzu sei noch Zeit genug vorhanden, und er begnügte sich, für heute die Sache nur aus dem Größten zu tun. [...] Jeder sah wohl, was der andere tat, aber keiner schien es zu sehen[.]“⁶⁹

Es ist, als befände man sich selbst auf dem Schauplatz der Figuren, und die Dialoge verstärken diesen Eindruck von Direktheit.

Auch die für die Handlung wichtige Passage des ersten Zusammentreffens der beiden Jugendlichen seit dem Ausbruch des Familienzweistes wird mittels der personalen Erzählsituation wiedergegeben. Hier wird der mimetische Zug durch Dialoge besonders stark profiliert.

Als er dem Mädchen nahe war, streckte es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Tränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelrot wurde, und sie sagte: „Was willst du hier?“ „Nur dich sehen!“ erwiderte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?“ „Und unsere Eltern?“ fragte Vrenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken.⁷⁰

⁶⁸ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 57.

⁶⁹ Ebd., S 10.

⁷⁰ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 33.

Ein zweites Treffen mit Vrenchen wird aus der Perspektive Salis wiedergegeben. Dieser beobachtet mit offenem Mund Vrenchen, als sie in einer schönen Tracht in der Stube sitzt. Ihr schneeweißes Musselinhaltuch verweist auf ihre Unschuld:

So trat er unerwartet in Vrenchens Stube und ebenso unerwartet fand er es schon vollkommen angekleidet und geschmückt dasitzen und der Zeit harren, wo es gehen könne, nur die Schuhe fehlten ihm noch. Aber Sali stand mit offenem Munde still in der Mitte der Stube, als er das Mädchen erblickte, so schön sah es aus. Es hatte nur ein einfaches Kleid an von blaugefärbter Leinwand, aber dasselbe war frisch und sauber und saß ihm sehr gut um den schlanken Leib. Darüber trug es ein schneeweißes Musselinhaltuch und dies war der ganze Anzug.⁷¹

Es sind v.a. die Liebesszenen, die mittels interner Fokalisierung (personale ES) wesentlich lebendiger wirken, in dem sie ein Gefühl von Direktheit vermitteln: „Sie waren hinausgegangen und standen vor dem Hause; Vrenchen umschloß ihn mit beiden Armen, schmiegte seinen schlanken zitternden Leib an ihn, drückte seine glühende Wange, die von heißen Tränen feucht war, an sein Gesicht[.]“⁷²

Marti erwischt die beiden jungen Protagonisten, die sich zusammen auf dem Feld aufhalten. Er fängt an, Vrenchen zu misshandeln, wird aber selbst von Sali mit einem Stein bewusstlos zu Boden geschlagen. Dies hat zur Folge, dass dieser als Debiler in einen Heim eingeliefert wird, und dass die Integration der Protagonisten in die bürgerliche Gesellschaft endgültig scheitert.⁷³ Diese dramatische Szene wird mittels Figurenperspektive wiedergegeben;

[...] Sali wich aus und floh einige Schritte zurück, entsetzt über den wilden Mann, sprang aber sogleich wieder zu, als er sah, daß der Alte statt seiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, da der rote Kranz herunterflog, und seine Haare um die Hand wickelte, um es mit sich fortzureißen und weiter zu mißhandeln. Ohne sich zu besinnen, raffte er einen Stein auf und schlug mit demselben den Alten gegen den Kopf, halb in Angst um Vrenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte erst ein wenig, sank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich aufschreiende Vrenchen mit.⁷⁴

Auch folgende Liebeszene wird mittels der Figurenperspektive dargestellt. Thematisiert wird ein Traum Salis, in welchem ihm träumt, er sei im Himmel. Durch den Dialog wirkt die Szene lebendiger:

„Und was hast du denn geträumt?“ fragte es [Vrenchen] und streichelte ihm Wangen und Kinn. „Mir träumte, ich ginge endlos auf einer langen Straße durch einen Wald und du in der Ferne immer vor mir her; zuweilen sahest du nach mir um, winktest mir und lachtest und dann war ich wie im Himmel. Das ist alles!“ Sie traten unter die offengebliebene Küchentüre, die unmittelbar ins Freie führte, und mußten lachen, als sie sich ins Gesicht sahen. Denn die rechte Wange Vrenchens und die linke Salis,

⁷¹ Ebd., S. 50.

⁷² Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 68.

⁷³ Vgl. Yoshio Abe, *Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“*, S. 94.

⁷⁴ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 41.

welche im Schlafe aneinander gelehnt hatten, waren von dem Drucke ganz rot gefärbt, während die Blässe der anderen durch die kühle Nachtluft noch erhöht war.⁷⁵

Auch die für die Erzählkomposition wichtige letzte Szene unmittelbar vor dem Selbstmord der Protagonisten, wird mittels der Figurenperspektive dargestellt. Eingeleitet mit einer Dialogszene, wird berichtet, wie sich die Protagonisten schwimmend einem Schiff nähern und an Bord klettern. Es scheint ein wichtiges Anliegen Kellers, diese letzte Szene lebendig zu konzipieren, was dem Autor mit Hilfe der personalen Erzählsituation auch gelingt. Im Motiv der Fische knüpft Keller erneut an die Flussbildlichkeit an und schafft zugleich auch ein Todessymbol.⁷⁶ Fische zu fangen, wie die Seldwyler es gelegentlich machen, gilt im Dorf als verwerflich und ist mit dem Stempel des sozialen Abstiegs verpönt. Trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen) verkörpern die Fische ein Ideal für die beiden Protagonisten, die sich vom Dorfleben verabschieden wollen, sich in Fische verwandeln und somit Eins mit dem dunklen Fluss werden:

„Ich will auch das kühle Wasser versuchen! Weißt du noch, wie kalt und naß unsere Hände waren als wir sie uns zum ersten Mal gaben? Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schöne große!“ „Sei ruhig, du lieber Teufel!“ sagte Sali, der Mühe hatte, zwischen dem tobenden Liebchen und den Wellen sich aufrecht zu halten, „es zieht mich sonst fort!“ Er hob seine Last in das Schiff und schwang sich nach; er hob sie auf die hochgebettete weiche und duftende Ladung und schwang sich auch hinauf, und als sie oben saßen, trieb das Schiff allmählich in die Mitte des Stromes hinaus und schwamm dann, sich langsam drehend, zu Tal.“⁷⁷

Übergänge zwischen Erzählperspektiven

Tendenziell vollzieht sich der Übergang zwischen auktorialer zur personalen Erzählsituation mittels Dialogpartien. Die Einführung von Dialogen ermöglicht dem Autor, zwischen auktorialer bzw. personaler Erzählsituation reibungslos zu pendeln.

Inzwischen hatten die Väter ihre Äcker fertig gepflügt und in frischduftende braune Fläche umgewandelt. Als nun, mit der letzten Furche zu Ende gekommen, der Knecht des einen halten wollte, rief sein Meister: „Was hältst du? Kehr noch einmal um!“ „Wir sind ja fertig!“ sagte der Knecht. „Halt’s Maul und tu, wie ich dir sage“ der Meister. Und sie kehrten um und rissen eine tüchtige Furche in den mittlern herrenlosen Acker hinein, daß Kraut und Steine flogen. [...] Es kam eine Ernte um die andere, und jede sah die Kinder größer und schöner und den herrenlosen Acker schmaler zwischen seinen breit gewordenen Nachbarn.⁷⁸

⁷⁵ Ebd., S. 46f.

⁷⁶ Kaiser sieht im Motiv der Fische ein Sexuelsymbol, was in diesem Kontext allerdings wenig überzeugend erscheint. Siehe Gerhard Kaiser, *Gottfried Keller: Das gedichtete Leben*, S. 306. Vgl. Rolf Selbmann, *Gottfried Keller; Romane und Erzählungen*, S. 62.

⁷⁷ Ebd., S. 76.

⁷⁸ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 10f.

Bei diesem Übergang von auktorialer zur Figurenperspektive wird der Übergang mit dem deiktischen Wort „als nun“ eingeleitet.

Es sind v.a. in den dramatischen Situationen, in welchen die Figurenperspektive durch Dialoge stärker profiliert wird. So auch in folgender Passage, in welcher der Erzähler von auktorialer zur Figurenperspektive rasch wechselt. Die Szene ist durch die Einführung des Dialogs beinahe wie ein Drama konzipiert und thematisiert darüber hinaus die Dichotomie zwischen Stadt und Land. Manz, der in Seldwyla wohnt, sieht Marti in dem Bach angeln, und es kommt zum heftigen Wortwechsel zwischen den beiden Patriarchen:

Sobald er ihn sah, stieg ein schrecklicher Groll und Hohn in ihm auf; sie waren sich seit Jahren nicht so nahe gewesen, ausgenommen vor den Gerichtsschranken, wo sie nicht schelten durften, und Marti rief jetzt voll Grimm: „was tust du denn hier, du Hund? Kannst du nicht in deinem Lotterneste bleiben, du Seldwyler Lumpenhund?“ „Wirst nächstens wohl auch ankommen, du Schelm!“ rief Manz. „Fische fängst du ja auch schon und wirst deshalb nicht viel mehr zu versäumen haben!“ „Schwieg, du Galgenhund!“ schrie; Marti, da hier die Wellen des Baches stärker rauschten, „du hast mich ins Unglück gebracht!“ Und da jetzt auch die Weiden am Bache gewaltig zu rauschen anfangen im aufgehenden Wetterwind, so mußte Manz noch lauter schreien[.]⁷⁹

Der Übergang zur personalen Erzählsituation ist, wie bereits schon angedeutet, fließend, aber hier benutzt der Autor Dialoge, um den Übergang zu erleichtern. Auch dieser Übergang wird mit Worten zeit-deiktischen Charakters eingeleitet, „jetzt“ und „sobald“.

Dies gilt auch für folgende Szene, die eingeleitet wird von den Kommentaren des allwissenden Erzählers, die vom Dialog der Protagonisten abgelöst wird. Wichtig ist die Szene insofern, weil sie die endgültige Versöhnung der beiden Jugendlichen darstellt.

Eine geraume Zeit lehnte und schaute er so, als Vrenchen unter die Haustür kam und lange vor sich hin blickte, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenstande hängend. Sali rührte sich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als sie endlich zufällig in dieser Richtung hinsah, fiel er ihr in den Augen. Sie sahen sich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob sie eine Lufterscheinung betrachteten, bis sich Sali endlich aufrichtete und langsam über die Straße und über den Hof ging auf Vrenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, streckte er es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Tränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelrot wurde, und sie sagte: „Was willst du hier?“ „Nur dich sehen!“ erwiderte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?“ „Und unsere Eltern?“ fragte Vrenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken.⁸⁰

⁷⁹ Keller, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*, S. 26.

⁸⁰ Ebd., S. 33.

Auch im oben angeführten Zitat wird der Übergang von auktorialer ES zur Dialogpartie mit einem deiktischen Ausdruck markiert, nämlich „während“.

Fazit

Gottfried Kellers Novelle *Romeo und Julia auf dem Dorfe* wurde in vorliegendem Beitrag einer erzähltheoretischen Untersuchung unterzogen. Der Schwerpunkt der Untersuchung wurde auf den Wechsel der Fokalisierungen in der Novelle gelegt. Zunächst muss festgestellt werden, dass *Romeo und Julia auf dem Dorfe* eine vorwiegend auktoriale Novelle ist. Gleichwohl kommen die Figuren häufig zu Wort, insbesondere bei Szenen, die ganz wichtig für die Handlung sind. Im zweiten Teil der Novelle tritt der auktoriale Erzähler zugunsten der Figuren zurück, in dem die Protagonisten zu seinen Sprachrohren werden.

Als Grund für den Wechsel zwischen unterschiedlichen Fokalisierungen können folgende Hypothesen angenommen werden:

1. Die Glaubwürdigkeit: Der auktoriale Erzähler nimmt deutlich Partei für die Hauptfiguren ein, und ist somit bedingt glaubwürdig. Die personalen Erzählsituationen hingegen (fast sämtliche sind wichtig für die Handlung) sind neutral, der Erzähler verzichtet auf positive oder negative Kommentare.
2. Illusionsförderung: Die jeweiligen Szenen wirken durch die Einführung von Figurenperspektive lebendiger, die Leser bekommen ein Gefühl von Direktheit bei den personalen Erzählsituationen.
3. Variation: Es ist mühsam, nur die moralisierende und parteiliche Stimme des Erzählers zu hören. Die meisten literarischen Werke sind von einem Stimmenwechsel geprägt, und es gibt einen Grund hierfür. Mittels der unterschiedlichen Perspektivierung wird das literarische Werk interessanter.

Wie mehrmals bereits dargelegt, ist *Romeo und Julia auf dem Dorfe* von der subjektiven Perspektive des auktorialen Erzählers geprägt. Dieser bedient sich im Rahmen ausgesprochen ironischer Passagen des schwarzen Humors, welcher als Mittel der Distanzierung dient. Gerade in auktorialen Werken sind Humor und Ironie als Mittel der Distanzierung besonders häufig, denn in dieser Erzählsituation geht es darum, eine Außenperspektive zu erreichen.

Warum bedient sich dann Keller eigentlich der internen Fokalisierung? Um diese Frage näher erörtern zu können, wurden konkrete Textbeispiele unter die Lupe genommen. Was verbindet diese Beispiele? Als Leser bekommt man, wie oben schon festgestellt, ein Gefühl von Direktheit bei der personalen Erzählsituation. Auf den ironischen auktorialen Erzähler können sich die Leser nicht verlassen, da er ihnen Auskunft und Informationen vorenthält. Ja, manchmal scheint es fast, als triebe er Spaß mit den Lesern. Eben darum muss der Autor gelegentlich seine Perspektive wechseln, und dies gilt besonders für Situationen, die eine große Bedeutung für die Handlung haben. Die meisten personalen Passagen in *Romeo und Julia auf dem Dorfe*

sind auch wichtig für die Handlung: Salis erstes Zusammentreffen mit Vrenchen seit Jahren, der unglückliche Streit mit Vrenchens Vater, der Tod der beiden Jugendlichen. Vermutlich will der Autor ein Gefühl von Vertrauen und Glaubwürdigkeit schaffen, denn die personale Erzählsituation ist im Unterschied zur auktorialen Erzählsituation neutral. Keller will dadurch natürlich auch erreichen, dass wichtige Ereignisse lebendig wirken, sie sollen ein Gefühl von Direktheit vermitteln. Betreffs der Übergänge zwischen Erzählsituationen verwendet der Autor überraschend häufig zeitlich-deiktische Wörter. Im zweiten Teil des Buches verwendet der Autor zunehmend Dialoge im Zusammenhang mit den Übergängen zwischen Erzählsituationen.

Durch die Einführung zahlreicher Prolepsen bekommt der Leser beinahe überdeutlich Einblicke in die Zukunft. Der Streit der beiden Familien, der Tod der Jugendlichen, beinahe alle wichtigen Ereignisse werden vom auktorialen Erzähler vorausgesagt. Diese Erzählstimme nimmt deutlich für Sali und Vrenchen Partei ein, und ist alles andere als objektiv in seinen Beurteilungen des Geschehens. So werden die Eltern von Sali und Vrenchen als eingeschränkt, dumm, bäuerlich und egoistisch dargestellt, und dies gilt insbesondere für die Väter. Ein anderes Beispiel für die Parteilichkeit des Erzählers ist die Dämonisierung der Figur des schwarzen Geigers, der als vagabundierender Fremdkörper dargestellt wird, welcher durch seinen subversiven Lebensstil die bürgerliche Moral zu untermauern droht. Sali und Vrenchen dagegen sind insofern privilegiert, da sie immer im Mittelpunkt des Geschehens stehen und sie Sympathien des Erzählers zu erwecken vermögen. Dagegen werden die Gedanken der Nebenfiguren kaum bzw. nur am Rande wiedergegeben. Bis zum Beginn des zweiten Teils der Novelle wird aus der auktorialen Außenperspektive (Nullfokalisierung) erzählt. Dann wird die Innensicht jeder Figur, v.a. von Vrenchen und Sali gezeigt, aber nicht vom schwarzen Geiger. Dies signalisiert die soziale Position des Erzählers und dessen Idiosynkrasien gegenüber den Menschen, die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft wohnen.

Die Perspektive der Novelle ist allerdings gelegentlich etwas monoton, v.a. wenn die Fokussierung auf die Protagonisten allzu groß wird. Der auktoriale Erzähler nutzt demgemäß seine allwissende Position aus, in dem er, wie bereits angedeutet, seinen Lesern Information vorenthält. Der auktoriale Erzähler ist wie ein Richter, der ohne Gnade die Figuren der Novelle karikiert. Er verrät wenig über den schwarzen Geiger, und diese merkwürdige Figur bleibt, genau wie die anderen Nebenfiguren, weitgehend anonym.

Im zweiten Teil der Novelle tritt der auktoriale Erzähler in gewisser Weise zurück. Er ist zwar immer noch anwesend, aber er nutzt die Figuren aus, um neue Informationen zu vermitteln. Durch Dialoge wird der mimetische Zug der Novelle stärker profiliert. Die Figuren werden demgemäß zu Sprachrohren des Erzählers, der allerdings „hinter den Kulissen“ steckt und die Leser vor der potentiellen Unzuverlässigkeit seiner Figuren warnt. Der Grund dafür, dass der auktoriale Erzähler zurücktritt, ist, dass es sich wohl um eine bewusste Erzählstrategie des Autors handelt: in den meisten literarischen Werken wechseln die Perspektiven, und zwar zugunsten der Abwechslung. Es wäre mühsam, wenn der auktoriale Erzähler mit seinen parteilichen und subjektiven Beurteilungen allein zu Wort käme.

Betreffs des unzuverlässigen Erzählens fordert der auktoriale Erzähler die Leser durch die Blume auf, ihre Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit zu schärfen. Diese Unzuverlässigkeit der Hauptfiguren zwingt sogar den auktorialen Erzähler dazu, selbst in die Handlung einzugreifen. Der auktoriale Erzähler ist jedoch auch im zweiten Teil anwesend, und er gibt seinen Lesern Anlass, an der mimetischen Zuverlässigkeit der Figuren zu zweifeln. Das eigentliche Hauptthema der Novelle, der Verfall des bäuerlichen Lebens zu Beginn der Industrialisierung und Urbanisierung in der Schweiz, wird in *Romeo und Julia auf dem Dorfe* psychologisiert und vom individuellen Standpunkt der Hauptfiguren dargestellt. Um dies zu schildern, muss Keller im zweiten Teil der Novelle die Perspektive wechseln: Die auktoriale Außenperspektive verschiebt sich zugunsten der Innenperspektive bzw. der szenisch konzipierten Dialoge.

Schließlich ist wohl anzunehmen, dass Keller selbst ein Interesse an der Erzähltheorie hatte. Grund für diese Annahme ist die Tatsache, dass Keller nicht nur die Schlusspassage von *Romeo und Julia auf dem Dorfe* mehrmals umkonzipierte, sondern auch, dass er die ursprüngliche auktoriale Er-Version seines Romans *Der grüne Heinrich* (1854/1879) später in eine Ich-Perspektive umdichtete.

Schlüsselwörter

Stimmenwechsel, Nullfokalisierung, interne Fokalisierung, unzuverlässiges Erzählen, Prolepse, Metaphorik

Abstract

Gottfried Keller is widely recognized as one of the greatest prose writers of nineteenth-century Switzerland. This paper examines the narrative technique in his best known novel, *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. It is shown, how Keller uncovers a whole number of tensions in the seemingly sturdy rural life of Seldwyla. The author does not only criticize urbanization and industrialization, which threaten to destroy rural life, the shift of focalization also allows him to switch the perspective from the narrator to the protagonists. The narrator gives his readers several hints about the future, and thus demonstrates his superiority. It soon becomes clear, that the protagonists must die because they are doomed to fail integrating into the bourgeois society. However, the narrator does sympathize with the main characters to a great extent. They are merely victims of a tragedy which they cannot control – the conflict between two peasant families in the beginning of the Swiss industrialization. Furthermore, it is evident, that the narrator does not sympathize with the people who do not belong to the society, most prominently the black fiddler, who is regarded to be a symbol of the decay of rural life.

Keywords

Shifting points of view, zero focalization, internal focalization, unreliable narration, prolepsis, metaphors

Zur Subversion des Bürgerlichen. Versuch einer dekonstruktivistischen Lektüre der patriarchalen Machtdiskurse in Carl Sternheims frühen Komödien *Die Hose* und *Der Snob*

1. Einleitendes

Carl Sternheim wird nach wie vor in der einschlägigen Forschungsliteratur als kritischer Beobachter des sozialen Lebens im Deutschland der wilhelminischen Zeit wahrgenommen.¹ Das, was er in seinen Texten anstrebt, insbesondere in seinen Theaterstücken, und hier vor allem im Dramenzyklus *Aus dem bürgerlichen Heldenleben*, die sich bis heute auf deutschen Theaterbühnen einer beachtenswerten Popularität erfreuen,² ist eine demaskierende Kritik der (klein-)bürgerlichen Welt – fokussiert auf die fassadenhafte Pseudo-Existenz des Bürgers. Mit subversiven Mitteln wie Parodie und Grotteske stellt Sternheim (klein-)bürgerliche Normen, insbesondere den patriarchalen Machtanspruch des (deutschen/wilhelminischen/preußischen, aber universell betrachtet auch des europäischen) Bürgertums bloß. Dabei hinterfragt er zum einen hegemoniale Tendenzen der männlichen Dominanz innerhalb der (klein-)bürgerlichen Familie, zum anderen in der Gesellschaft im Allgemeinen. Auf diese Weise leistet Sternheim einen Beitrag zur Dekonstruktion der Kategorie des Bürgerlichen.

Das bürgerliche Machtmonopol der wilhelminischen Ära wird durch die Betonung der Fadenscheinigkeit der Kategorie des Bürgerlichen in Frage gestellt, zumal sich die patriarchalen Strukturen als korrupt und egoistisch erweisen sollten. Der Blick hinter die Fassade der (klein-)bürgerlichen Existenz – was von Sternheim stets und eben noch kompromisslos geleistet wird – kann schließlich auch eine therapeutisch-heilende Funktion haben. Denn erst dann, wenn man mit der verfälschenden Schönschreiberei hinsichtlich der Kategorie des Bürgerlichen aufhört und eine reale Diagnose stellt – und darum scheint sich auch Sternheim in seinen früheren Dramen zu bemühen – mag man an soliden Fundamenten einer (klein-)bürgerlichen Existenz arbeiten. Die (Klein-)Bürgerwelt mitsamt ihrem gesellschaftlichen und

¹ Hingewiesen wird darauf unter anderem von Linke, Manfred: Carl Sternheim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 68 oder von Buck, Theo: Das Ende des Dialogs. Zur Dramaturgie in den Stücken *Aus dem bürgerlichen Heldenleben*. In: *Text + Kritik*. Zeitschrift für Literatur, Heft Nr. 87, Juli 1987, S. 8.

² Vgl. Žmegač, Viktor; Škreb, Zdenko; Sekulić, Ljerka: Kleine Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 2004, S. 300.

wirtschaftlichen Machtbegehren oszilliert bei Carl Sternheim in einem spezifischen Zwischenraum, den ein existenzielles Spannungsfeld kennzeichnet, das sich in einer Omnipotenz und zugleich Impotenz des Bürgers äußert.

2. Helden, die keine Helden sind

Der Dramenzyklus *Aus dem bürgerlichen Heldenleben*, der aus Komödien bzw. Lustspielen wie *Die Hose*, *Die Kassette*, *Bürger Schippel* und *Der Snob* besteht,³ von denen hier zwei Dramen – *Die Hose* (Uraufführung 1911) und *Der Snob* (Uraufführung 1914) exemplarisch analysiert werden, setzt sich gleichermaßen parodistisch wie vornehmlich kritisch mit dem Philisterhaften des deutschen Bürgertums auseinander. Die zwischen 1909 und 1915 entstandenen Theaterstücke, die sich vor dem Hintergrund des wilhelminischen Imperialismus abspielen⁴ und ihn konsequenterweise dadurch auch thematisieren, machen Carl Sternheim – neben Bertolt Brecht und Frank Wedekind – zu einem der bedeutendsten literarischen Repräsentanten der deutschen Zeitgeschichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wenn man sich die Figuren seiner Dramen ansieht, fällt es schwer, diese im herkömmlichen Wortsinn als Helden zu bezeichnen. Vielmehr sind sie klare Anti-Helden, zumal dort, wo sie eben heldenhaft zu triumphieren scheinen, wobei sich grundsätzlich ihre Engstirnigkeit wie auch Hohlheit zeigen, die von Sternheim ohne Pardon und kritisch vorgeführt werden.

Zu jenen (Anti-)Helden gehören in gleichem Maße Theobald Maske aus dem Lustspiel *Die Hose* wie auch sein Sohn Christian Maske aus der Komödie *Der Snob*, die in der Vorstellung von ihrem literarischen Schöpfer, Carl Sternheim, für ihre soziale Schicht beziehungsweise Klasse repräsentativ sind. Zum Ausdruck kommt das insbesondere in der in diesen Stücken beinahe paradigmatisch geschilderten Entwicklung der zentralen Figur im jeweiligen Drama, und zwar in Verwandlung Theobald Maskes zu Christian Maske. Es geht hier um die Wandlung vom seine Familie terrorisierenden Kleinbürger – in der Rolle des Vaters, verkörpert durch Theobald Maske – zum imperialen, eigentlich kolonialistischen Kapitalisten – so die Funktion seines Sohnes, Christian Maske. Der soziale Aufstieg ist das verbindende Element dieser beiden Dramen, die zusätzlich noch eindeutige Karikaturen eines Familienlebens darstellen. Dass es hier allerdings um eine fiktionale Situation geht, signalisiert in beiden Texten bereits der unmissverständlich sprechende Familienname Maske, wobei diese Maske zwar nicht maskieren soll – so das raffinierte Konzept Sternheims – sondern entlarven, also diese Larve entblößen, mit anderen Worten: die (klein-)bürgerliche Existenz als eine spießbürgerliche Maskerade vorführen.

Diese wird von Sternheim schon in der Diktion der handelnden Figuren zum Vorschein gebracht, die lakonisch, stellenweise pathetisch, dennoch so gut wie überhaupt nicht dialogisch sprechen, zumal der Austausch von floskelhaften Phrasen

³ Vgl. Schönert, Jörg: Carl Sternheim. In: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Stuttgart – Weimar 1997, S. 760.

⁴ Vgl. Beutin, Wolfgang; Ehlert Klaus, u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1989, S. 341.

letztlich keine Kommunikation ermöglicht beziehungsweise ermöglichen auch kann. Diese wird schließlich nicht gewünscht, denn was sie voraussetzt, ist die Echtheit der Intention der an ihr beteiligten Gesprächspartner, die einen Dialog aufbauen wollen und die durch ein Gespräch bemüht sind, einander etwas mitzuteilen. Im Zentrum steht hier besonders jedoch nicht die Mitteilung, sondern die Festigung der eigenen Machtposition der Figuren, allen voran der männlichen (Anti-)Helden. Diese führen – so die treffliche Bemerkung von Zbigniew Światłowski – einen Kampf auf der Bühne, in dem primär um Geld, soziales Prestige und Macht gerungen wird.⁵ Und in diesem Sinne wären sie schließlich als jene vermeintlichen Helden wahrzunehmen, auch wenn ihr Kampf oft nur einen Positionskrieg bedeutet, in dem es oftmals um soziale Maskierung geht. Letzten Endes bedeutet hier eine Illusion mehr als wahre Realität. Und wenn Sternheim in seinen Dramentexten die Art der (klein-)bürgerlichen (Selbst-)Inszenierung theatralisch aufgreift, so tut er dies um dieses Bürgertums willen, zumal er dessen Mentalität herauszufordern sucht und nicht selten jene Aspekte der bürgerlichen Existenz provokant berührt und enttabuisiert, die von diesem Bürgertum – verstanden von ihm als an sich homogene Gruppe – so gern verdrängt oder marginalisiert werden.

3. *Die Hose*: Der Fall Theobald Maske

Schon der Titel des ersten Dramas innerhalb des bereits erwähnten vierteiligen Zyklus „Aus dem bürgerlichen Heldenleben“, also das bürgerliche Lustspiel *Die Hose* sorgte seiner Zeit für einen Skandal, zumal die Erwähnung des weiblichen Kleidungsstückes – so zentral wie es eben im Titel des Theaterstückes sein kann und dann folgerichtig auf allen Theateraushängen – ein Verbot nach sich zog. Was diesem Lustspiel offiziell vorgeworfen wurde und dies seitens der Berliner Polizeibehörde, war die Verletzung der Sittlichkeit.⁶ Man sollte hier hinzufügen: der preußisch-wilhelminischen Sittlichkeit, wenn nicht gar der verlogenen Prüderie der (Klein-)Bürger im deutschen Reich, die Sternheim nun in seinem Lustspiel bloßzulegen wagte. Schließlich wird hier der Bereich thematisiert, der grundsätzlich zur Tabusphäre gehört und deswegen auch verschwiegen wird. Erst die Änderung des Titels und für Sternheim die Rückkehr zum ursprünglichen Arbeitstitel des Stückes *Der Riese* öffnete den Weg für dessen Uraufführung auf der Bühne des Deutschen Theaters in Berlin.⁷ Was weniger das Publikum empörte und hierzu auch die öffentlichen Wächter der preußischen Sittlichkeit oder – wenn man so will – der wilhelminischen Moralvorstellungen, war die im Drama allgegenwärtige Gewalt: sei es die brachiale, sei es die verbale. Diese charakterisiert die Hauptfigur dieses Lustspiels, Theobald Maske, der dies schon zu Beginn des Stückes, im ersten Auftritt des ersten Aufzugs,

⁵ Vgl. Światłowski, Zbigniew: Lese- und Lebenserfahrungen mit der deutschsprachigen Literatur 1890-1945. Eine Literaturgeschichte für Buchliebhaber, Rzeszów 2001, S. 300.

⁶ Vgl. Leiß, Ingo; Stadler, Hermann: Deutsche Literaturgeschichte. Wege in die Moderne 1890-1918, Bd. 8, München 2004, S. 361.

⁷ Ebd.

seine bereits vor einem Jahr geheiratete Frau Luise mit einem Stock schlägt, weil sie so unbesonnen war, dass sie ihre Hose auf der Straße verloren hat. Und was eigentlich – insbesondere aus heutiger Perspektive – bei den Theaterbesuchern Lachen hervorrufen kann, wird in der Mentalität der wilhelminischen Zeit, deren Repräsentant Theobald Maske ist, als Schande empfunden.

Die Prügel scheinen somit eine angemessene Strafe für diese angebliche – es sollte noch betont werden: weibliche – Freveltat zu sein. Theobalds Worte verdeutlichen nicht nur seine eigene Empörung, sondern auch seine Macht als ehelicher Patriarch, der über die sittliche Norm im öffentlichen Bereich wacht und zugleich die richtige häusliche Ordnung verteidigt. Wenn er von sich gibt:

Geschändet im Maul des Nachbarn, des ganzen Viertels. Frau Maske verliert die Hose!“, [...], „Auf offener Straße, vor den Augen des Königs sozusagen.“ [...] „Ist nicht zu Haus Zeit Bänder zu binden, Knöpfe zu knöpfen? Unmaß, Traum, Phantasien im Leib, nach außen Liederlichkeit und Verwahrlosung.“⁸

Dann ist in diesen emotionsgeladenen, recht kurz gefassten Äußerungen seine (Macht- und Ohnmacht-)Stellung klar zu sehen, die sich aus der Sorge um die Wahrnehmung seiner selbst – aber ebenfalls auch seiner Frau – durch die anderen ergibt, denn was letztendlich gesellschaftlich zählt, ist – so die kritische Suggestion Carl Sternheims – das äußere Erscheinungsbild, das nun Theobalds Frau Luise strapazierte. Riskiert wird hier immerhin nicht nur der gute Ruf, sondern auch die materielle Existenz, die letztlich von diesem Ruf nach wie vor abhängt. Deswegen schreit Theobald Maske völlig außer sich Luises ins Gesicht:

Mensch, bedenke doch! Ein günstiges Schicksal gab mir ein Amt, das siebenhundert Taler einbringt. Siebenhundert Taler! Dafür können wir ein paar Stuben halten, uns tüchtig nähren, Kleidung kaufen, im Winter heizen. Erschwingen eine Karte in die Komödie, Gesundheit spart uns Arzt und Apotheker – der Himmel lacht zu unserem Dasein.

Da trittst du auf mit deiner Art und zerstörst unser Leben, das gesegnet wäre. Warum noch nicht geheizt, warum die Tür auf, jene zu? Warum nicht umgekehrt? Warum läuft die Uhr nicht?⁹

Die vom Ehemann gewährleistete und finanziell abgesicherte Lebensordnung wird von der Frau leichtfertig – so der patriarchale Standpunkt Theobald Maskes – aufs Spiel gesetzt, auch wenn Luise den Vorfall als Zufall auslegt. Die verletzte Ordnung muss von ihr jedoch wiederhergestellt werden. Dies tut sie, indem sie ihre Rolle als Hausfrau demütig ausführt und Theobald Maske beschwichtigt, indem sie ihm das Mittagessen serviert.

Sein Wutanfall in Folge der Bedrohung seiner (klein-)bürgerlichen Existenz wegen der so unvernünftig handelnden Ehefrau wird dennoch dadurch gemildert, dass sich bei ihm zwei Untermieter melden, die gerne in seiner Wohnung jeweils ein Zimmer

⁸ Sternheim, Carl: Die Hose. Ein bürgerliches Lustspiel, Frankfurt/Main 1989, S. 10.

⁹ Ebd., S. 11.

beziehen möchten. Dass sie dies im Prinzip wegen des körperlichen Reizes seiner Frau tun werden, wird von ihm allerdings kaum wahrgenommen, zumal er in erster Linie das so heiß ersehnte Geld fixiert, das er nun extra einstecken wird. Schließlich mag dieses zur weiteren Sicherung seiner materiellen Lage beitragen. Die Macht braucht bekanntlich ihre festen Instrumente und eines von diesen ist immer noch das Geld. Als Luise die Intentionen der beiden Untermieter – mal des Scarron, mal des Mandelstams – entdeckt hatte, ging sie dann auf ein Spiel mit ihnen ein. Dennoch behandelt sie jeden von ihren Verehrern anders, zumal sie mit Scarron flirtet und sich mit ihm gerne auf eine Affäre, den eigentlichen Ehebruch, einlassen würde – hierbei kann sie mit der Unterstützung ihrer Nachbarin Deuter rechnen – wohingegen sie Mandelstam abweist.

Von dem anstehenden (Liebes-)Spiel verspricht sie sich eine Befreiung aus ihrer Alltagsenge des (klein-)bürgerlichen Lebens. Während Luisens Nachbarin Deuter ihren Mann als „Maschine“ bezeichnet und diesbezüglich feststellt: „Gehen Sie ihm in den Weg, sind Sie überfahren.“¹⁰, so wünscht sich die von ihrem Mann tyrannisierte Luise unmissverständlich Freiheit: „Ja, ich will aus diesem Dienst, diesen Zügeln und Banden, von diesem aufgehobenen Finger zur Freiheit fort.“¹¹ Der sie umwerbende Scarron gibt sich als zynischer Literat, der – wie sich im weiteren Handlungsablauf des Dramas noch erweisen wird – seine egoistische, teilweise von der fleischlichen Begierde geleitete Verführungskunst mit Luise Maske treibt, um Impulse für sein dichterisches Schaffen zu sammeln. Die Enttäuschung, die Luise erleben muss, trifft sie insofern schmerzlich, als sie noch vor kurzem von einer Art romantischer Liebe träumte, in der sie sich – wie bereits angemerkt – aus der Enge des (klein-)bürgerlichen Daseins an der Seite Theobald Maskes befreien und aufgehen könnte. Die Worte Scarrons: „Das Herz ist ein Muskel, Maske“¹² entlarven auch sein heuchlerisches Janusgesicht, hinter dem sich seinerseits ein instrumentalisierender Umgang mit der (klein-)bürgerlichen Welt versteckt. Diese Worte sind die Antwort auf Theobald Maskes Frage nach seinem Gemüt, also nach seinem Herzen, das – wie Maske glaubt – für Frauen – im Idiom des Lustspiels – „für Weiber“ so charakteristisch ist. Scarron ergänzt noch seine Äußerung, indem er recht misogynpatriarchal hinzufügt: „Weiber, Frauen sind bei Gott eine köstliche Sache, ringt aber ein Shakespeare um Hamlets Seele, Goethe um die Einsicht in einen Faust, bleibt das Weib beiseite.“¹³

Frauen sind hier somit nicht Wesen, sondern Sachen, die als Kost für den Mann betrachtet werden. Dies kann doch das Spiel Scarrons, das er mit Luise zu treiben versuchte, klar beweisen. Der männliche Machtanspruch, der zugleich auch ein bürgerlicher ist, äußert sich doch im Verhalten Theobald Maskes seiner Ehefrau gegenüber, das – wie eingangs thematisiert – auf einem klar gewalttätigen, Luise oft brutal demütigenden Handeln beruht. Infolgedessen erweisen sich die Worte Theobald Maskes über das weibliche Gemüt als leere, zynische Phrasen. Diesen Machtdiskurs

¹⁰ Ebd., S. 28.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., S. 73.

¹³ Ebd.

der männlichen Dominanz in der (klein-)bürgerlichen Welt unterstützt argumentativ und zudem recht radikal der sich nach wie vor zu einem Intellektuellen stilisierende Scarron, der im Dramenkonzept Sternheims ein apologetischer Ideologe der patriarchalen Gesellschaftsstrukturen zu sein scheint. In dessen Mund legt Sternheim solche Worte, die auch heute als provokante Herausforderung gelten können: „Neben allem Häuslichen, Freundlichen, das Sie mit Ihrer Frau vereint [so Scarron zu Theobald Maske – Anm. d. Verf.], gibt es Augenblicke, in denen Sie fühlen, es trennt Sie eine Welt; wo das Mannhafte in Ihnen Sie überwältigt und mit tollem Stolz erfüllt.“¹⁴ Dies wird noch mit folgender Feststellung – an sich als rhetorische Frage formuliert – untermauert: „Was anderes macht den Mann zum Riesen, gigantischen Obelisk der Schöpfung, der dem Weib unüberwindlich ist, als transzendentaler Wille zur Erkenntnis, den tiefste erotische Wollust nicht paralysiert?“¹⁵ Die Antwort heißt hier: die Natur. Scarron führt es noch weiter aus: „Da es unbestreitbar ist, von der Erhaltung des rein Männlichen hängt für die Menschheit jeder Fortschritt ab.“¹⁶ Deutlicher hätte die patriarchale Hegemonie des Mannes kaum zur Sprache gebracht werden können. Diese Zuspitzung und eigentlich Überspitzung des männlichen Herrschaftsanspruchs, der auf die Dauer wahrhaft faschistoide Tendenzen verrät, bekommen bei Sternheim auf der Metaebene der Interpretation die Funktion einer Grotteske, wobei sie im Stück selbst, das heißt auf der Ebene der Figuren, eine reale Wirklichkeit darstellen.

Inwieweit der Diskurs der physischen Kraft des Mannes relevant ist, zeigen Theobald Maskes Kommentare hinsichtlich der körperlichen Schwäche Mandelstams. Er ist der zweite Untermieter bei Maske und zugleich das Objekt seiner permanenten Seitenhiebe, die sich auf seinen vermeintlich krankhaften, maroden Zustand beziehen. Mandelstam, den man wegen seines Namens für einen Juden halten könnte, bestreitet seine semitische Herkunft. Wenn Theobald Maske sich für einen Deutschen hält, der „keinen Lärm um die Judensache“¹⁷ macht, wünscht er sich immerhin, dass „zwischen ihm und Juden am besten das Rote Meer“¹⁸ liegt. Mandelstam gibt sich als Liebhaber Richard Wagners – in diesem Kontext ist dessen klar antisemitische Haltung nicht wegzudenken – und apostrophiert Wagner zum Mann seiner Zeit. Inwiefern hier Carl Sternheim sarkastisch die aktuelle Rolle Richard Wagners kommentiert und diesbezüglich dessen Doppeldeutigkeit suggeriert, mag vorerst dahingestellt bleiben.

Für Sternheim ist die Figur Mandelstams eine Kontrastfigur zu Theobald Maske, der ihm gegenüber mit seiner Kraft und Gesundheit protzen kann und die Strammheit seines Körpers zur Schau stellt. Die körperliche Kraft Theobald Maskes scheint einerseits seine patriarchale Stellung zu legitimieren, und in dem Moment, in dem er die Ursache für die Leibesschwäche Mandelstams in dessen schlechtem Nervenzustand sieht, betont sie andererseits seine Geistesstärke. Allerdings spielt den intellektuellen Part in diesem Stück – wie bereits erwähnt – der literarisch tätige Scarron, der sich bei seiner Argumentation unmissverständlich auf Nietzsche bezieht und in

¹⁴ Ebd., S. 74.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Ebd., S. 75.

¹⁷ Ebd., S. 31.

¹⁸ Ebd.

seinem Sinne stellt er im Hinblick auf Mandelstam fest: „[...] das Schwache, das Lebensunfähige, muß dem Starken, Gesunden weichen.“¹⁹ Dies klingt auf jeden Fall sozialdarwinistisch, wenn nicht gar faschistoid-chauvinistisch. Diese latenten Keime des späteren nationalsozialistischen Denkens und dann auch Handelns werden von Sternheim ganz gezielt in der (klein-)bürgerlichen Mentalität aufgedeckt. Auch der dichterisch angehauchte Intellektuelle Scarron bleibt von ihnen ebenfalls nicht unberührt, zumal Nietzsche als sein Meister gilt. Von ihm behauptet er: „Er lehrt das Evangelium der Zeit. Durch das mit Energien begnadete Individuum kommt Ziel in die unübersehbare Masse der Menschen. Kraft ist höchstes Glück.“²⁰ Einen ähnlichen Standpunkt vertritt ebenfalls Theobald Maske, der hierzu feststellt: „Kraft ist freilich Glück. Das wußte ich auf der Schule, hatten die anderen unter mir zu leiden.“²¹ Stolz ist er auf seine körperliche Leistungsfähigkeit, denn nicht das Subtile und Sublimierte der Geisteskraft scheint hier die Rolle zu spielen, sondern das reale, beinahe auf einem Faustrecht beruhende Durchsetzungsvermögen.

Der Mann als Patriarch und seine Macht, die nach wie vor auf dessen physischer Körperkraft gründet, bestimmen zum einen die Grenzen des häuslichen Handlungsraums der Frau, zum anderen maßt er sich an, auch ihren – allerdings auf seinem eigenen rational-materiellen, ohne Zweifel egoistischen Kalkül aufbauend – biologischen Rhythmus zu regeln, indem er unter anderem über den Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft entscheidet. In einem seiner letzten Sätze kann deswegen Theobald Maske seiner Ehefrau Luise mitteilen: „Jetzt kann ich es, dir ein Kind zu machen, verantworten. Was sagst du?“²² Diese reagiert nun mit keinem Wort, sondern begibt sich lediglich an den Herd, um – wie es Sternheim nicht ohne eine Prise von Sarkasmus präsentiert – ihre von der gesellschaftlichen Norm festgelegte Rolle zu erfüllen. Ihr Mann hingegen kann sie nur brüsk zurechtweisen und befehlsmäßig verfügen: „Die Uhr wie üblich trotz meines ewigen Appells nicht aufgezo- gen. Die Blumen wollen Wasser haben.“²³

4. *Der Snob: Der Fall Christian Maske*

Das Kind, von dem in *Die Hose* nur die Rede war, lässt Sternheim doch zur Welt kommen, es erscheint im letzten Drama des Zyklus *Aus dem bürgerlichen Heldenleben* in der Figur Christian Maskes, dem Sohn von Theobald und Luise, der allerdings dem Zuschauer oder Leser des Theaterstücks nun als erwachsener Karrieremann erscheint. Er ist stark in einem kolonialen Projekt engagiert, das heißt in afrikanische Minen, und nun bekommt er die Chance, der Generaldirektor dieses afrikanischen Unternehmens zu werden. Dies wird von ihm folgendermaßen kommentiert: „Die unter meiner Mitwirkung gegründeten afrikanischen Minen prosperieren, es ist kein

¹⁹ Ebd., S. 68.

²⁰ Ebd., S. 69.

²¹ Ebd.

²² Ebd., S. 115.

²³ Ebd., S. 116.

Zweifel, der gestern in der Sitzung des Aufsichtsrats gemachte Vorschlag, mich zum Generaldirektor der Gesellschaft zu ernennen, wird von den Aktionären akzeptiert.“²⁴ Dass es hier ähnlich wie in *Die Hose* um Macht geht, wird schon in diesem ersten Auftritt des ersten Aufzugs klar, allerdings ist es nicht die Macht des patriarchalen Haustyrannen, wie es noch besonders Theobald Maske der Fall war, sondern vielmehr die globale Macht der kolonialen Zeit. Der soziale Aufstieg Christian Maskes ist die Folge seiner harten, aber auch schlaue kalkulierten Arbeit, die von seinen kaufmännischen Talenten begünstigt wurde. Nun sieht er seine gesellschaftliche, vor allem bürgerliche Stellung innerhalb der Bourgeoise gesichert, wenngleich noch nicht endgültig gefestigt. Seine Ambitionen reichen nun in die Aristokratie, in die er – wie ihm bewusst ist – nur hineinheiraten kann – was er auch will. So tut er dies umso konsequenter und zielbewusster, zumal er hier allzu gut weiß, dass er – ähnlich wie seine Eltern – auch dem Volk entstammt.

Wenn sein Vater noch von der Geldgier getrieben handelte, so wird sein Handeln von der Karrieregier geleitet. Für sie lernte er edle Umgangsformen sowie den rechten Umgang mit Geld. Die Monambo-Minen in Afrika, die für diesen Kontinent Ausbeutung nach sich ziehen, bedeuten für das europäische Bürgertum im Gegenzug dazu das Geld und materiellen Wohlstand oder gar Luxus, und nun werden sie von Christian Maske verwaltet. Da er sich seiner sozialen Herkunft schämt und die (klein-)bürgerliche Existenz seiner Eltern verheimlichen will, wenn nicht gar muss, zumal er an einen weiteren gesellschaftlichen Aufstieg in die Kreise der Aristokratie denkt, versucht er seine Eltern zu überreden, ihre kleinbürgerliche Existenz aufzugeben und eine neue aufzubauen – am besten in der Schweiz, in Zürich. Dieser neue Beginn, um den er sich so bemüht, wird von ihm auf jeden Fall auch finanziell getragen. Es ist in erster Linie jedoch sein Vater, Theobald Maske, der diese Lösung anfänglich misstrauisch betrachtet und völlig unerwartet zu einem Streitgespräch über die Vergangenheit beiträgt, wenn er seinem Sohn vorwirft, dass sowohl er als Vater als auch seine Mutter ihm Bildung ermöglichten, indem sie sich selbst einschränkten. Dass er das ganz anders sieht, verdeutlicht er mit aller Klarheit, wobei er Theobald Maske in seiner Vaterrolle Egoismus und patriarchalen Machtanspruch vorwurfsvoll vor Augen führt:

„Ich habe dich von jeher in Erinnerung, wie du im Haus vierfüntel des Platzes einnahmst, jeder Gedanke um dich kreiste. Schon auf dem Gymnasium erhielt ich mich durch Stundengeben, mein Studium und ferneres Leben bezahlte ich selbst. Wer einen siebzehnjährigen Sohn zwang, das Mittagsmahl in Gegenwart des Vaters stehend einzunehmen ...“²⁵

Dies beweist den tyrannischen Umgang Theobald Maskes nicht nur mit seiner Frau Luise, was bereits in *Die Hose* unmissverständlich zum Ausdruck kam, sondern auch mit seinem Sohn, der von ihm nahezu sadistisch behandelt wurde. Eine harte Erziehung zu Hause machte aus Christian Maske – so könnte Sternheim spöttisch

²⁴ Sternheim, Carl: *Der Snob. Komödie*, Frankfurt am Main 1990, S. 7.

²⁵ Ebd., S. 15.

suggerieren – einen im Leben abgehärteten Menschen. Durch seine beharrlich systematische Arbeit, die ihm sozialen Aufstieg garantieren sollte, erlangt er schließlich einen Posten, der die Krönung all seiner Bemühungen bedeutet. Mit sechsunddreißig Jahren wird er zum Generaldirektor des „größten wirtschaftlichen Konzerns“ und kontrolliert „einen fünften Teil des Nationalvermögens.“²⁶

In diesem Falle darf deswegen nichts riskiert werden, weil sonst die Wahrheit über die soziale Herkunft Maskes aus kleinen Verhältnissen ans Licht kommen könnte, vor allem die Tatsache, dass der Vater nur ein „subalternen Beamter“ und die Mutter „Schneiderstochter“ sind.²⁷ Dass es an sich keine feinen Kreise sind, liegt unumstritten auf der Hand. Daher ist das von Christian Maske gut durchdachte Konzept, sich den Umzug der Eltern nach Zürich zu leisten und dort durch seine finanzielle Unterstützung deren materielle Existenz zu sichern, eines der strategischen Täuschungsmanöver, die er konsequent für seine Karriere einsetzt. Und diese funktionieren, wie sich im Folgenden erweist, sehr gut, denn alles ist eine Frage der „Fähigkeit der richtigen Begriffsbildung“ – so die zynischen Worte Christian Maskes – denn was gewöhnlich „aus der Menschen Mund“ kommt, „sind Worte, nur Worte.“²⁸ Diese äußert er seiner künftigen Frau gegenüber, der Tochter des Grafen Aloysius Palen, Marianne, die er bald heiraten soll. Allerdings sind diese Worte nie ganz perfekt – wie es Carl Sternheim gewissermaßen auf Shakespeares *Hamlet* Bezug nehmend suggeriert – und in ihrer semantischen Offenheit lässt sich einiges konstruieren, wohl aber auch dekonstruieren. So mag Christian in diesem Kontext fortsetzen: „Worte, unter denen nicht zwei Gehirne das gleiche verstehen, durch die man sich also auch nicht von Mensch zu Mensch restlos verständigen kann.“²⁹ Die Verständigung ist schließlich das Ergebnis einer Konvention, deren Einhaltung nicht selten von Kalkül abhängt.

Taktisches Kalkül steht in dieser Komödie, die sich von Anfang an großer Beliebtheit beim Theaterpublikum erfreute,³⁰ an erster Stelle und kalkuliert wird auf beiden Seiten. Zum einen ist es Christian, der seine Lage berechnet und bis zum letzten Moment an seiner Fassade emsig bastelt, indem er Marianne von der beinahe aristokratischen Herkunft seiner Mutter erzählt, wobei er ihr einredet, sie entstamme einem Jahrhunderte lange mit Wikingern verwandten Bauerngeschlecht. Zum anderen ist es der Graf von Palen, der sehr darum bemüht ist, dass seine Tochter finanziell gut heiratet, zumal er weiß, dass Christian über einen ansehnlichen Reichtum verfügt. Dies macht er umso intensiver, als ihm bewusst ist, dass er dagegen „bis auf Reste“ sein Vermögen verloren hat und sich daher einschränken muss.³¹

Das Geschäft – wie es Sternheim hier nicht ohne Sarkasmus formuliert – fügt sich nun also gut zusammen. Allerdings scheint Christian in diesem Zusammenhang

²⁶ Ebd., S. 58.

²⁷ Ebd., S. 43.

²⁸ Ebd., S. 63.

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. Linke, Manfred: Carl Sternheim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 76.

³¹ Sternheim, Carl: Der Snob. Komödie, Frankfurt am Main 1990, S. 35.

mehr zu gewinnen, und zwar ist es einerseits der Zugang zu prinzipiell hermetischen Adelskreisen, andererseits erreicht er eine – nun sozial und nicht nur finanziell – fundierte Machtstellung im Wirtschaftsleben. Es bringt ihm letzten Endes auch die Anerkennung seitens seines Vaters – Theobald Maske – ein, der dem gesamten Unterfangen seines Sohnes zumindest zu dessen Beginn ziemlich skeptisch gegenüberstand. Seine Lobesworte verdeutlichen dies jedoch unmissverständlich: „Du bist ein Tausendsassa und ich durch und durch stolz auf dich. Du hast mir alle Vorbehalte von der Seele gerissen wie Papierhemden. Als Sieger bist du über meine Meinungen und Prinzipien hinweggegangen.“³²

Der Hauspatriarch, der seiner Frau stets vorwarf, dass „in ihrer Gegenwart kein vernünftiges Wort möglich“³³ sei, zumal sie als Weib ihn um den Verstand bringe, sieht nun ein, dass sein Sohn durch eine eindeutig interessengeleitete Heirat mit einer anderen Frau, das heißt der Grafentochter, und gerade eben dank der Frau gesellschaftlich aufsteigt. So mokiert sich Carl Sternheim letztlich über die scheinbaren Prinzipien und Ideale sowohl der Aristokratie als auch des (Klein-)Bürgertums, die leider nur eine ideologische Fassade für das jeweilige klassenmäßige Kostüm abgeben. Wie Winfried Freund in diesem Kontext konstatiert, potenziert sich hier die soziale Macht durch den Kapitalbesitz,³⁴ der letztendlich zu einer die jeweiligen Standesschranken überschreitenden Emanzipation führt. Denn auch die gesellschaftlichen Positionen sind in der (klein-)bürgerlichen Welt – wie Carl Sternheim in seinen Dramen aufzeigt – zu kaufen und zu verkaufen, wobei ihr Preis je nach der individuellen Zwangslage unterschiedlich festgesetzt wird.

5. Resümee

Sollte man nun an dieser Stelle eine Schlussfolgerung ziehen, so ist hier festzuhalten, dass sich der patriarchale Machtdiskurs vornehmlich in der häuslichen Dimension äußert, in der die gesellschaftlich bestimmte Rollenzuweisung den (Ehe-)Mann zu einem oft gewalttätigen Herrscher über die (Ehe-)Frau und die Kinder macht. In den hier besprochenen Texten gilt dies nach wie vor für Theobald Maske, der nicht nur seine Luise als Frau und Ehefrau tyrannisiert, sondern auch – was im zweiten Drama unmissverständlich zum Vorschein kommt – seinen Sohn Christian, der von ihm gezwungen wird, sich schnell selbstständig zu machen. Dies sollte ihn zu einem im sozialen Umgang abgehärteten und nicht nur körperlich strammen Mann werden lassen, der sich im Leben beinahe kriegerisch durchschlagen kann. Dass er im Stande ist, dies zu tun – allerdings bei Anwendung von Wendigkeit und Schlauheit – beweist sein sozialer Aufstieg, zumal er jene gesellschaftliche Position samt seiner finanziellen Prosperität erlangt, von der sein Vater, Theobald Maske, nur träumen konnte. Schließlich vermag nichts anderes als Geld die Macht – auch die patriarchale – zu stabilisieren.

³² Ebd., S. 55.

³³ Ebd., S. 18.

³⁴ Vgl. Freund, Winfried: Die Parodie in den Vorkriegskomödien Carl Sternheims. In: *Text + Kritik*. Zeitschrift für Literatur, Heft Nr. 87, Juli 1987, S. 30.

Die Dominanz der männlichen Kraft, die – wie sie Carl Sternheim in seinem letzten Drama des Zyklus *Aus dem bürgerlichen Heldenleben* thematisiert wird – an sich Glück bedeutet, ist eines der Kennzeichen der wilhelminischen Realität im preußischen Kaiserreich vor dem Ersten Weltkrieg wie auch während des Krieges. Die Kraft des Körpers als Ausdruck der so genannten hegemonialen Männlichkeit ist das Idealbild dieser Zeit, in der der Mann als „eisernes Geschlecht“, als Ritter, Krieger und Soldat apostrophiert wird.³⁵ Was somit im wilhelminischen Deutschland propagiert und geschätzt wird, ist das heroische Männerbild,³⁶ in dem es konsequenterweise keinen Platz für körperliche, aber auch moralische Degeneration gibt, zumal der Mann zu einem Krieger erzogen werden soll und auch wird.

Christian Maske lässt sich durchaus aus dieser Perspektive betrachten, denn sein Drang nach sozialem Aufstieg verrät eindeutig einen beinahe kriegerischen Impetus. Auch die Dialoge zwischen Mandelstam und Theobald Maske, dem Vater Christians, der mit seiner physischen Stärke prahlt und Mandelstam die Schwäche seines krankhaften Körpers vorwirft, gehören in diesen Männlichkeitsdiskurs der wilhelminischen Zeit.

Carl Sternheim berührt in diesem Kontext noch einen anderen Aspekt der wilhelminisch-preußischen Machdiskurse, nämlich das Problem des deutschen Kolonialismus, an dem sich die deutsche Bourgeoisie beteiligte und von dem sie letzten Endes profitierte. Christian Maske übernimmt die Funktion des Generaldirektors der afrikanischen Minen, einer Aktiengesellschaft, die zwar einer kleinen Gruppe von Menschen gehört, die jedoch ein Fünftel des Nationalvermögens in ihren Händen haben, wie es im *Snob* heißt. Diese Anspielung auf das koloniale Begehren des Deutschen Reiches, dessen Beginn auf das Jahr 1884 datiert wird, das heißt auf die Zeit der Gründung des Deutschen Kolonialvereins,³⁷ verdeutlicht den wilhelminischen Machtanspruch, der zwar einerseits im deutschen Bürgertum seine Wurzeln hat, dieses aber andererseits expansionistisch überschreitet. Koloniale Machtstrukturen korrespondieren insofern mit den patriarchalen, als der – in seiner ersten Phase patriarchal noch zu stabilisierende – Nationalstaat zu einem Kolonialstaat wird. Dass Nationalstaaten in ihrer Entwicklung zu Kolonialstaaten werden, konstatierte sehr trefflich Julia Kristeva.³⁸ Dies lässt sich schließlich in der deutschen Geschichte beobachten.

Die so umrissene koloniale Problematik wird von Carl Sternheim in seiner Komödie *Der Snob* nur gestreift, denn ihn scheint vielmehr der Blick hinter die bürgerliche Fassade – ähnlich wie im Lustspiel *Die Hose* – zu interessieren. Er bemüht sich, diese konsequent abblättern zu lassen, um die grundsätzlich scheinbaren und deswegen auch falschen Intentionen der Bürgerwelt offenzulegen und diese dann als

³⁵ Vgl. Szczepaniak, Monika: Ulanen und Stahlhelden. Konstruktion der polnischen und deutschen militärischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkrieges. In: *Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen*, Bonn 2007, S. 96.

³⁶ Ebd., S. 98.

³⁷ Vgl. Dunker, Axel: Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts, München 2008, S. 8.

³⁸ Vgl. Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xenia Rajewsky*, Frankfurt am Main 1990, S. 138.

korrupte, weil auf falscher Moral aufgebaute Konstrukte zu entlarven. So subvertiert er die Kategorie des Bürgerlichen und letztlich dekonstruiert es diese. Sonst situieren sich seine Dramen, insbesondere die früheren aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in einem Spannungsfeld, das von Skandal und Erfolg abgesteckt wird, zumal man sich – entsprechen der eigenen moralisch-ethischen Überzeugungen – über sie empört oder sie verlacht.

Literatur

- Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert u.a.: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1989.
- Theo Buck: Das Ende des Dialogs. Zur Dramaturgie in den Stücken „Aus dem bürgerlichen Heldenleben“, in: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur, Heft Nr. 87, Juli 1987, S. 8-24.
- Axel Dunker: Kontrapunktische Lektüren. Koloniale Strukturen in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts, München 2008.
- Winfried Freund: Die Parodie in den Vorkriegskomödien Carl Sternheims, in: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur, Heft Nr. 87, Juli 1987, S. 25-34.
- Julia Kristeva: Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xenia Rajewsky, Frankfurt am Main 1990.
- Ingo Leiß; Hermann Stadler: Deutsche Literaturgeschichte. Wege in die Moderne 1890-1918, Bd. 8, München 2004.
- Manfred Linke: Carl Sternheim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1979.
- Jörg Schönert: Carl Sternheim, in: Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Stuttgart – Weimar 1997.
- Carl Sternheim: Die Hose. Ein bürgerliches Lustspiel, Frankfurt/Main 1989.
- Carl Sternheim: Der Snob. Komödie, Frankfurt am Main 1990.
- Monika Szczepaniak: Ulanen und Stahlhelden. Konstruktion der polnischen und deutschen militärischen Männlichkeit im Kontext des Ersten Weltkrieges, in: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen, Bonn 2007, S. 95-118.
- Zbigniew Świątłowski: Lese- und Lebenserfahrungen mit der deutschsprachigen Literatur 1890-1945. Eine Literaturgeschichte für Buchliebhaber, Rzeszów 2001.
- Viktor Žmegač, Zdenko Škreb, Ljerka Sekulić: Kleine Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 2004.

Abstract

The subversion of the bourgeois world. An attempt at deconstructive reading of the patriarchal discourses of power in Carl Sternheim's early comedies *Die Hose* and *Der Snob*

The presented article is an attempt of analysis and interpretation of Carl Sternheim's two plays – *Die Hose* and *Der Snob* from the drama cycle *Aus dem bürgerlichen Heldenleben*.

The author highlights Sternheim's strongly critical attitude towards the process of auto-creation of German (petit-)bourgeoisie in the beginning of the twentieth century and emphasizes parodic character of the dramas. What is also crucial, when analyzing Sternheim's works, is a clear mockery of philistinism. Both dramas eventually expose grotesque character of German (petit-)bourgeois aspirations to power. The discussed plays deconstruct the world of (petit-)bourgeoisie, which, because of patriarchal authority and misogyny, seems to be a space of masculine domination. However, what is recapitulated in the presented article, for Carl Sternheim, the masculine domination is nothing but an empty facade and the more brutal is the domination, the more empty this facade becomes.

Keywords

Carl Sternheim, German drama, German expressionism, literary deconstruction, criticism of the patriarchal society and the power of the petit-bourgeoisie

„Jetzt schneiden wir ihm die Zunge ab“! Die gerettete Erinnerung in literarischen Zeugnissen Elias Canettis

Es waren schneidend kalte Tage im Februar 1992, als Marian Szyrocki starb. Telefone haben damals in Polen noch nicht gut funktioniert, die Nachrichten verbreiteten sich langsam, denn man setzte auf persönliches Gespräch. Auch mir fiel die Aufgabe zu, die Kollegen im Umkreis meiner damaligen Wohnung zu benachrichtigen: keine leichte Aufgabe. So schockiert ich auch war – Marian Szyrocki erholte sich gerade nach schweren Erfrierungen, die für ihn, einen Diabetiker lebensbedrohlich waren –, wusste ich: die Kunde von seinem Tod musste so schnell wie möglich seine Freunde und Schüler erreichen. Soweit die Erinnerungen...

In einem Nachruf¹, der eine Woche nach seinem Tod im „Spiegel“ erschien, hat die Redaktion bereits auf diese unausgesprochenen und doch so charakteristischen Merkmale seiner Wirkung als Forscher und akademischer Lehrer hingewiesen: „Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges wusste der Spezialist für Barockliteratur zu schildern, als habe er all die Poeten jener Epoche noch persönlich gekannt“, und sie verwies auf den Titel einer Marian Szyrocki gewidmeten Festschrift, der zugleich wie sein Lebensmotto klang: „Dass eine Nation die andere verstehen möge“. Das „persönliche Kennen“ des unmöglich G e k a n n t e n und das „Verstehen“ des sich leicht entziehenden A n d e r e n, das war das Anliegen von Marian Szyrocki, und wo konnte er es besser verwirklichen als auf der Ebene der Sprache und der Literatur. Auf diese Verwurzelung Szyrockis in der Sprache verwies bereits in der genannten Festschrift Franciszek Grucza, indem er auf Chomskys Begriff der S p r a c h k o m p e t e n z zu sprechen kam und – wieder unter Berufung auf Chomsky – unterstrich, dass die „Sprachkompetenz als ein Stück mentaler Realität zu begreifen“ sei². Und wenn Arnulf Baring als Kuriosum erwähnte, Szyrocki sei in allen Jahrhunderten deutscher Literatur wie wenige Deutsche zu Hause gewesen, und darüber hinaus „zum gesuchten Gesprächspartner“ vieler zeitgenössischer Schriftsteller in Ost und West ge-

¹ „Spiegel“, Nr. 7/1992, zit. nach <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9273809.html> (eingesehen am 16.03.2012).

² Vgl. Franciszek Grucza, Zum Begriff der Sprachkompetenz, Kommunikationskompetenz und Kulturkompetenz, [in:] „Daß eine Nation die ander verstehen möge“. Festschrift für Marian Szyrocki zum 60. Geburtstag, hrsg. von Norbert Honsza und Hans-Gert Roloff (Chloe. Beihefte zum Daphnis, Bd. 7), Amsterdam 1988, S. 309-332, hier. S. 309.

worden³, dann hat man die Eckdaten für die an dieser Stelle formulierten Gedanken zusammengefügt: Die Erinnerung an das E r l e b t e und gut G e k a n n t e spiegelt sich in der S p r a c h k o m p e t e n z und im R e a l i t ä t s v e r s t ä n d n i s wider. Dem Meister der Beherrschung dieser Qualitäten, Marian Szyrocki, möchte ich diesen Beitrag widmen⁴.

Zwei Beispiele sollen als Einstimmung auf das Thema unsere Fragestellung im Kontext einer fachspezifischen Analyse verorten⁵. Beide Beispiele beziehen sich auf die Aussagen über das Verständnis eines E r i n n e r u n g s o r t s. Dabei interessiert uns die S p r a c h e am meisten, da es sich in diesen beiden Fällen wie auch im Fall von Elias Canetti um wort- und sprachmächtige S c h r i f t s t e l l e r handelt.

In seiner Invokation zu *Pan Tadeusz* beschwört Adam Mickiewicz zuerst einen O r t als Erinnerung an seine Heimat und seine kulturellen Wurzeln, dann leitet er zu einer Beschwörung der Religiosität seiner Landsleute und zur persönlichen Erinnerung an seine wundersame Rettung durch die Mutter Gottes über. Er definiert also seine konfessionelle Zugehörigkeit zum Katholizismus als einen weiteren Ort der Erinnerung. Und – er erwähnt mit keinem Wort die Sprache. Sie ist dennoch implizit in der Invokation als Ort der Erinnerung enthalten, denn der Dichter sehe die Bilder und b e s c h r e i b e sie – vor Sehnsucht nach ihnen. Der Vorgang des Schreibens ergibt sich aus der Perspektive seiner Pariser Erinnerung, und er erfolgt auf Polnisch. (Nicht etwa auf Französisch, was in Hinsicht auf die Sprachkenntnisse unter der Großen Emigration in Paris durchaus verständlich wäre.) Die Bilder: Ostra Brama und Mutter Gottes sind in der Konnotation nur mit der Sprache greifbar und vermittelbar. Es ist aber nicht die Sprache, die zur Erinnerung wird. Sie ist nur ein Medium des Gedächtnisses.

Szenenwechsel. In einem Interview mit Marcel Reich-Ranicki aus Anlass seines neunzigsten Geburtstags versucht Johanna Adorján vergebens, den Literaturpapst zu einer Aussage über seine Herkunft und seine Sprachverbundenheit zu bewegen⁶. „Langweilen Sie mich doch nicht so!“; ist seine Haltung zum Thema. Ob er ein Jude, ein Pole oder ein Deutscher sei, wisse er nicht. Er habe keine positive Definition dieses Sachverhalts gefunden. Er definiere sich über sein Verhältnis zur Musik, sein Verhältnis zur Literatur, nicht aber über sein Verhältnis zur Sprache.

³ Arnulf Baring, „Nachruf an meine Freunde“. Hans Werner Richter über seine Gruppe 47, [in:] „Daß eine Nation die ander verstehen möge“ (Anm. 2), S. 21-34, hier S. 21.

⁴ Der Text wurde auf dem Workshop „Sprache als Erinnerungsort“, veranstaltet vom Institut für Europäische Geschichte Mainz am 11. Juni 2010, vorgetragen und diskutiert. Den Teilnehmern des Kolloquiums danke ich für weiterführende Hinweise und Kommentare. Vgl. Institut für Europäische Geschichte, Jahresbericht 2010, S. 12. Siehe auch Wiebke Bachmann, Tagungsbericht „Sprache als Erinnerungsort. Internationaler und interdisziplinärer Workshop“, 11.06.2010, Mainz, [in:] H-Soz-u-Kult, 28.07.2010, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3219>>.

⁵ Als methodischen Einstieg verweise ich den Leser auf den Beitrag von Elżbieta Rybicka, *Miejscę, pamięć, literatura (w perspektywie geopoetyki)*, [in:] *Teksty Drugie*, 1-2 (2008), S. 19-32. Siehe: www.ceeol.com.

⁶ Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 10. Mai 2010, S. 20f.

Dabei hat er sehr wohl eine Beziehung zur Sprache: zum Deutschen, das „keine Sprache des Herzens“ sei, und zum Polnischen, das er mit seiner Frau spricht. In Yad Vashem berichtete er über seine Erlebnisse im Warschauer Ghetto auf Deutsch: „Bitte quälen Sie mich nicht, Liebe. [...] Vielleicht wollte ich lieber Deutsch als Polnisch sprechen“. Er habe „ein anderes Verhältnis zur polnischen, ein anderes Verhältnis zur deutschen Literatur“, mit seinem Sohn spreche er, „wie es gerade kommt“, seine Enkeltochter kenne „am besten Englisch, gar keine Frage“, etc.

Diese Äußerungen sind ein Verhältnis zur Sprache: ein gestörtes Verhältnis, das auf die Erinnerung zurückgreift, das *vergessen* werden will: Er träume oft vom Warschauer Getto; sei nie in Treblinka, an dem Ort, an dem seine Eltern vergast wurden, gewesen; habe keine Erinnerung an Polen – möchte auch keine haben. Er wisse nicht, ob er sich in Deutschland wohl fühle. Er habe keinen Vergleich. Seine Frau traue Deutschland nicht. Und er selbst sei einfach Marcel Reich-Ranicki: kein Land, kein nichts. Auch ein Marcel Reich-Ranicki kann ein *Erinnerungsort* sein.

Die beiden Beispiele sollten uns zeigen, wie verschieden – mit aller Rücksicht auf zeitliche und thematische Unterschiede zwischen den zwei Persönlichkeiten – der Umgang eines Schriftstellers mit dem Thema „Sprache“ und „Erinnerung“ sein kann.

Elias Canetti fällt in diesem Zusammenhang eine ganz besondere Rolle zu, da er in seinem gesamten Schrifttum gerade diese Konnotation: *Sprache* und *Erinnerung* – bewusst durch die Äußerungen dazu oder auch unbewusst durch die Wahl der Sujets – thematisierte.

Schon der allererste Befund ist frappierend: Auf der Suche nach der Fachliteratur zu dem uns interessierenden Problemfeld stößt man auf Fachautoren, die fast allesamt nicht dem deutschsprachigen Gebiet zuzurechnen, sondern ungarische, englische, polnische und polnisch stämmige, österreichische (die werden hier nur mit einem Fragezeichen versehen erwähnt – es gibt schließlich ein deutsch-österreichisches Wörterbuch) oder japanische Germanisten sind: Sprach- und Literaturwissenschaftler also, die sich dem Thema Sprache und Erinnerung im Werk Canettis gewidmet haben.

Diese Feststellung ist als Einstieg von methodischer Bedeutung, denn es stellt sich selbstredend die Frage, warum hauptsächlich die Nicht-Muttersprachler die *Muttersprache* bei Elias Canetti als Forschungsproblem thematisieren? Zumal auch die Frage, welche der vielen Sprachen, die Canetti gesprochen oder als Kind gehört und verstanden hatte, seine Muttersprache sei, ohne eine klare Antwort ausbleiben muss. War es ihm, einem Weltenbummler, der – laut Selbstzeugnis – kein *Vaterland* hatte⁷ und behauptete, „nur ein Gast in der deutschen Sprache“⁸ zu sein, die ihm „die Sprache [seines] Geistes“⁹ war, überhaupt wichtig, eine Muttersprache zu haben?

⁷ Dieses Zitat stammt aus den unveröffentlichten „Notizblöcken Wien 1925–1930“, verfasst im Juli 1929. Hier zit. nach Sven Hanuschek, Elias Canetti. Biographie. München 2005, S. 78.

⁸ Elias Canetti, Das Gewissen der Worte. Essays, Frankfurt a. M. 1994, S. 170. Siehe dazu Haruko Suto, „Nur ein Gast in der deutschen Sprache“. Elias Canettis Gast-Begriff und seine Sprachauffassung, [in:] Kanichiro Omiya (Hrsg.), Figuren des Transgressiven, München 2009, S. 168–180, hier S. 169.

⁹ Elias Canetti, Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972, Frankfurt a.M., S. 62. Vgl. Suto, „Nur ein Gast“, S. 169.

Lassen Sie mich zuerst eine Bestandsaufnahme der potenziellen methodischen Zugriffe machen. Abgesehen von dem individuellen Sprachbezug, also der Tatsache, dass eine Sprache nicht zwingend für eine Heimatverortung eines Individuums stehen muss, wiegen für die Sprache andere Charakteristika besonders schwer. Dazu gehören – wie Gerald Stieg zu Recht betonte – ihre Luzidität und ihr Wahrheitsgehalt¹⁰: Die Sprache muss luzide sein, damit sie einen Wahrheitsgehalt „transportieren“ kann.

Der Wahrheitsgehalt der Sprache selbst bezieht sich (für unser methodisches Verständnis) darauf, wie man mit seiner Erfassung einen Hinweis auf die Integrität der Persönlichkeit oder der Identität unseres Autors erhalten kann? Anders gefragt: Wie kann man für Zwecke eines analytischen Vorgangs, einen Schreibenden, der – wieder dieses Selbstzeugnis(!) – kein Vaterland und keine Muttersprache habe, als ernstzunehmende Persönlichkeit mit einer Identität und einem Erinnerungsvermögen erfassen?

Als Beispiel könnte hier Canettis Kafka-Essay *Der andere Prozeß* von 1968 dienen, in dem der Autor auf die Auflehnung Kafkas gegen seinen Vater verweist als auf einen Kampf gegen seine Übermacht und daraus schlussfolgert: „Unter allen Dichtern ist Kafka der größte Experte der Macht. Er hat sie in jedem ihrer Aspekte erlebt und gestaltet“¹¹. Das „Erlebte“ und „Gestaltete“ dürfte hier als Wahrheits-Träger fungieren. Allerdings auch hier mit dem Vorbehalt, dass das „Erlebte“ und „Gestaltete“ als Teil einer Erinnerung seinen Konstruktcharakter beibehält. Darüber wird noch ausführlicher zu sprechen sein¹².

Zur Luzidität der Sprache muss folgendes gesagt werden: Sollte die Sprache dazu missbraucht werden, den Wahrheitsgehalt einer Aussage zu verschleiern oder zu verkomplizieren, müsse man die zur Aufdeckung der „wahren“ Lebensumstände angewandte Verfahrensweise (z. B. die Psychoanalyse) als Erkenntnismethode ablehnen. Somit lehnte auch Canetti alle Theorien ab¹³, die einen Menschen nicht als Individuum, als Persönlichkeit auffassen, sondern das „Ich“ als Teil der Masse ansehen und definieren.

Wie verhält es sich mit der Luzidität der Sprache in Leben und Werk Canettis? Es ist auffallend, dass Canetti z. B. in seinen Essays sowohl von der Argumentationsstruktur

¹⁰ Gerald Stieg, „Eine Sprache so luzide wie die Lichtenbergs“. Sprache und Erkenntnis in Elias Canettis Essay, [in:] Elias Canetti, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 2005, S. 67-75.

¹¹ Elias Canetti, *Das Gewissen der Worte*, S. 137. Zit. nach Stieg, „Eine Sprache“, S. 69. Anm. 10. Neben Sprachproblematik ist die Macht- und Todesproblematik eine „obsessive Konstante“ im Werk von Canetti. Vgl. dazu die Ausführungen von Janusz Golec, „Das Gewissen der Worte“. Zu den Essays von Elias Canetti, [in:] Sigurd Paul Scheichl (Hrsg.), *Feuilleton – Essay – Aphorismus. Nicht-fiktionale Prosa in Österreich*, Innsbruck 2008, S. 219-226.

¹² An dieser Stelle sei nur darauf aufmerksam gemacht, dass Canetti selbst kein Vater-Problem im Sinn Kafkas hatte. Die Vaterfigur, die Canetti erinnert, ist kein Tyrann. Er ist allerdings – bedingt durch seinen frühen Tod – zu einem nachzueifernden Vorbild geworden. Die Erinnerung an ihn spornt den jungen Elias an, Deutsch als eine geheime Sprache der Liebe zwischen seinen Eltern schneller und effektiver zu erlernen, unbeschadet der vielen unpädagogischen Methoden seiner Mutter. Siehe dazu Carolin Duttlinger, *Muttersprache – Vatersprache. Elias Canetti Familiengeschichte(n) im Zeitalter Friends*, [in:] Thomas Martinec und Claudia Nitschke (Hrsg.), *Familie in der deutschen Literatur*, Frankfurt a. M. [u. a.] 2009, S. 197-217, insbesondere S. 204-209.

¹³ Vom Darwinismus über den Theorien Hegels, dem Marxismus, der Psychoanalyse bis zum anthropologischen und linguistischen Strukturalismus – wie Gerald Stieg behauptet, a.a.O., S. 69.

her als auch von der Wortwahl eine Klarheit anstrebt, die seinen Texten das Prädikat „humanistisch-ethisch“ verleiht¹⁴. Der Humanismus Canettis äußert sich darin, dass er – wie bereits erwähnt – für seine Denkstrukturen und Argumentationsweise fern von jeglichen Theorien bleibt und, dass er für seine Erkenntnisprozesse stets nach dem „Naheliegenden“ sucht. Das macht die „Ethik“ seiner Haltung aus. Die Tatsache, dass er für diesen Prozess aus der Erinnerung schöpft, macht aus der Erinnerung etwas unabdingbar Humanes¹⁵.

Für unsere Fragestellung bedeutet das allerdings: Wenn die Sprache für Canetti ein Ort der Erinnerung sei – wovon wir als Arbeitshypothese ausgehen –, dann ist diese Erinnerung im Bereich des Ethisch-Humanitären, des Menschlich-Am-Naheliegendsten und des Undogmatischen zu suchen. Damit wäre ein Unterschied skizziert zu den Diskursen, die in den siebziger (Thomas Bernhard) und achtziger (Pierre Bourdieu) Jahren geführt wurden. So bezieht z. B. Bourdieu die Illusion der Erinnerung auf „die soziale Welt“¹⁶ und spricht von der Notwendigkeit, in der Erinnerung ein sinnstiftendes Element „der berichteten (und, implizit, der gesamten) Existenz“¹⁷ anzuerkennen. Und Thomas Bernhard stellt diese Existenz(en) grundsätzlich in Frage, indem er ihre Wahrhaftigkeit verleugnet und alles als „Lüge“ darstellt¹⁸. Canetti dagegen will sich Erinnerung nicht verderben lassen: weder durch „Drangsalieren“, „Kujonieren“ oder „Erpressen“ noch durch weitere „chirurgische Eingriffe“¹⁹, denen Erinnerung unterzogen werden sollte, um „Wahrheit“ von der „Dichtung“ zu trennen.

Folgen wir weiter der Bestandsaufnahme und widmen uns der Auseinandersetzung Canettis mit der Philosophie der Sprache und hier stellvertretend der Auseinandersetzung mit Wittgensteins Auffassung der „idealen Sprache“²⁰.

Elias Canettis Sprache bewege sich laut Fachliteratur im „Grenzraum zwischen Literatur und Philosophie“. „Es ist eine Alternative zwischen dem ästhetischen tref-fenden A u s d r u c k und dem logischen korrekten B e g r i f f“²¹. Diesem Gedanken folgt auch die ungarische Germanistin Ildikó Hidas und verweist auf einige in unserem Zusammenhang interessante Gedankenspiele. Sie behauptet erstens, dass die

¹⁴ Vgl. Annemarie Auer, Elias Canettis Essays, [in:] Manfred Durzak (Hrsg.), Zu Elias Canetti, Stuttgart 1983, S. 151-157, und in Krzysztof Matusch, Überlegungen zu den Essays Elias Canetti, [in:] Stefan Kaszyński (Hrsg.), Die Lesbarkeit der Welt. Elias Canettis Anthropologie und Poetik, Poznań 1984, S. 163-176. Zit. nach: Stieg, „Eine Sprache“, S. 69 und 75, Anm. 10.

¹⁵ Vgl. Kurt Bartsch, „Aber die Erinnerungen sie sollen lassen stân“. Zu Elias Canettis Reflexion über das Erinnern, [in:] Joanna Drynda und Katarzyna Dzikowska (Hrsg.), Labyrinth der Erinnerung. Beiträge zur österreichischen Literatur, Poznań 2006, S. 153-161, hier S. 160.

¹⁶ Pierre Bourdieu, Die biographische Illusion, [in:] Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1 (1990), S. 75-81, hier S. 77.

¹⁷ Ebd., S. 76.

¹⁸ Vgl. Bartsch, „Aber die Erinnerungen“, S. 154.

¹⁹ Elias Canetti, Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931, München 1980, S. 288.

²⁰ Ildikó Hidas, Elias Canetti Auseinandersetzung mit Wittgensteins Sprachphilosophie, [in:] Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, hrsg. von Magdolna Orosz und Terrance Albrecht, Budapest/Bonn 2005, S. 153-163.

²¹ Friedrich Geyrhofer, Elias Canetti, [in:] Neues Forum. Kritisches Lexikon 1970, S. 241, zit. nach: Hidas, Elias Canetti, S. 162, Anm. 16.

Sprachphilosophie Wittgensteins gewisse Ähnlichkeiten mit der „Philosophie der Sprache“ – wie wir das Phänomen nennen – Canettis habe. Wittgenstein habe eine sehr kritische Einstellung zur (deutschen) Alltagssprache gehabt, die sich in seinen Augen durch eine Beliebigkeit der Wortwahl und deren Bedeutung charakterisiere. Deswegen habe er (Wittgenstein) eine ideale Sprache gefordert, „die ihrer Struktur nach die Wirklichkeit widerspiegelt“²².

Hidiko deutet – zum Weiteren – die Aufgabe eines Philosophen so, dass er den Aufbau der Sprache auf den Wahrheitsgehalt hin zu untersuchen habe. Und auch sie kommt zum Schluss, dass der Wahrheitsgehalt der Sprache – wie ihn ein Philosoph definiere – der Realitätsbezug sei. Die Grenzen meiner Sprache – könnte man frei nach Wittgenstein sagen – sind die Grenzen meiner Welt. Diese Aussage korrespondiert mit der oben geäußerten Feststellung über die in der Sprache geäußerten Integrität eines Individuums: Das „Erlebte“ und „Gestaltete“ dürfte auch in der Sprache als Wahrheits-Träger fungieren.

Der Sprachenbezug trat als beliebtes Thema des intellektuellen Diskurses der Wiener Moderne hervor. Unter den zeitgenössischen Autoren, die sich damit auseinandersetzten, fanden sich neben Wittgenstein und Canetti auch weitere Namen: Ernst Mach, Fritz Mauthner, Friedrich Wilhelm Nietzsche, Karl Kraus, Hugo von Hofmannsthal. Sie alle verband eine kritische (oder wenigstens eine diskursive) Haltung gegenüber der wissenschaftstheoretisch fundierten Auffassung von der Wertigkeit der Sprache, in der sie nach einem Ausdruck des Ganzen: nach einer Sprachvollkommenheit suchten (und selten fanden). Alles Künstliche, Unehrlliche in der Sprache lehnten sie ab. Eine *back to the roots* wurde gefordert und eine Sprachkrise in diesem Diskurs thematisiert, die letztendlich ein Ausdruck des als allumfassend verstandenen Endzeitgefühls der Monarchie war.

Als Canetti 1924 nach Wien kam, wirkten dort bereits die von ihm verehrten Zeitgenossen Karl Kraus, Franz Kafka (auch wenn nur *in absentia*), Robert Musil und Hermann Broch. Und ihre Sprache bleibt dann auch die Sprache „seines Geistes“, der er auch später im englischen Exil treu geblieben ist. Er ist ein *deutschsprachiger* Schriftsteller geworden.

Und hier kommen wir zum ersten Mal auf die *Gerettete Zunge* zu sprechen. Der Roman bildet den ersten Teil einer autobiographischen Trilogie und thematisiert – 1977 erstmals erschienen – die Kindheits- und Jugenderinnerungen 1905 bis 1921²³.

Canetti wurde 1905 als Kind sephardischer Juden in Bulgarien geboren. In Rustschuk, seiner Heimatstadt, wurde Bulgarisch, Türkisch, Griechisch, Albanisch und Armenisch gesprochen. „An einem Tag konnte man sieben oder acht Sprachen hören“, erinnerte sich der Schriftsteller²⁴. Zu Hause sprachen die Eltern miteinander

²² Hidas, Elias Canetti, S. 155. Vgl. auch Ildikó Hidas, Namen geben. Ingeborg Bachmanns und Elias Canetti Sprachauffassung, [in:] Zsuzsa Bognár und Attila Bombitz (Hrsg.), „Ihr Worte“. Ein Symposium zum Werk von Ingeborg Bachmann, Wien 2008, S. 91-98, hier insbes. S. 94f.

²³ Siehe Elias Canetti, *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*, München 1977; *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München 1980; *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937*, München 1985.

²⁴ Zitiert wird nach der 33. Auflage, München 2005, S. 10.

Deutsch, mit den Kindern Spanisch und mit den Bediensteten verständigten sie sich jeweils in ihrer Landessprache²⁵. Die Sprache[n] seiner Kindheit waren also natürliche, umgangs- und situationsbezogene Formen der Kommunikation, die wir im Wittgenstein'schen Sinn als „ideal“, als „der Struktur nach die Wirklichkeit“ wieder spiegeln, bezeichnen.

Die „Sprache“ des Kindes ist auch wortwörtlich als „gerettete Zunge“ vor dem drohenden Abschneiden bewahrt worden, was sich als Trauma „in Rot“ gleich in den ersten Sätzen des Romans entpuppt²⁶. Sein bulgarisches Kindermädchen und dessen jugendlicher Begleiter drohten dem Zweijährigen, falls er die sich anbahnende Affäre preisgeben sollte, werde ihm die Zunge abgeschnitten. Das Schweigen des Kindes hat ihm seine Zunge gerettet.

Der in der Sprachphilosophie Wittgensteins geforderte natürliche, einfache Charakter der Sprache²⁷ korrespondierte mit dem in der Erinnerung Canettis konstruierten, einfachen und – trotz des Traumas „in Rot“ – glücklichen Sprachzustand seiner Jugend.

Auf die weiteren Eigenschaften, die die vielen Sprachen der Kindheit in sich verbargen: auf das Geheimnisvolle, das Mühsame und das Unverständliche – alles Eigenschaften, die eigentlich einer „Sprache“ als Kommunikationsmedium hätten fremd sein müssen, aber sehr wohl mit dem Prozess des Erinnerns zusammenhängen – kommen wir noch zu sprechen.

Der Bestandsaufnahme nächster Punkt: „Aber die Erinnerungen sie sollen lassen stân“ – mit diesem Zitat formulierte Kurt Bartsch Canettis Verständnis des Sich-Erinnerns²⁸. Er besteht in den meisten seiner literarischen Texte, die überwiegend autobiographisch verankert und motiviert sind, auf seinem „Recht zur Erinnerung“²⁹. Damit bezieht er Position gegen die Auffassung, dass alles Erinnerte im Kern eine Illusion sei³⁰.

Die Erinnerung wird bei Canetti – und die späteren Ausnahmen korrigieren dieses Bild nur unwesentlich³¹ – nicht problematisiert: Die *Z u n g e* wird ihm nicht abgeschnitten, die Erinnerung bleibt bestehen. Sie wird lediglich einer Verwandlung unterworfen. An seine altspanische Herkunft, an die Spaniolen, wird er durch die

²⁵ Vgl. dazu Jörg Riecke, *Die Sprachenwelt der Canettis und die Kontroverse um das Jiddische als Literatursprache*, [in:] Maja Razbojnikova-Frateva und Hans-Gerd Winter (Hrsg.), *Interkulturalität und Intertextualität*. Elias Canetti und Zeitgenossen, Dresden 2007, S. 55-70.

²⁶ Auf die Interpretation dieser Szene im freudianischen Sinn wird hier im Hinblick auf die Selbstaussagen des Verfassers, in denen der psychoanalytische Ansatz abgelehnt wurde, verzichtet. Die Ausblendung dieser Interpretationsart unterstreicht allerdings nur „Canettis diskursive Kontrolle über die Interpretation seiner Texte“. Siehe dazu Duttlinger, *Muttersprache – Vatersprache*, S. 200f.

²⁷ Hier denken wir in erster Linie an den „*Tractatus logico-philosophicus*“, [in:] Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe* in 8 Bänden, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1984. Vgl. Hidas, *Elias Canetti*, S. 154f.

²⁸ Bartsch, „Aber die Erinnerungen“, *passim*.

²⁹ Ebenda, S. 155.

³⁰ Pierre Bourdieu, *Die biographische Illusion*, *passim*.

³¹ Gemeint sind z. B. die Aufzeichnungen, die in den neunziger Jahren erschienen sind: „Nachträge aus Hampstead. Aus den Aufzeichnungen 1954–1971“, München – Wien 1994 oder „Die Fliegenpein. Aufzeichnungen“, München-Zürich 1992.

Behauptung erinnert, dass spanische Familien bessere „jüdische“ Familien seien als die der aschkenasischen Juden³², oder dass das Geschäft seines Großvaters, *la butica*, schon immer ein traditionsreiches Geschäft gewesen sei³³.

Die Märchen, die ihm von den Kindermädchen erzählt wurden, vergruben sich in seinem Gedächtnis in einer Sprache, die er als bulgarisch definiert. Diese Sprache spricht er nicht (mehr). Seit die Familie aus Rustschuk weggezogen ist, hat er diese Sprache nicht gehört. Gesprochen hatte er sie wohl nie. Trotzdem behauptet er, dass er diese Märchen nur auf Bulgarisch kenne und verstehe³⁴, denn in „einer anderen Sprache würde man sich anders erinnern“³⁵ behauptet er in einem seiner späteren Texte. „Jeder Mensch weiß mehr, als sich in einem neuen langen [M.M.] Leben erzählen ließe“. Entscheidend sei die „Farbe des Gefühls“, in der man sich erinnert: „Dankbarkeit oder Bitterkeit, Sehnsucht oder Hass“³⁶. Und hier ist es wohl die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, die in seinem Gedächtnis eine Sprache der Kindheit hervorzaubert, in der er sich *sprachlos* an vergangene Welten erinnert. Seine Erinnerung an die Sprache wird einer „rhetorischen Illusion“ unterworfen, „einer trivialen Vorstellung von einer Existenz, die eine literarische Tradition nicht aufgehört hat zu unterstützen“³⁷. In dem Punkt bekommt der „Illusions-Diskurs“ über das autobiographische Schreiben einen Touch von Generalisierung³⁸. Die Stränge ziehen sich zusammen: Es ist doch die Selbsterfindung des Autors, die über die Erinnerung herrscht. Es ist doch die „Lüge“ Bernhards oder die „Dichtung“ Goethes, die teleologisch das im Text (oder mit dem Text) vermittelte Ich-Konstrukt begleiten. Und es ist der *linguistic turn*, der es möglich gemacht hat, einiges über den Habitus dieser Vorgänge auszusagen. Denn auch Elias Canetti bestreitet nicht, dass die Erinnerung von vielen Faktoren abhängig sei. Analysiert man die Wortwahl seiner Erinnerungsdiskurse genauer, sieht man, dass er durchaus jener „rhetorischen Illusion“ verfällt, die bei Bourdieu über der „sozialen Welt“ des Schreibenden schwebt: Es ist die Vergänglichkeit des Gedächtnisses, die Verformungen der Ereignisse, die Verklärung der Lebensumstände und der Verlust der Sprache, in der sich die Erinnerung vollzieht, die über das Selbstbild des Ich-Erzählers entscheiden³⁹.

In diesem Punkt stimmen die Ergebnisse unserer Analyse mit den Erkenntnissen der neurologischen Forschung⁴⁰ überein. Die neurologische Erkenntnis, dass es

³² Canetti, *Gerettete Zunge*, S. 12.

³³ Ebenda, S. 13.

³⁴ Canetti, *Gerettete Zunge*, S. 17. Vgl. dazu Bertram Kazimierowski, „Nichts ist mit Worten vergleichbar“ oder „Ich bin aus Worten“, [in:] *Muttersprache* 116 (2006), S. 162-176, hier insbesondere S. 165.

³⁵ Canetti, *Die Fliegenpein*, S. 103.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Bourdieu, *Die biographische Illusion*, S. 76. Vgl. Bartsch, „Aber die Erinnerungen“, S. 154.

³⁸ Zum Forschungsstand vgl. Martina Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie*, Stuttgart-Weimar 2000, Einführung und passim.

³⁹ Vgl. Bartsch, „Aber die Erinnerungen“, S. 157f.

⁴⁰ Zum Problembewusstsein: Karl-Heinz Nave, Ruth Nave, *Unsere Nervenzellen – die materielle Basis des Verstandes und der Erinnerung. Eine Einführung in die Erkenntnis und die Begriffswelt der Neurowissenschaft*, Berlin 2008, passim. Siehe auch Jean-Yves Tadié, Marc Tadié,

keine festen neuronalen Muster gäbe, die eine Festschreibung einer Erinnerung im Gehirn nachvollziehen ließen, gehört mittlerweile sowohl in der Literatur- wie auch Geschichtsforschung zu Forschungsstandards. Auch wenn Johannes Fried in seinem *Schleier der Erinnerung* auf „nur“ 18 Verformungsmöglichkeiten der historischen Erinnerung verweist⁴¹, kann man diesen Befund durchaus als ernstzunehmenden Hinweis auf die Unzuverlässigkeit der „historischen Memorik“ für die historische Forschung deuten. Die Literaturwissenschaft geht mit solchen Befunden – spätestens seit Goethe – viel legerer um. In der Literatur heißt es nämlich – so Canetti: „Die eigene Lebensgeschichte kommt einem darum so langweilig vor, weil sie nicht wirklich erfunden ist“⁴². „Langweilen Sie mich nicht“, mit den Fragen nach meinem Leben – meinte Reich-Ranicki.

Der (bewusste aber auch unbewusste) Konstruktionscharakter autobiographischer Texte ist demnach auch in der Forschung eine triviale Erkenntnis. Wenn uns aber die Neurologie bestätigt, dass Erinnerung kein im Gehirn fest verankerter Prozess und laufend veränderbar sei, lässt sich diese Erinnerung nur durch das schriftlich in einer Sprache Festgehaltene verifizieren. Deswegen betont Kurt Bartsch den „unschätzbaren Wert“⁴³ der verstellten Erinnerung bei Canetti, der in seinen späteren Aufzeichnungen behauptete: „Auch den falschen Erinnerungen [müsse man] nachgehen“⁴⁴. Und deswegen auch ist die Erinnerung in der *L i t e r a t u r* „das Wahrhaftigste“⁴⁵, was man hat – unbeschadet ihrer (historischen) Unzuverlässigkeit.

Der Bestandsaufnahme nächster Punkt ist die Frage, der Haruko Suto, ein japanischer Germanist aus Chiba, nachgegangen ist, nämlich dem Prozess des sprachlichen Selbstverständnisses oder sogar der sprachlichen Selbstbestimmung unseres Protagonisten. Ist Canetti nur „ein Gast in der deutschen Sprache“⁴⁶ oder ist diese Sprache – in der eigenen Einschätzung – seine *M u t t e r s p r a c h e* gewesen? In der *Geretteten Zunge* konstruiert er die Entstehungsgeschichte seiner Liebe zur deutschen Sprache über die Figur seiner Mutter⁴⁷. Es sei die Mutter gewesen, die einige Monate nach dem frühen und unerwarteten Tod seines Vaters, als die Trauer und der Schock nachgelassen hatten, mit dem Sohn deutsch zu sprechen begonnen habe.

Im Gedächtnispalast. Eine Kulturgeschichte des Denkens. Aus dem Franz. von Hainer Kober, ²Stuttgart 2004, insb. Kap. 2, Funktionelle Neuroanatomie, S. 68 ff. und Kap. 3, Erinnerungserwerb, S. 85 ff.

⁴¹ Johannes Fried, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München 2004, passim.

⁴² Elias Canetti, *Aufzeichnungen 1973–1984*, München/Wien 1999, S. 15.

⁴³ Bartsch, „Aber die Erinnerungen“, S. 159.

⁴⁴ So in Elias Canetti, *Das Geheimherz der Uhr. Aufzeichnungen 1973–1985*, München-Wien 1987, S. 115.

⁴⁵ Ebenda, S. 76.

⁴⁶ Haruko Suto, „Nur ein Gast in der fremden Sprache“. Elias Canetti Gast-Begriff und seine Sprachauffassung, [in:] Kanichiro Omiya (Hrsg.), *Figuren des Transgressiven*, München 2009, S. 168-180.

⁴⁷ Zum Konstruktcharakter des Sprachverständnisses in Elias Canetti Werken vgl. Janusz Golec, *Sprache aus dem Verlust und der Bedrohung. Konstruktionen in Elias Canettis Autobiographie*, [in:] ders., *Jüdische Identitätssuche. Studien zur Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*, Lublin 2009, S. 121-133.

Wohl gemerkt *s p r e c h e n* und nicht lesen oder schreiben. Dies waren Fertigkeiten, die vorerst verpönt waren. Die Bücher seien für Sprachen schlecht. Sie müsse „man mündlich lernen [...] und ein Buch [sei] erst unschädlich [...], wenn man schon etwas von der Sprache wisse“⁴⁸.

Die Folge war, dass sich Canetti in anderen Sprachen für einen Idioten hielt, „den sie [die Mutter] zur Welt gebracht hatte“ und erst, wenn er sich „an alle Sätze und ihren Sinn“ erinnern konnte und auf dem Gesicht seiner Mutter ein „Zeichen der Zufriedenheit“ sah, sich für wertvoll und ihrer Liebe würdig hielt⁴⁹. „Du bist doch [M.M.] mein Sohn“ – sagte sie dann in ihrer Großzügigkeit⁵⁰.

Die Welt um ihn herum sprach englisch – wie seine kleinen Brüder, mit denen er sich nicht unterhalten wollte –, oder französisch wie in Lausanne, wo er überall um sich diese Sprache sprechen hörte⁵¹. Es war eine schwere Geburt für die Sprache, die ihm als Muttersprache „unter wahrhaftigen Schmerzen eingepflanzt“ worden sei⁵². In dieser Sprache spielte sich die nicht ganz unproblematische Mutter-Sohn-Beziehung ab. In dieser Sprache kam aber auch die Erinnerung an die glückliche Zeit der frühen Kindheit auf:

„Alle Ereignisse jener ersten Jahre spielten sich auf Spanisch oder Bulgarisch ab. Sie haben sich mir später zum größten Teil ins Deutsche übersetzt. Nur besonders dramatische Vorgänge, Mord und Todschatz sozusagen und die ärgsten Schrecken, sind mir in ihrem spanischen Wortlaut geblieben, aber diese sehr genau und unzerstörbar. Alles Übrige, also das meiste, und ganz besonders alles Bulgarische, wie die Märchen, trage ich deutsch im Kopf“⁵³.

Und diese *V e r w a n d l u n g* der Sprachen, diese In-Sich-Verschmelzung ihrer Formen trägt Canetti als kostbarste Erinnerung in sich und weigert sich – wie schon oben erwähnt – sie „durch eine methodische und nach strengen methodischen Prinzipien geführte Untersuchung zu zerstören“⁵⁴.

Susan Sontag spricht in diesem Zusammenhang von einem Ort, der eine Sprache sei.⁵⁵ Canetti erinnert sich nicht an *e i n e* oder an *d i e* Sprache, er erinnert sich aber sehr wohl an *O r t e*, die *S p r a c h e* sind: Rustschuk ist Bulgarisch, Türkisch und Armenisch; Orte, aus denen seine Vorfahren in vergangenen Jahrhunderten vertrieben wurden – Altspanisch; London und Manchester sind Englisch; Lausanne Französisch und Wien und Zürich Deutsch⁵⁶.

Er erinnert sich aber auch an Gefühle, die *S p r a c h e* sind: an die verspätete Mutterliebe in Deutsch; an die Liebe zum Mädchen Little Mary in Englisch und Spanisch: Da sie so schöne rote Bäckchen hatte, die bereits in seinem ersten spanischen

⁴⁸ Canetti, *Die gerettete Zunge*, S. 88.

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ Ebenda, S. 89.

⁵¹ Ebenda, S. 94.

⁵² Ebenda, S. 90.

⁵³ Ebenda, S. 17.

⁵⁴ Ebenda, S. 18.

⁵⁵ Susan Sontag, *Geist als Leidenschaft*, [in:] *Hüter der Verwandlung. Beiträge zum Werk von Elias Canetti*, München 1985, S. 90-110, hier S. 92. Siehe auch Suto, „Nur ein Gast...“, S. 170.

⁵⁶ Canetti, *Die gerettete Zunge*, passim.

Kinderlied besungen wurden: „Manzanicas colorados, las que vienen de Stambol“ – „Äpfelchen rote, die kommen von Stambol“⁵⁷. Er erinnert sich aber auch an die Judenfeindlichkeit in Zürich der 1920er Jahre: im Schweizer Dialekt. Dabei funktionierte seine Erinnerung nach dem bekannten Muster: die Sprache kommt über die Person über und die verkörpert dann ihrerseits den Ort. Der peinigende Schulkamerad „war [...] Schweizer, sein Vater war Schweizer, seine Muttersprache war der Dialekt, die Vorstellung, dass er einmal woanders leben könnte, lag ihm fern“⁵⁸.

Jeder Ort hat für Canetti seine Sprache. Wenn es keinen Ort gibt, der als Heimat oder Zuflucht fungieren kann, dient diesem Zweck die Sprache. Sie ist dann die *Gastgeberin*, die ihn – im Gegensatz zu Menschen – nicht enttäuscht. Denn als bedrohlich empfand er die Anfeindungen und Sticheleien im Züricher Gymnasium. „Von diesem Augenblick an war alles verändert“⁵⁹.

Ins Exil nach England nahm Canetti 1938 Deutsch mit. Die Zunge wurde ihm nicht abgeschnitten sie wurde ihm aber „gespalten“. „Manchmal komme ich mir vor wie ein spanischer Dichter in deutscher Sprache“ erinnerte er sich in seinen Aufzeichnungen *Die gespaltene Zukunft*, indem er die beiden Exilsprachen: das Spanische seiner Vorfahren mit dem Deutschen seiner Vertreibung verglich: „Vielleicht bin ich die einzige literarische Person, in der die Sprachen der beiden großen Vertreibungen so eng beieinander liegen. Es ist klüger und ergiebiger, sie sich auswirken zu lassen“⁶⁰.

Fassen wir zusammen. Unter den methodischen Zugriffen auf das Thema Sprache und Erinnerung habe ich folgende Elemente als wesentlich und aussagekräftig formuliert: den Wahrheitsgehalt der Sprache, ihre Luzidität, ihren Bezug zum Humanen und ihre Erinnerungskapazitäten als Träger und Verleugner des Gedächtnisses. Ich habe den Konstruktionscharakter der Autobiographie zu Rate gezogen sowie die Erkenntnisse der neurologischen Forschung konsultiert und folgendes festgestellt:

Elias Canetti definiert seine geistige und familiäre Herkunft über Sprachen. Seine Integrität als Mensch und Dichter ist ein Ergebnis einer Auseinandersetzung mit Phänomenen seiner Zeit, die er durch einen klaren Bezug zur Sprache verinnerlichen und nach außen deuten konnte. Dass er sich an Orte erinnert, verdankt er letztendlich der Sprache, die zum Träger und Speicher der Erinnerung wurde. Dieses Zeugnis legen auch zweifelsohne seine Werke ab.

Die Sprache, der Ort, die Erinnerung – allesamt Begriffe, die in meinem intellektuellen Kosmos unweigerlich mit Marian Szyrocki verbunden bleiben. Auf meiner mentalen Karte des Gedächtnisses laufe ich öfters (manchmal nur in Gedanken und aus Entfernung) den Weg von Grunwaldzki-Platz, wo Szyrockis kleine Wohnung lag, über die Tumski-Insel zum Institutsgebäude am Nankiera-Platz und höre seine Stimme, die diesen Weg in einer kurzen Prosa beschreibt. Darin verdichten sich alle

⁵⁷ Ebenda, S. 60f.

⁵⁸ Ebenda, S. 257.

⁵⁹ Ebenda, S.256.

⁶⁰ Elias Canetti, *Die gespaltene Zukunft*, München 1977, 103. Siehe auch Suto, „Nur ein Gast“, S. 174; vgl. weiter Martin Bollandier, „Spaniole“ und Deutscher Dichter“. Elias Canettis Verhältnis zum Judentum, [in:] Elias Canetti, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 2005, S. 92-103, hier S. 96. Vgl. Jörg Riecke, *Die Sprachenwelt der Canetti*, passim.

Formen: die Erinnerung kehrt mithilfe von Sprache zum Ort meines Ur-Gedächtnisses zurück.

Schlüsselwörter

Elias Canetti, das Gedächtnis / die Erinnerung, die Sprache (die Muttersprache, die Zunge), der Erinnerungsort (Ort der Erinnerung)

Abstract

The reminiscence of life and work of my academic teacher, Marian Szyrocki, is inevitably linked in my thoughts with concepts of language, place, memory and ... literature. This central theme was tracked with the example of Elias Canetti's novel *The Tongue Set Free*. A thesis was proposed that the memory of a person or a place (places) is a result of language – the spoken or written word. Memory becomes independent in language and there is no better place to track this process than in the literary evidence of a life. And by no other means can this development be better understood than by fluency in language and a sense for the reality of the fictional world. Marian Szyrocki possessed this ability to master a language and to understand its literature like nobody else.

Keywords

Elias Canetti, memory, language / mother language / tongue, place of memory

Himmelskörper. Johannes Bobrowski liest Joseph Conrad

Johannes Bobrowski

JOSEPH CONRAD

Linien,
über der Kimmung,
leicht, falbes Gebirg. Der Streifen
Weiß. Dort geht
zu Ende die Flut. Der Küste
Fiebergrün scheint herauf.

Und der Wind
fährt, ein Sprung in der Wölbung
aus Licht, bleiernem Licht. Das Schiff
aber ist da. Hier steh ich. Ich hab in den Lungen
die unaufhörliche Ferne.
Und sag deinen Namen,
mein Schiff.

Einmal, im hellen Abend,
wie der Habicht der Berge um Tschernigow,
blick ich hinaus, weißblühende
Städtchen, am Dnjestr gesungen,
hör ich, ich ruf den polnischen
Zimmermann. Dort, sag ich, die Boote sind schwarz.
Das hab ich vergessen.

Himmel über uns, Ferne
bis unter die Segel, dunkelnd.
Und, inmitten, die brennende
Treue der Männer, gekommen
über die Meerflut.

„Dieser erste Anlaß, die Landschaft zu schildern, hat sich durch die Kriegs- und Nachkriegeserlebnisse dahin erweitert, daß ich nun Landschaft mit Menschen schildern wollte, um meinen deutschen Landsleuten etwas zu erzählen, was sie nicht

wissen. Sie wissen nämlich nicht über ihre östlichen Nachbarn Bescheid. Bis heute nicht. Sie schätzen sie falsch ein, sie sehen sie nicht; sie kennen ihre Historie nicht ausreichend.” [Bobrowski IV:480] Dass ich mich heute mit diesem viel bemühten Bobrowski-Zitat wieder einmal an die Leser wende, hängt mit dem Gedicht zusammen, das im Zentrum dieses kurzen Beitrags stehen soll. Bobrowski hat es nämlich dem kanonisierten, aber seinerzeit auch umstrittenen Klassiker der Migrantenliteratur gewidmet, der vor mehr als 150 Jahren im zaristischen Russland, der heutigen Ukraine, als polnischer Adliger geboren wurde und als englischer Schriftsteller in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

Das 1956 entstandene Gedicht *Joseph Conrad*, in dessen ersten, 1959 an Peter Jokostra geschickten Fassung, das von Bobrowski sonst selten gebrauchte Wort „Heimat“ sich noch befand, wurde später, in einer geänderten Fassung, in den Band *Sarmatische Zeit* aufgenommen. Im 3. Teil gehört es, neben *Trauer um Jahn*, *Villon*, *Gongora*, *Die Günderrode*, *Alexis Kiwi* und *Dylan Thomas* zum Zyklus der Widmungstexte, denen seitens der Forschung bereits einige Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Bevor ich mich mit dem Gedicht befasse, möchte ich auf den von Eberhard Haufe verfassten und 1998 veröffentlichten Kommentar eingehen. Haufe führt zunächst die erste Fassung des Gedichts im folgenden Wortlaut an:

Die schwache Linie, ein falbes Gebirg
über der Kimmung, weit,
und versinkende Blässe
der Himmel und tiefer das weiche
Fiebergrün der Küste, weißlicher
Streif um sie hin –

aber der Raum
unter den Füßen, die Bohlen
dieses Schiff; ich sage ein Wort,
es heißt Heimat,
und ich hab in den Längen
die unaufhörliche Ferne
der Lüfte, die frühe Stile,
den Abend im Licht.

Einmal,
im Alter,
wie der Habicht der Berge um Tschernigow
seh ich hinaus, weißblühende
Städchen, am Dnjestr gesungen,
hör ich, ich rufe den polnischen Zimmermann, sag ein Wort,
das ich vergaß.
[Bobrowski V: 51f]

Im anschließenden Kommentar bekommt der Leser die Nachricht, dass Conrad dem polnisch-ukrainischen [sic!] Landadel abstamme, und als Sohn eines Schriftstellers

geboren sei, der „1861 in Vorbereitung des polnischen Aufstandes von 1863 verhaftet und in das nordrussische Wologda verbannt wurde, wohin Frau und Kind ihm folgten. 1863 durfte die Familie nach Tschernigow übersiedeln. 1868 wurde die Verbannung aufgehoben. Nach dem frühen Tod der Eltern sorgte der Onkel Tadeusz Bobrowski, der Bruder der Mutter, für den Verwaisten.“ [Bobrowski V: S.52] . In jener sehr ungenauen und verkürzten Information blieben einige, für das Gedicht von Johannes Bobrowski wichtige Kontextelemente ausgespart. Beide Eltern Joseph Conrads nämlich waren an der Konspiration beteiligt (in ihrer Warschauer Wohnung wurde die Struktur der von ihnen mit begründeten Organisation festgelegt) und beide wurden zur Verbannung im russischen Perm verurteilt. Da der Gouverneur von Perm mit Apollo Korzeniowski in Petersburg einst studiert hatte, wurden die Verurteilten zum nördlich gelegenen Wologda weiter geleitet, das für sein ungesundes Klima bekannt war. Während der Reise erkrankte schwer das Kind; in der Verbannung verschlechterte sich bald der Gesundheitszustand beider an der Tuberkulose leidender Eltern. Der weissrussische Gouverneur von Wologda zeigte Erbarmen und erlaubte der Familie, sich im weiter südlich gelegenen, ukrainischen Tschernigow anzusiedeln. Als Ewa Bobrowska dort 1865 ihren quallvollen Tuberkulose-Tod starb, war ihr Sohn acht Jahre alt. Auch Apollo Korzeniowskis Gesundheitszustand war sehr schlecht. In dieser Situation erlaubten ihm die Behörden, den Verbannungsort zu verlassen. Er sollte in Algerien bzw. auf der Insel Madera eine Kur aufnehmen, wofür aber die finanziellen Mittel, und vor allem die Kräfte nicht mehr reichten. So kehrte Apollo Korzeniowski an die Orte seiner Jugend zurück, nach Galizien, und siedelte nach Lemberg um. Er hat seine Frau um vier Jahre überlebt. Sein Tod und Begräbnis in Krakau waren für den Sohn prägende Erinnerung.

Johannes Bobrowski waren jene Umstände aus den autobiographischen Texten Joseph Conrads (vor allem aus „A Personal Record“), wie auch aus den Tagebüchern von Tadeusz Bobrowski, deren Fragmente er sich übersetzen liess, wenn auch nicht in allen Details, so doch gut bekannt. Auf jene Kenntnisse – so meine These – knüpft er im analysierten Gedicht an.

Haufe weist darauf hin, dass die Schriftstellerin Ina Seidel in einem nicht mehr existenten Brief Johannes Bobrowski auf Conrads Onkel, Tadeusz Bobrowski, aufmerksam machte. In der Antwort auf jenen Brief, datiert auf den 15. August 1944, nannte Johannes Bobrowski Conrad den „Verfasser der geliebten ‘Shadowlinie’“. Dementsprechend folgte Eberhard Haufe in seinem Kommentar der Annahme, dass das Gedicht von jener Erzählung Conrads ausgehe. Das Bild der Küste im Gedicht brachte er somit mit der Ostseeküste von Siam mit ihren Inseln in Verbindung, aus deren Nähe das Schiff in der „Schattenlinie“ in Folge der Flaute wochenlang nicht weg kommen konnte. Den Anfang der dritten Strophe – die Bezeichnung „Einmal“ – deutete Haufe in Anlehnung an die ursprüngliche Fassung („Einmal, im Alter“) als einen Verweis auf die Zukunft, und die ganze Passage („Einmal/ im Alter/wie der Habicht der Berge um Tschernigow“ in der ursprünglichen, und „Einmal, im hellen Abend/ wie der Habicht der Berge um Tschernigow“ in der endgültigen Fassung) als Erinnerung an Conrads „fünf Kindheitsjahre in Tschernigow“ [sic!], das aber, so Haufe weiter, im Flachland liege.

Die Passage: „weißblühende Städtchen, am Dnjestr gesungen“ wurde mit folgendem Kommentar versehen: „Nach der Aufhebung der Verbannung lebten Vater und Sohn Korzeniowski einige Zeit in Przemyśl und Topolnica. Der Dnjestr ist der Hauptstrom des östlichen Galizien. Die ukrainisch-ostgalizischen Landstädtchen bestanden aus kleinen, weißgestrichenen Lehmhäusern, die besonders häufig von Kirschbäumen umgeben waren. Während Hitlers Polenfeldzug war Bobrowski im September 1939 vielleicht bis Przemyśl gekommen (Chronik 17).“ [Bobrowski V: 52]

Konnte Eberhard Haufe in seiner Lektüre des vorhin angerufenen Fragments des Gedichts aus dem Repertoire seines Kulturwissens koloniale Bilder des deutschen Diskurses um den europäischen Osten hervorholen, um sich damit in Bezug auf den Text von Bobrowski Klarheit zu verschaffen (obwohl die Rechnung freilich nicht ganz aufgehen konnte, da Bobrowski mit seinem Werk gegen jenes Kulturwissen auftrat), so zeigte er sich angesichts der Zeile: „ich rufe den polnischen/Zimmermann“ völlig ratlos. Wie er feststellt, konnte er in seinem Wissen um Conrads Leben und Werk keine passende Erklärung vorfinden. So griff er wieder auf sein eigenes Kulturwissen zurück: „Vielleicht ist, in Anlehnung an Mickiewicz, an messianistische Hoffnungen des polnischen Volkes zu denken (Jesus nach Mk 6,3 – der Zimmermann)“ – auch dies eine sehr ungenaue und allzu verkürzte Wiedergabe eines Themenkomplexes aus dem Bereich der polnischen Romantik, der für Bobrowski übrigens ohne Belang war.

Haufes Schilderung der biografischen Umstände Joseph Conrads weicht in einigen Punkten von den herkömmlichen Kurzdarstellungen ab, wie sie in vielen, in der englischen bzw. französischen Sprache zugänglichen Standardwerken zu finden sind. Bevor ich mich dem Gedicht von Bobrowski widme, möchte ich auf die Identitätsfrage und im Zusammenhang damit auf die im Kommentar Haufes weitgehend ausgeklammerte Geschichte der Verfolgung und Verbannung der Familie Korzeniowski kurz eingehen.

Würde Apollo Korzeniowski, der Vater Joseph Conrads, sich selbst als „polnisch-ukrainischer Landadliger“ bezeichnen? Vermutlich nicht. Das großpolnische adlige Wappen „Nałęcz“, dem mehrere Familienverbände angeschlossen sind, gehört zu den ältesten in Polen, in der Chronik von Długosz unter sechs wichtigsten polnischen Zeichen (*arma baronum*) genannt. In heraldischen Legenden wird das Wappen mit dem Mythos Sarmatien in Verbindung gebracht. Nach der polnisch-litauischen Union 1418 im Lubliner Horodło wurde das Wappen Nałęcz ins Großfürstentum Litauen transferiert.

Apollo Korzeniowski, dessen Vorfahren seit einigen Generationen in der Ukraine lebten, leitete seine Identität von der untergegangenen polnisch-litauischen Republik ab. Er wuchs in einer mittellosen Familie auf, weil sein Vater, Teodor Korzeniowski, während des Novemberaufstands 1830 sein ganzes Vermögen in die Ausstattung einer militärischen Truppe investiert hatte, und nach der Niederlage in verschiedenen Gütern in der Ukraine als Pächter lebte. Apollo Korzeniowski kannte in seiner Kindheit kein richtiges Zuhause. Als erwachsener Mensch verband er die politische Tragödie des polnischen Staates mit der historischen Schuld des polnischen Adels an den ukrainischen Bauern. Sein romantischer Messianismus war an starke soziale Kritik gekoppelt, und sein politisches Programm radikal.

Die vermögende Familie Bobrowski, die auch in der adligen Hierarchie höher gestellt war, wollte Apollo Korzeniowski die Tochter Ewa zur Frau zunächst nicht geben. Denn Józef Bobrowski, der Vater der Braut, wie auch ihr Bruder, Tadeusz Bobrowski, waren gegen die Aufstände, sie optierten für eine solide Basisarbeit, dafür, dass im Rahmen der bestehenden Ordnung erst eine solide, materiell abgesicherte Grundlage für emanzipatorische Bestrebungen des polnischen Volkes geschaffen werden soll. Ewa Bobrowska, nachdem sie ein paar Jahre später – ihr Vater war schon tot – ihren geliebten Apollo Korzeniowski doch heiraten durfte, unterstützte ihren Mann in allen seinen politischen Aktivitäten nach Kräften und wurde gemeinsam mit ihm zur Deportation verurteilt (ihre Briefe waren für das zaristische Gericht im Strafprozess ein wichtiger Beweis). [Zdzisław Najder:1966]

Der junge Joseph Conrad wuchs also in einer Familie auf, in der ihm zwei entgegenläufige Modelle des Patriotismus vorgelebt wurden, die allerdings auf einem gemeinsamen Wertesystem, auf dem ritterlichen Ethos des polnischen Adels, gründeten. Gefängnishof der Warschauer Zitadelle war seine erste Kindheitserinnerung, der ethische Kodex des Onkels, Tadeusz Bobrowski, der ihn zeitlebens unterstützt hatte, eine wichtige Orientierung im Leben, wovon die erhaltenen Briefe ein bededtes Zeugnis ablegen. Tadeusz Bobrowski konnte die Entscheidung seines Neffen, ein Seemann zu werden, nicht gutheissen, hat ihn aber daran nicht gehindert, sondern, im Gegenteil, ihn in seinem Werdegang zeitlebens unterstützt. Er hat ihm auch sein ganzes Vermögen, 15 000 Rubel, vermacht, und ihm dadurch ermöglicht, den Seemannberuf aufzugeben, und sich dem Schreiben gänzlich zu widmen. Mit ihm, schrieb Conrad nach dem Tod von Tadeusz Bobrowski, sei seine Seele gestorben. Ihm hat er auch sein Erstling, *Allmeyer's Folly*, gewidmet, in welchem der Name einer 74 km südwestlich von Lemberg am Dnjestr gelegenen „weißblühenden“ Stadt übernommen und als ein infernales Zeichen gesetzt wurde. Die Bezeichnung Sambir im Roman („infernal place“) verweist kryptisch auf Sibirien (polnisch: Sybir) und auf die Stadt Sambir (polnisch: Sambor), die in der Erinnerung Joseph Conrads an seine Kindheitsjahre und an das Leiden seines vom Tode gezeichneten Vaters gekoppelt war. Neben der Widmung: „Für T.B.“ wurde dem Roman ein Motto vorangestellt, in dem an Kampf, Niederlage, Hoffnung und Tod in der Fremde rekuriert wird. [Wit Tarnawski:1955]

Sambir, 1241 zum ersten Mal urkundlich erwähnt, keinesfalls mit weiß gestrichenen Lehmhäusern, sondern vielmehr mit vielen steinernen Baudenkmalern, darunter einer berühmten Synagoge bebaut, liegt zwischen Przemyśl und Lemberg und ist ein Ort, der beide Dichter, Joseph Conrad und Johannes Bobrowski, in einer gewissen Hinsicht, gleichsam als traumatische Erinnerung, „autobiographisch“ verbindet. Sambir ist nämlich eine der ersten Stätten des Holocaust in der Westukraine.

Am Oberlauf des Flusses Dnjestr, in den Vorkarpaten und in Ostgalizien, liegen noch mehrere Städte mit einer ähnlichen Geschichte, wie das 1390 auf dem Magdeburger Recht neu gegründete, kleine Industriezentrum Sambir. Manche wurden dem Habsburger Mythos eingeschrieben und fungieren im deutschsprachigen Kulturgedächtnis als Erinnerungsorte an das versunkene Ostjudentum und die im Zweiten Weltkrieg zerschlagenen multikulturellen Gemeinschaften Mittelosteuropas. Karl Adolf Menzel

dagegen (ein Beispiel unter vielen) sah im 19. Jahrhundert in Deutschen Kulturträger in einem in seinen Augen unzivilisierten Bereich Europas, wo die Slawen bis zum Zeitpunkt der deutschen Siedlung ihn an die wilden Nomaden Asiens erinnerten [Menzel 1821]. Gegen eine solche Optik wandte sich Johannes Bobrowski mit seinem Konzept Sarmatien. Auch Apollo Korzeniowski trat in den Kolonialdiskurs des europäischen Ostens im 19. Jahrhundert mit seinen Texten mit ein. Er kritisierte den polnischen Adel wegen der Ausbeutung der leibeigenen (ruthenischen) Bauern und stellte Vergleiche mit der Kolonialherrschaft an. In Folge jener Kritik formulierte er sowohl in seinen politischen Aktivitäten, wie auch in den literarischen Texten Projekte einer radikalen Reform. Direkte wie auch indirekte Spuren jener Diskurse lassen sich in der Literatur Joseph Conrads verfolgen. [Najder:1996; 2004]

In meiner Lesart des Gedichts von Johannes Bobrowski möchte ich von einem aus dem Kommentar Haufes ausgeklammerten Kontext ausgehen, der für Bobrowskis Beschäftigung mit Joseph Conrad von eminenter Bedeutung ist, nämlich von Bobrowskis Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion. Er wurde am 5. Mai 1945 in Renda bei Kandara, Nordkurland, gefangen, und legte den Weg bis zum 60 km nördlich von Rostow am Don gelegenen Kriegsgefangenenlager Nowoschachtinsk zum großen Teil zu Fuß ab. Er war dort, im Donezbecken, Kohlenhauer unter Tage, später Verladearbeiter über Tage. Den Sommer 1946 verbrachte er bei Bauarbeiten in der Steppe. Er arbeitete in der Kulturbrigade mit, und wurde im Sommer 1947 für drei Monate auf die Antifaschule nach Rostow am Don verschickt. Den Sommer 1948 verbrachte er wieder in einem Arbeitslager bei Nowotscherkask als Hilfsarbeiter im Hoch- und Tiefbau. 1949 wurde er auf die Antifazentralschule in Taliza (Gorki) delegiert, Mitglied des Lagerkomitees und Theaterregisseur. Nach Hause in Berlin-Friedrichshagen kehrte er erst zu Weihnachten 1949 zurück. Den russisch-ukrainischen Grenzraum lernte er aus der Perspektive der Verbannung und der Arbeitslager als Kriegsgefangener, Zwangsarbeiter und Kulturschaffender kennen. An seine Erfahrungen aus den Jahren 1945-1949 knüpfte er in seinem Werk direkt kaum an.

Bobrowskis Bild der weißen Städte stützt sich auf sein eigenes Erlebnis der Landschaft und auf die Lektüre mehrerer Texte Joseph Conrads, allen voran *Some Reminiscences* (später: *A Personal Record* 1912) und *Youth* (1898-1902), des weiteren *Allmeyer's Folly* (1895), *Lord Jim* (1900), *Mirror of the Sea* u.a.m. In seiner Hausbibliothek standen im obersten Regal des ersten Schrankes 19 Bände der Werke Joseph Conrads. [Dalia Bukauskaite in Dietmar Albrecht 2004: 24f.] Im Brief an Georg Bobrowski vom 23. Oktober 1958 freut er sich über die deutsche Ausgabe vom *Spiegel der See* und die Erwähnung des Onkels Thaddäus Bobrowski und der Mutter Conrads, der geborenen B., im Anhang des Buches. [Bukauskaite: S.24]

Im Brief an Max Hölzer vom 12.4.1960 formulierte Bobrowski, dass seine Gedichte „keine Porträts sind, sondern Anrufe an Sternbilder, nach denen der alte Sarmate die Himmelsrichtung peilt“. Die Person in jenen Gedichten entsteht aus der poetischen Evokation einer situativ beschworenen Landschaft [Sabine Eickenrodt in: Dietmar Albrecht u.a. 2004: 155]. Die in den ersten beiden Strophen des Gedichts angesprochene Landschaft – das Bild des Orients aus der Perspektive eines Bootes bzw. Schiffs – wird in mehreren Texten Joseph Conrads geschildert. Im Gedicht von Bobrowski

wird die intertextuelle Verknüpfung mit Conrad, welche auf freier Entscheidung des Lesers beruht, für Sinnerzeugung während der Lektüre besonders dann produktiv, wenn wir in den Texten Conrads nach dem im Gedicht ausgelassenen Namen des Schiffs suchen. Conrads erste Begegnung mit dem Orient wurde in seinen autobiografischen Reminszenzen beschrieben, die später als Vorlage für die Erzählung *Youth* figurierten. Conrad erinnert sich, wie er als erster Offizier am Schiff „Palästina“, das sich in desolatem Zustand befand, seine erste Orientreise mit einer Ladung Kohle machte. Es kam unterwegs zu einer Selbstzündung der Kohle, das Schiff brannte aus; trotzdem konnte das Schiff sein Ziel erreichen. In der Erzählung *Youth* kehrt das Sujet wieder. Das Schiff trägt darin den Namen „Judea“. Unter enormen Anstrengungen unternimmt die Mannschaft bis zum letzten Moment alles, um das Schiff zu retten. In der häufig zitierten Passage erinnert sich nach Jahren der Erzähler Marlowe, wie er nach jenem Abenteuer den Osten immer noch von einem kleinen Boot aus sehe, die Linie der Berge am frühen Morgen, blau und fern, die weisse Linie der Flut vor der Küste, leichte Nebel am Mittwoch, den roten Abend überm Horizont gegen Abend. Mit dem ersten Wind kommt der Atem des Ostens. Dann werden die Menschen des Ostens sichtbar.

Die Assoziationsketten, wie sie die autobiographische Erzählung in *A Personal Record* strukturieren, wurden auch im Gedicht als Strukturprinzip beibehalten. Eine solche Erzählstruktur verdankt sich sowohl der *Sentimentalen Reise* von Lawrence Sterne, wie auch der mittelosteuropäischen, multikulturellen Tradition der mündlichen Erzählung (polnisch: *gawęda*) [Zdzisław Najder 2000:112]. Im Gedicht evokiert sie eine Reihe von Erinnerungsbildern mit harter Fügung, in denen das lyrische Ich die erste Lebensprobe in der Jugend auf der See, und die Kindheit in Russland/Ukraine nebeneinander stellt. In der ursprünglichen Fassung wird noch die Kontamination sichtbar, in der – gleichsam analog zu *A Personal Record* – Wahrnehmung von der See und die Erinnerung an die Heimat ineinander gehen.

Das Wort „Heimat“ wurde allerdings in die endgültige Fassung nicht aufgenommen. Statt dessen wurde der Name des Schiffs aufgerufen, aber dem Leser nicht genannt. In jenen Auslassungen scheint eine dialogische Dopplung der sprechenden Stimme mit auf – der Subtext der Biographie Bobrowskis, anvisiert von seinem textuellen Ich, wird auf der Textoberfläche durch die Auslassung mit signalisiert. Die Sätze: „Hier steh ich“, „ich sag“, „ich hör“ lassen sich dann doppelt lesen – als die Stimme der textuellen Figur Joseph Conrad und die mit dieser in einer dialogischen Spannung verbundene Stimme des textuellen Autoren-Ich.

In der Erzählung *Youth* kam die Rettung für die Mannschaft der „Judea“ von der „Celestial“. Das Geheimnis des Ostens lüftet sich. Der junge Protagonist hat bis zum Moment der harten Probe nicht gewusst, was für ein tüchtiger Kerl er war. Die „brennende Treue der Männer“ im Gedicht Bobrowskis erinnert an das Wertesystem, in dem Treue und Pflicht die zentrale Rolle spielen. Das Ethos der Pflicht und der Treue verdankte Joseph Conrad seinem Onkel, Tadeusz Bobrowski, dem er in *Lord Jim* ein kleines Denkmal setzte. Der deutsche Romantiker, Veteran der Revolution von 1848, Stein, ruft dort den Helden mit der Maxime des Onkels: „Usque ad finem“: „Folge immer Deinem Traum – und so ewig – usque ad finem“. Tadeusz Bobrowski ermahnte

seinen Neffen in Briefen, der Maxime „usque ad finem“ zu folgen, und er hat ihm, wie früher auch der Vater, Apollo Korzeniowski, die Treue vorgelebt. An Onkels Worte erinnerte Joseph Conrad in der autobiographischen Schrift *A Personal Record*. Gleich zu Beginn schreibt er: „Diejenigen, die mich kennen, wissen von meiner Überzeugung, dass die Welt auf einigen einfachen Vorstellungen beruht, die so einfach sind, dass sie uralte sein müssen. Dazu zählt die Treue“. In *Lord Jim* formuliert er, dass jene einfachen Vorstellungen so alt sein müssen, wie die Berge.

In der europäischen Kulturgeschichte gehört die Treue zum ritterlichen Ethos. Es ist eine der ältesten Regeln in den zwischenmenschlichen Beziehungen, die keine pragmatische Ausrichtung hat, die auf keinen Gewinn abzielt. Zurück schauend auf sein Leben konstatierte Conrad in *A Personal Record*, dass die Treue zu einer bestimmten Tradition auch unter gänzlich veränderten Lebensumständen überdauern kann.

Als „der polnische Zimmermann“ wurde im analysierten Gedicht Tadeusz Bobrowski angerufen. In seinen Tagebüchern erzählte Tadeusz Bobrowski die Umstände seiner Geburt. Sein Vater las damals in der Biographie von Washington. So bekam der Sohn drei „patriotische“ Vornamen: Tadeusz nach dem Helden Kościuszko, Wilhelm nach Wilhelm Tell und Jerzy nach George Washington. Da das Kind am 19. März das Licht der Welt erblickte, bekam es noch einen vierten Vornamen: Joseph, den es so zu sagen sich selber „mitbrachte“. Sein Leben verlief dann nicht nach dem vorgegebenen Muster der Freiheitskämpfer. Wie der Zimmermann aus der heiligen Familie hat er den verwaisten Kindern aus der Familie und Umgebung als Jurist Betreuung und Unterstützung gegeben, und Joseph Conrad wie sein leibliches Kind geliebt und umsorgt. Ihm ist zu verdanken, dass Joseph Conrad als polnischer Schlachttiz und englischer Gentleman eine erstaunliche Einheit in seiner Haltung, im Habitus und im Wertesystem aufbewahren konnte, in dem die Treue, auch die Treue zu einer gänzlich verlorenen Sache eine wichtige Rolle spielt. Jene Werte peilte „der alte Sarmate“ in seinem Porträtgedicht an.

Literatur:

- Johannes Bobrowski: Gesammelte Werke, Stuttgart: DVA 1998
Joseph Conrad: *Dzieła wybrane*, t. 1-8, Warszawa: PIW 1987
Dalia Bukauskaite: Der lesende Dichter. Johannes Bobrowskis Bibliothek. [In:] Dietmar Albrecht, Andreas Degen, Helmut Peitsch, Klaus Völker (Hg.): *Unverschmerzt. Johannes Bobrowski – Leben und Werk*, München: Martin Meidenbauer 2004, S. 15-43
Sabine Eickenrodt: „Aber wir sehn dich“. Zur poetischen Bildlichkeit in Bobrowskis Porträt-Lyrik. [In: Dietmar Albrecht u.a. 2004], S. 155-171
Bobrowski-Chronik. Zusammenestellt von Eberhard Haufe, Würzburg: Königshausen & Neumann 1994
Zdzisław Najder: *Życie Conrada-Korzeniowskiego*, t. 1-2, Warszawa: Wydawnictwo Alfa 1996
Zdzisław Najder: *Sztuka i wierność. szkice o twórczości Josepha Conrada*. Przekład: Halina Najder, Opole: Wyd. Uniwersytetu Opolskiego 2000
Tadeusz Bobrowski: *Pamiętniki*, t. 1-2, wyd. II, Warszawa 1979

Karl Adolf Menzel: Die Geschichte der Deutschen, Breslau: Graß, Barth & Comp. 1821
Wit Tarnawski: Echa Mickiewiczowskie w twórczości Conrada-Korzeniowskiego, [In:]
Ders.: Mickiewicz żywy, London: Związek Pisarzy Polskich na Obczyźnie 1955

Schlüsselwörter

Johannes Bobrowski, Joseph Conrad, Biographie, Intertextualität

Abstract

Celestial bodies. Johannes Bobrowski reads Joseph Conrad

The topic of the paper is an analysis of Johannes Bobrowski's poem "Joseph Conrad" focusing on biographical correlations and intertextuality

Keywords

Johannes Bobrowski, Joseph Conrad, biography, intertextuality

**Die ‚junge Generation‘ im Krieg.
Zur Funktionalisierung des Kriegsbildes
für das Projekt ‚junge Generation‘
in *Die Geschlagenen* von Hans Werner Richter**

Der Roman *Die Geschlagenen* von Hans Werner Richter, der 1949 erschienen ist, ist neben den Publikationen von Theodor Pilevier, Walter Kolbenhoff, Bastian Müller, Erich Landgrebe und Heinrich Böll einer der ersten Texte, die die Problematik der unmittelbaren Vergangenheit, das ist des Kriegsgeschehens und ggf. auch der Kriegsgefangenschaft thematisieren. Er erschien in einer Zeit, in der die Sprache und Deutungsmuster für das kürzlich Geschehene noch im Entstehen begriffen waren. Die Erfahrungsbereiche der Kriegsteilnehmer, so heterogen sie auch sein mochten, setzen sich zu einem großen Teil aus prägenden Grenzerlebnissen zusammen, für die aber – vor allem in der Perspektive der einfachen Soldaten – der allgemeine Zusammenhang und der allgemeine Sinn (zumal der Krieg verloren war) nicht einfach auszumachen war. Umso wichtiger waren artikulierende Angebote, die u. a. auch die Literatur lieferte, damit der Sprachlosigkeit, somit auch dem Verschweigen und Verdrängen, entgegengewirkt werden konnte.

Die Literarisierung der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg durch Autoren, die selbst daran beteiligt waren, erfolgt im Koordinatensystem der Erfahrung, der Erinnerung und der Narration. In der individuellen Perspektive der meisten Autoren der frühen Nachkriegszeit, so auch bei Hans Werner Richter, ist die Hinwendung zur Authentizität der Erfahrung, die den Texten unabhängig von deren jeweiligem Fiktionalitätsgrad zugrunde liegt, ein konstantes Element des Literarisierungsprozesses. Dieses latente Supranarrativ des authentischen Erlebnisses ist bei Richter besonders deutlich auszumachen, da der Handlungsverlauf des Romans „bis in einzelne Details den Erlebnissen des Autors als Wehrmachtssoldat und Kriegsgefangener“¹ folgt. Nicht die authentischen Momente verbürgen aber die identifikatorische Orientierungsleistung des Textes, deren Grad man an seiner Popularität bei den Lesern messen kann, sondern die Regeln der Selektion und Kombination des Erinnerten und Imaginierten, die der fiktionalen Narration in *Die Geschlagenen* zugrunde liegen. Das von Richter

¹ Nicklaus, Kirsten: Abendland und Wirtschaftswunder. Zur kulturkritischen Physiognomie der westdeutschen Romanprosa zwischen 1945 und 1959. Kiel, Phil. Fak., Diss. 2001, S. 169, unter URL: http://eldiss.uni-kiel.de/macau/receive/dissertation_diss_00000633 [18.06.2012]

konstruierte Bild des Krieges spiegelt dabei, so die These, den Ideengehalt des vom Autor mitkonzeptualisierten Projekts ‚junge Generation‘ wider.

Die Reaktionen auf die erste Fassung des Romans, die aus dem Kreis der Zuhörer der entstehenden Gruppe 47 kamen, waren kritisch. Hans Werner Richter erinnert sich: „Lauter Klischees“, sagten die kritisierenden Autoren, „ein Klischee nach dem anderen.“ Gleich nach der Tagung warf ich alles, was ich bis dahin geschrieben hatte, in den Papierkorb.² Die Frage, inwieweit nach dieser Entscheidung Richters der Text verändert wurde, erscheint angesichts der später vorgelegten Druckfassung als wenig relevant, da auch die im fertigen Romantext präsentierten Deutungsmuster und Bilder des Krieges weiterhin deutlich hinter dem Erkenntnis- und Reflexionspotential der Entstehungszeit des Textes zurückstehen. Trotzdem (oder gerade eben: deswegen) war der Roman ein großer Erfolg sowohl bei der Kritik, die ihn zum Teil „euphorisch“³ lobte, als auch beim Publikum. Die wichtigsten Leistungen des Romans lägen in der authentischen Artikulation der Erfahrung, d. i. der Vermittlung des Bildes vom Krieg „wie er wirklich war“ sowie in einer Differenzierung zwischen Krieg und Nationalsozialismus. In einem Brief an Hans Werner Richter vom 13. Februar 1949 schreibt Hans Jürgen Krüger zur ersten Frage:

Jeder – der politisch gleich oder ähnlich oder verwandt empfindet, wird in diesem Roman, gerade seiner herben phrasenlosen und realistischen Darstellung wegen, so etwas wie eine „Offenbarung nach aussen“ sehen. Er wird sagen: hier ist endlich gesagt, wie es war! und er wird sich selbst darin wiedererkennen und wird es oft schmerzlich genug noch einmal erleben, was noch immer wie ein Schatten in ihm wirkt und was das persönliche und allgemeine deutsche Schicksal bestimmte.⁴

Eine Buchbesprechung vom gleichen Jahr verweist auf die zweite Tendenz in der Rezeption:

Um so mehr verdient der kürzlich erschienene große Roman von Hans Werner Richter „Die Geschlagenen“ (Verlag Kurt Desch) hervorgehoben zu werden. Neben vielen anderen Gründen, die das verlangen, ist der wichtigste der, daß „Die Geschlagenen“ die Propagandalegende bekämpfen, wonach alle deutschen Soldaten eingeschworene, überzeugte Nationalsozialisten gewesen sein sollen. Unter den Auswirkungen dieser unsinnigen Legende haben die deutschen Kriegsgefangenen in allen Ländern schwer zu leiden gehabt.⁵

Die überaus positive Aufnahme des Buches als eines „literarischen Ereignis[ses] des Jahres“⁶ bezeugt seinen repräsentativen Charakter, der vor allem auf einem breiten

² Richter, Hans Werner: *Wie entstand und was war die Gruppe 47?* In: Hans Werner Richter und die Gruppe 47. Hg. v. Hans A. Neunzig. München: Nymphenburger 1979, S. 41-176, hier S. 90.

³ Nicklaus: *Abendland und Wirtschaftswunder*, S. 152.

⁴ Brief von Hans Jürgen Krüger. In: Hans Werner Richter: *Briefe*. Hg. v. Sabine Cofalla. München, Wien: Hanser 1997, S. 83.

⁵ Betel, Gottfried: *Die Geschlagenen. Wie der deutsche Landser wirklich sprach und dachte*. In: *Die Zeit*, Nr. 25 vom 23. Juni 1949, S. 5.

⁶ Zur Rezeption und Kritik vgl. Nicklaus: *Abendland und Wirtschaftswunder*, S. 152 und Mrozek, Sebastian: *Hans Werner Richter. Zum Prosawerk eines verkannten Schriftstellers*. Frankfurt/M. [u. a.]: Lang 2005, S. 146f.

Pensum von identifikatorischen Vorlagen basiert, die der Text der ganzen Generation der jungen Wehrmachtssoldaten anbot. Richter entschärft dabei das potentielle Ambivalenzgefühl, das die Kriegsteilnehmer bei der Auseinandersetzung mit eigenen Kriegsbiografien hätte begleiten können, d. h. bei der Einschätzung und Auswertung des monate- und jahrelangen Einsatzes des eigenen Lebens in einem Krieg, der sich nicht nur als verloren, sondern auch als verbrecherisch erwiesen hat⁷, indem er eine solche Ambivalenz nicht aufkommen lässt. Er kanalisiert die Ambivalenzgefühle in der ambivalenten Doppelrolle des Protagonisten Gühler (als Vertreter einer ‚jungen Generation‘), der Soldat und gleichzeitig Kriegs- und NS-Systemgegner ist, in einer Ambivalenz also, die in der Tat keine ist, sondern die für die bestehende Situation d. i. für den geleisteten Militärdienst Erklärungs- und Exkulpierungspotential bereithält.

Kirsten Nicklaus verweist darauf, dass der Text von Richter

weniger eine streng autobiographische und dokumentarische Verarbeitung des eigenen Kriegserlebnisses und der Zeit als Kriegsgefangener in den USA darstellt als vielmehr einen Abgesang auf die eigenen politischen und persönlichen Hoffnungen in der Nachkriegszeit. [kursiv im Orig. – S. P.] Dieser Abgesang trägt den Charakter einer Abrechnung. Abgerechnet wird mit den Amerikanern und mit jener Mehrheit der Deutschen, die dem sozialistischen Kurs nicht folgen mochten.⁸

Die Möglichkeit zu politischen Stellungnahmen und Abrechnungen ist häufiger in der zweiten Hälfte des Romans gegeben, die mit der Gefangennahme beginnt und die die Gefangenschaft und das Lagerleben schildert. Richter modelliert das Camp als das pars pro toto der deutschen Gesellschaft⁹ und erhebt programmatisch und vehement Einspruch gegen die Kollektivschuldthese der Amerikaner. Er schlägt einen dritten, sozialistischen Weg zwischen dem östlichen Sozialismus sowjetischer Prägung und der westlich-kapitalistischen Staatsform vor. Er operiert dabei mit vielen antiamerikanischen Topoi und Ressentiments, die, so Niklas, einerseits aus der Diskrepanz zwischen der eigenen Vorstellung von den Amerikanern und der erfahrenen Lebenspraxis resultieren und in denen sich andererseits das sich bereits 1948–49 abzeichnende Scheitern politischer Erwartungen Richters bezüglich der deutschen Entwicklung widerspiegelt.¹⁰ Der starke Widerhall und die große Akzeptanz, die der Text bei der Kriegsgeneration fand, scheinen aber weniger auf die in der zweiten Hälfte des Romans präsentierten politischen Konzepte zurückzuführen zu sein, da hier vorausgesetzt werden müsste, dass die politische Haltung Richters von den mei-

⁷ Vgl. Manoschek, Walter: Verbrechen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. In: Wie Geschichte gemacht wird. Zur Konstruktion von Erinnerungen an Wehrmacht und Zweiten Weltkrieg. Hg. v. Hannes Heer/Walter Manoschek/Alexander Pollak/Ruth Wodak. Wien: Czernin Verlag 2003, S. 25-34. Zu den „verbrecherischen Befehlen“ der Wehrmacht vgl. etwa Jörg Osterloh: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung...“. Die Wehrmacht und die Behandlung der sowjetischen Gefangenen in Deutschland. In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Im Auftr. des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. v. Rolf-Dieter Müller u. Hans-Erich Volkmann. München: Oldenbourg 1999, S. 783-802, dort weitere Angaben.

⁸ Nicklaus: Abendland und Wirtschaftswunder, S. 151.

⁹ Nicklaus: Abendland und Wirtschaftswunder, S. 174 u. 176.

¹⁰ Nicklaus: Abendland und Wirtschaftswunder, S. 215 u. 177.

sten Lesern geteilt oder wenigstens akzeptiert wurde. Es scheint vielmehr, dass es gerade die von Richter im ersten Teil des Romans konstruierten Bilder des Krieges waren, die den Lesern mit soldatischer Vergangenheit breites Identifikationspotential boten. Die von Richter vorgeschlagene Literarisierung des Krieges geht dabei eng mit der Programmatik des Projekts „junge Generation“ einher, das im Spätsommer 1946 von Hans Werner Richter und Alfred Andersch ins Leben gerufen wurde und das die jungen Heimkehrer aus dem Krieg zu Exponenten des politischen und gesellschaftlichen Neubeginns im Sinne eines demokratischen Experiments machte.¹¹

Sigrid Weigel konstatiert die dem Projekt zugrunde liegende Verweigerung der Herkunft der betroffenen Generation und verweist auf die Tatsache, dass die Metaphorik und Rhetorik des Konstrukts der ‚jungen Generation‘ zur ‚vollständige[n] Abdichtung der jüngsten Vergangenheit‘¹² eingesetzt werden. Weigel bezieht sich auf die programmatischen Schriften Alfred Anderschs, in denen die ‚Rhetorik des Nullpunkts mit dem Phantasma einer herkunftslosen Jugend verbunden wird‘¹³. In der Zeitschrift *Der Ruf. Blätter für die junge Generation* schreibt Andersch: ‚Der auf die äußerste Spitze getriebenen Vernichtung entsprang, wie einst dem Haupt des Jupiter die Athene, ein neuer, jugendfrischer, jungfräulich-athenischer Geist.‘¹⁴ Somit werde es, nach Weigel, für Andersch möglich, statt die Stellung der Jugend aus ihrer Herkunft abzuleiten, eine substantielle Einheit zwischen einst verfeindeten Vertretern des jungen Europa, ‚den alliierten Soldaten, den Männern des europäischen Widerstandes und den deutschen Frontsoldaten‘¹⁵ (wohlgemerkt nicht den Juden und den Emigranten) zu beschwören und zu postulieren. Zugleich konstruierte Andersch einen binnendeutschen ideologischen Gegensatz, den er als einen generationellen ausweist:

Die erstaunlichen Waffentaten junger Deutscher in diesem Kriege und die ›Taten‹ etwas älterer Deutscher, die gegenwärtig in Nürnberg verhandelt werden, stehen in keinem Zusammenhang. Die Kämpfer von Stalingrad, El Alamein und Cassino, denen auch von ihren Gegnern jede Achtung entgegengebracht wurde, sind unschuldig an den Verbrechen von Dachau und Buchenwald.¹⁶

¹¹ Zur Programmatik des Ruf vgl u. a. Jérôme Vaillant: *Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation* (1945 – 1949). Eine Zeitschrift zwischen Illusion und Anpassung. München u. a.: Saur 1978, S. 71-100.

¹² Weigel, Sigrid: Familienbande, Phantome und die Vergangenheitspolitik. Abwehr von der Sehnsucht nach Herkunft. In: *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*. Hg. v. Ulrike Jureit/Michael Wildt. Hamburg: Hamburger Edition 2005, S. 108-126, hier S. 122.

¹³ Ebd., S. 121

¹⁴ Andersch, Alfred: *Das junge Europa formt sein Gesicht*. (Der Ruf, Nr. 1 vom 15.08.1946). In: *Der Ruf. Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*. Hg. u. mit einer Einl. vers. von Hans A. Neunzig. Vorw. von Hans Werner Richter. München: Nymphenburger Verl.-Handlung 1976, S. 19. Zit. nach: Weigel, Familienbande, S. 121.

¹⁵ Ebd., S. 22.

¹⁶ Andersch, Alfred: *Notwendige Aussage zum Nürnberger Prozeß*. (Der Ruf, Nr. 1 vom 15.08.1946). In: *Der Ruf. Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*, S. 26. Zit. nach: Weigel, Familienbande, S. 122f.

Konstitutiv für Andersch, der der ‚jungen Generation‘ die Jahrgänge 1910–1928 zuordnet, ist die Teilnahme am Krieg als einem entkontextualisierten und entideologisierten Ereignis, die junge Generation sei „von den Älteren durch ihre Nicht-Verantwortlichkeit für Hitler, von den Jüngeren durch das Front- und Gefangenschaftserlebnis, durch das ‚eingesetzte Leben‘ also“¹⁷ getrennt. Das Konstrukt der ‚jungen Generation‘ erweist sich somit als ein „Deckname für eine entlang der Demarkationslinie von Schuld geteilte Erinnerung, mit der sich ein heroisches soldatisches Kollektiv aus der historischen Verantwortung des Nazismus herauszulösen anschickt“¹⁸. Die Abgrenzung nach Außen hin gegenüber den Emigranten (die z. B. bei der Kontroverse um Thomas Mann deutlich formuliert wird) erfolgt über die Leid-Erfahrung, die zu einer indifferenten (Fronteinsatz, Bombenkrieg, Verfolgung) positiven Qualifikation wird.¹⁹

Rückzug und Niederlage – Auslöser der Reflexion

Ein ähnliches Verständnis der ‚jungen Generation‘ determiniert auch das Bild des Krieges und der jungen soldatischen Kriegsteilnehmer in *Die Geschlagenen*: Grundmann, Santo, Pips, Böhmer, Gühler. Eines der wichtigen Merkmale dieses Bildes äußert sich in der zeitlichen Lokalisierung des Romangeschehens in der zweiten Phase des Krieges, in der die Möglichkeit einer Niederlage von vielen ernsthaft erwogen wird: die Handlung spielt im Spätsommer und Herbst 1943, hochwahrscheinlich ab September, nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes zwischen Italien und den alliierten Streitkräften am 3. September (bekannt gemacht am 8. September) und der Landung der Alliierten in Italien am 9. September. Der Ort des Geschehens sind Berge um San Pietro (G 67, 70)²⁰, in der Luftlinie etwa 15 Kilometer von Monte Cassino in süd-östliche Richtung entfernt. Die Schilderung der unmittelbaren Kriegshandlungen geht zu Ende mit der Gefangennahme der Truppe, bei der der Protagonist Gühler dient, also bevor die eigentliche Schlacht um Monte Cassino begonnen hat. Diese zeitliche Lokalisierung des Geschehens in der zweiten Phase des Krieges (ab 1943) ist typisch für den größten Teil der gesamten deutschsprachigen Kriegsromanproduktion bis 1960.²¹ Es ist eine Phase, in der die Ahnung der kommenden Niederlage nach den Verlusten im Kaukasus im Herbst 1942, der Schlacht um Stalingrad 1942/43 und schließlich nach der Panzerschlacht am Kursker Bogen (Juli/

¹⁷ Andersch: *Das junge Europa*, S. 19.

¹⁸ Weigel: *Familienbande*, S. 122.

¹⁹ Vgl. Wagner, Hans-Ulrich: *Autoren, Foren, Diskussionen – Die „junge Generation“ nach 1945*. In: „Uns selbst müssen wir misstrauen.“ *Die „junge Generation“ in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur*. Hg. v. Hans-Gerd Winter. Hamburg, München: Dölling und Galitz Verlag 2002, S. 16-46, hier S. 31.

²⁰ Richter, Hans Werner: *Die Geschlagenen*. München: dtv 1985. Im ganzen Text mit der Sigle G und einfacher Seitenzahl zitiert.

²¹ Pfeifer, Jochen: *Der deutsche Kriegsroman 1945-1960: ein Versuch zur Vermittlung von Literatur und Sozialgeschichte*. Königstein/Ts.: Scriptor 1981, S. 62f.

August 1943)²² allmählich zur Gewissheit wird. Richter schildert zwar nicht die in den meisten Romanen thematisierten Momente dieser Kriegsphase, d. i. den Rückzug und die Flucht, denn er zeigt die Vorbereitungen zur Verteidigung der Gustav-Linie. Gleich zur Eröffnung des Textes führt er aber eine Motivik ein, die indirekt auf die umgekippte Stimmung verweist und die Ermüdungs- und Auflösungserscheinungen bei den deutschen Truppen unterstreicht: Gleich in der ersten Romanpassage muss Gühler den ihn drückenden Stahlhelm abnehmen (G 7), die Soldaten sind müde (G 15, 16 x 2, 18, 42, 46), die Sonne scheint unerbittlich (G 14, 17), das MG lastet schwer auf der Schulter (G 14 x 2, 17). Zu Beginn des Textes wird das Leitmotiv der für die Soldatengräber angefertigten Holzkreuze eingeführt (G 9, 12, 16 x 2), das auch das verlustreiche Gefecht grundiert, das die Soldaten gleich am Anfang des Romans führen (G 12f.).

Diese Fixierung der Ereignisse in der Spätphase des Krieges in der Romanliteratur der frühen Nachkriegszeit mag bei manchen, vor allem jüngeren Autoren zu einem Teil biografisch bedingt sein, wenn sie aufgrund ihres Alters den Krieg nicht von Anfang an mitgemacht haben, sondern eben in der zweiten Phase eingesetzt wurden. Wichtiger ist aber, dass die Thematisierung der zweiten Kriegsphase als Grundeigenschaft des deutschen und österreichischen Kriegsromans seinen Status eines Romans der Niederlage konstituiert. Jochen Pfeifer leitet diese Konzentration des Blicks auf die verlustreiche Phase des Krieges im deutschen Kriegsroman vom Gefühl des „verlorenen Pathos“ (im Vergleich zur thematischen Ausrichtung der Romane nach dem Ersten Weltkrieg) und von der „realistische[n] Grundkonzeption“ der Texte (der Krieg sei schließlich verloren worden) her und sieht in ihr eine Tragfläche für die Thematisierung der Sinnlosigkeit des Krieges.²³ Diese Motivationen sind aber nur Folgeerscheinungen eines strukturellen Problems, das Pfeifer in einer seiner Grundthesen aufgreift: die „totale Niederlage ließ eine Glorifikation des Krieges nicht mehr zu“²⁴ – die Siegeszüge der ersten Kriegsphase müssen daher ausgespart bleiben.

Es ist durchaus anzunehmen, dass erst die Wende nach dem Rausch der siegreichen Feldzüge der ersten Kriegsjahre als auslösender Faktor der Reflexion und der eigenen Standortbestimmung gilt. Wie stark dieser Rausch des Krieges gefangen nehmen kann und wie sehr eine Teilnahme am Krieg mit Hoffnungen auf den Sieg verbunden ist, zeigt eine der seltenen Thematisierungen dieses Problems, die beim Gesinnungsgenossen Hans Werner Richters Alfred Andersch erfolgt:

Nein, damals, im Frühling 1940, am Oberrhein, war die Freiheit aus der Welt und aus mir entschwunden. Die Desertion war unmöglich, und ich wollte sie nicht einmal; man konnte den reißenden Rheinstrom nicht überqueren, und hätte man es gekonnt, so wäre man auf eine Armee gestoßen, deren Niederlage feststand. Aber es war schlimm, daß ich damals die Fahnenflucht nicht einmal wünschte. Ich war derart

²² Wegner, Bernd: Defensive ohne Strategie. Die Wehrmacht und das Jahr 1943. In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, S. 197-210, hier S. 198.

²³ Pfeifer: Der deutsche Kriegsroman, S. 62.

²⁴ Ebd., S. 28.

auf den Hund gekommen, daß ich einen deutschen Sieg für möglich hielt. Ich gab damals der Kanalratte eine Chance.²⁵

Die Tatsache, dass diese Zeit und diese Begeisterung nicht thematisiert werden, bildet einen Widerspruch zur häufigen Aktivierung dieser Themen in der privaten, inoffiziellen Kommunikation.²⁶ In *Die Geschlagenen* ist es Grundmann, der während der Kämpfe in Italien noch offen zugibt „Ich habe daran geglaubt, [...] und ich glaube es noch“ (G 90). Grundmann steht aber für jenen Vertreter der ‚jungen Generation‘ Modell, der – zunächst überzeugter Nationalsozialist – „von Gühler im Rahmen einer behutsamen, gestaffelt vorgehenden Überzeugungsarbeit vom Nationalsozialismus abgebracht [wird]“²⁷ und am Schluss zu dessen klugem Vertrauten avanciert. Zur Bestärkung des Kriegsbildes als einer Reihe von Niederlagen lässt Richter die Soldaten sich an die entscheidenden Niederlagen erinnern: „Stalingrad, sagte Gühler, Tunis und jetzt Cassino.“ (G 90) Die erste große Niederlage bei Stalingrad übte in Deutschland eine Schockwirkung aus nicht als militärischer Wendepunkt sondern als „Bruch mit dem bisherigen Rußlandbild und als ein Vertrauensverlust in die NS-Führung, welche dieses Bild propagandistisch vermittelt hatte“²⁸. Der außergewöhnliche Stellenwert des Stalingrad-Mythos und das immerwährende Interesse für die Schlacht bei Stalingrad und den Untergang der 6. Armee resultieren daraus, dass in ihnen – rückblickend – „gleichsam ein Modell [...] für die letzte Phase des Krieges 1944/45“²⁹ gesehen wird, die Phase des „von der NS- und Wehrmachtführung inszenierten Untergang[es] des deutschen Volkes“³⁰. Die Niederlage in Tunis bedeutete das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in Afrika, die Schlacht um Monte Cassino wird in dieser Aussage erst antizipiert, denn der Roman spielt einige Monate vor Beginn der eigentlichen Kämpfe.

Diesen Niederlage-Charakter des von Deutschland geführten Krieges kontrastiert Richter mit der penetranten Schilderung der technischen, materiellen und ökonomischen Überlegenheit der Amerikaner bzw. der diesbezüglichen Unterlegenheit der deutschen Truppen. Über die deutsche Armee heißt es:

‚Nichts zu fressen und keine Artillerie‘, sagte Grundmann. ‚Drei Schuß‘ [als Vorbereitung für einen Angriff – S.P.], sagte Gühler. [...] ‚Keine Munition. Und die andern schießen ein Vermögen allein auf diesen Paß.‘ (G 89)

Zwei Jagdbomber kamen hinter ihnen durch das Tal, flogen über den Berg und kreiserten in der Ebene vor ihnen. Buschmann sah ihnen nach. ‚Deutsche‘, sagte er. ‚Ein Wunder‘, sagte Gühler, ‚die gibt’s auch noch?‘ (G 71)

²⁵ Andersch, Alfred: *Die Kirschen der Freiheit*. Zürich: Diogenes Verlag 1971, S. 89f.

²⁶ Reiter, Margit: *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*. Innsbruck [u. a.]: Studien Verlag 2006, S. 51.

²⁷ Nicklaus: *Abendland und Wirtschaftswunder*, S. 187.

²⁸ Wette, Wolfram: *Erinnerungen an Stalingrad. Zur Diskussion über die 6. Armee in Deutschland, Österreich und Rußland (1943-1996)*. In: *Kriegserlebnis und Legendenbildung: das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*. Hg. v. Thomas F. Schneider. Osnabrück: Universitätsverlag Raschl 1999, Bd. 2, S. 683-694, hier S. 684.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

Die materielle Überlegenheit der Amerikaner ist dagegen überwältigend:

Sie führen [als Gefangene – S.P.] weiter nach dem Süden. Riesige Munitionslager säumten die Straße. [...] In den Olivenhainen am Rande der Straße sahen sie zahllose Panzer stehen. 'Hoffnungslos, völlig hoffnungslos', sagte Buchwald. (G 130)

Durch eine solche Perspektivierung soll das Leistungspotential der deutschen Soldaten, die keine Chance mehr haben, sich im Kampf unter gleichen Bedingungen zu behaupten, aufgewertet und den Überlebenden und Heimgekehrten Trost gespendet werden. Diese Tendenz wird verstärkt durch die Suggestion, dass die Amerikaner ihren Wert als Soldaten – eben wegen ihrer materiellen Überlegenheit – nicht unter Beweis zu stellen brauchen. Zu einem Kampf kommt es nicht, der deutsche Krieg bedeutet wochenlanges Ausharren im Dreck und Kot unter ständigem Trommelfeuer:

„Die Amis“, sagte Gühler, „die kommen nicht. Die sparen jeden Mann. Sie trommeln solange, bis sich hier nichts mehr rührt“. [...] „[D]as hier ist die Hölle, das ist Wahnsinn, das ist kein Krieg mehr [schrie Buschmann]“. (G 100f.)

Eine nicht genannte aber durchaus logische Konsequenz solcher Perspektivierung ist die Schlussfolgerung, dass der Krieg – hätten die Deutschen mit einem gleichen Nachschub von Waffen und Verpflegung zu rechnen gehabt – vielleicht einen anderen Verlauf hätte nehmen, dass es noch weiter hätte gekämpft werden können. Die Fragen nach den Ursachen und vor allem nach den Zielen des Krieges liegen weder im Blickwinkel der Protagonisten noch des Erzählers. Hier liegt der Punkt, an dem die Hauptkritik an der Konstruktion des Krieges in *Die Geschlagenen* und an dem Text als einem Medium des kollektiven Gedächtnisses in der frühen Nachkriegszeit ansetzen kann: Die Erzählgegenwart des Jahres 1949 übt keinen Einfluss auf die soldatische Perspektive von 1943, die „realistisch“, d. i. kritik- und kommentarlos dargestellt und von keiner Erzählerreflexion gebrochen wird.³¹ Richter konstruiert das Bild der Kriegshandlungen durchaus nach der Vorlage der traditionellen Kriegsmatrix, die zwar für die geschilderte Phase der Kriegshandlungen in Italien zutreffen mag, für den Charakter der Zweiten Weltkriege, vor allem im Osten und Süden, aber nicht maßgeblich ist. Thomas Kühne schreibt zur nationalsozialistischen Kriegsmatrix:

War die Grenze zwischen Kameraden und Nichtkameraden ehemals die zwischen Zivilisten und Soldaten (einschließlich der Soldaten der gegnerischen Seite) oder zwischen Frauen und Männern, so richtete der Nationalsozialismus diese Grenze neu ein. Sie verlief nun zwischen „Herrenmenschen“ und „Untermenschen“, und zwar jeweils beiderlei Geschlechts. Den Vernichtungskrieg trugen nicht mehr nur die Männer unter sich aus, er richtete sich, wie bekannt ist, explizit „auch gegen Frauen und Kinder“.³²

³¹ Vgl. auch Nicklaus: Abendland und Wirtschaftswunder, S. 217.

³² Kühne, Thomas: Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht. In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Im Auftr. des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. v. Rolf-Dieter Müller u. Hans-Erich Volkmann. München: Oldenbourg 1999, S. 534-549, hier S. 547.

Zu den Elementen der traditionellen Kriegsmatrix im Text vor Richter gehören: die Positionierung der einfachen Soldaten (auch der Gegner-Kameraden, vgl. die Episode mit dem verwundeten amerikanischen Soldaten G 116) als Handlungsträger höherer Entscheidungsgewalten und als Opfer der Kriegshandlungen³³, die Problematik der Kampfmotivation, sowie die Trennung der Kriegshandlungen vom politisch-ideologischen Kontext. Auf diese Elemente soll im Folgenden kurz eingegangen werden.

Soldaten als Opfer des Krieges. Die Kampfmotivation

Durch die bereits analysierte zeitliche Lokalisierung des Krieges in einer Phase, in der er eben als verloren angesehen werden muss, sowie durch die Darstellung leidender und verlierender Soldaten, die dem übermächtigen Gegner unterlegen sind, deren Heldentum sich im passiven, tapferen „Aushalten und Erdulden von extremen Situationen“³⁴ ausdrückt und die mit Widerwillen nur „aus der Notwendigkeit und Alternativlosigkeit“³⁵ kämpfen und töten, wird eine Opferperspektive etabliert, die zur Identifikation einlädt. In der strikt realistischen Konvention werden der Krieg und das Leiden bis in alle vorstellbaren Details „dargestellt“, durch ihre Trennung vom nationalsozialistischen Wertehorizont werden sie aber nicht „interpretiert“³⁶.

Mit dem Begriffspaar ‚Notwendigkeit und Alternativlosigkeit‘ wird auch die Problematik der Kampfmotivation umschrieben, bei Richter heißen die beiden Pole ‚Feldgendarmarie‘ und ‚Befehl‘:

‚Und warum sind Sie Soldat geworden?‘ ‚Weil ich Soldat werden musste.‘ ‚Sie haben sich nicht widersetzt? [...] ‚Ein Toter kann sich nicht widersetzen.‘ [...] ‚Warum haben Sie oben so lange ausgehalten? Wir kommen nicht weiter auf dem Paß.‘ ‚Wenn jemand nicht zurück darf und nicht vorwärts kann, bleibt er in der Mitte liegen.‘ ‚Warum nicht zurück darf?‘ ‚Hinter uns standen Bäume, an denen wir gegangen hätten, und vor uns war die Artillerie.‘ ‚Aber die Moral, die Moral Ihrer Kameraden ist doch gut?‘ ‚Das ist keine Moral. Sie haben kein eigenes Urteil und übersehen die Zusammenhänge nicht. So warten sie, dass etwas mit ihnen geschieht. Dort, wo man sie hinlegt, bleiben sie liegen. Bis zum nächsten Befehl. Der Befehl ist alles.‘ (G 122f.)

Auf die absolute, an den Leerlauf grenzende Macht des Befehls verweist Richter auch in einer Episode mit den hundertdreißig gefangen genommenen italienischen

³³ Zu Bedeutung des Titels des Romans in Bezug auf das Verhältnis zu den Amerikanern schreibt Nicklaus: „Was bleibt, ist ein pessimistisch konturiertes Gefühl der Opposition gegenüber den neuen Siegern. Der Titel des Romans erhält hier seine zweite, gegenwartsbezogene Facette, denn die linken deutschen Hitlergegner und Soldaten sind nicht nur vom Nationalsozialismus geschlagen und militärisch durch die Alliierten besiegt worden, sondern im Kampf um die politische Zukunft nach der Kriegsniederlage sind sie noch einmal die „Geschlagenen“ – folgeschwer für die Entwicklung in Deutschland, wie der Text suggeriert.“ Vgl. Nicklaus: *Abendland und Wirtschaftswunder*, S. 177.

³⁴ Pfeifer: *Der deutsche Kriegsroman*, S. 93.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd., S. 191.

Offizieren, die – von Gühler in ein Gefängnis abgeliefert – gefangen gehalten werden sollen, obwohl alle Besatzungsbehörden und Befehlshaber längst abgezogen sind.

„Dann hätte man sie ja laufen lassen können“, sagte Gühler. Der Stabsfeldwebel sagte nichts. Das Schild der Feldgendarmarie glänzte auf seiner Brust. [...] „Ihr hättet sie nach Hause schicken sollen“, sagte der Stabsfeldwebel. „Wir?“ sagte Breutzmann, „wir hatten den Befehl, sie hier abzuliefern.“ „Was soll ich bloß mit den Kerlen anfangen?“ sagte der Stabsfeldwebel wieder. „Nach Hause schicken“, sagte Gühler. „So leicht geht das nicht. Ich habe den Befehl, sie hier einzusperren.“ (G 30f.)

Diese Episode desavouiert auch die Widerstandsabsichten Gühlers. Nach seiner eigenen Aussage ist er vor dem Krieg aus der Emigration zurückgekehrt, um in Deutschland Widerstand zu leisten. („Ich war ein halbes Jahr draußen, weil ich raus musste, in Paris, dann bin ich zurückgegangen. Was man bekämpft, muß man im eigenen Lande bekämpfen.“ G 122) Beim Transport der Gefangenen, über deren Freilassung, die er für eine Flucht hätte ausgeben können, er die ganze Zeit nachdenkt, geht er aber kein Risiko ein und tut nichts. („Und keine Bewachung. Sie sind vom Wagen gesprungen und in die Felder gelaufen und ich habe es nicht bemerkt.“ [dachte er]. Aber er tastete nach der Pistole in der Dunkelheit und fühlte ihren Lauf an seinen Händen.“ G 27) Er hält zwar den Wagen an und ist enttäuscht, dass die Gefangenen noch nicht geflohen sind, gibt ihnen aber nicht zu verstehen, dass eine Flucht möglich wäre.

Zurück zur Kampfmotivation: Die erstaunliche Kohäsion der Wehrmacheinheiten auch im Rückzug seit dem Sommer 1943 stellt ein Phänomen dar, das die Forscher immer noch beschäftigt. Zu seiner Deutung werden unterschiedliche Faktoren herangezogen. Edward Shils und Morris Janowitz verweisen auf die Komponente sozialer Bindungen, auf die Bildung von ‚Primärgruppen‘ in der Wehrmacht.³⁷ Omer Bartov nennt die Brutalisierung des Krieges und das Bewusstsein eigener Verbrechen als Ursachen der Kampfdetermination der Wehrmachtsoldaten. Entscheidend sei aber die ideologische Beeinflussung gewesen: Da wegen der hohen Verluste die Primärgruppen ständig im Zerfall begriffen waren, sei nicht die tatsächliche Zugehörigkeit zu einer Primärgruppe ausschlaggebend gewesen, sondern die Idee einer Zugehörigkeit zu einer idealen Primärgruppe, zu einer bestimmten Kategorie von Menschen.³⁸ Kühne weist auf die bindende und zugleich ideologisch radikalisierende Rolle des „Kameradschaftsmythos“ hin: In der Wehrmacht habe das Gefolgschaftsprinzip und die „rassisch definierte Matrix“ den traditionellen, egalitär und männlich geprägten Kameradschaftsmythos überlagert.³⁹ Pfeifer schreibt zum Gehorsamsproblem im deutschen Roman folgendes:

³⁷ Vgl. Edward A. Shils, Morris Janowitz: Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II. In: Public Opinion Quarterly, 12, 1948, S. 280-315.

³⁸ Vgl. Bartov, Omer: Żołnierze Führera. Aus dem Engl. v. Jarosław Skowroński. Warszawa: Dom Wydawniczy Bellona 2003 (Originalausg.: Hitler's Army. Soldiers, Nazis and War in the Third Reich. New York: Oxford University Press 1992; deutsche Ausgabe: Hitlers Wehrmacht: Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges. Deutsch v. Karin Miedler u. Thomas Pfeiffer. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995). S. 12f., 243.

³⁹ Vgl. Kühne: Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, S. 534-549.

Die Problematik, daß die Soldaten angesichts der totalen Niederlage immer noch weiterkämpfen, wird von kaum einem Roman erfaßt. Lediglich Bölls Erzählung setzt das von Andersch erwähnte „Gebanntsein“ in Handlung um. In vielen Romanen herrscht ein Mißverhältnis zwischen der geäußerten Kritik am Krieg, die über Flüche hinausgeht, und den Handlungen.

Das Gehorsamsproblem scheint eine deutsche Spezialität des Zweiten Weltkriegs gewesen zu sein. [...] Wenn nun in den Romanen die Gewissensproblematik eine so große Rolle spielt, und dieser Konflikt zwischen der Einsicht, einer hoffnungslosen Sache zu dienen, und dem faktischen Weitermachen nicht aufgelöst wird, so liegt darin eine nachträgliche Rechtfertigung des Handelns im Krieg. Dieses Handeln wird im Nachhinein verurteilt, aber mit der Entschuldigung versehen, daß es keine Alternative gab. Es wirkt jedoch unglaublich, wie diese Alternativen verstellt gewesen sein sollten (Feldgerichte, moralische Skrupel, gegen Kameraden zu kämpfen). Überzeugender ist entweder das Eingeständnis des „Gebanntseins“ (Böll), was voraussetzt, daß der Gewissenskonflikt für einfache Soldaten nicht bestand, oder ein Zurückgreifen des Versagens der Offiziere auf die militärische Erziehung zum blinden Gehorsam.⁴⁰

Die Komponente der sozialen Bindung, die im Romantext indirekt genannt wird, scheint in *Die Geschlagenen* eine entscheidende Rolle zu spielen. Nach der Gefangennahme wird Gühler von einem amerikanischen Offizier verhört:

‚Können Sie mir sagen, wo ihre Stellungen waren?‘ ‚Nein‘, sagte Gühler. ‚Warum nicht?‘ ‚Ich bin kein Artillerieoffizier.‘ ‚Sie sind doch ein Gegner der Nazis?‘ ‚Da oben liegen keine Nazis, sondern Kameraden von mir.‘ ‚Sie helfen den Krieg abkürzen.‘ ‚Nein‘, sagte Gühler langsam und stand dabei auf, ‚der Krieg hat seine eigenen Gesetze. Jede Stellung, die ich Ihnen sage, bedeutet dreißig bis vierzig Volltreffer für die Kameraden, die jetzt noch die Chance haben, mit dem Leben davonzukommen.‘ (G 124)

Gühler fordert von den Amerikanern Anerkennung für seine politische antifaschistische Haltung und möchte zugleich ein guter Kamerad bleiben, der das Schicksal der Mitgefangenen teilt („Ich möchte es nicht besser haben als alle anderen auch“, sagte Gühler langsam und betont.“ G 126). Nicklaus schreibt dazu: „Hier ist die soldatische Identität im Rahmen der „Frontkameradschaft“ [G 204] von entscheidender Bedeutung, die unter dem Begriff der ‚jungen Generation‘ in die Nachkriegszeit hinein verlängert werden soll.“⁴¹ Mit der Formel „Krieg hat seine eigenen Gesetze“ versucht Gühler den Krieg von der nationalsozialistischen Eroberungspolitik loszulösen. Erst durch diesen disjunktiven Blick und durch die Reduzierung der ideologischen Dimension des Krieges auf die Person Hitlers („Es ist Hitlers, nicht Deutschlands Krieg.“ G 122) gelingt es ihm, den Archetypus des ‚anständigen Soldaten‘, der im Rahmen einer beharrlich beschworenen traditionellen Kriegsmatrix agiert, zu reproduzieren.

⁴⁰ Vgl. Pfeifer: Der deutsche Kriegsroman, S. 146.

⁴¹ Nicklaus: Abendland und Wirtschaftswunder, S. 216.

„Keine Nazis, sondern Kameraden von mir“

Mit der oben genannten Formel Gühlers wird ein weiterer Problemkomplex auf den Plan gerufen. In dieser radikalen Formulierung wird der disjunktive Blick bestärkt, der dem Militärischen Vorrang vor dem Ideologischen gibt. Angesichts einer sehr differenzierten weltanschaulichen Situation bei der Wehrmacht geht dieses strikte Auseinanderhalten zu einem großen Teil mit der Arbeit am Mythos der ‚sauberen Wehrmacht‘ einher.⁴² Dass von einer ideologiefreien Wahrnehmung seitens der Wehrmachtssoldaten im Krieg kaum die Rede sein kann, weil die NS-Ideologie – vor allem an der Ostfront – den soldatischen Wahrnehmungsbereich durchdrang, zeigen in ihren Studien Klaus Latzel und Omer Bartov. Die primären, bei der Begegnung mit dem ‚Fremden‘ eingesetzten Wertungskriterien der Soldaten, die der „Sphäre alltäglicher Lebensweisheiten“ angehörten, wurden, so Latzel in seiner Studie zu Feldpostbriefen der deutschen Soldaten, durch die „sekundär radikalisierte Funktion der NS-Ideologie“⁴³ unterstützt: „Ihre eigentliche Bedeutung erhielt [die Ideologie], indem sie die Grenzen des Denkmöglichen, des als machbar Erscheinenden und des Erlaubten immer weiter auszog und damit den Soldaten, im Zusammenwirken mit den genannten situativen Faktoren, die Radikalisierung ihres Alltagsrassismus erleichterte.“⁴⁴ Die Soldaten waren zwar keine „ideologisch hochgerüsteten Krieger und auch keine gefühllosen Kampfmaschinen. Sie verstanden sich weder als opferbereite Helden, noch fühlten sie die ‚stolze Trauer‘, wie sie das Regime in seinem Totenkult zu inszenieren versuchte“. Andererseits aber waren sie gegenüber der NS-Ideologie

alles andere als resistent. Die Propaganda hinterließ tiefe Spuren in ihrem Selbst- und Weltbild. [...] Die Sicht auf die Zivilbevölkerung, auf die Juden und Partisanen ist von dem offiziellen Feindbild kaum mehr als eine Handbreit entfernt. Hitlerkult und Führermythos, die chauvinistische Verachtung aller Fremden, Sozialdarwinismus und soldatische Männlichkeit, all diese Denk- und Gefühlsmuster kehren regelmäßig als Versatzstücke in den Texten wieder.⁴⁵

⁴² „Der Begriff „saubere“ Wehrmacht suggeriert, dass die Wehrmacht als Institution – fernab von der nationalsozialistischen Weltanschauung und den daraus resultierenden Kriegszielen – einen ausschließlich an militärischen Vorgaben und Zielen orientierten Krieg geführt hat. In der Legendenbildung über die Wehrmacht wird eine scharfe Trennung zwischen der politischen Führung, ihrer Ideologie, ihren Zielsetzungen und ihren militärisch-bewaffneten Instrumenten (Waffen-SS, Einsatzgruppen, Polizei) einerseits und der Wehrmacht als ideologiefreiem, auf Distanz zum NS-Regime stehendem Militärapparat gezogen. Dieser hätte einen „Normalkrieg“ auf der Grundlage der Normen des Kriegsrechts geführt.“ Vgl. Pfeifer: Der deutsche Kriegsroman, S. 73.

⁴³ Latzel, Klaus: Wehrmachtssoldaten zwischen „Normalität“ und NS-Ideologie, oder: Was sucht die Forschung in der Feldpost? In: Die Wehrmacht. Mythos und Realität, S. 573-588, hier S. 587.

⁴⁴ Ebd., S. 586f.

⁴⁵ Sofsky, Wolfgang: [Rezension zu Klaus Latzel: Deutsche Soldaten, nationalsozialistischer Krieg? Paderborn, Wien [u. a.]: Schöningh 1998]. In: Neue Zürcher Zeitung, vom 06.03.1999.

Somit brauchte „der nationalsozialistische Krieg [...] keine ideologisch hundertprozentig ausgewiesenen Nazis, um als nationalsozialistischer geführt werden zu können“⁴⁶. Bartov unterstreicht stärker die Rolle der Ideologie im Leben und im Kampfeinsatz der Wehrmachtsoldaten. Es sei gerade der Glaube an die Inhalte der Regimepropaganda gewesen, der die deutschen Soldaten den Kampf auch dann fortsetzen ließ, wenn Primärgruppen zerfallen sind und die Disziplin verloren gegangen ist. Dies bedeutet nicht, dass jeder Wehrmachtsoldat ein eifriger Nazi war. Die meisten haben jedoch die Grundbegriffe des NS-Vokabulars und das verfälschende nationalsozialistische Weltbild „internalisiert“ und dazu benutzt, auftauchende Probleme zu erklären, verbrecherische Taten zu legitimieren oder sich Mut zuzusprechen. In der Konsequenz sahen sie keine andere Lösung, als bis zum Ende zu kämpfen.⁴⁷

Das Problem mit der Darstellung dieser Perspektive ist in *Die Geschlagenen* in der Konstruktion des Hauptprotagonisten Gühler begründet, der gegen die ideologische Versuchung immun ist und dessen politische Ansichten stabil und fest bleiben. Aber auch die Entwicklung Grundmanns besteht letzten Endes darin, dass er vom Glauben an den Sieg der Deutschen abgebracht wird, ohne dass es reflektiert wird, was der Sieg bedeutet hätte. Der Nationalsozialismus erscheint im Roman in der Gestalt der „Lager-Gestapo“ und der fanatisierten Gefangenen, die immer noch an den Endsieg glauben. Die Überwindung des Nationalsozialismus erfolgt auf der konkreten Ebene der Alltagshandlungen als Bereitschaft zum Widerstand gegen das NS-Repressionssystem im Lager, das verbrecherische Wesen des Systems wird im Roman nur am Rande angedeutet.⁴⁸ Die Festigkeit der soldatischen Identität wird von der Loslösung von der Ideologie nicht tangiert.

Untersuchungen zu mentalen Dispositionen der Soldaten sind ein relativ junges Kapitel in der Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkrieges und im allgemeinen Interesse, das dieser Periode geschenkt wird. Diese Perspektive war bisher vor allem in den privaten, inoffiziellen Diskursen über den Krieg präsent, auch der Zugang zum ‚empirischen‘ Material (Briefe, Tagebücher, Aufzeichnungen u. ä.) erfolgte in diesen Kreisen. Noch 1995 bemängelt Omer Bartov das Fehlen sozial- und kulturgeschichtlicher Fragestellungen, auch jener nach der Mentalitätsgeschichte, sowie die Ausklammerung des Holocaust in der ‚offiziellen‘ Militärgeschichtsschreibung

⁴⁶ Latzel: Wehrmachtsoldaten zwischen „Normalität“ und NS-Ideologie, S. 587. Damit sei auch eine mögliche Antwort auf Überlegungen Pfeifers zur Trennung der Ideologie vom Krieg in den deutschen Romanen gegeben: „Das hat den Effekt, daß der Krieg losgelöst vom nationalsozialistischen System erscheint; auch wenn das System im Hintergrund als verantwortlich steht [...], bleibt es letztlich unverständlich, wie es sich bei einer derart geringen Unterstützung überhaupt hat halten können.“ Vgl. Pfeifer: Der deutsche Kriegerroman, S. 136.

⁴⁷ Bartov: *Żołnierze Führera*, S. 208, 219.

⁴⁸ „Hahnmann kam an den Wagen entlang. ‚Es geht weiter‘, sagte er, ‚hier haben schon die Fallschirmjäger aufgeräumt.‘ Gühler zog die Decke über den Kopf. Die Nacht kam ihm plötzlich kalt und unheimlich vor. ‚Aufgeräumt‘, dachte er, ‚aufgeräumt mit der Sehnsucht nach Frieden, mit den Menschen, die müde waren, aufgeräumt, das heißt erschlagen, erschossen, gehängt.“ (G 20)

Deutschlands⁴⁹, das aus der Angst resultiere, sich eingestehen zu müssen, „dass die jungen Männer der Wehrmacht, die später zur Gründergeneration der neuen deutschen Bundesrepublik wurden, tief in die ideologischen Voraussetzungen und politischen Taten des Naziregimes verstrickt waren“⁵⁰.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in dieser Situation die Innenperspektiven auf den Krieg, die von der fiktionalen Literatur generiert wurden, eine besondere Bedeutung hatten. Den Betroffenen boten sie strukturelle Muster der Selbstwahrnehmung und -deutung, dem kommunikativen Gedächtnis lieferten sie Beschreibungen von Befindlichkeiten und Erfahrungen, die keiner statistischen Erhebung oder historischer Forschung zugänglich waren. Richters Vorschlag bezieht sich auf ein nach der Vorlage der traditionellen Kriegsmatrix konstruiertes Bild des Krieges, in dem seine ideologischen, rassistischen und politischen Komponenten nur sehr indirekt zum Vorschein kommen, in dem erst die Möglichkeit einer Niederlage die Reflexionsleistung der Kriegsteilnehmer auslöst, d. h. in dem die siegreiche Phase des Krieges samt ihrer ideologischen und politischen Motivation ausgespart bleibt. Die Leistung des Romans liegt darin, dass er auf die Ambivalenz der Anfänge aufmerksam macht, die die Kristallisierung der neuen gesellschaftlichen und mentalen Ordnung in den ersten Nachkriegsjahren begleitete: Die Verweigerung der Diachronie, die im Kriegsbild in *Die Geschlagenen* realisiert wird, trägt zur Neutralisierung der dissoziativen Tendenzen in der identifikatorischen Selbstbetrachtung der Kriegs- und Aufbaugeneration bei und bestärkt so nicht zuletzt den Impetus zum anzutretenden demokratischen Experiment der Nachkriegszeit.

Abstract

Die Geschlagenen by Hans Werner Richter written in 1949 was one of the first literary texts exploring the themes of WWII and the Nazi past. It was published in the time when the definitions and patterns of interpretation of the recent past had only started to take shape. It was addressed to former participants of the war and offered structural patterns of self-perception and auto interpretation. Experience, memory and narration are interrelated to create a literary image of the participation in the war, where the most essential mechanism here is the rules of selection and the combination of material from these three areas. These rules – which are what constitutes the thesis of this article – are a fictional transposition of the concept of the German “young generation” co-coined by H. W. Richter. As a consequence the image of war is constructed according to a traditional matrix foreclosing ideological, racial and political components. The rejection of diachrony and thinking

⁴⁹ Bartov, Omer: Wem gehört die Geschichte? Wehrmacht und Geschichtswissenschaft. In: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hg. v. Hannes Heer/Klaus Naumann. Hamburg: Hamburger Ed. 1995, S. 601-619. Die Kritik bezieht sich auf die mehrbändige Reihe, herausgegeben vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. 10. Bde. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst.

⁵⁰ Ebd. S. 614.

in terms of cause and effect can however be understood as the price, which the author pays for the desire to stop the dissociation trend in German society, as well as maintaining the impetus to carry out the democratic transformation which was imposed on Germany after WWII.

Keywords

WWII, Germany, young generation, literary image of war, interpretive paradigm, collective memory

Zwischen Vergangenheit und Mythos. Überlegungen zu Franz Fühmanns Bekenntnisband *Zweihundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens*

Einleitende Gedanken

In dem drei Jahre nach dem Tod Franz Fühmanns (1922–84) herausgegebenen Band mit dem Titel *Zwischen Erzählen und Schweigen. Ein Buch des Erinnerns und Gedenkens. Franz Fühmann zum 65.* findet man – unter vielen theoretischen Beiträgen – auch Texte, in denen nicht nur das Werk des Autors, sondern auch sein durch die Tragik des 20. Jahrhunderts stigmatisiertes Leben erinnert, ergründet und exemplifiziert wird: In einem dieser Erinnerungstücke geht die Autorin Margarete Hannsmann (1921–2007) auf Fühmanns Biographie ein, indem sie den Dichter als einen mit sich selbst ringenden Streitkämpfer darstellt, der trotz immenser Niederlagen und Schicksalsschläge seine Menschlichkeit zu bewahren wusste. Die Autorin nennt alle schmerzhaften und bedeutungsträchtigen Lebensstationen Fühmanns, beschreibt die Widersprüchlichkeit seiner Existenz, indem sie die Worte des Malers und Graphikers HAP Grieshaber¹ anführt, der das „gebrochene“ Leben des Dichters pointiert zu schildern vermochte:

Auf der Heimfahrt ins Schwabenland sagte Grieshaber, er kenne keinen dieser Generation, der so gebrochen sei. Und er habe sie alle gelesen. Keinen, der nach solchen Frakturen: Jesuitenschule, Hitlerjugend, Nazisoldat, russische Kriegsgefangenschaft, Antifaschule, Stalinfunktionär, Bitterfelder Weg, sich von Mal zu Mal erhebe, ins Gericht gehe mit sich selbst, mit der Kunst, mit der Lauterkeit, narbenbedeckt vom uralten Hader, was denn Gerechtigkeit sei.²

Fühmanns literarisches Schaffen ist im extremen Maß mit seiner Biographie verwoben: Für den 1922 in Rokytnice nad Jizerou (Rochlitz an der Iser) geborenen jungen Sudetendeutschen war der bereits im Elternhaus verherrlichte Nationalsozialismus „etwas ganz Selbstverständliches gewesen. [...] Deutschland mußte Krieg machen und die Welt erobern und zehntausende Jahre herrschen.“³ Seine Entscheidung, in

¹ Eigentlich Helmut Andreas Paul Grieshaber (1909–81).

² M. Hannsmann: Annäherung. In: H. Simon (Hg.), unter Mitarbeit von B. Richter: *Zwischen Erzählen und Schweigen. Ein Buch des Erinnerns und Gedenkens. Franz Fühmann zum 65.* Rostock 1987, S. 81-93, hier S. 83.

³ F. Fühmann in: J.-H. Sauter: Interview mit Franz Fühmann. In: *Weimarer Beiträge. XVII Jahrgang, I/1971*, S. 33-53, hier S. 33.

die SA (1938) und die deutsche Wehrmacht (1941) einzutreten, die als unmittelbare Konsequenz des fanatischen Glaubens an die NS-Lösungen zu deuten ist, hatte zur Folge, dass er Frontsoldat (SU, Griechenland) wurde und 1945 in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet. In der sowjetischen Antifaschule zum Kommunisten und Stalinisten umerzogen, wurde er 1949 vom Kriegsgefangenenlager entlassen und siedelte sich in der bereits gegründeten DDR, in Ostberlin, nieder, um am Aufbau des neuen deutschen Staates mitzuwirken: „Diese Republik ist meine Republik!“⁴

Die ihm im Antifalager unterbreitete Vision des sozialistischen Paradieses wird aber nach und nach brüchiger und der Dichter immer mehr desillusionierter.⁵ Der politisch-literarischen Verrisse gewahr, hängt er am Schreiben, wobei er, neben mythologisch inspirierten Texten, Nachdichtungen, Übersetzungsarbeit und Kindergeschichten, seinem großen Lebensthema – dem Krieg – treu bleibt.

Die kriegerischen Erlebnisse Fühmanns gehen – bereits in seiner künstlerischen Frühphase – in das literarische Werk einher: Die Novelle *Kameraden* (1955), eine Geschichte von jungen Wehrmachtssoldaten, die direkt vor dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion versehentlich die Majorstochter totschießen, bildet wohl den Auftakt zur Aufarbeitung eigener Vergangenheit. Sowohl an den geschilderten Geschehnissen als auch in diversen Gedankenreden der Figuren wird die Anfälligkeit der deutschen Jugend für die NS-Ideologie vor Augen geführt. Stefan Hermlin schreibt dazu:

Ungemindert ist auf den ersten Seiten schon der Eindruck der Brüchigkeit eines Systems, dessen große Worte endlose Leere verhüllen, das einen Begriff wie Kameradschaft über Feigheit, Brutalität, kälteste Berechnung breitet. Selten ist in der Literatur das Wesen des Faschismus, sein auf Jugendlichkeit geschminkter Alter, mit so gleichsam absichtsloser Deutlichkeit gezeigt worden.⁶

Fühmann dekonstruiert in der Novelle den falschen Kameradschafts-Mythos, indem er drei Mittelpunkt Männer aufeinander treffen lässt, von denen zwei auf den Tod des unschuldigen dritten Soldaten sinnen, weil dieser die Untat der „Kameraden“ zu bekennen versucht. Nachdem das Verbrechen als eine Provokation umgedeutet worden ist, kommen in der Novelle unschuldige litauische Bauernmädchen ums Leben. In der eindrucksvollen Szene, in der der Galgen für zivile Opfer gebaut wird, erlebt Thomas, der die Verantwortung für den Mord auf sich nehmen will, um die Mädchen vor dem unabwendbaren Schicksal zu schützen, einen Tagtraum, in dem die Soldaten um ihre

⁴ F. Fühmann: Zum ersten Mal: Deutschland. In: Ders.: Werke. Bd. 3. Das Judenauto. Rostock 1993, S. 162-172, hier S. 163. Vgl. auch hierzu: B. Heinze (Hg.): Franz Fühmann. Eine Biographie in Bildern, Dokumenten und Briefen. Rostock 1998, S. 6-51.

⁵ Die ideologische Krise, die die Loslösung vom Sozialismus zur Folge hatte, wurde durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag intensiviert. Von seiner wachsenden Desillusionierung, die in Zurückhaltung den politischen Fragen gegenüber zum Ausdruck kommt, zeugt u. a. die Dokumentation Ch. Bergers mit dem Titel: Franz Fühmann in der Akademie der Künste der DDR. In: B. Krüger (Hg.): Dichter sein heißt aufs Ganze aus sein. Zugänge zu Poetologie und Werk Franz Fühmanns. Frankfurt am Main 2003, S. 89-124.

⁶ S. Hermlin: Franz Fühmann. In: H. Simon (Hg.), unter Mitarbeit von B. Richter: Zwischen Erzählen und Schweigen. Ein Buch des Erinnerns und Gedenkens. Franz Fühmann zum 65. Rostock 1987, S. 45-50, hier S. 47.

menschlichen Züge gebracht werden: „Plötzlich sah er, daß den Soldaten um den Galgen Tierköpfe wuchsen und das Menschenangesicht überwucherten: Wölfe, Hyänen und Schweine.“⁷ Das in der Schlusszene der Novelle zur Schau gestellte Verbrechen, das die deutsche Wehrmacht an Zivilbevölkerung begangen hat, gehört wohl zu einer der ersten literarischen Thematisierungen dieser heiklen, lange Jahre verdrängten Frage und müsste wohl zu jener Zeit einen literarischen Tabubruch bedeuten.⁸

An der Thematik hält Fühmann ebenfalls in den 1960er Jahren fest: In dem Erzählungsband *Das Judenauto – Vierzehn Tage aus zwei Jahrzehnten* (1962), dem eine autobiographisch gefärbte Geschichte über den genuin-herkömmlichen Antisemitismus der deutschen Dorfbewohner den Titel gab, setzt sich der Autor mit seiner im Sudetenland verbrachten Kindheit und Jugend sowie mit dem Thema Krieg und Verbrechen auseinander, wobei die Schilderung des „gewöhnlichen“ Faschismus der „kleinen Leute“ in der Titelerzählung *Das Judenauto* vordergründig bleibt. Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Bandes geht der Dichter im kurzen Erinnerungsstück *Den Katzenartigen wollen wir verbrennen* erneut auf die Frage der Gewalt- und Ideologieanfälligkeit der Jugend im Nationalsozialismus ein und radikalisiert seinen Blick, indem er in der rückblickenden Porträtierung der Brutalität der deutschen Provinz, in der Haltung des Wegschauens und Nichtwissenwollens, einen direkten Weg zum Massenmord an den Juden sieht. Die Anklage gilt zwar der deutschen Bevölkerung, aber vielmehr dem Autor selbst. Er schreibt: „Meine Schulzeit insgesamt ist eine gute Erziehung zu Auschwitz gewesen: *Non scholare, sed vitae discimus*. Am nächsten Tag sah ich die Brandstätte der Synagoge; sie roch abscheulich, ich ging schnell fort. – Dann brannten die Städte.“⁹

Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens

Dieser radikale schonungslose Blick des Dichters auf die deutsche/eigene Vergangenheit wäre nicht möglich gewesen ohne dessen innere Wandlung, von der sein Erinnerungsbuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973) Zeugnis ablegt. Obwohl das Problem des Nationalsozialismus und Krieges immer ein gewichtiger Themenkomplex im Schaffen Fühmanns war, wurde er erst durch die Arbeit an der reisetagebuchartigen Skizze um die Frage nach eigener Schuld und Verantwortung erweitert. In diversen Selbstgesprächen versucht der Schriftsteller die Gründe für seine NS-Faszination sowie für seine spätere antifaschistische Haltung

⁷ F. Fühmann: Kameraden. In: Ders.: Werke. Bd.1. Erzählungen 1955-75. Rostock 1993, S. 9-48, hier S.46.

⁸ Diese Tatsache wurde weder von der DDR-Kritik in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren noch in den späten bundesdeutschen Beiträgen der 1980er Jahre zur Kenntnis genommen, was wohl auf die bis in die späten 1990er Jahre ausgebliebene Debatte über das Verbrechen der deutschen Wehrmacht zurückzuführen ist.

⁹ F. Fühmann: Den Katzenartigen wollen wir verbrennen. In: M. Reich-Ranicki (Hg.): Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller. Erweiterte Neuausgabe. Köln 1988 (1. Ausgabe Köln 1982), S. 81-91, hier S. 90.

zu eruieren. Im Zentrum des Bekenntnisbandes stehen zwei große Themen: Die von dem Autor geübte Selbstbefragung, die in Selbstkritik und Wandlung mündet sowie die Frage nach dem ästhetisch-poetologischen Konzept seiner Dichtung, die eine ausführliche Beschäftigung mit dem „mythischen Element in der Literatur“¹⁰ einleitet. Die Überlegungen Fühmanns kreisen somit zwischen den Polen *Vergangenheit* und *Mythos*. Den beiden Kategorien wird im vorliegenden Beitrag nachgegangen.

Vergangenheit

Der Band *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* ist anfänglich als ein Reisetagebuch konzipiert worden: Da Fühmann im Herbst 1971 auf Einladung des ungarischen PEN-Clubs für 22 Tage nach Budapest fuhr, hatte der Rostocker Hinstorff-Verlag bei ihm einen Reisebildertext bestellt, der locker und unterhaltend sein sollte.¹¹

Diese Idee schlägt fehl: Die Reise in das Land der einstigen Verbündeten Hitlers, wo der Autor die immerwährenden Spuren des Vernichtungskrieges attestiert, löst in ihm das Bedürfnis aus, sich mit der Ursache eigener Faschismusgläubigkeit auseinanderzusetzen. Das im August 1972 abgeschlossene Manuskript, in dem es zwar diverse Stadtbilder und Reiseimpressionen gibt, wird zu einer Lebensbilanz, in der der fünfzigjährige Dichter „die erste Hälfte seines Lebens“ einer kritisch-radikalen Selbstanalyse unterzieht, wobei die Frage nach der NS-Vergangenheit zum zentralen Anliegen des Buches wird. Dieses autobiographische radikale Moment der Prosa wird in den das Werk feiernden DDR-Kritiken beinahe ignoriert¹² (weil es wohl in das propagierte sozialistische Geschichtsbild nicht passte), stattdessen lassen die Autoren Fühmanns Weg zum Sozialismus in den Vordergrund ihrer Ausführungen rücken. Um so angebrachter scheint es mir, auf den von Fühmann schonungslos analysierten Aspekt seiner Biographie einzugehen, die in ihren Tiefen und Abgründen die widersprüchliche Tragik des 20. Jahrhunderts veranschaulicht.

Der Kategorie „Wandlung“ misst der mit sich selbst ringende Autor eine herausragende Rolle in seinem Leben und Werk bei und versteht die noch zu leistende schriftstellerische Aufgabe als den Versuch, das Wesen dieses Prozesses zu ergründen:

Meine vergeblichen Versuche (waren es überhaupt Versuche, war es nicht vorerst nur ein Wunsch, ein Verlangen, ein Ziel), das zu beschreiben, was man Wandlung nennt! Sie ist die Erfahrung meines Lebens, sie ist seit zwanzig Jahren mein Thema,

¹⁰ Vgl. dazu seinen Essay: Das mythische Element in der Literatur. In: Ders.: Werke. Bd.6.Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981. Rostock 1993, S. 82-140.

¹¹ Vgl. M. Hahn: Franz Fühmann: Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens. In: Weimarer Beiträge. XX. Jahrgang, 10/1974, S. 143-155, hier S. 153.

¹² Die im Text vordergründig diskutierte Frage der NS-Vergangenheit, die zur kardinalen Auseinandersetzung mit eigener Schuld und Verantwortung wird, wird durch die DDR-Kritik außer Acht gelassen. Akzentuiert wird hingegen das Streben des Autors nach dem sozialistischen Lebensmodell. Vgl. hierzu den bereits zitierten Beitrag M. Hahns sowie den Text von K. Jarmatz: Fühmanns Tagebuch und Bilanz. In: Sinn und Form. 26. Jahr, Heft 5/1974, S. 1076-1081.

aber sie ist es eigentlich noch immer als Vorsatz, geleistet habe ich dazu bestenfalls Vorarbeiten! [...] der entscheidende Prozeß, eben der der Wandlung, ist literarisch nicht bewältigt¹³

Fühmann reflektiert im Ungarn-Tagebuch die eigene NS-Vergangenheit, weil er seinen Fehl-Entscheidungen auf die Spur kommen möchte. Er sucht nach biographischen Einschnittmomenten, um seiner NS-Gläubigkeit gerecht zu werden. Den Besuch des Jesuitengymnasiums deutet er als den ersten Wendepunkt im Leben. Er schreibt dazu:

Meine schon fast manischen Versuche, zu dem Punkt hinabzugehen, wo die gesellschaftliche Determinierung des Menschen beginnt, konkret für mein Leben zu dem Punkt, von dem ich sagen könnte: Ab da war ich Faschist. Die Antwort schien leicht: Seit meinem Weglaufen aus dem Kloster, spätestens seit dem Sommer 1936. Aber die Wurzeln reichen viel tiefer hinab und verlieren sich in Erinnerungsleeren...¹⁴

Diesen Wendepunkt nennt Fühmann „eine Wandlung wider Willen“ und meint damit seine Unterordnung und Eingliederung in das autoritäre Erziehungsmodell, das einem jungen Menschen Gehorsam und Disziplin abverlangt und im Endeffekt zum Ausbruch und Aufruhr geführt hat:

Was mit mir in Kalksburg geschah, war doch auch eine Wandlung gewesen und was für eine: Als naiv-frommes, tiefreligiöses, gottesfürchtiges Kind bin ich da hineingegangen, und als überzeugter Atheist bin ich nach vier Jahren von dort weggelaufen: black box, input und output¹⁵

Die nächste Expedition in die Vergangenheit führt zur Radikalisierung der Selbstbefragung: Fühmann analysiert seine Verstrickung in den Nationalsozialismus, nennt sich einen hitlergläubigen jungen Faschisten, der „[...] wie Hunderttausende [s]einesgleichen [...] gedacht, empfunden, geträumt, gehandelt“¹⁶ hat. Zugleich erwähnt er einen in eigenen Erinnerungstücken präsenten Kinobesuch 1943, der wohl den ersten Verriss in seiner intakten autoritätsbedingten Wertvorstellung bedeuten könnte, aber nicht zum Protest, geschweige denn zum Widerstand oder gar zur Wandlung geführt hat. Fühmann erinnert sich an einen Propagandafilm, in dem man ausgemergelte verhungerte Juden bei der Arbeit gezeigt hatte, mit dem Ziel, sie der Faulheit zu bezichtigen. Rückblickend stellt er sich immer wieder die Frage nach seiner Reaktion auf die Bilder: Die Erschütterung, die nach Jahren in schwierige Fragen mündet, hat damals keine Wandlung herbeigeführt und kein Umdenken initiiert:

Warum habe ich damals im Kino nicht gelacht ? Diese Frage, obwohl ich sie bislang nicht beantworten konnte, ist richtig gestellt, und die Frage: Was hat dieses Entdecken der Zwangsarbeit Sterbender in dir bewirkt?“ ist es auch. Ganz sinnlos ist die

¹³ F. Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens*. Rostock 1999, S. 88.

¹⁴ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 89.

¹⁵ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 114.

¹⁶ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 186.

nur allzu verständliche Frage: Und warum hast du nun nicht mit den Nazis gebrochen [...] Aber gerade diese Frage wird immer wieder gestellt, vor allem von Jugendlichen [...]. ‚Unvollendete Wandlung‘ – gibt es so etwas¹⁷

Sein nächster Gedanke, schonungslos in der brutalen Offenheit, gilt der Konsequenz der von ihm 1938 getroffenen Entscheidung, der SA und nicht der SS beizutreten. Dieser aus der zeitlichen Distanz als zufällig bewertete Schritt hätte den jungen Fühmann vor Auschwitz-Einsatz und somit vor seiner Mitschuld am Genozid „gerettet“:

Gesetzt, du wärest nach Auschwitz kommandiert worden, was hättest du dort getan? [...] Hätte ich nach Auschwitz kommen können? Gewiß: Ich hätte mich im September 1938 statt mit K. zur SA ja nur mit W. zur SS, zur Schwarzen SS zu melden brauchte; die Frage HJ, SA oder SS war für mich die Frage einer Freundschaft, sonst gar nichts.¹⁸

Die hypothetisch aufgestellte Frage nach moralischer Kondition eines jeden Menschen mutiert in diesem Monolog zu einer der wichtigsten Fragen, die Fühmann in seinem Bekenntnisbuch aufstellt. Der Mitverantwortung für das Verbrechen in Auschwitz kann er und will er sich nicht entziehen. „Du kannst tun, was du willst, du kommst von Auschwitz nicht mehr los“¹⁹ In etlichen Passagen zum Schluss des Textes geht er – in rigoroser Selbstbefragung – dem Problem der Auschwitz-Schuld nach.

Nun gut, du warst nicht dort [...]. Du hast etwas andres getan: du hast Auschwitz erhalten. Indem ich so brav und gut und ritterhaft hinter meinem Fernschreiber funktionierte, habe ich genau das getan, was man, daß Auschwitz funktionierte, von mir und meinesgleichen gewollt hat, und wir haben es do getan, wie man es gewollt hat ... Nicht jeder hat Kinder vergasen *sollen*²⁰

Die Todesfabrik Auschwitz wird für den Dichter zur absoluten Referenz. In der Einsatzbereitschaft der Mitläufer des Systems sieht er das Wesen der NS-Ideologie: „Nicht das ist der Faschismus: daß irgendwo ein Rauch nach Menschenfleisch riecht, sondern daß die Vergaser auswechselbar sind“²¹ Fühmann ist sich zugleich der Irreversibilität des Geschehens und somit der Unmöglichkeit der Wiedergutmachung bewusst. „Doch aus der Geschichte läßt sich nichts tilgen, kein einziger Aspekt und kein einziges Gefühl [...]“²²

Der Dichter sieht in seiner „indirekten“ Auschwitz-Erfahrung die Ursache für die spätere Sozialismus-Entscheidung: „Meine Generation ist über Auschwitz zum Sozialismus gekommen.“²³ In den Schlusspassagen des Textes kommt er auf

¹⁷ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 155.

¹⁸ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 185.

¹⁹ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 185.

²⁰ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 187.

²¹ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 188.

²² Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 131.

²³ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 145.

das ein Umdenken initiierende Einschnittsmoment seines Lebens zu sprechen, indem er die wichtigsten Beweggründe seines Wandels nennt: Die Präsenz des Mitverantwortungsgefühls und Mitschuldbewusstseins für Auschwitz führte den Dichter zur Wandlung hin. Der Schuld-Gedanke sowie das Schuld-Bewusstsein wurden zum inneren Katalysator des langwierigen Prozesses:

Also Gleichheitszeichen zwischen dir und Kaduk? Ja. – Die Graduierung der Schuld ist eine juristische Frage; deine Einsicht aber laute: Auch du hättest Kaduk werden können ... Du hast im Faschismus nicht gemordet, man hat dich nicht zum Tode verurteilt (was *auch* möglich und *auch* gerecht gewesen wäre, und was du ja auch erwartet hattest), aber du hast den, der du gewesen bist, zum Tode verurteilen müssen, sonst hättest du nicht weiterleben können. Deine Wandlung begann in dem Augenblick, als du Nürnberg als deine Sache und nicht als Sache irgendeines – wie hieß der doch gleich? – Göring oder Hitler zu begreifen anfingst²⁴

Die Möglichkeit, den Prozess der Wandlung für abgeschlossen zu halten, schließt der Autor kategorisch aus. In der ins Extreme getriebenen Selbstkritik weist er auf die Schwachstellen seiner Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hin, obwohl man an dem Intensitätsgrad der Fragestellung erkennen kann, dass die in dem Bekenntnisband geleistete Erinnerungs- und Trauerarbeit ihn bis ins Mark getroffen haben musste. In der Konklusion schreibt er:

Wie könnte ich je sagen, ich hätte meine Vergangenheit bewältigt, wenn ich den Zufall, der sie gnädig beherrschte, zum obersten Schiedsrichter über mich setze. Die Vergangenheit bewältigen heißt, die Frage nach jeder Möglichkeit und also auch nach der äußersten stellen²⁵

Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens wird somit zur Dokumentation einer tiefgründigen Studie der NS-Verblendung und -Verstrickung, in der Grundfragen zur moralischen Verantwortung des Menschen für das NS-Verbrechen aufgeworfen werden. Zum anderen stellt der Text den von dem Autor unternommenen Versuch dar, sich von der NS-Ideologie zu befreien, der für ihn zum immerwährenden Prozess wird.

Mythos

Der zweite wichtige Themenkomplex in dem aphoristisch angelegten Ungarn-Notizbuch gilt Fühmanns Beschäftigung mit dem Mythos, den der Dichter von dem Märchen abzugrenzen, zu definieren und auf die Literaturtheorie zu beziehen versucht. Die ansatzweise betriebenen theoretischen Überlegungen, in denen der Autor jeweils zwischen zwei Hermeneutiken und Poetiken²⁶ – der geschichtsphilosophisch und ästhetisch orientierten Position – unterscheidet, bilden den Auftakt zu

²⁴ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 188-189.

²⁵ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 188.

²⁶ Vgl. U.v. Bülow: *Die Poetik Franz Fühmanns. Vom geschichtsphilosophischen Märchen zum anthropologischen Mythos*. Neuried 2001, S. 10-11.

seiner großen Mythos-Studie.²⁷ Fühmanns Plädoyer für den Mythos als ästhetische Kategorie ist vornehmlich als die Suche eines in der DDR schaffenden Autors nach einer unabhängigen Poetik zu deuten. Der Schriftsteller erhofft sich

von der *Literatur* Impulse für die gesellschaftliche Entwicklung [...]. Die Beschäftigung mit dem Mythos ist der Versuch zu einer unabhängigen ästhetischen Position innerhalb der sozialistischen Kunstprogrammatisierung zu finden, die dennoch ihren gesellschaftlichen Wirklichkeitsanspruch nicht aufgeben und in dieser Weise den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß voranbringen will.²⁸

Zum anderen ist der Begriff des Mythos für ihn untrennbar mit der Widersprüchlichkeit allgemeinmenschlicher/eigener Existenz. Fühmann sieht im Mythos eine anthropologische Größe, die „eine Menschheitserfahrung“²⁹ ist, in der sich die Widersprüchlichkeiten und Brüche des menschlichen Lebens widerspiegeln. Der Unterschied zwischen Märchen und Mythos ist somit auch auf die Funktionsbestimmung der Literatur zurückzuführen. Der Kategorie des Mythos kommt, im Gegensatz zum Märchen, die primäre Bedeutung zu:

Mythen sind Menschheitserfahrungen; Märchen sind Aufbereitungen von Mythenmotiven. Der Mythos schöpft aus der vollen Realität, das Märchen aus Bruchstücken der Mythen. Der Mythos ist erste, das Märchen zweite Hand. [...] Das Märchen weist auf Abgründe hin, der Mythos *ist* abgründig [...] Das Märchen lehrt träumen, der Mythos lehrt leben. Das Märchen gibt Trost; der Mythos Erfahrung³⁰

Das Märchen steht bei Fühmann für historischen Optimismus. Seine Märchenkonzeption orientiert sich an der geschichtsphilosophischen Märchen-Theorie, die Ernst Bloch in den 1930er Jahren entwickelt hat. Der Philosoph vertrat die Ansicht, das Märchen würde „eine Wunscherfüllung [erzählen], die nicht nur an seine Zeit und das Kostüm ihrer Inhalte gebunden ist.“³¹ Fühmann notiert: ‚Der Mythos ist frei von jedem Wunschenken‘ – dieser Satz meines Briefpartners ist ein Schlüssel. Märchen sind Wunschträume [...].³²

An den Terminus „Wunscherfüllung“ wird in den Ausführungen zum Märchen die für die Ungarn-Skizze zentrale Kategorie der (un)eingetretenen Wandlung angeschlossen, die für Fühmann zum ausschlaggebenden Trenn-Kriterium wird: Während

²⁷ Vgl. F. Fühmann: Das mythische Element in der Literatur. In: Ders.: Werke. Bd.6.Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981. Rostock 1993, S. 82-140.

²⁸ Y. Delhey: Kunst zwischen Mythos und Aufklärung – Littérature engagée im Zeichen des Humanen. Zur Mythosrezeption Christa Wolfs mit einer Fußnote zu Franz Fühmann. In: H.-Ch. Stillmark (Hg.): Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Bd. 52. Rückblicke auf die Literatur der DDR. Amsterdam – New York 2002, S. 155-177, hier S. 176-177.

²⁹ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 181.

³⁰ Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 198-199.

³¹ E. Bloch: Das Märchen geht selber in der Zeit. In: Ders.: Werke. Gesamtaufgabe. Bd.9. Frankfurt am Main 1965, S. 196. Zit. nach: Bülow: Die Poetik Franz Fühmanns, S. 32.

³² Fühmann: Zweiundzwanzig Tage, S. 199. Gemeint ist der Literaturwissenschaftler Kurt Batt (1931–75), sein Lektor und Freund.

der Mythos sich aus der Herbeiführung des Wandelbaren und Widersprüchlichen speist, findet im Märchen, das auf die Stilllegung des Konflikts und die Tilgung des Widerspruchs hinausläuft, keine Wandlung der agierenden Figuren statt.

Sie verändern sich, aber sie wandeln sich nicht, sie kehren zu ihrem Ursprung zurück. [...] Idylle – Störung – Idylle – warum ist diese Bewegung im Märchen erträglich? Weil wir sie im Leben suchen und darum im Märchen finden wollen.[...] Das Märchenhafte ist die beinah beliebig vollziehbare Kommunikation aller mit allen [...] und die Wiederherstellung der Idylle. das glückliche Ende [...]. Das Märchen kann in der Wirklichkeit aufgehen; die Wirklichkeit aber geht nicht im Märchen auf³³

Der Autor gelangt zu der Ansicht, dass das Märchen bloß das Resultat darstellt, während der Mythos ein Prozess ist. In der Konklusion zu seiner Beschäftigung mit dem Mythos schreibt er: „Vom Märchen zum Mythos heißt: zum vollen Leben, zum ganzen Menschen, zur dialektischen Realität“³⁴. In der Hinwendung zum Mythos, der für ihn eine primäre, genuine Kategorie ist, sieht er die Möglichkeit, den Widerspruch der menschlichen Erfahrung mittels Literatur wiederzugeben. In seinem Mythos-Essay wird dieser Gedanke weiter ausgeführt: Fühmann sieht im Mythos das Modell, in dem der Mensch mit seiner widersprüchlichen Existenz aufgehoben ist: „Der Mythos macht es möglich, die individuelle Erfahrung, mit der man ja wiederum allein wäre, an Modellen der Menschheitserfahrung zu messen.“³⁵

Da diese Konzeption auf dem Grundzug des Widerspruchs basiert, wird sie zu seinem Literarraster. Zum Modell für eine Literatur, die nicht in Ideologie aufgeht.³⁶

Abschließende Bemerkungen

Fühmanns intensive Beschäftigung mit eigener NS-Vergangenheit mündet in der Erkenntnis, dass man Fragen nach dem Äußersten stellen, sich mit den Brüchen seiner Existenz auseinandersetzen muss. Das Wesen der Mythoskonzeption bei ihm gründet sich auf den anthropologisch motivierten Anspruch auf Individualität, der erst im Mythos aufgeht, indem man eine Einzel-Erfahrung am Modell der Allgemein-Erfahrung misst. Somit vermag der Autor seine Theorie der Wandlung, die tief mit den Widersprüchlichkeiten eigener Biographie verwoben ist, auf das Feld *Literatur* anzuwenden. In kritischer Selbstbefragung zerlegt er Schritt für Schritt die Stationen seiner NS-Vergangenheit, um sie mittels Literatur zu konkretisieren.

³³ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 192-193.

³⁴ Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage*, S. 203.

³⁵ Fühmann: *Das mythische Element in der Literatur*, S. 96.

³⁶ Vgl. I. Kim: *Franz Fühmann – Dichter des Lebens*. Zum potentialgeschichtlichen Wandel in seinen Texten. Frankfurt am Main 1996, S.151.

Schlüsselwörter

F. Fühmann, NS-Vergangenheit, Wandlung, Mythos

Abstract

**“Between the Past and the Myth”. Thoughts about the novel:
“Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens” by Franz Fühmann.**

In the book, that should have been ordered by the Hinstorff publisher as a relation from the journey to Hungary, F. Fühmann makes a reckoning with his Nazi past and also he searches for a definition of his own esthetic-literary path. In his book, the author devotes a lot of thoughts to his past (Vergangenheit) and he evaluates them in the context of the inner alteration (Wandlung) that occurs multiple times; he underlines that reality is filled with contradictions. The novelist ties his experiences from the past with the thoughts about the concept of the myth (Mythos); anthropologic category that is understood as a model in which contradictory experiences from the past are gathered and they can be compared to the experience of a single human being. In the myth category, the author sees a way out to create his poetics that is based on an individual experience of a human being.

Keywords

F. Fühmann, Nazi past, alteration, myth

Deutsche und polnische Tabubrüche. Zur Kriegsprosa von Franz Fühmann und Jan Józef Szczepański

Der Vergleich von Kriegsprosa eines ostdeutschen und polnischen Autors mag auf den ersten Blick problematisch erscheinen. Obwohl Franz Fühmann und Jan Józef Szczepański ihren literarischen Fokus auf die Figuren der im Zweiten Weltkrieg kämpfenden Soldaten richten, können die Grundvoraussetzungen ihrer literarischen Tätigkeit nicht unterschiedlicher sein. Bei Fühmann sind es Kämpfer des faschistischen Vernichtungskrieges, während Szczepańskis Protagonisten die gegen den Besatzer kämpfenden Untergrundsoldaten und Partisanen der polnischen Heimatarmee (*Armia Krajowa*) sind. Ebenso konträr verlief auch die Kriegslaufbahn beider Schriftsteller. Fühmann war begeisterter Nazi-Anhänger. Seit 1941 nahm er als Wehrmachtssoldat am Überfall auf die Sowjetunion teil und kämpfte später in der Ukraine und in Griechenland. Nach dem Kriegsende geriet er in die sowjetische Gefangenschaft, wo er seit 1947 zum Besuch einer lettischen Antifa-Schule aufgefordert und in Konsequenz zum überzeugten Marxisten wurde. Szczepański nahm 1939 am Septemberfeldzug teil und war während der deutschen Besatzung Polens als Untergrundkämpfer in *Związek Jaszczurczy* (Eidechsenverband) tätig. Seit 1943 schloss er sich der Heimatarmee an und kämpfte 1944 als Partisan.

Der autobiographische Hintergrund prägte auf bedeutende Weise das literarische Schaffen beider Autoren. Szczepański arbeitete bereits seit den späten 1940er Jahren an der Kriegsprosa, in der seine autobiographischen Erfahrungen und Erlebnisse der Partisanenzeit Niederschlag fanden. Im so genannten *Szary*-Zyklus, zu dem die zwischen 1945–1953 entstandenen Erzählungen u. a. *Buty (Schuhe)*, *Wszarz, (Dreckskerl)* *Koniec legendy (Ende einer Legende)*¹ gehören, fungiert der Protagonist Leutnant Szary als „Medium des Autors“². Auch die Topographie der Handlungen entspricht genau den autobiographischen Erlebnissen des Autors, wie etwa die Partisanenkämpfe in der Nähe von Włoszczowa oder das Landgut in Goszyce, wo die Geschichte in *Koniec legendy* spielt. Im Gegensatz zum polnischen Schriftsteller stellen für Franz Fühmann persönliche Erfahrungen lediglich den Ausgangspunkt seiner Literatur dar. Seine 1955 erschienene Novelle *Kameraden*

¹ Die Titelübersetzungen sowie Übersetzung der Zitate aus Szczepańskis Texten stammen von der Autorin des Beitrags.

² Vgl. A. Sulikowski: „Nie można świata zostawić w spokoju” O twórczości Jana Józefa Szczepańskiego, Lublin 1992, S. 79.

sowie Kriegsgeschichten aus dem Band *Stürzende Schatten* (1959) haben zwar einen autobiographischen Hintergrund, sind jedoch konstruierte, fiktionale Werke, die keinen Anspruch auf Authentizität proklamieren. Trotzdem – und das gehört zu einer gewichtigen Gemeinsamkeit beider Autoren – stellt sich ihre Kriegsprosa explizit einem brisanten generationellen Dilemma, das aus der individuellen Verstrickung in die große Historie resultiert. In den Texten beider Schriftsteller fokussiert sich der Erzählpunkt auf das Verhältnis des einzelnen Soldaten zur brutalen Kriegsrealität, vor der es kein Entrinnen gibt. Charakteristischerweise rücken sowohl Fühmann als auch Szczepański mit Nachdruck negative Gestalten in den Mittelpunkt. In Fühmanns *Kameraden* entpuppen sich einfache Wehrmachtsangehörige als skrupellose Mörder, die ihre Kameraden hintergehen, brutal zur Lüge zwingen oder sich gegenseitig töten wie in der Novelle *Kapitulation*. Wider gut eingeübte Erwartungen polnischer Leser porträtiert auch Szczepański keine erbaulichen Charaktere. Seine Protagonisten sind, wie es der Autor selbst im Vorwort zum Band *Buty i inne opowiadania, (Schuhe und andere Erzählungen)* formuliert, „nicht positiv, ihre Taten sind nicht erbaulich“. „Mich interessieren“, so Szczepański weiter, „menschliche Schwäche, Grenzgebiet moralischen Niedergangs, der Resignation, des Opportunismus.“³

Daraus leitet sich eine didaktische Botschaft der polnischen und deutschen Erzählungen her. Szczepański gibt im Vorwort offen zu, dass seine Texte eine Art „organische These“ enthalten und didaktisch wirken wollen.⁴ Fühmann selbst bezeichnete seine Schreibweise in den Kriegsgeschichten retrospektiv explizit als „didaktisch“: „Ich wußte etwas, ich hatte Erfahrung [...] Ich hatte bestimmte Erkenntnisse, die ich mitteilen wollte. Ich hatte also eine lehrhafte Absicht, und es wurde auch eine Literatur, die in ihrem didaktischen Sinn engagiert war.“⁵

Die literarische Selbsterforschung verleitet den deutschen wie auch den polnischen Dichter zur Erkenntnis eines Tabus, welches sich auf die innere Verfassung, auf eigene moralische Widersprüche und Gewissenskonflikte bezieht. In seinem Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973) rechnet Fühmann rückblickend mit seiner faschistischen Vergangenheit ab: „Ich war genau wie [...] Hunderttausende meinesgleichen ein junger Faschist, habe wie sie gedacht, empfunden, geträumt, gehandelt und hätte in Auschwitz nichts anderes getan als die anderen auch und hätte so wie sie meine Pflicht getan“⁶ Auf der Ebene der literarischen Fiktionalisierung spiegelt sich dieses innere Tabu des Autors im Schicksal seiner jungen Landser, in ihrer „verirrte[n] Jugend, die in den Tod geht“.⁷

Szczepańskis Kriegstabu lässt sich ebenfalls auf die innere Verfasstheit des Schriftstellers wie auch seines Protagonisten Leutnant Szary aus den Texten *Buty*, *Wszarz* oder *Koniec legendy* beziehen. In den Geschichten greift er die Kriegser-

³ „Interesuje mnie ludzka słabość, pogranicze moralnego upadku, rezygnacji, oportunisty.“ Vgl. J. J. Szczepański: *Od autora*. In: J. J. Szczepański: *Buty i inne opowiadania*, Kraków 1983, S. 8.

⁴ Vgl. ebd., S. 6.

⁵ F. Fühmann: *Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981*, Rostock 1983, S. 419.

⁶ F. Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens*, Rostock 1973, S. 142.

⁷ F. Fühmann: *Die Fahrt nach Stalingrad*. In: F. Fühmann: *Fronten. Drei Erzählungen und eine Dichtung*, Berlin 1961, S. 113.

fahrungen der so genannten 1920er-Generation samt ihren psychischen und moralischen Widersprüchen auf. Für den polnischen Autor erwächst das größte Entsetzen aus der Erkenntnis, dass das Böse und das Verbrechen keinesfalls von außen her stammen, sondern eine innere Disposition eines jeden Menschen darstellen.⁸ In *Buty* erfasst der Erzähler dieses moralische Dilemma mit einer treffenden Metapher, indem er feststellt, dass die polnischen Soldaten mit dem „Tod angesteckt“⁹ seien.

Diese Metapher betrifft die generationellen Erlebnisse des Schriftstellers und drückt gleichermaßen die als individuell wie kollektiv erlebte Tragik aus, die aus der ungewollten Verstrickung des Individuums in den Krieg, insbesondere in die Notwendigkeit des aktiven Widerstandes resultiert. Szczepański teilt diese schmerzliche Autoreflexion auch mit anderen polnischen Autoren der 1920er-Generation wie etwa K. K. Baczyński, T. Gajcy, T. Borowski oder T. Różewicz.¹⁰ Die ethische und mentale Krise der vom Schriftsteller porträtierten polnischen Heimatarmee-Soldaten hat ihren Ursprung in schmerzlicher Dissonanz zwischen dem Kampfetos des polnischen, moralisch integeren Freiheitskämpfers nach dem Vorbild der Helden von Joseph Conrad¹¹ und der Spezifik des totalen Vernichtungskrieges. Der Zweite Weltkrieg desavouiert die traditionellen soldatischen Wertevorstellungen romantisch-ritterlichen Ursprungs¹², bringt die Waldkämpfer in moralisch zwiespältige Situationen, zwingt sie zum gewissenlosen, verbrecherischen Handeln und verstrickt sie in Schuldgefühle. Die durch die Tradition der Freiheitskämpfe des 19. Jahrhunderts legitimierte Aufrichtigkeit und unbefleckte Ehre des polnischen Soldaten weichen der Brutalität und Niedertracht des Partisanenkampfes. Jene generationelle Scham drückt Leutnant Szary in *Koniec legendy* offen aus, als er vom alten Landgutbesitzer Woyno nach den Realien des Partisanenlebens ausgefragt wird. Tonangebend wirkt in Szarys Bericht nicht nur das durch und durch unheroische, von Hunger, Kälte und Läusen geplagte Leben im Wald, sondern in erster Linie die Destruierung des pathetischen, ritterlichen Bildes des polnischen Freiheitskämpfers:

[...] bei ihnen [den Deutschen, A.R.] ist das natürlich, von ihnen kann man wohl nichts anderes erwarten und... und... die tun mir nicht leid, das heißt, es tut mir nicht leid, dass sie immer tiefer darin versinken, aber unsere Soldaten tun mir leid. Ich meine jetzt nicht diejenigen, die gefoltert und gequält werden, sondern die, die gelernt haben das selbe zu tun.¹³

⁸ Vgl. J. J. Szczepański: *Od autora*, S. 7.

⁹ Vgl. J. J. Szczepański: *Buty*. In: J. J. Szczepański: *Buty i inne opowiadania*, S. 80.

¹⁰ Vgl. dazu S. Stabro: *Poezja i historia. Od Żagarów do Nowej Fali*, Kraków 2001, S. 186-190.

¹¹ Über die Faszination Szczepańskis mit J. Conrads Literatur, die für seine Generation eine Vorbildfunktion hatte, schreibt u. a. B. Gontarz: *Pisarz i historia. O twórczości Jana Józefa Szczepańskiego*, Katowice 2001, S. 39-40.

¹² Vgl. dazu M. Janion: *Legenda i antylegenda wojny*. In: *Literatura*, Nr. 24, (1975), S. 3.

¹³ „[...] – u nich [u Niemców, A.R.] to jest naturalne, po nich nie można się niczego lepszego spodziewać i...i... ich mi nie żal, to znaczy, nie żal mi ich, że oni w to brną, ale żal mi naszych. Nie mówię teraz o tych torturowanych i męczonych, ale o tych, którzy się nauczyli robić to samo.” J. J. Szczepański: *Koniec legendy*. In: J. J. Szczepański: *Buty i inne opowiadania*, S. 120.

Bei der generationellen Selbsterforschung rückt Szczepański ähnlich wie Fühmann die Vorstellung von einer inneren Scham und der darauf bezogenen Tabuisierung in den Mittelpunkt der Reflexion. In einer einige Jahre später entstandenen Erzählung *Trzy czerwone róże* (*Drei rote Rosen*) kommt diese Reflexion folgendermaßen zum Ausdruck:

Wir haben um eine rechte Sache gekämpft, aber wir durften nicht gut sein, denn dies hätte unsere Niederlage bereits im ersten Gefecht herbeigeführt. Wir brauchten eine harte Kruste. Wir haben sie gebildet. Unter ihr sammelte sich eine unerkannte toxische Ablagerung an – Angst vor Vergeblichkeit, Ekel vor allzu großer Brutalität, Sehnsüchte nach Reinheit..¹⁴

Die heftigen, empörten Reaktionen der Kritik und Leserschaft nach der Erstveröffentlichung der Erzählung *Buty* im Jahre 1948 in *Tygodnik Powszechny*, die in ihrem Impetus auf einen gewichtigen Tabubruch verwiesen, führten den Schriftsteller zur Überzeugung: „Ich hab’s erkannt, dass dies Probleme sind, die man berühren muss, ganz einfach, um einer Verkalkung, einer Verkrustung von gewissen national und gesellschaftlich wichtigen Problemen vorzubeugen.“¹⁵

Die Konsequenzen dieses inneren Tabus finden ihren Ausdruck in der Kriegsprosa von F. Fühmann und J. J. Szczepański, die in beiden Fällen auf einer ethischen Rigidität basiert. Sie fokussiert gleichermaßen individuelle Einzelschicksale, die einen repräsentativen Charakter aufweisen, und legt die „fürchterliche Alltagsbanalität“¹⁶ des Krieges offen. Es ist äußerst bezeichnend, dass beide Autoren keine Kämpfe oder heroische, militärische Handlungen beschreiben. Ihre Geschichten zeigen ganz ‚normale‘ durchschnittliche Soldaten und ihre ‚gewöhnlichen‘ Kriegstätigkeiten. Hinter dieser Kruste des ‚Alltäglich-Gewöhnlichen‘ offenbart sich die blindgewaltige Natur der kämpfenden Männer, wodurch sich die gefeierten soldatischen Tugenden als inhumane und todbringende Eigenschaften entlarven. Darin äußert sich ein weiterer brisanter Tabubruch, diesmal auf der Ebene der offiziellen Geschichtspolitik sowie im Bereich der im Polen und Deutschland der Nachkriegszeit sanktionierten Modelle der Kriegsdeutung und Darstellung des Soldatischen. Bevor ich nuancierter auf die Affinitäten und Unterschiede dieser literarischen Irritationen beim deutschen und polnischen Autor eingehe, möchte ich in gebotener Kürze auf die wichtigen textimmanenten Zusammenhänge hinweisen, die den wesentlichen Kern des Tabubruchs im Schaffen beider Schriftsteller ausmachen.

¹⁴ „Walczyliśmy o dobrą sprawę, ale nie mogliśmy być dobrzy, bo groziłoby to klęską w pierwszym starciu. Potrzebna nam była twarda skorupa. Wytworzyliśmy ją sobie. Pod nią zbierał się osad nierozpoznanych toksyn – lęku przed daremnością tego wszystkiego, wstrętu do zbytniego okrucieństwa, tęsknoty za czystością.” J. J. Szczepański: *Trzy czerwone róże*, Kraków 1982, S. 128.

¹⁵ „Zorientowałem się, że są to problemy, które trzeba ruszać, po prostu, żeby zapobiec jakiemuś zwalnieniu, zaskorupieniu pewnych spraw, które są ważne z punktu widzenia narodowego i społecznego.” J.J. Szczepański im Gespräch mit J. Trznadel in J. Trznadel: *Hańba domowa. Rozmowa z pisarzami*, Paryż 1986 (Biblioteka „Kultury”, Bd. 422), S. 307.

¹⁶ Vgl. F. Fühmann: *Briefe 1950–1984*, Rostock 1994, S. 587.

Franz Fühmanns Novellen wie etwa *Kameraden*, *Das Gottesgericht*, *Die Schöpfung* oder *Kapitulation* arbeiten konsequent der in West- und Ostdeutschland seit Ende der 1940er Jahre allmählich aufsteigenden Legende der ‚sauberen‘ Wehrmacht entgegen, deren integrale Teile Ehrbegriff, Kampf fürs Vaterland und Kameradschaftstreue waren. *Kameraden* erzählt von der vermeintlichen Kameradschaft dreier junger Soldaten der faschistischen Wehrmacht – Thomas, Josef und Karl. Bei einem Gang ins Dorf erschießen sie durch einen unglücklichen Zufall die Tochter ihres Majors. Als sich herausstellt, dass Thomas als einziger nicht geschossen hat, gerät ihre Kameradschaft in eine Vertrauenskrise. Der vom Totschlag entsetzte Thomas verspricht schließlich aus falsch verstandener Kameradschaftstreue, über den Vorfall zu schweigen. Der Vater von Josef, ein General der ersten Stunde, findet „eine nationalsozialistische Lösung“¹⁷. Das Unglück wird als heimtückischer Mord russischen Saboteuren zugeschrieben. Als Vergeltung lässt der Major, dem die Wahrheit verborgen bleibt, im besetzten Dorf zwei russische Mädchen aufhängen. Thomas fühlt sich schuldig für sein Schweigen und bricht unter der Last der Gewissensbisse zusammen. Der Vorfall enthält zusätzlich eine politische Dimension und wird als Vorwand benutzt, um den bevorstehenden Überfall auf die Sowjetunion zu begründen. Auf pointierte Weise gelingt es Fühmann in dieser Novelle die Logik der Unvernunft und die durch faschistisches System sanktionierte Umkehrung von Unrecht zu Recht bloßzustellen. Fühmanns Tabubruch betrifft die Verurteilung der Kameradschaft angesichts ihrer heimlichen Aufwertung in der DDR der 1950er Jahre sowie die Dekonstruktion des allmählich als positiv forcierten Bildes des Wehrmachtssoldaten. Das Kameradschaftsethos definieren Fühmanns Landser „über Feigheit, Brutalität und kälteste Berechnung“¹⁸. Aus der erzählten Episode wird das Wesen des deutschen völkerrechtswidrigen Raub- und Vernichtungskrieges im Osten gedeutet, was zur Zeit der Entstehung der Novelle in beiden Teilen Deutschlands stark tabuisiert wurde. Die typisierten Soldatenfiguren dienen als Demonstrationsobjekte des falschen, ideologisch pervertierten Bewusstseins. Das Denken von Josef und Karl durchläuft eine „habituelle Veränderung zum Typ des Täters“¹⁹. „Gerade darin sticht“, wie dies Ursula Heukenkamp bemerkt, „Fühmanns Text von den sentimental, auf Identifikation angelegten Figuren der Bekenntnisprosa ab.“²⁰

Ein ähnliches Modell der literarischen Funktionalisierung der Figuren als Demonstrationsobjekte liegt der Geschichte *Das Gottesgericht* aus dem Band *Stürzende Schatten* zugrunde. Der Text rüttelt stark an der in der DDR-Literatur populären „Verbrüderungs- und Versöhnungspolitik“²¹, die ganz besonders in der literarischen Ikonographie des guten Partisanen realisiert wurde. Auch hier ist der Autor bemüht,

¹⁷ Vgl. F. Fühmann: Erzählungen 1955–1975, Rostock 1993, Bd.1, S. 43.

¹⁸ Vgl. S. Hermlin: Franz Fühmann. In: H. Simon (Hg.): Zwischen Erzählen und Schweigen. Ein Buch des Erinnerns und Gedenkens. Franz Fühmann zum 65., Rostock 1987, S. 47.

¹⁹ Vgl. U. Heukenkamp: Der Zweite Weltkrieg in der Prosa der Nachkriegsjahre (1945–1960). In: U. Heukenkamp (Hg.): Deutsche Erinnerung: Berliner Beiträge zur Prosa der Nachkriegsjahre (1945–1960), Berlin 1999, S. 295–373, hier S. 338.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., S. 357.

die „Widerwertigkeit des Krieges“ an seiner „fürchterlichen Alltagsbanalität“²² zu demonstrieren. Vier namenlose, an der griechischen Südküste stationierte deutsche Soldaten – Funker A., Obergefreiter B., Unteroffizier C., Feldwebel D. – treffen einen hilflosen Griechen, der ihr Koch ist, im militärischen Sperrgebiet. Da sie sich „schon das dritte Jahr in ihrem Stützpunkt“ befinden, „ohne in dieser Zeit mit den Partisanen in Gefechtberührung gekommen zu sein“²³, unterziehen sie den Mann aus lauter Langweile einem dubiosen Gottesgericht. Auf Veranlassung des Feldwebels D., früher Studienrat, veranstalten sie ein Spektakel. Sie umringen den im Meer badenden, nackten und hilflosen Griechen mit Gewehren, um zu entscheiden, ob er mit seinem Bad im Sperrgebiet den Tatbestand des Verrats erfüllt. Im Verlauf dieser willkürlichen Machtinszenierung profiliert sich die brutale hegemoniale Militärmännlichkeit der Soldaten. Sie verwickeln sich in ein perverses Denken, in dem sich ihre Infizierung mit dem faschistischen Ungeist offenbart. Der Obergefreite B. will in seiner militärischen Laufbahn vorankommen und seinen Vorgesetzten imponieren. Der Funker A. erlebt währenddessen einen rauschhaften Zustand, in dem er sich als Herr über Leben und Tod eines minderwertigen Menschenschöpfs feiert. Ihre Unmenschlichkeit angesichts des Unschuldigen und Schutzlosen wird als gefährliche Mischung von Ideologemen rassistischer Herrenmenschentumslehre und Imperativen primitiver militärischer Männlichkeit kenntlich gemacht.

In der an den biblischen Schöpfungsmythos angelehnten Erzählung *Die Schöpfung* wähnt sich der junge Wehrmachtssoldat Ferdinand W. als Vertreter eines „Schöpfervolkes“ in der Überzeugung, die alte Ordnung der Welt zerstören zu müssen und „das neue lichte, herrliche Reich zu erbauen“²⁴. Sein rassistisch-faschistoides Machtbewusstsein verleitet ihn dazu, eine hilflose griechische Greisin bei der Säuberung eines Dorfes zu Tode zu quälen. Der Held der Erzählung *Kapitulation*, der junge Soldat, wird wenige Stunden nach der Kapitulation des OKW von Feldgendarmen und einem SS-Leutnant, die ihn wegen angeblicher Desertion hängen wollen, verfolgt. Im Laufe der Hetzjagd erreicht er die Grenzen seiner körperlichen und psychischen Kräfte und gibt sich selbst den tödlichen Schuss, nicht zuletzt wegen der aus der Verdrängung auftauchenden Erinnerung an seine Mittäterschaft an einer Hinrichtung von Partisanen. Mit diesem Schuldgeständnis zerstört Fühmanns Soldat das in der west- und ostdeutschen Nachkriegsliteratur stark geschützte Tabu. Die Teilnahme an der Hinrichtung von Partisanen und die Schilderung der individuellen Verantwortung für eigene verbrecherische Taten liefen dem öffentlich postulierten Muster des Befehlsnotstands entgegen²⁵ und gefährdeten den Mythos des ‚anständigen‘ deutschen Landsers.

²² F. Fühmann: Briefe 1950–1984, S. 587.

²³ F. Fühmann: Das Gottesgericht. In: F. Fühmann: Erzählungen 1955-75, S. 51.

²⁴ F. Fühmann: Kapitulation. In: F. Fühmann: Die Verteidigung der Reichenberger Turnhalle. Das Judenauto und andere Erzählungen, Stuttgart 2002, S. 30.

²⁵ Ursula Heukenkamp betont in diesem Zusammenhang, dass „dieser Gedanke [...] sonst in der deutschen Literatur nach 1945 nirgends aufgenommen worden [ist, A.R.]“. Vgl. U. Heukenkamp: Der Zweite Weltkrieg in der Prosa der Prosa der Nachkriegsjahre, S. 340.

Ebenso wie Fühmann stellt auch J. J. Szczepański keine Kampfhandlungen im traditionellen Sinne dar. Nicht einmal die Untaten der Deutschen werden in seinen Kriegsgeschichten erwähnt. Ins Zentrum des literarischen Interesses stellt er besonders in seinem Szary-Zyklus – *Buty*, *Wszarz* und *Koniec legendy* – einen Protagonisten, Vertreter polnischer intellektueller Elite, der als Vorsteher einer AK-Partisanentruppe an der Konfrontation ‚ritterlicher‘ Ideale des Soldatentums mit der erschreckenden Verrohung des konspirativen Lebens leidet. In der berühmt gewordenen Erzählung *Buty* erzählt der Autor aus der Perspektive des Leutnants Szary die Vorbereitung und den Vollzug einer Hinrichtung der sich freiwillig in polnische Gefangenschaft ergebenden Truppe von aserbajdschanischen Vlasov-Soldaten, die im Text abwertend als Kalmuken bezeichnet werden. Die polnischen Heimatarmee-Soldaten entsprechen in der Erzähloptik Szczepańskis kaum dem geläufigen Mythos der erhabenen ‚Waldmänner‘. Ihr Handeln zeichnet sich durch Kaltblütigkeit und primitive Berechnung aus. Als vorrangige Motivation der geplanten Exekution werden explizit die Schuhe der Festgenommenen genannt. Der soldatische Jargon enthüllt Grausamkeit und moralische Verrohung ihres Denkens, das in dichotomischen Kategorien – die Unseren vs. die Fremden – befangen bleibt. Den Massenmord an Kalmuken erwägen die Soldaten schlicht als Erledigung einer Sache. Szarys Entsetzen angesichts dieses Mordes resultiert aus dem Zusammenprall seiner traditionellen Vorstellung des polnischen Freiheitskämpfers nach Conradschem Vorbild mit der Niedertracht der im Untergrund kämpfenden Partisanen, die zu inhumanen Gestapo-Methoden²⁶ greifen. Am schmerzlichsten erlebt der Protagonist die Gleichgültigkeit, mit der er und seinesgleichen handeln. Das Ausmaß ihrer Verrohung und Ehrlosigkeit zählt zu den Konsequenzen der „Ansteckung mit dem Tod“²⁷. Polnische Soldaten werden während des Okkupationsterrors zu Handlangern des Todes. Eine ebenso erschreckende Begebenheit erzählt der Text *Wszarz* aus demselben Band *Buty i inne opowiadania*. Die Handlung umfasst einen Tag aus dem Partisanenleben der AK-Soldaten. Die Narration rekonstruiert eine vordergründig völlig ‚gewöhnliche‘ Alltagsbanalität. Die Partisanen überführen einen alten, des Verrats verdächtigten Spitzel, der von ihnen mit dem erniedrigenden Schimpfnamen *wszarz*, Dreckskerl (wörtlich ein verlauster Mensch), verhöhnt wird. Die Soldaten fädeln eine Intrige ein, verkleiden sich mit deutschen Uniformen, nehmen den Beschuldigten fest und veranstalten, ähnlich wie die Landser in Fühmanns *Gottesgericht*, ein grausames Spektakel. Sie lassen den Alten sein eigenes Grab ausheben und spotten dabei über seine physische und psychische Gebrechlichkeit. Der Mann wird ohne militärisches Gericht exekutiert. Die Willkürtat ähnelt einem makabren Todesspiel²⁸ bzw. einer Hetzjagd auf Schwächeren und Hilflosen, bei der die Polen wortwörtlich in die für niederträchtig gehaltene Rolle der deutschen Okkupanten schlüpfen.

²⁶ Die Assoziation mit Gestapo wird direkt von Leutnant Szary betont, vgl. J. J. Szczepański: *Buty*, S. 82.

²⁷ Vgl., ebd., S. 79.

²⁸ Vgl. K. Dybciak: *Zabawa w śmierć, czyli „Wszarz” Jana Józefa Szczepańskiego*. In: K. Bartoszyński, M. Wojtkowska, S. Sawicki (Hg.): *Nowele. Opowiadania*. Gawęda. Interpretacje małych form narracyjnych, Warszawa 1979, S. 367-377, hier S. 367

Mit der letzten Erzählung des Zyklus *Koniec legendy* liefert Szczepański einen literarischen Beitrag zu der kritischen Abrechnung der polnischen Intellektuellen mit der Rolle Polens im Zweiten Weltkrieg.²⁹ Leutnant Szary verbringt die letzte Nacht des Jahres 1944 im polnischen Landsgut in Gryniewiczze. In der Ferne hört man die herannahende sowjetische Front, mit der die neue kommunistische Ordnung und somit das Ende des adeligen Landhauses symbolisch angekündigt werden. An der Schwelle zum politisch-historischen Umbruch führt Szary Diskussionen mit den im Landhaus versammelten Gästen, die Vertreter verschiedener sozialer Schichten sind. Im Gespräch mit dem Gutsbesitzer Woyno enthüllt der Leutnant die schmerzliche Wahrheit über das Partisanenschicksal, die auf eine Demythologisierung des polnischen Widerstandes hinausläuft. Am ausdrücklichsten destruieren jedoch Szarys Streitgespräche mit dem Soziologen Siciński und dem Dichter Wielgosz³⁰ das Tabu des polnischen Kämpfers. Das romantische Ethos, an dem der Leutnant trotz schmerzlicher Enttäuschung festhält, wird den Argumenten des „politischen Realismus“ gegenübergestellt. Ganz besonders attackieren Szarys Widersacher den Mythos des Warschauer Aufstands, der die Legende der Heimatarmee wohl am stärksten mitbegründete. Der Heroismus und die ‚Ritterlichkeit‘ der Freiheitskämpfer, deren höchste Ideale Ehre und Aufopferungsbereitschaft darstellten, werden durch die Argumentation über Nutzlosigkeit und Ohnmacht der Heimatarmee-Soldaten in Konfrontation mit der niederschmetternden Überlegenheit des Feindes entlarvt. Das Tabu vom heldenhaften Aufstand erweist sich für Wielgosz als Demonstration politischer Dummheit, auch angesichts der verübten Massaker.³¹

Mit seinen literarischen Polemiken vollzieht Szczepański einen markanten Bruch sowohl mit den von der offiziellen Doktrin des sozialistischen Staates geprägten stereotypen Darstellungsmodi des Krieges als auch mit der romantischen Erhabenheit der AK-Partisanen. Nicht zufällig flicht der Schriftsteller in Szarys Reflexionsfluss explizit die Assoziationen mit Gestapo- und SS-Methoden in Bezug auf die Taten der Polen ein. In der literarischen Ikonographie war die scharfe Kontrastierung der ‚anständigen‘ Polen mit den pervers-inhumanen Nazis ein äußerst populärer Kunstgriff. An dieser Stelle muss man anmerken, dass Szczepański in dieser Hinsicht keineswegs der einzige Tabubrecher war. Auch andere Autoren seiner Generation vertraten eine vergleichbare entmythologisierende Haltung wie etwa Gajcy, Borowski oder Różewicz. Das berühmte Partisanendrama von Tadeusz Różewicz *Do piachu* (*Biss in den Sand*) provozierte viele Kontroversen und galt lange Zeit nach der Veröffentlichung im Jahre 1972 als verpönt. Die 1948 erstmals in *Tygodnik Powszechny* publizierte Erzählung *Buty* rief heftige Empörung hervor. Die Kritiker und auch viele ehemalige Heimatarmee-Soldaten verwarfen den Text als Verunglimpfung polnischen Märtyrertums und Beleidigung der „Heiligkeit der Besiegten“³². Der literarische

²⁹ Zu der kritischen, demythologisierenden Abrechnung mit dem Zweiten Weltkrieg werden auch Romane solcher Autoren wie S. Kisielewski, P. Hertz, S. Brandys oder S. Dygat gerechnet.

³⁰ Als Vorbild für diese literarische Gestalt diente dem Schriftsteller Czesław Miłosz.

³¹ Vgl. J. J. Szczepański: *Koniec legendy*. In: J. J. Szczepański: *Buty i inne opowiadania*, S. 149.

³² Dieser Bezeichnung „świętość pokonanych“ bedient sich Stefan Chwin in Bezug auf das Tabu der Heimatarmee, vgl. S. Chwin: *Strefy chronione – Literatura i tabu w epoce pojałtańskiej*. In:

Tabubruch Szczepańskis³³ wurde umso heftiger angeprangert als der Mythos des AK-Soldaten im Bewusstsein breiter, vom kommunistischen Regime unterdrückter Bevölkerungsschichten ohnehin als eines der letzten Widerstandsbollwerke galt.³⁴ Die Legende von der „Heiligkeit“ der Armia Krajowa wurde zwar von der kommunistischen Propaganda stets geschmäht und verunglimpft. Sie überlebte jedoch umso virulenter im patriotischen Unterbewusstsein der Polen als Symbol des antikommunistischen Widerstandsgeistes schlechthin. Szczepańskis frühe Kriegsprosa traf den wunden Punkt und verletzte aufs Schmerzlichsste das ‚Untergrundtabu‘ vieler national gesinnter Polen.

Im Gegensatz zum polnischen Autor stürzte Franz Fühmann ein Tabu um, das im geschichtlichen Konsens der offiziellen DDR-Staatspolitik verankert war und nach außen hin eigentlich nicht als Tabu gelten wollte. Trotz des offiziellen politischen, antifaschistisch-pazifistischen Imperativs war die Akzeptanz der militärischen Tugenden und des Soldatischen im Unterbewusstsein der DDR-Deutschen nie ernsthaft hinterfragt. Der literarische Verantwortungsdiskurs war ähnlich wie in der Bundesrepublik, von wenigen Ausnahmen wie etwa Böll, Andersch oder Remarque abgesehen, eher dünn und unwesentlich. Obwohl eine explizite Ehrenrettung der verbrecherischen Wehrmacht in Ostdeutschland wegen der antimilitärischen Grundeinstellung der DDR unmöglich war, erforderte der Aufbau eines souveränen Staates und seiner Armee, besonders nach der zweiten Parteikonferenz der SED 1952, positive soldatische Vorbilder.³⁵ Der Militarismus galt zwar offiziell als verpönt, man war dennoch bemüht, „im Militärischen ein Positivum für die Gegenwart zu sehen“³⁶. Viele ostdeutsche Kriegsromane der 1950er Jahre dokumentieren diese widersprüchliche Verfasstheit der DDR, liefern positive Helden und befördern damit latent die Legende von der ‚sauberen‘ Wehrmacht.³⁷ In dieser schizophrenen Situation erhielten die literarischen Konstruktionen vom deutschen Heldentum eine große Virulenz. Die in den Jahren 1957–1958 geradezu inflationär entstehenden Desertionsgeschichten dienten durchaus, wie dies Ursula Heukenkamp bemerkt, der Rehabilitierung des Soldatentums in der DDR und stützten Wunschbilder

Res Publica Nowa 1995, Nr. 10, S. 39-48. Der Text verfügbar im Internet über : http://niniwa2.cba.pl/chwin_strefy_chronione_tabu.htm (Zugriff am 20.01.2011), S. 1-14, hier S. 7.

³³ Am heftigsten wurde der Schriftsteller von Kazimierz Wyka attackiert in seiner Rezension *Zarażeni śmiertcią* in *Odrodzenie*, Nr. 7, (1947), abgedruckt auch in: K. Wyka: *Pogranicze powieści*, Warszawa 1974, S. 341-343. Im Gespräch mit J. Trznadel zitiert Szczepański die empörten Vorwürfe der Kritiker und ehemaligen AK-Soldaten, vgl. J. Trznadel: *Hańba domowa*, S. 307.

³⁴ Vgl. B. Szacka: Die Legende von der Armia Krajowa im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegszeit. In: B. Chiari (Hg.): *Die polnische Heimatarmee. Geschichte und Mythos der Armia Krajowa seit dem Zweiten Weltkrieg*, Oldenburg 2003, S. 847-865.

³⁵ Vgl. J. Ebert: Auf der Suche nach Helden. Literarische Funktionen im Kalten Krieg. In: U. Heukenkamp (Hg.): *Schuld und Sühne? Kriegererlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945-1961)*, Amsterdam-Atlanta 2001, S. 35-45.

³⁶ Ebd., S. 36-37.

³⁷ Jens Ebert bespricht in seinem aufschlussreichen Beitrag zwei eklatante Beispiele, die Romane von Harry Thürk *Die Stunde der toten Augen* (1957) und Dieter Nolls *Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend* (1960).

männlich-heroischen Aufbegehrens.³⁸ Der Ehrbegriff, Apologie des Kampfes und Aufwertung der Kameradschaft, die in der ostdeutschen Literatur dieser Zeit apostrophiert wurden, liefen zwar dem antifaschistischen Mythos entgegen, versuchten jedoch trotz dieses offensichtlichen Widerspruchs die Wehrpflicht konsensfähig zu machen. Fühmanns negative Kriegsprosa mit ihren unheldenhaften, niederträchtigen Protagonisten irritierte diesen literarisch-gesellschaftlichen Konsens und rüttelte stark am Tabu der ‚Anständigkeit‘ des deutschen Landsers. Obwohl diese Texte von der Kritik wohlwollend aufgenommen wurden – *Kameraden* ist zum Kanontext der ost- und westdeutschen Literatur geworden –, da ihre Aussage ideologiekonform war, stellten sie jedoch einen klaren Ausbruch aus dem praktizierten literarischen Nachkriegsschematismus dar. Wider die Muster der Bekenntnisprosa der 1950er Jahre, die die Katastrophe einer „ahnungslosen Generation“ beklagte und jegliche Sinnggebung verweigerte³⁹, zeigt Fühmann ganz präzise das falsche Bewusstsein seiner Soldaten, ihre von der faschistischen Doktrin eingeleitete Wandlung zu Mördern. Die militärische Männlichkeit preußischer Provenienz und ihre spezifisch faschistische Ausprägung werden genau ausgeforscht und auf den Punkt gebracht, auch wenn, was an dieser Stelle nicht unerwähnt werden darf, seine Situationsbeschreibungen in einem schematischen sozialistischen Realismus befangen bleiben und vielerorts durch recht grob geartete Schwarz-Weiß-Malerei irritieren mögen.⁴⁰

Franz Fühmann und Jan Józef Szczepański verbindet das zermürbende Gefühl der generationellen Tragik. Obwohl Szczepański ebenso wie sein literarisches Alter Ego am soldatischen Ethos hängt, stellt er sich den beschämenden Fragen seiner Generation und akzeptiert nicht die beschönigenden Tabuisierungen. Er zeigt sich vom „Verlust der Menschlichkeit“ und von der Gewissheit, wie gleichgültig dieser Verlust hingenommen werden kann,⁴¹ erschüttert. Den Tabubruch hält er trotzdem sowohl persönlich wie auch kollektiv für unentbehrlich. Auch der innerlich verwandelte Fühmann, dessen Lebensweg vom glühenden Nationalsozialisten, über seine Begeisterung für den sozialistischen Staat bis hin zur resignativen Enttäuschung in den 1980er Jahren führte, lehnt die Vorstellung von der endgültigen Vergangenheitsbewältigung ab. Die moralischen Grenzbereiche, in denen seine Figuren agieren, betreffen auch den Autor und seine Vergangenheit selbst. Das innere Tabu bleibt eine offene Wunde, über die zu schreiben, viel Kraft und Überwindung kostet. Fühmann gibt nach Jahren zu: „Ich habe zum Beispiel immer und immer wieder meine Absicht über die Hitlerzeit und den Hitlerkrieg zu schreiben, hinausgezögert, weil ich mit Problemen dieser Art nicht fertig wurde.“⁴² Die Notwendigkeit des Tabubruchs erweist sich für beide Schriftsteller gleichermaßen als tragisch wie auch unentbehrlich. Ihre literarischen Zeugnisse und Widersprüche, die sie aufgreifen, verlieren auch gegenwärtig ange-

³⁸ U. Heukenkamp: Der Zweite Weltkrieg in der Prosa der Nachkriegsjahre, S. 319-342.

³⁹ Ebd., S. 308.

⁴⁰ Darauf macht z.B. Uwe Wittstock aufmerksam. Vgl. U. Wittstock: Über die Fähigkeit zu trauern. Das Bild der Wandlung im Prosawerk von Christa Wolf und Franz Fühmann, Frankfurt a. M. 1987, S. 31-32.

⁴¹ Vgl. J. J. Szczepański: Conrad mojego pokolenia. In: *Życie Literackie*, Nr. 49, (1957), S. 3.

⁴² F. Fühmann: Im Berg. Texte und Dokumente aus dem Nachlaß, Rostock 1991, S. 196.

sichts der in Polen und Deutschland intensiv geführten Debatten über Vergangenheit im Kontext der Europäisierung der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg keinesfalls an Aktualität.

Schlüsselwörter

polnische Literatur, deutsche Literatur, der Zweite Weltkrieg, Legende von der „Heiligkeit“ der besiegten Heimatarmee-Soldaten, Legende vom „sauberen“ Wehrmachtssoldaten, Franz Fuehmann, Jan Józef Szczepański

Abstract

The article entitled “German and Polish Taboo Breaking. On the War Prose of Franz Fühmann and Jan J. Szczepański.” juxtaposes the myth of a ‘decent’ Wehrmacht soldier’s as shown in the short stories by German writer and the myth of the ‘sanctity’ of defeated soldiers of the Home Army, as dubbed by S. Chwin and presented by the Polish novelist. Rooted in the vernacular Romantic tradition, the myth of a noble and loyal freedom fighter ready to lay down his life for the cause is mercilessly exploded by Szczepański. Fühmann abolishes the now legendary myth of clear conscience of a Wehrmacht soldier, largely based on the idea of camaraderie and heroism as popularised in the German war literature of the 1950s. Instead, the author indicates that the Nazi-oriented awareness of German soldiers was key in raising their morale on the battlefield.

Keywords

Polish literature, German literature, The World War II, the myth of the ‘sanctity’ of defeated soldiers of the Home Army, the myth of a ‘decent’ Wehrmacht soldier, Franz Fuehmann, Jan Józef Szczepański.

Bertolt Brechts Idee der politisch-agitatorischen Ästhetik in der Produktion *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?*

Der Film hat die Alltagskultur der Weimarer Republik wie kein anderes Medium geprägt. Das Kino hatte sich schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg von der ursprünglichen Jahrmarkts- und Varieteattraktion zu einer Unterhaltungsindustrie mit eigenen Spielorten und abendfüllenden Spielfilmen emanzipiert. In den zwanziger Jahren etablierte sich der Film als klassenübergreifendes Unterhaltungsmedium und wurde zu einem bedeutenden Wirtschafts- und Kulturfaktor.¹ Mit der wirtschaftlichen Bedeutung veränderte sich auch der soziokulturelle Charakter des Films: Indem er in seiner Anfangszeit vor allem ein proletarisches Massenpublikum angesprochen hatte, so wurde er ab Mitte der zwanziger Jahre zum bevorzugten Unterhaltungsmedium der neuen, nicht-bildungsbürgerlichen Mittelschicht der Angestellten. Das Kino bestimmte in zunehmendem Maße das Alltagsleben, und mit der Entwicklung der technischen Ausdrucksmöglichkeiten sowie durch ambitionierte Produktionen von Regisseuren wie E. Lubitsch, F.W. Murnau, F. Lang oder G.W. Pabst gewann der Film im Verlauf der zwanziger Jahre auch zunehmend künstlerische Anerkennung.

Bertolt Brecht interessierte sich von Anfang an für die neuen Medien des Rundfunks und des Films, denn er begriff schnell, dass die volle Sozialisierung dieser „Produktionsmittel“ sowohl die kulturellen Bedürfnisse der Massen als auch die Produktionsfreiheit der Künstler gewährleisten konnte. Er entwickelte eine der ersten Radiotheorien, die den Ansätzen der rationalisierten Praxis zuzuordnen ist, und in seinen Tagebüchern lassen sich zahlreiche Hinweise auf das Kino finden. Er sah im Film eine neue Vermittlung, die den Gesamtbereich der Kunst betrifft und verändernd auf die traditionellen Künste wirkt. Brecht wurde von den neuen Möglichkeiten des bewegten Bildes fasziniert (besonders von der Möglichkeit, durch die audiovisuelle Technik die Wirklichkeit dokumentarisch abzubilden), aber auch wegen Geldnöten begann er Filme zu schreiben. Nach Gersch „[...] war [das] die erste Phase, in der Brecht zu einem Filmmann hätte werden können. Aber sein Sarkasmus war nicht gefragt, mit dem er den faden Illusionismus des Trivialgenres durchbrach.“² 1930 strengte Brecht gegen die Nero-Film AG einen Prozeß wegen G.W. Pabsts Verfilmung seiner *Dreigroschenoper* (*Die 3-Groschen-Oper*, 1931) an, dessen Gegenstand die Kontrolle des Autors über den Film war. In seiner medientheoretischer Polemik *Der Dreigroschenprozeß* (1931) stellte er diesen Prozeß später als

¹ Vgl. G. Streim: Einführung in die Literatur der Weimarer Republik, S. 30-35.

² W. Gersch: Brechts Auffassungen vom Film, S. 207.

ein „soziologisches Experiment“ dar, mit dem die künstlerische Autonomie in kapitalistischen Produktionszusammenhängen als Illusion entlarvt worden sei.³ Nach dem Scheitern seines Versuchs, die Filmversion der *Dreigroschenoper* zu einem beispielgebenden Werk marxistischer Kunst zu machen, wollte Brecht einen echten kommunistischen Film schaffen, bei dem er wirklich das künstlerische Mitbestimmungsrecht hatte. In seinen Filmschriften beschreibt er, wie er und seine Mitarbeiter – unter dem frischen Eindruck der Erfahrungen aus dem Dreigroschenprozeß – erstmalig in der Geschichte des Films einen Vertrag durchsetzten, der sie – Hersteller – zu den Urhebern im rechtlichen Sinne machte: „Dies kostete uns den Anspruch auf die übliche feste Bezahlung, verschaffte uns aber beim Arbeiten sonst unerlangbare Freiheiten.“⁴

In dieser unabhängigen (anfangs von der Prometheus-Film geförderten) Produktion versuchte Brecht 1931 seine Ideen einer politisch-agitatorischen Ästhetik zu realisieren, indem er sich gemeinsam mit dem Regisseur Slatan Dudow, Ernst Ottwalt und dem Komponisten Hans Eisler an ein Filmprojekt *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?* machte. In dem Streben nach einer proletarisch-aktivistischen Kunst vertrat Brecht die Ansicht, dass es dabei nicht nur um revolutionäre Inhalte und Handlungsmotive gehen konnte, sondern um eine Revolutionierung der Form selbst. In seinen Thesen zum Epischen Theater forderte er, die narrativ-lineare Form des klassischen Dramas aufzubrechen, Psychologie durch Soziologie und Einfühlung durch Kritik und Analyse zu ersetzen, und diese Prinzipien seines Epischen Theaters wollte er nun aufs Kino übertragen.⁵ Der radikal antillusionistische, mit Montagetechnik und Dokumentarmaterial arbeitende Film über die soziale Wirklichkeit Berliner Arbeiter und über Wachsen ihrer revolutionären Haltung während der Weltwirtschaftskrise gilt bis heute als Meilenstein des politischen Kinos.

Der Film besteht aus vier selbständigen Teilen, die durch geschlossene Musikstücke, zu denen Wohnhäuser-, Fabrik- und Landschaftsbilder laufen, getrennt sind. Der erste Teil, der auf einer wahren Begebenheit beruht, zeigt den Freitod eines jungen Arbeitslosen, der vergeblich nach der Arbeit gesucht hat und dem seine Arbeitslosenrente für Jugendliche gestrichen wurde. Der zweite Teil zeigt die Evakuierung der die Miete nicht mehr zahlenden Familie, die vor die Stadt zieht, um in einer Zeltsiedlung namens „Kuhle Wampe“ im Zelt eines Freundes der Tochter Zuflucht zu suchen (Das Berliner Wort „Kuhle Wampe“ bedeutet auch „leerer Bauch“ und weist damit auf die soziale Aussage im Film hin, der in der Zeit der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre spielt). Dort wird das junge Mädchen schwanger, und es kommt unter dem Druck der in der Siedlung herrschenden lumpenkleinbürgerlichen Verhältnisse (eine Art „Besitztum“ an Grund und Boden sowie der Bezug einer kleinen Rente schaffen eigentümliche Gesellschaftsformen) zu einer Verlobung des jungen Paares, die aber bald durch den Entschluß des Mädchens gelöst wird. Im dritten Teil werden proletarische Sportkämpfe gezeigt, die im Massenmaßstab stattfinden und ausgezeichnet organisiert sind. Ihr Charakter ist dabei durchaus politisch;

³ Ebda.

⁴ B. Brecht: Tonfilm „Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt“, S. 210.

⁵ Siehe dazu: W. Jacobsen: Geschichte des deutschen Films, S. 80.

die Erholung der Massen hat kämpferischen Charakter. Bei der Darstellung des Sportfestes wurden große Massenszenen arrangiert, die akustisch mit dem *Sportlied* illustriert wurden: „Kommend aus vollen Hinterhäusern / Finstern Straßen der umkämpften Städte / Findet ihr euch zusammen / Um gemeinsam zu kämpfen. / Und lernt siegen.“. Unter den Sportlern werden kurz auch die beiden jungen Leute aus dem zweiten Teil gezeigt: Das Mädchen hat mit Hilfe ihrer Freundinnen das Geld für die Abtreibung gesammelt, und das Paar hat auf die Heirat verzichtet. Der vierte Teil zeigt Heimfahrende im Waggon bei einem Gespräch über einen Zeitungsartikel, der von der Vernichtung brasilianischen Kaffees zum Zweck der Preisstützung berichtet.⁶ Die persönlich von Brecht geschriebene Szene bildet den Höhepunkt des Filmes: Anni, Fritz und einige Arbeiter streiten mit bürgerlichen und wohlhabenden Männern und Frauen über die Situation der Weltwirtschaftskrise. Als einer der Arbeiter bemerkt, dass die Wohlhabenden die Welt sowieso nicht verändern werden, erwidert darauf einer der Wohlhabenden fragend, wer denn stattdessen die Welt verändern könne. Gerda antwortet: „Die, denen sie nicht gefällt.“

Diese vier relativ selbständigen Teile geben ein Bild von der Not der Arbeitslosen in der Zeit der großen Wirtschaftskrise, sie zeigen aber auch jeweils verschiedene Reaktionen auf Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Misere. Während die beiden ersten Teile eine nüchternde Analyse des Problems geben, deuten die beiden letzten Lösungen an: Solidarität, illustriert an einem Wettbewerb der Arbeitersportbewegung, und kritische Analyse der kapitalistischen Produktionsbedingungen, unter denen Arbeitslosigkeit zwangsläufig wird. Der Film schildert zuerst die Hoffnungslosigkeit und Demoralisierung junger Arbeiter durch Nichtstun und vergebliches Warten auf Arbeit, endet aber in einem Ausbruch von Aktivismus und Hoffnungsfreudigkeit, versinnbildlicht durch das rege Leben und die Zielbewußtheit junger Menschen auf einem Arbeitersportfest. Obwohl der Film im scharfen Realismus das Elend der Arbeitslosigkeit, verbunden mit Exmittierungen, Hunger, moralischer Degradation und Selbstmord, den Gebärzwang und die Bigotterie zeigte, sollte er Brechts Absicht nach endgültig Siegeszuversicht des Proletariats ausstrahlen.

In dem Film geht es um die Folgen der Weltwirtschaftskrise Anfang der 1930er Jahre, indem er die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse widerspiegelt und damit das Arbeitermillieu mit seiner Spießbürgerlichkeit bestätigt. Die propagandistische Wirkung des Films wurde unter anderem durch das Ansprechen dieses typischen kleinbürgerlichen Millieus erreicht, das einerseits von der Beschäftigung mit Unwichtigem und Vorurteilen gegenüber Arbeitslosen, andererseits von der ständigen Suche nach einem Arbeitsplatz geprägt ist.

Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? hat weder eine durchgehende Handlung noch psychologisch vielschichtige Charaktere, die Mitleid erregen könnten. In der Gestaltung der Figuren vermeidet Brecht sowohl Individualisierung als auch Psychologisierung. Die Einfühlung wird konsequent durch Zwischentitel, kommentierende Chöre und Zitate, dokumentarische Passagen sowie durch die kritisch kommentierende (statt untermalende), dynamisierte Musik von Hanns Eisler verhindert.

⁶ Siehe auch: W. Hecht (Hg.): Alles was Brecht ist..., S. 196.

Brechts epischem Theater entspricht der Stil, in dem er den Prozess in seinen allgemeinen, außerindividualistischen Umrissen mit Hilfe der Technik der Montage aufzeigt.⁷ Sowohl die in Blöcken gebaute Struktur, die das Psychologisieren meidet, als auch die Alltag und Geschichte, Spiel und Dokument verbindende Form ist Ausdruck der Ästhetik Brechts, so dass dieser „einzig wirklich revolutionäre Film, der in der Weimarer Republik entstanden [ist]“, als ein umfassendes Dokument von Brechts künstlerischem Wollen bezeichnet werden kann.⁸

Aus finanziellen Gründen musste die Arbeit am Film, dessen Hauptdarsteller Ernst Busch und Herta Thiele waren, mehrfach unterbrochen werden, denn die Herstellung des Films war von ständiger Geld- und Zeitnot überschattet. Die Produktionsgesellschaft Prometheus-Film zog sich vor dem Ende der Dreharbeiten zurück (sie war pleite), und die Produktion übernahm die Züricher Gesellschaft Präsens-Film. Die teuren Tonfilmapparaturen mussten gegen hohe Mieten geliehen werden, so dass die Filmemacher ständig auf der Suche nach neuen Finanzquellen waren. Um die Produktion des Films zu sichern, verzichteten die Schauspieler auf Honorare, auch viertausend Arbeitersportler und Arbeitersänger spielten ohne Bezahlung mit. Durch die Schwierigkeiten, immerfort die Geldmittel aufzutreiben, dauerte die Herstellung des Films über ein Jahr, und inzwischen ging die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland (Faschisierung, Verschärfung der Arbeitslosigkeit und so weiter) in rapidem Tempo vor sich.⁹

Wegen der ungünstigen Licht- und Platzverhältnisse konnte nicht am originalen Ort „Kuhle Wampe“ gedreht werden, deswegen waren für die Aufnahmen zwei Zeltstädte: am Kleinen Müggelsee und am Flugplatz Johannisthal nachgebaut worden. Die mitwirkenden Laienschauspieler stammten aber zum überwiegenden Teil aus „Kuhle Wampe“, wohin sie nach Ende der Dreharbeiten auch wieder zurückkehrten. Dieses ehrgeizige Projekt wäre ohne die uneigennützig Mitarbeit tausender Arbeitersportler, Arbeiterchöre und Agitpropgruppen sowie der Bewohner von „Kuhle Wampe“ zweifellos zum Scheitern verurteilt gewesen wäre. Über seine Eindrücke von dieser Zeltstadt berichtete der Produktionsleiter des Films Georg Hoellering Folgendes:

Es stimmt schon, dort waren viele Proletarier, aber hätten Sie dieses Proletariat gesehen, Sie wären überrascht gewesen. Wenn das deutsche Proletariat und die deutschen Mittelschichten zusammen waren, sagen wir an der See zum Beispiel, sahen sie alle gleich aus. Verglichen mit Kuhle Wampe, hätte Brighton einem Slums ähnlich gesehen. Die Bewohner waren alle sauber und ordentlich, hatten ihre kleinen Gärten usw. und wollten nicht, dass all die Filmleute hier herumtrampelten.¹⁰

In der Weimarer Republik mussten alle Filme der Filmprüfstelle vorgeführt werden, die darüber entschied, ob der Film in der Öffentlichkeit gezeigt werden durfte. Ein

⁷ Vgl. E. Schuhmacher: *Leben Brechts*, S. 112.

⁸ W. Hecht (Hg.): *Alles was Brecht ist...*, S. 209.

⁹ Vgl. B. Brecht: *Tonfilm "Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt"*, S. 213.

¹⁰ C. D. Sprink: *„Wir waren alles einfache Leute“*. Die Geschichte der Arbeiterzeltstadt Kuhle Wampe, S. 1.

Sachverständiger bescheinigte zwar dem Film *Kuhle Wampe*, “[...] daß er künstlerisch ... erheblich über dem Durchschnitt steht”¹¹, jedoch die öffentliche Vorführung des Films am 31. März 1932 wurde verboten – mit der Begründung, er wirke in allen wesentlichen Teilen entsittlichend und gefährde die öffentliche Sicherheit und Ordnung sowie lebenswichtige Interessen des Staates. Er enthalte eine Beleidigung des Reichspräsidenten durch die Verbindung des Selbstmords eines jungen Arbeiters mit dem Erscheinen einer Notverordnung, die die Unterschrift des Reichspräsidenten trägt. Außerdem habe der Film die Justizverwaltung in ein schiefes Licht gestellt, da er gezeigt habe, wie eine Familie durch die Polizei auf die Straße gesetzt wird. Auch die Religion solle lächerlich gemacht werden, und zwar durch Bilder von nackten jungen Menschen, die am Sonntagmorgen, während die Kirchenglocken läuten, fröhlich baden.¹² In der richterlichen Entscheidung stand unter anderem, dass

Kuhle Wampe [...] kein reiner Spielfilm [ist]. Er ist eine Mischung zwischen Spielfilm, Propagandafilm und Reportage aus dem Zeltlager *Kuhle Wampe* und der Arbeiter-Sportbewegung. Sehr scharf und tendenziös ist der Gegensatz zwischen der salten und jungen Generation der Arbeiterschaft herausgearbeitet. Die älteren Leute werden als stumpfsinnige, brutale, materialistische Menschen geschildert im Gegensatz zu den klassenbewußt idealistischen und aktivistischen, politisch kämpferischen jungen Arbeitern. Der Spott und die Verachtung, die dieser Film für die kleinbürgerliche Mentalität der sozialdemokratischen Arbeiter übrig hat, konnte einer gemeinsamen Front der gesamten Arbeiterklasse gegen Hitler nicht günstig sein. Nazis kommen in *Kuhle Wampe* von 1932 nicht vor, die Arbeiterschaft kämpfte untereinander.¹³

Brecht kommentierte diese Entscheidung, dass der Inhalt und die Absicht des Films am besten aus der Aufführung der Gründe hervorgehen, aus denen die Zensur ihn verboten hat.¹⁴ Mit dieser Behauptung erwies er dem Zensor ironisch seine Wertschätzung, denn er sei einer der wenigen gewesen, die den Film wirklich verstanden hätten. Aber viele Künstler und Kritiker in den kommunistischen und linksbürgerlichen Zeitungen protestieren heftig gegen diese Zensurentscheidung. Am 14. April 1932 veranstaltete die Deutsche Liga für Menschenrechte eine Protestkundgebung gegen das Verbot von *Kuhle Wampe*, Ernst Toller bezeichnete die Zensurpraxis als „geistigen Terror”¹⁵, und die *Neue Montags-Zeitung* schrieb am 14. April 1932 Folgendes:

Das Verbot des Films *Kuhle Wampe* [...] ist ein schwerer Schlag – nicht nur für die betroffene Firma selbst, die den Film in einjähriger, mühevoller Arbeit hergestellt hat, sondern auch für alle, die dem Bankrott der bürgerlichen Produktion, ihrem künstlerischen und finanziellen Bankrott, etwas Positives gegenüberzustellen versuchen.¹⁶

¹¹ H. Kächele: Bertolt Brecht, S. 42-43.

¹² M. Esslin: Brecht, S.86.

¹³ W. Jacobsen: Geschichte des dtn. Films, S.81.

¹⁴ B. Brecht: Tonfilm ”Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt”, S. 213.

¹⁵ W. Hecht (Hg.): Alles was Brecht ist..., S. 195.

¹⁶ www.filmportal.de [07.02.2012]

Am 18. April 1932 gab es eine weitere Protestkundgebung gegen das Filmverbot, diesmal unter Beteiligung der Filmschöpfer, und unter diesem Druck sowie nach mehreren selbstzensurischen Eingriffen der Autoren wurde der Film schließlich doch freigegeben, wenn auch mit der Auflage des Jugendverbots und mit der Streichung mehrerer Sequenzen. Zur ersten Aufführung fuhren Brecht und Dudow Mitte Mai 1932 nach Moskau (das war Brechts erster Besuch in der Sowjetunion). Einem Bericht Bernhard Reichs zufolge hatte das Moskauer Publikum einen der üblichen revolutionären Propagandafilme erwartet und war über die ruhige, sachliche und protokollarische Behandlung des Gegenstandes befremdet, außerdem entsprach die Darstellung von Arbeitslosen im Film den Vorstellungen der sowjetischen Kritiker nicht, so dass *Kuhle Wampe* damals weder beim Publikum noch bei der Presse richtig ankam. Ab 30. Mai wurde der Film in Berlin gezeigt: Die deutsche Erstaufführung fand am 30. Mai 1932 im Berliner Filmtheater Atrium vor fast 2000 Zuschauern statt. Hier lief der Film zehn Tage lang, und der Erfolg führte zur Übernahme des Films in dreizehn weiteren Berliner Kinos, wo er einer Presseanzeige zufolge bereits in der ersten Premierenwoche von mehr als 14000 Besuchern gesehen wurde.¹⁷ Ende 1932 kam *Kuhle Wampe* auch in anderen europäischen Großstädten zur Aufführung, und 1934 wurde er in New York unter dem Titel *Whither Germany?* gezeigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg galt der Film bis 1958 als verschollen, danach war er in der DDR und in der BRD (1968 vor dem Hintergrund der Studentenbewegung) wieder zu sehen. *Kuhle Wampe* wurde zum Höhepunkt des proletarischen Films in der Weimarer Republik, der Film wird auch als der erste deutsche Film des sozialistischen Realismus bezeichnet.¹⁸ 2008 wurde in dem Suhrkamp-Verlag die neuste Filmedition nicht nur gelungen technisch bearbeitet, sondern auch mit einem historisch wichtigen Dokument erweitert und durch die umfangreiche Dokumentation sowie das filmische Bonusmaterial ergänzt.

Der Film wollte von der Solidarität der Arbeiter erzählen, und zwar von der Solidarität auf unterschiedlichen Ebenen: Er zeigt sowohl Arbeitersportvereine als auch Arbeiterkultur und -bildungsvereine mit ihrer politischen Ausrichtung. Die Aussage wird durch die Schlußzene betont, in der das zum Klassiker des Proletenkults gewordene *Solidaritätslied* gesungen wird: „Vorwärts und nicht vergessen / Worin unsre Stärke besteht! / Beim Hungern und beim Essen / Vorwärts, nicht vergessen / Die Solidarität!“ Der Film soll jedoch angeblich nie auf parteipolitische Ziele hin inszeniert worden sein: Der Produktionsleiter Hoellering versicherte, dass es das Drehbuch gebe und dass man alles, was man wollte, in das Drehbuch hineinlesen konnte. Die Filmmacher diskutierten es nie von einem parteipolitischen Standpunkt aus. Nur in einem Falle versicherte man sich der Hilfe der Kommunistischen Partei: In dem Gebiet, in dem die Dreharbeiten durchgeführt wurden, waren Nazi-Sturmtruppen gewesen, deswegen baten die Filmleute die Kommunisten, ihren Standort zu sichern. Das Bild der kommunistischen Solidarität wurde nämlich von dem heranstürmenden Nationalsozialismus durchaus als eine

¹⁷ Nach: W. Hecht (Hg.): *Alles was Brecht ist...*, S. 196.

¹⁸ H. Kächele: Bertolt Brecht, S. 42-43.

Gefahr wahrgenommen, deshalb mussten schon die Dreharbeiten vor Nazi-Schlägern geschützt werden, und 1933 wurde *Kuhle Wampe* ganz verboten.

Heinz Hofmann betonte in dem Programheft zum Film, dass die darin dargestellte Geschichte kein Einzelschicksal darstellt:

Sie ist eine menschliche Chronik der Krise Anfang der Dreißiger Jahre. Sie zeigt, daß die Welt nicht gut sein kann, solange sie nicht denen gehört, die wissen, warum sie schlecht ist, und die sie bessern können. Jener Kraft, die unaufhaltsam Besitz ergreifen hat und Besitz ergreifen wird von dem, was ihr eigen ist: von der Arbeit und von den Früchten der Arbeit. Damit die Welt blühe. Deine und meine!¹⁹

Auch Georg Herzberg sah die Gruntendenz dieses Films darin,

[...] den Arbeitern klar zu machen, daß es für den Kampf des Proletariats nicht genügt, bei Wahlen rote Stimmzettel abzugeben oder ein rotes Parteibuch in der Tasche zu tragen, sondern daß auch eine geistige Umstellung im Privatleben jedes einzelnen notwendig ist. [...] Der Film darf vielleicht als typisch für einige unserer Parteien angesehen werden. Solange man die Fehler der anderen geißelt, hat man Schwung und klares Auge, und wenn man das eigene Tun darstellen soll, rettet man sich in die Phrase.²⁰

Dem Film wurde dabei vorgeworfen, dass er schönfärbt: Die Familie des Arbeiters Bönicke wird zwar durch Gerichtsurteil exmittiert, aber die Not wird eigentlich kaum gezeigt. Ein arbeitsloser junger Mensch begeht Selbstmord, aber das ist als ein individueller Akt der Depression geschildert, und „[...] sonst gibt es da noch gute dicke Suppe, Möbel und Fahrräder, Radio, Flaschenbier, Eisbein und schwarze Seidenkleider, in der Zeltstadt Kuhle Wampe geht das schöne Sommerwetter nicht zu Ende, bei den Arbeitersportlern wimmeln Rennboote und Motorräder. Nein, die Not, die wirkliche Not wird nicht gezeigt [...]“²¹

In dem Film *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?* hat Brecht die auch in anderen seinen Werken propagierte politisch-agitatorische Ästhetik zum Ausdruck gebracht, indem er sowohl die Probleme und Angelegenheiten, die die Steuerung von Staat und Gesellschaft betreffen, als auch zahlreiche Fragen und Probleme, die den Aufbau, den Erhalt sowie die Veränderung und Weiterentwicklung der öffentlichen und gesellschaftlichen Ordnung anbelangen, angesprochen hat. Rudolf Olden, Besitzer der Filmprüfstelle, der auch gegen die Zensurentscheidung Einspruch erhoben hat, schrieb vom Film, dass er den Weg

[...] aus dem Elend der Arbeitslosigkeit zur Freude proletarischen Sporttreibens, aus der Enge der Hinterhauswohnung zum Genuß der Natur, aus der Verbissenheit stickigen Familiengezänks zu kameradschaftlicher Solidarität der Jugend, aus dem Druck kleinbürgerlicher Verzweiflung zu idealistischen Zukunftshoffnungen [zeigt]. Wenn mehr darin ist, wenn dahinter sich [...] ein heimliches, hintertückisches Attentat auf

¹⁹ H. Hofmann: Progress Filmprogramm *Kuhle Wampe* 66/58.

²⁰ G. Herzberg: *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?* In: *Film-Kurier* Nr. 126, 31.5.1932.

²¹ W. Hecht (Hg.): *Alles was Brecht ist...*, S. 200.

die Republik [verbirgt], nun, so will ich mein Leben lang keinen klaren Tatbestand mehr erkennen können [...].²²

Als Ausdruck der Ästhetik Brechts gilt im strukturellen Bereich die in Blöcken gebaute Struktur, das Meiden vom Psychologisieren sowie die Montagen von kommentierenden Chören und Zitaten, die Alltag, Geschichte, Spiel und Dokument verbinden. Bei Brechts starkem Engagement für die Inszenierung und für die Führung der Darsteller entstand ein Film, der das künstlerische Wollen des Autors dokumentiert.

Brecht interessierte sich dabei wie immer für politische Fragen, die er als Fragen des menschlichen Zusammenlebens verstand, und bei ihrer Beantwortung spielte eine große Rolle für ihn – neben subjektiven menschlichen Meinungen und Überzeugungen über Interessen und Rechte der Einzelnen – auch der Wille, diese durchzusetzen. Obwohl das Medium Film von Anfang an für Brecht wichtig war, bilden seine Ansichten und Hinwendungen zum Film keine ästhetische Einheit, die mit seiner Theorie des epischen Theaters vergleichbar wäre. Es ging ihm nicht bloß um die Reproduktion seines Stücks, er wollte auch eine andere Art Film, als sie die herrschende Konvention bot. 1942 bemerkte Brecht: „Immer wieder staune ich über die Primitivität des Filmbaus. Diese ‚Technik‘ kommt mit einem erstaunlichen Minimum an Erfindung, Intelligenz, Humor und Interesse aus. Man klettert von Situation zu Situation und setzt beliebige Figuren ein. Es wird damit gerechnet, daß die Schauspieler nicht spielen und die Zuschauer nicht denken können.“²³ Damals stand Brecht mit solchen Vorstellungen allein, deswegen ging er von seinen theatralischen Konzepten aus und suchte dabei nach Formen und Inhalten, die die filmische Ästhetik erweitern könnten. Im Exil bemühte sich Brecht weit mehr um den Film: Er schrieb über fünfzig Filmentwürfe, aber nicht eine Geschichte wurde ihm abgenommen:

Brecht verzichtete weder auf Realismus noch auf Logik, und wenn er auf die veränderten Dramaturgien des Tonfilms einging, dem die Typisierungen und kommentierenden Montagen des Stummfilms fremd wurden, so blieb Brechts Auffassung vom Film doch von einer aufklärerischen, die Gesellschaft kritisch durchleuchtenden Sinnggebung bestimmt. „Ausmathematisieren“ nannte er die intellektuelle Durchdringung des Stoffes. Dafür war Hollywood nicht zu haben. Und der Film hatte seine letzte Chance verpaßt, in Brecht einen Autor zu finden.²⁴

Literaturverzeichnis:

Berg, Günter; Jeske, Wolfgang: Bertolt Brecht. Stuttgart – Weimar 1998.

Brecht, Bertolt: Gesammelte Werke. Band 18: Schriften zur Literatur und Kunst. Frankfurt am Main 1967.

Esslin, Martin: Brecht. Das Paradox des politischen Dichters. Frankfurt am Main – Bonn 1962.

²² Ebda, S. 199.

²³ Ebda, S. 207.

²⁴ W. Gersch: Brechts Auffassungen vom Film. S. 210.

- Gersch, Wolfgang: Brechts Auffassungen vom Film. In: Hecht Werner (Hg.): Alles was Brecht ist... Fakten – Kommentare – Meinungen – Bilder. Frankfurt am Main 1997. S. 207- 211.
- Gersch, Wolfgang: Film bei Brecht. Bertolt Brechts praktische und theoretische Auseinandersetzung mit dem Film. Berlin 1975.
- Hecht, Werner (Hg.): Alles was Brecht ist... Fakten – Kommentare – Meinungen – Bilder. Frankfurt am Main 1997.
- Herzberg, Georg: Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt? In: Film-Kurier, Nr. 126 / 31. 5. 1932 [www.filmportal.de, Zugriffsdatum: 07. 02. 2012].
- Hofmann, Heinz: Progress Filmprogramm Kuhle Wampe 66/58.
- Jacobsen, Wolfgang; Kaes, Anton; Prinzler, Hans Helmut (Hg.): Geschichte des deutschen Films. Stuttgart – Weimar 2004.
- Kächele, Heinz: Bertolt Brecht. Leipzig 1984.
- Knopf, Jan: Brecht-Handbuch. Lyrik, Prosa, Schriften. Eine Ästhetik der Widersprüche. Stuttgart 1984.
- Kracauer, Siegfried: Von Caligari bis Hitler. Frankfurt am Main 1979.
- Schumacher, Ernst: Leben Brechts. Berlin 1978.
- Sprink, Claus-Dieter: „Wir waren alles einfache Leute“. Die Geschichte der Arbeiterzeltstadt Kuhle Wampe. In: Müggelheimer Bote, Nr. 06/2001. [www.mueggelheimerbote.de, Zugriffsdatum: 07.02.2012]
- Streim, Gregor: Einführung in die Literatur der Weimarer Republik. Darmstadt 2009.

Schlüsselwörter

Weimarer Republik, Bertolt Brecht, das politische Kino, der kommunistische Film, das epische Theater

Abstract

The article applies to the film production of Bertolt Brecht *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?*, which was made in years 1931/32 in cooperation with Slatan Dudow, Ernst Ottwalt and Hans Eisler. An author, describing the circumstances of the film production, its content, form and reception (especially problems with censorship), wanted to present the aspect of political and agitational significance of the film, as well as the way of transposition of the theory of epic theatre created and promoted by Brecht, by means of which he was breaking narrative and linear form of classical drama, replacing psychology with sociology, as also inner involvement and viewer empathy with a critical and analyzing glance. Radically anti-illusionistic film, acting with editing technique and documentary material concerning social reality in the environment of Berlinians workers, with the development of their revolutionary attitudes in the time of the world's crisis in '30s is recognized up day as milestone of the political cinema.

Keywords:

Weimar Republic, Bertolt Brecht, political cinema, communistic film, epic theatre.

Tankred Dorst, *Die Schattenlinie*: Ein Beitrag zur Poetik des postmodernen Dramas

Im Programmheft des Schiller-Theaters Berlin zur *Großen Schmährede an der Stadtmauer* verdeutlicht Tankred Dorst das spezifische Gewicht der Poetik seiner Werke wie folgt: „Was auf der Bühne als meine Erfindung dargestellt wird, muss ich an der Wirklichkeit prüfen, denn die Verführung, sich im »reinen«, das heißt unverbindlichen Spiel zu verlieren, ist groß.“ (Dorst 1989 : 78) Mit dem Wort Verführung markiert Dorst seinen unüberbrückbaren Abstand zu dem, was die traditionsträchtige Poetik so ausdrücklich begünstigte: die Wirklichkeit ebenso unvermeidlich wie irreführend als wunderbare Quelle von Glück, Anstand und Moral hervorzubringen. Die traumatischen Erfahrungen unserer alltäglichen Welt vertragen sich jedoch nicht mit der Vorstellung eines „Daseinsentwurfs“ (Baer 2002 : 239), durch den das Individuum seine himmlischen Wunschträume beschwören kann.¹ Die Frage, die im Mittelpunkt von Tankred Dorsts Poetik steht, findet ihren bildlichen Ausdruck eher in der Metapher des Schattens, die als poetische Figur für die Mitteilbarkeit von traumatischen Erfahrungen des modernen Lebens alle Attribute sinnstiftender Schaffenskraft geradezu zu verkörpern scheint.

Das Drama *Die Schattenlinie* beginnt mit einem Prolog, in dem Tankred Dorst die graue Seite des modernen Daseins heraushebt. Das Wesen dieser neuen Existenzweise erschließt sich darin, dass Schockerlebnisse die Erfahrung des modernen Menschen fragmentieren und ihn dem universalen Lebenssinn entziehen. Ergiebig in seinem Sinne ist der erste Satz des Prologs: „Hört denn niemand das Geschrei ringsumher?“ (Sl 9)² Als existentielles Verfallsymptom sind im Prolog einige exakt nüchterne Ausdrücke im Spiel, die durch die schlichte Benennung der Geschehniskulisse im Drama den Eindruck eines völlig abgedichteten Entfremdungszusammenhangs

¹ Hier klingt Heidegger an. Baer macht Anleihen bei Heidegger und verbindet den Ausdruck Daseinsentwurf mit der menschlichen „Fähigkeit, sich selbst historisch, als Teil der Geschichte zu begreifen, zu bezeichnen.“ (Baer 2002 : 239) Um sich in der Geschichte als selbstbewusstes Wesen zu behaupten, so Heidegger, muss man die existentiellen Möglichkeiten seines Daseins erschließen und wählen können. „Im Felde des Zuhandenen und Vorhandenen begegnen ständig solche Möglichkeiten: das Erreichbare, Beherrschbare, Gangbare und dergleichen.“ (Heidegger 1972 : 261) Diesem ernsten Dasein können nur Leute zum Siege verhelfen, die unverhüllt die platte Aufklärung von vorgestern in Verruf zu bringen und das Leben nicht einseitig, sondern als Ganzes, wohl samt seinen Schattenseiten aufzugreifen vermögen.

² Die Sigle Sl und Zahlenangaben in Klammern nach den Zitaten beziehen sich hier und künftig auf die Seiten im Stück *Die Schattenlinie*.

beschwören. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang einige Ausdrücke, die den Gesamttenor von Dorsts Werk anschlagen. An einer Stelle heißt es: „Auf den Dächern stehen Scharfschützen und zielen auf Passanten. Sie verbergen sich nicht einmal...Auf Plakaten hat die Regierung gewarnt: Bürger seid vorsichtig! Aber wie soll man sich schützen? Niemand kennt ja den Feind....die Mörder sind tückisch.“ Und ein Stück weiter: „...niemand spricht aus, dass in Wahrheit eine immer mehr um sich greifende Lust am Töten [...] alles, was geschaffen ist, wieder zu zerstören, die Ursache ist, dass Städte in Trümmer fallen [...] zerhackte, zerstückelte Menschen mit Lebenden zusammen in Kalkgruben gekippt werden.“ (Sl 9)

Die Verzweiflung, die sich im Text rabiat artikuliert, mag als appellative Klage über eine unabänderliche Verkehrtheit der Welt gelten, die Adorno als „die Signatur des Zeitalters“ erkennt, in dem „kein Mensch, ohne alle Ausnahme, sein Leben in einem einigermaßen durchsichtigen Sinn (...), mehr selbst bestimmen kann (...). Freiheit hat sich in die reine Negativität zusammengezogen“ (Adorno 2003 : 41) Tankred Dorst wollte allerdings, wie es die kritischen Wortkaskaden im Prolog aufkündigen, das um sich greifende Fortwuchern von Gewalt und – man ist geneigt zu sagen – materialistisch fundierten Terror aufdecken. Das Individuum sieht sich einer Welt gegenüber, wie sie zuletzt und zuinnerst einer neuen Katastrophenstimmung erliegt.³ Das ist durchaus sein Fall, und die so reizvolle im Sinne stürmischen Erlebens wie vertrackte innere Lage ist die, dass es sich vielmehr darauf gefasst machen muss, es mit viel Unruhe und inhumaner Gehässigkeit zu tun zu bekommen. Die Grundfesten dieser grausigen Grundierung modernen Zeitalters sieht Dorst in mannigfaltigen Ausprägungen. Im Nachtrab einer technokratisch fortgeschrittenen Gesellschaft stellt sich eine neue Lebenserfahrung ein, die sich in der Grundfigur der Anonymität, der Aggression, des Schreckens und der Gewalttaten offenbart. Der Fall ist symptomatisch, weil er den kritischen Impetus des Dramas *Die Schattenlinie* enthüllt. Wenn es in dieser schockierenden Bestandsaufnahme so etwas wie ein übergeordnetes Thema gibt, so ist es die Frage: Warum denn alle Leute ringsumher die pathologisch-seelenlosen Tatbestände

³ Die Erörterung des Katastrophengedankens in der europäischen und der slawischen Zivilisation beschäftigte fast wie eine fixe Idee George Steiner, der wahrhaben will, warum sich im 20.Jh. die Unmenschlichkeit immerwährend festsetzt; „Unsere aktuellen Besorgnisse – über die Gewalt auf unseren Straßen, über die Hungersnöte in der sogenannten Dritten Welt, über Regressionen in barbarische ethnische Konflikte (...)“ (Steiner 2001 : 8). Was Steiner beunruhigt, ist „der Wahnsinn“ (11) der menschlichen Spezies, der sich darin offenbart, „dass verfeinerte Intellektualität und künstlerische Virtuosität (...) mit totalitären Forderungen kollabieren“. (10) Und ein Stück weiter: „Prachtvolle Konzerte, Ausstellungen in großen Museen (...) gedeihen in enger Nachbarschaft der Todeslager.“ (10) Den Menschen des 20 Jhs führt – in Steiners eigenen Worten – „Bestialisierung“ (11) an Abgründe.

Dieter Wellershoff sieht die endzeitliche Stimmung in der „Vorstellung kommender Katastrophe wie Überbevölkerung, Umweltvernichtung, Nahrungs- und Rohstoffknappheit“, deren zerstörende und verödenende Wirkung unvermeidbar ist./ Angesichts dieser übermächtigen Gefahren gerät das Individuum in den Zustand der „Trägheit (...) mit der die Menschen für kurzfristige Vorteile und Bequemlichkeiten spätere Katastrophen in Kauf nehmen.“ Statt die Ich-Schwäche zu überwinden und seiner Lebensstimmung im Zusammenhang mit der Richtung auf die Zukunft nachzuhängen, verherrlichen die jungen Menschen „ein gleichgültiges, trotziges oder bequemes »ohne mich« Leben. (Wellershoff (1980 : 36)

ringsumher überhören und übersehen? Dorsts Individualismus, verbunden mit moralischer Empfindlichkeit, lässt seine Figuren zwar ansatzweise zwischen Schuldgefühlen und Selbstrechtfertigungen schwanken, nach einem Ausweg suchen, von dem aber der Autor weiß, dass es ihn eher in der abstrakten Theorie gibt. Bedeutsam für unseren Zusammenhang ist die folgende Implikation:

„Ein Mensch ist aber ein Konglomerat aus vielen Ideen und Wünschen und Hoffnungen, und die haben nichts miteinander zu tun, sie widersprechen einander, und sie bekämpfen sich. Ein Mensch hat die verschiedensten Eigenschaften, man kann nicht sagen, welche die wichtigste ist.“ (Dorst 1983 : 28)

Die künstlerische Ehrlichkeit des Dramas *Die Schattenlinie* zeigt sich in der Brüchigkeit des vom Autor errichteten Weltbildes. Die Handlung lässt sich nicht als kohärente Fabel einkreisen, was zuletzt und vor allem der Weltanschauung und dem ästhetischen Grundeinfall des Verfassers zuzuschreiben ist. Den Hintersinn seines Verfahrens formuliert Tankred Dorst in seinen *Frankfurter Poetikvorlesungen* bedeutungshaltig wie folgt: „Das habe ich verstanden, sehe, dass im Unfertigen, auch Ungereimten, Unzusammenhängenden ein großer Reiz liegt, und so sehe ich viele meiner Stücke als Fragment.“ (Dorst 2008 : 352)⁴ Es kann deshalb nicht verwundern, dass sich der Autor in seinem Drama auf die sogenannten fragmentarischen Gegebenheiten einstellt, somit auf das Erzählen verzichtet und sich kritisch mit dem Vorzeigen von Tatsachen und Wirklichkeit abfindet. Die Handlung ließe sich, wie es Dorst in Anlehnung an eine Kritik über sein Stück *Eiszeit* formuliert, „auf eine Briefmarke (zu) schreiben.“ (Dorst 2008 : 354). Dieser knappen und präzisen Erzähltopographie beschließt Dorst in allen seinen Stücken gerecht zu werden. Die „Poetisierung“ der „Geräusche des Schreckens und der Gewalttaten“ und der „um sich greifenden Lust am Töten“ (Sl 9) in storyhafter Ausmalung bleibt ein fragwürdiges Geschäft.⁵

Das Stück *Die Schattenlinie* beginnt mit einem spannungsgeladenen Einbruch im Arbeitszimmer des Vaters; ein Schwarzer, ein Unbekannter selbstverständlich, schlägt die Glastür zur Terrasse ein und steht plötzlich mitten in dem Wohnzimmer da. Malthus, der Vater der Familie, macht keine andere Erfahrung als die eines Schocks.

-
- ⁴ Zum literarischen Fragment als modernem Formprinzip finden sich viele Hinweise bei Peter Bürger, bei dem es heißt, dass es sich „nicht als Teil eines ehemals vorhandenen Ganzen“ ausweisen kann. Dieses Dilemma verbindet Bürger mit der „Krise des modernen Bewusstseins“ und denkt dabei, das Verhältnis des Ich zur Welt sei ins Stocken geraten: „Die Auflösung der Kontinuität des Ich und die Unfähigkeit, soziale Beziehungen einzugehen, greifen ineinander. Das Ich wird pathologisch, zugleich aber scharfsichtig für die eigenen Schwächen und für die Kälte der Welt.“ Den Gemütsmodus des Individuums der neuen Zeit reflektiert Bürger im Zeichen der Sehnsucht nach der alten Zeit, was er anschaulich unter Verweis auf Heinrich Heine macht: „Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich/ Gedenke ich der alten Zeit;/ Die Welt war damals noch so wöhnlich, / Und ruhig lebten hin die Leut’“ (Bürger 1988 : 77, 147, 148, 149).
- ⁵ Um mit der Zeit Schritt zu halten, die freilich „die Vorherrschaft der Technik und Industrie begünstigt“, sei es notwendig, so Emil Staiger, „ein »wahres« und ekelhaftes Bild des Lebens zu bieten. Eine Geschichte von anständig-freundlichem Wesen zu erzählen, – in Staigers eigenen Worten – „das Schöne wie eine Insel inmitten einer feindlichen Welt zu hüten“, sei „museal“ (1969 : 11).

Nicht etwa eine bedrohliche Begegnung mit dem Verbrechen der körperlichen Gewalt oder der Raubsucht ist im Spiel, sondern ein hoffnungslos naives, jäh aufblitzendes, absurdes Ereignis zerbirst die Ruhe des Hauses. Der Schwarze hat eine zwar enorm radikale, dennoch bescheidene Forderung. Er beehrte unerbittlich Malthus' Schuhe auf und verschwand erst, als er sich mit drei paar Schuhen versorgt hatte. Man kann am Beispiel der ersten Szene die Vermutung hegen, dass es bei jenem Einbruch eines unbekanntem Schwarzen auf die Auflösung der Ordnung abgesehen war, die offensichtlich ein postmodernes Profil gewinnt. Zu schillerndem Spektrum jenes Einbruchs lesen wir in der Regieanweisung: „Nacht. Malthus in seinem Arbeitszimmer. (...) Hinter ihm wird plötzlich die Glastür zur Terrasse eingeschlagen: Der Schwarze steht da.“ (Sl 10) Die merkwürdige Gewaltszene nimmt einen feindseligen Anlauf in dem Moment der abreißenden elektrischen Beleuchtung: „Das Flurlicht funktioniert nicht, die Birne ist kaputt, weiter nichts. Aber wer beschafft eine neue Birne?“ (Sl 10) Zu viele Vorstellungen von Optimismus verbinden sich mit dem Begriff der Ratio, mit dem der Ordnung, als dass er auf befriedigende Weise etwas Ernsthaftes hätte sein können. Wie falsch diese flach rationalen Vorstellungen allüberall so beredt beschworen wurden, exemplifiziert nachgerade die Szene mit dem Schwarzen, der „die kaputte Glühbirne“ zeigt, „die er ausgetauscht hat“ (Sl 24) Der Schwarze fühlt sich kräftig genug, den Weißen siegreich Widerpart zu halten: „Meine Väter und Großväter haben noch viel Größeres vollbracht.“ (Sl 25) Der spezifische Habitus dieser Szene nimmt Gestalt einer Verkennung der tyrannischen Ambitionen an, die darauf abzielen, das Prinzip der Ordnung absolut zu setzen.⁶

Den modernen Ehrgeiz verkündet auch die zentrale Figur des Dramas, der Gelehrte Malthus, wenn er auf die Unterstützung der Ordnung und des Fortschritts bedacht ist: „Unser ganzes Denken ist auf Entwicklung programmiert.“ (Sl 12) Seine Gedanken- und Gefühlswelt von fast unwiderstehlichem Anspruch auf den Primat der Ratio lässt den gelehrten Malthus ein Stück weiter erkennen: „Aufklärung ist wichtig“ (Sl 15) Es ist im Grunde ein starkes Kompliment an die Idee einer Weltsehnsucht nach rationaler und intellektualistischer Gesamtbewegung unserer Zeit. Beklagenswert von Gemüts wegen versucht der Gelehrte im Angesicht des extravaganten Schwarzen den großen Intellektualismus als stürmendes Vorwärts und zeitbeherrschende Macht umsonst vorzuspiegeln. Gegen all dies rational konzipierte Zeitalter steht in revolutionärer Jugendfrische das dynamische Prinzip, – welches entschieden die anregendste Art von Dunkel ist. Was vor allem auffällt, ist die Dezentrierung des Sinns, die

⁶ Dies erklärt wohl den postmodernen Stellenwert des Dramas, den Achille Bonito Oliva als eine Absage an die Moderne zu entdecken glaubt: „Die Kunst kann nicht Praxis der Versöhnung sein, da sie immer die Produktion von Differenzen ist“. (Oliva 1982 : 87). Aus dem Blickwinkel der Dialektik von Moderne und Postmoderne betrachtet Albrecht Wellmer die Versöhnung als „Verblendungszusammenhang der instrumentellen Vernunft“ (Wellmer 1985 : 76) Durch das Vorkommen jener Erscheinung, die Wellmer mit der „instrumentellen Vernunft“ bezeichnet, wird die Moderne als ein bloßer „Apparat der Herrschaft“ (Wellmer 1985 : 74) gemeint. Wolfgang Iser spricht in diesem Zusammenhang von „Grundobsession“ (1997 : 6) der Moderne, buchstäblich gedacht als „Einheitsträume“, (1997 : 6) die zu einer Weltbewegung geworden sind, von der alle möglichen Gebiete des Geistes und der Wissenschaft sich ergriffen zeigen.

zuweilen zu feindseliger Nichtachtung zu führen droht, zuweilen die Möglichkeiten neuer Formgeburten des Lebens ahnen lässt. Der Schwarze erscheint aufrührerisch im vollkommensten Sinn des Wortes als ein toller Widerspruch zur rationalen Lebenserkenntnis. Sein Einbruch in die Wohnung des Gelehrten ist affektiver Natur, ein Nachweis, durchaus im Sinn der antirationalen Tragweite. Der Gelehrte Malthus schließt die Begegnung mit dem Schwarzen mit einem äußerst schlichten Satz: „Was bist du für eine verrückte Erscheinung!“ (Sl 12) Der Schwarze selbst identifiziert diese Worte umstandslos mit seiner jedweder ungewohnten antirationalen Lebensverwirrung. Hier bricht ein Akzent auf die Vorteile des Wahnsinns durch, der zu den extremen Äußerungen des Dramas gehört. Im Schwarzen setzt sich der Ehrgeiz fest, die allesamt endgültigen Ordnungen, durch wahnsinnigen Einbruch aufzulockern und aufzulösen. Es wäre eines besonderen Hinweises wert, hervorzuheben, dass der Destruktionstrieb des schwarzen Eindringlings – in Foucaults eigenen Worten – „in einen Zustand der Nicht-Vernunft“ eintritt. (Foucault 1974 : 11) Diese Geistigkeit ist gerade mit der Idee verbunden, dem eigentlichen Lebenstrieb Vorsprung zuzuschreiben und aus dem elitären Elfenbeinturm auszubrechen. Es scheint, als ob alle jungen Leute, insgeheim und ohne es zu wissen, wünschten, gegen die durch instrumentelle Vernunft gesicherte Lebensordnung anzurennen, gleichwohl ein schwärmerisch grenzenloses Lebensverlangen anzunehmen. Überdross an der Zivilisation, wühlende Sehnsucht nach Heimkehr ins Natürlich-Elementare, Rütteln an den bürgerlichen Normen, wozu sich Malthus ohnehin bekennt: „Wir sind ja eigentlich ganz bürgerliche Leute“ (Sl 28) ; alles tritt zusammen, um der Revolte gegen die „unbestechliche Rationalität und aufklärerischen Impetus“ (Sl 29) der intellektuellen Elite eine zentrale Bedeutung zukommen zu lassen. Die Frage, ob der Verstand als Ein-und-Alles der Weltgestaltung nach einer besseren Wirklichkeit, einem reineren, wahreren, schöneren, edleren Leben, einer dem Geiste wohlgefälligeren menschlichen Gesellschaft verlangen kann, geistert im Stück *Die Schattenlinie* auf eine kritisch-pointierte und decouvrierende Weise herum. Man denke dabei an die Vorgänge in Gestalt von Gewalt in all ihren Abschattungen. Den wunden Punkt berühren der Zusammenbruch der Harmonie im Verhältnis der Menschen zueinander, jener bekanntermaßen geistig-moralischen, der monströse Rassismus den Schwarzen gegenüber, die Vervielfältigung von Sinn, die Krise des Subjekts, des vereinzelt Einzelnen, seine Brüchig- und Beziehungslosigkeit, seine Diffusion, die verstörte Kommunikation, die gehetzte Rücksichtslosigkeit der modernen Zivilisation. Jens ist niemals von Anfälligkeit frei, verderblichem Rassismus nachzuhängen, von dem im Drama die Rede ist. Auch das Lachen des Schwarzen ärgert ihn: „Wenn ich dich so sehe, überlege ich mir, wirkt Zyklon B auch bei Schwarzen“. (Sl 35) Der entmutigende Aspekt der Zivilisation in einem direkt politischen und sozialen Sinn findet seine sigelhafte Bestätigung in den Worten: „Die Armen in der Welt! Ein Schreckensbild!“ (Sl 19), oder: „Venedig.... stinkt bloß“ (Sl 21)

Das gesamte dramatische Geschehen spielt sich im Wohnhaus einer Familie ab, die dem Autor den Vorwand für eine bittere Analyse des Kulturzerfalls, einer „Zivilisation des Endes“ (Roeder 1995 : 281) liefert. Was wir alles an Vorstellungen von Harmonie, glücklicher Ausgewogenheit oder gar der Gemütlichkeit des

Zusammenseins im Familienkreis verstehen, bringt uns Dorsts Drama in seinem Radikalismus des Elends in Verlegenheit. Tatsächlich bleibt in Malthus' Familie immer viel Dämonisch-Dunkles, Unmenschliches, das den Leser kalt und schreckhaft anweht. Von einer erschreckenden, zum Kriegerischen geneigten Aggression und einer ungläubigen Verfallenheit an die dämonische Rhetorik der Familienmitglieder untereinander ist da die Rede. Das nahezu oder schlechthin Unfassliche ist, dass alle Familienmitglieder, die Eltern und die Kinder, in einem furiosen Drauflos wüten und rücksichtslos gegen die Welt und sich selbst losgehen. Sie meckern gegen das, was sie nicht als ihrem Wohlsein gemäß empfinden und richten bravourös den bösen Blick auf den „allmählichen Beginn schrecklicher Ereignisse“ (Sl 9). Die zerstrittenen Familienfiguren sind entweder überschwänglich aggressiv, gestrauchelt, gelangweilt,⁷ emotional kalt⁸, gleichgültig, von ungebärdiger Wut und abgründigem Hass auf alles erfasst oder geistesgestört. Es ist überall spürbar, dass ihnen die Sehnsucht nach menschlichem Glück inmitten eines durch das Krachen und Getöse, durch das Chaos des auseinanderfallenden, einstürzenden Gebäudes der traditionell gescheckten Normen und Institutionen verweigert wird – dieses Gemüt scheint im Text an die Spitze zu drängen. Die Familie ist eine alles umfassende Auflösung, das sichtbar gewordene Nichts. In Anbetracht der Tragweite des Übels ist Verlust an Menschlichkeit zu konstatieren. Chaos, Gewalt, Verlust des Glaubens an positive Kräfte im Menschen werden die Leitvokabeln dieses Stücks. Alle die aufgezeigten Defekte fügt Dorst zusammen und macht sie – in dem dramatischen Weltmodell »Endspiel« – zu Attributen von Menschen, die an Baudelaire's poetischen Helden aus dem Gedicht »Der Fremdling« erinnern. Auf die Frage, wen er am meisten liebe, seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester oder seinen Bruder, sagte er: „... weder Vater noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder“ (zit.: nach Baer 2002 : 51). Das Stück zeigt Menschen, die an menschlicher Substanz und an nüchternem Einblick in die Weltverhältnisse verloren haben. Sie sind zu Krüppeln geworden, denen Raum, Zeit, Kausalität, Identität und Lebensziel nicht mehr beschert sind. Der Prozess des Verfalls, der Zustand der Agonie und Dumpfheit umschwirrt das Atmosphärische des Familienhauses. Das Krisenbewusstsein, das alles zum schließlichen Misserfolg treibt, scheint in den Wirren der zentrumslosen Welt vorzuliegen. Die Familienangehörigen wissen nicht um ihre Zugehörigkeit zu einer zentralen Idee, um welche sich alle scharren könnten. Dieses Motiv verstärkt die Vorstellung von der Unbehaustheit, dem Geworfensein in eine unakzeptable Welt. Malthus' Ehefrau Lil vermag sich keine Koexistenz mit ihrem Ehemann vorzustellen, es hat nachgerade

⁷ Hier bestätigt sich Hans Blumenbergs Formulierung, wenn er den modernen Grundzustand 'gelangweilt' als ein Zeugnis von der existentiellen Resignation denunziert: „Der Gelangweilte ist redensartlich einer, der mit sich nichts anzufangen weiß.“ (Blumenberg 2006 : 721).

⁸ Werner Jung entlarvt das oft empfundene Gefühl der Emotionslosigkeit im gesamten abendländischen Kulturbild der Jetztzeit als „Eiszeit der Gefühle“, oder als das „arktische Klima unserer Kultur“ (Jung 1993 : 12). Vgl. dazu auch das gesamte Werk von Felix Mitterer, insbesondere die Dramen „Sibirien“ und „Jedermann“. Die geisteswissenschaftliche Dimension des neuen Interesses an Familie versuchten auszuloten: Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik*. Frankfurt am Main 2003; Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main 2005.

auch an Misshelligkeiten und schwer bezähmbaren Zerwürfnissen mit der Tochter Jennifer und dem Sohn Jens nicht gefehlt. Das erst geborene geistesgestörte Kind Benny, wird aus einem inneren Antrieb der Eltern in eine Pflegeanstalt abgegeben, vorerst jedenfalls mit dem Anflug eines Schuldgefühls: „Es gibt keinen Grund zur Freude. Das Kind ist ein Idiot“ (Sl 11). Die Mutter Lil hat kein Interesse daran, was ihre Tochter Jennifer alles am Tanz gelernt hat. Statt dessen hat sie aus ihrem Mund ein böses, abgünstiges Wort gehört: „Du magst Hunde nicht“ (Sl 14), was übrigens Jennifer bestritt: „Das habe ich nie gesagt, und außerdem ist es gar nicht wahr“ (Sl 14) In ihrer Bitterkeit darüber klagt Jennifer: „Du guckst mir nie zu. Du kannst mir doch mal zugucken, aber du guckst mir nie zu.“ (Sl 13) Nicht besser steht es zweifellos um die sprachliche Kommunikation zwischen Malthus und seiner Frau Lil, die unverkennbar das Stigma eines schändlichen Untergangs von Ausdrucksmöglichkeiten trägt: „Wir beide sprechen die gleiche Sprache, kennen Tausende von Wörtern und können uns nicht mehr verständlich machen.“ (Sl 17) Auch ist an Missverhältnissen zwischen Malthus und seinem Sohn Jens kein Mangel. Das Erlahmen der klugen väterlichen Wärme und einsichtiger Liebe der beiden zueinander ist im Drama zum belangreichen Problem geworden und suggeriert, dass diesem eo ipso Besonderheit, eine unverkennbare Signatur namens Gewalt zufalle. Nichts wäre falscher, als den Vater wegen seiner emotionalen Kühle eigentlicher elterlicher Lieblosigkeit zu zeihen. Gewiss ist, dass des Vaters Nüchternheit und aufklärerisch ausharrendes Menschenantlitz ihm notwendig waren für seine Art von fortschrittverheißender Daseinsbehauptung. „Wenn wir unseren Verstand wirklich benutzen, müssten die Menschen die Probleme, die uns so bedrängen, doch in den Griff kriegen können.“ (Sl 21) Die strotzende Verstandüberladenheit, freilich wohl eben ein Drang ohne Maß, verwandelt sich in eine Macht und diese Macht in eingreifende Gewalt, die in beunruhigendem Ausmaß die lebendige Natur jedes vereinzelt Einzelnen beherrscht und zwingt. So stürzt der überschwängliche Rationalismus der Moderne den Menschen in die Dialektik von Herr und Knecht, von der er besessen ist; allein der Herr hat das Recht zu sprechen, und der Knecht hat grenzenlos zu gehorchen. Jens kennt den schroffen Abgrund, der zwischen ihm und seinem Vater gähnt, was er übrigens zu sagen wagt, dass sein Vater „Blödmann“ sei. (Sl 21) Er scheut nicht die Konfrontation und verwirft in einem maßregelnden Gespräch des Vaters Selbstreflexion („Wenn ich immer Toleranz predige, muss ich ja selber auch tolerant sein. Bin ich auch“) im Zuge der eskalierenden Auseinandersetzung mit den Worten: „Bist du gar nicht“.(Sl 21) Von zensurierter Autorität des Vaters verschüchtert und von Erziehung wegen zurechtgewiesen verliert Jens das Gleichgewicht. Seine emotionale Verstimmung samt seinen kleinen Gedanken verwandelt sich in gewalttätige Aggression, die eines Barbaren würdig ist. Von einem wilden Innenleben bewegt stürzt sich Jens auf den Vater los und schlägt zu, um auf diese Weise unter Protest seinen Widerwillen gegen den herrschaftlichen Gestus der Außenwelt zu erweisen, der sich allenfalls im Vater empfindlicher und ausdrucksreicher erkennbar macht.

Jens entwickelt äußerstes Misstrauen gegen das Rationale und allgemein Geglaubte. Dazu sagt er: „Der Mensch ist eine Fehlentwicklung, der muss wieder aus dem Programm! (...) Es ist mein Credo. (...) ich habe Wut auf alles“ (Sl 41) Die

Verbreitung des Hasses war ihm Herzenssache, er schien die Herrschaft des Bösen zuzulassen. Wie stark er sich in seinen verzweifelten Kampf gegen die hochbemühte Weltentwicklung verstrickt, in der man immer nach „Erfolgen“ strebt, findet seinen erbärmlichen Ausdruck in dem miesen Rassismus den dunkelhäutigen Menschen gegenüber und sogar in der anmaßenden Schändung der Massengräber. Das Verlangen aus der Stickluft des bürgerlichen Gefühlsrausches und der zweckmäßig-rationalen Expansion der modernen Ordnungsmacht ins Schrankenlose ist der Grundzug von Jens' Wesen, wie er derjenige seiner Freunde ist. Den Vorwurf des Vaters gegen die unmäßig verderbliche Gewalt „Gräber schänden! Die Toten nicht ruhen lassen! – Hakenkreuzer!“ tut Jens wie ein Ignorant ab: „(...) hat aber Spaß gemacht.“ (Sl 22)

Es ist wahr, historisch gesehen bildet das Stück *Die Schattenlinie* ein sozusagen postmodernes intellektualistisch durchzivilisiertes Alltagsleben des Menschen ab, und indem es die ‚Zivilisation‘ als das Kommende apokalyptisch durchleuchtet, muss sie selber als ein Greuel von Rückfälligkeit erscheinen. Es ist möglich und geboten, es im Verhältnis zu einer Reflexion von Jean Baudrillard zu sehen:

„Unsere Privatsphäre selbst ist kein Schauplatz mehr, auf der sich eine Dramaturgie des Subjekts abspielt, das sich mit seinen Objekten herumschlägt wie mit seinem Abbild; wir existieren darin nicht mehr als Dramaturg oder Akteur, sondern als Terminal, in dem zahlreiche Netze zusammenlaufen.“ (Baudrillard 1994 :14)

Diese Betrachtungsweise des Subjekts ist auch an Tankred Dorsts Figuren durchaus möglich; denn vom Phänomen der Auflösung und des Verfalls, von der sogenannten Degeneration der Persönlichkeit kann man wohl in *Die Schattenlinie* sprechen. Eine wirkliche Beisteuer zu dem, was ausdrücklich in Hinsicht auf das Subjekt und seine Persönlichkeitsstrukturen zu gedenken ist, gibt unter anderem Jürgen Habermas, der „alle Motive und Fertigkeiten“ dazurechnet, „die ein Subjekt instand setzen, zu sprechen und zu handeln und dabei die ganze Identität zu sichern.“ (Habermas 1988 : 97) Von einer ‚ganzen Identität‘, von der Habermas Bedeutsames von Definition des Subjekts wegen auszusagen trachtet, darf bei Dorst im weiten Sinne nicht die Rede sein.

Wie läuft es aber nun mit der Identität in *Die Schattenlinie* ab? Die Wissenschaftler der Akademie für Erwachsenenbildung, Schulz, Dr. Schelte und Malthus, thematisieren den modernen Begriff ‚Identität‘ in einer Vortragsreihe, der sie einen übergreifenden Titel anheften: „Subjektive dissonante Identitäten als gesellschaftliche Legitimation“. (Sl 20) In dem Attribut ‚dissonant‘ wird wohl die Widersprüchlichkeit des Geistes gewahrt, die sich ‚an der Zeit‘ abspielt. Die Lebensstimmung des modernen Menschen bestimmt der Konflikt zwischen dem Äußerlich-Lebenstechnischen und individualistischen Ideal. Was da kommen will, und was zu beschleunigen also jeder sich angelegen sein lassen muss, ist die Selbstaufgabe und der Verzicht auf das Prinzip einer persönlichen Sinngebung des Lebens. Mitten im Zeitalter der hochindustriellen Zivilisation wird das Individuum auf eine Funktion reduziert, es kommt darauf an, was es für die Gesellschaft leisten kann. Die Kulissenwelt mutet außerordentlich kollisionsträchtig an, da sich in der Welt der utilitaristische Traum auf Kosten langgehegter Ideale vollzieht. Zukunft gehört den Menschen des „praktischen

Verstandes“, der seinen Halt im Nächsten und Nützlichen findet. Es ist da ein Punkt erreicht worden, wo die sozial-ökonomische Entwicklung die moralischen Grenzen sprengt – und zwar so, dass die Hauptfigur Malthus in einen moralischen Trübsinn gerät. Das ist völlig einleuchtend an folgender Stelle:

„Malthus: So nicht! So nicht! So nicht!

Schulz: Unser Malthus regt sich auf.

Malthus: Mit Recht!

Dr. Schelte: Ach, immer dieser idealistische Dampf. Sponsoring ist nun mal üblich heute! (...), was wollen Sie eigentlich?

Malthus: Wir können doch nicht so tun, als ob wir nicht wüssten, dass der Konzern, unser Sponsor, ganz dick im Rüstungsgeschäft steckt. Da werden wir noch unglaublich unwürdig!“ (Sl 18)

Das Stück *Die Schattenlinie* hat einen ganz niederschlagenden Hintergrund, eine besondere, radikal kritische Aussagekraft. Malthus, man muss es einsichtsvoll und gerecht sagen, scheint rechtes Vertrauen mit gutem Gewissen zur modernen Grundgesinnung verloren zu haben, wo Ökonomie und Wissenschaft den Menschen zur schnellen Anpassung an Konsumgewohnheiten ausbilden. Er fasst ins Auge die Ziele und Grenzen des allmenschlichen, weltumfassenden Fortschritts und erfährt dabei beklemmende Enttäuschung. Dorst schreibt das Stück im Gefolge der Geisteshaltung, die Adorno wie folgt charakterisiert: „Die Verfilzung mit dem status quo des Profitwesens, schlechtes Gewissen und Betrug lassen bündig sich erkennen.“ (Adorno 2003 : 234)

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Dorst in *Einschüben* die Verfalls- und Verarmungsmerkmale des lebensweltlichen Betriebes entwirft. Die metaphysischen Residuen der Moderne wie Subjekt, Wahrheit, Familie, Utopie und Autonomie (des Individuums) verzeichnen einen tiefen Niedergang. Die Familie als traditionelles Verlass-Zentrum erliegt einer verrückten Zersetzung – unter ihren Mitgliedern tun sich klaffende Abgründe auf. Alles in allem, das Menschenleben in der Familie trägt alle Makel der Dämonie, die Schauer und Abscheu erregen und im Absinken des moralischen Niveaus und der Verkümmern der Gefühle wurzeln. Die Fragilität und Chaotik der Lebensverhältnisse, die Charakteristika des modernen zivilisierten Lebens sind, sind insbesondere der Sprachlosigkeit des modernen Menschen zugeschrieben. Diese Auffassung bestätigt Malthus selbst, wenn er seine Familie schlechthin als „das arme sprachunfähige Menschenbündel“ (Sl 15) deutet. Daher fehlt in der Familie jeder Untergrund von menschlich angemessener Beziehung, – woraus sich die allgemeine Krisis, die Hinfälligkeit der Geborgenheit und schließlich die schauerliche Gewalt ergeben. Jennifer, die Tochter, findet was Nettes, aber außerhalb der Familie: „Wir sind eine so nette Gruppe. Niemand lacht, wenn man stolpert und was falsch macht.“ (Sl 15) Lil, Malthus' Ehefrau, versteht nicht, was Ehefrau ist. Wenn sie der Erwartung ihres Ehemannes entrinnt, übernimmt er die Schirmherrschaft und „schlägt ihr schnell ins Gesicht.“ (Sl 15) Von seinem Sohn Jens weiß Malthus nichts, was ihn in Verwirrung setzt: „Malthus: (...) Ich helfe ihm ja gern, er muss es nur sagen. Aber er sagt ja nichts, und ich leide darunter. Ich mache mir Sorgen.“ (Sl 16)

Ganz unreiner und dämonischer Weise verhält sich Malthus seinem behinderten Sohn Benny gegenüber, den er im Zimmer wegen „Geschrei und Gestank“ (Sl 15) festbindet. Das trübe Elend in der Familie ist nicht danach angetan, auszubleiben, frisst zu tief, es zehrt an allen. Den Nerv der unheimlichen Stimmung trifft der Satz: „Wir sind eine schreckliche Familie.“ (Sl 30)

Dorsts Stück ist die Kundgebung der wahrheitsbitteren Unbehaustheit in den Räumen unserer Welt. Der weitgehendste Versuch, diese Frage abzuwandeln, wurde von Marc Auge in seinem Buch *Nicht-Orte* unternommen. Für die Behandlung des hier anstehenden Themas ist es nützlich, sich auf zwei Begriffe einzulassen, die in Anbetracht ihrer semantischen Potentiale zur Reflexion animieren. Die Begriffe ‚Orte‘ und ‚Nicht-Orte‘ nehmen in der Theorie Auges eine Schlüsselstellung ein. Ein Indiz für ‚Ort‘, wie Auge unter Verweis auf Michel de Certeau formuliert, ist „die Ordnung, nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden.“ (Auge 2010 : 60) Von hier aus ist erkennbar, dass die Familie in *Die Schattenlinie* der traditionellen Ordnungsmarke ‚Ort‘ widerspricht, da die einzelnen Familienmitglieder gegen- und untereinander wettern und keinen Koexistenzwillen zu erhalten streben. Jeder betreibt im einzelnen seine dunkle Sache. Alle gehen durch das hindurch, was Marc Auge als ‚Nicht-Ort‘ versteht, als den „Lärm der Partikularismen, all derer, die für sich bleiben wollen.“ (Auge 2010 : 42). Malthus’ Familie residiert in einem zentrumslosen Ort, mit dem sie sich nicht identifizieren kann. In den Worten Auges: „So wie ein Ort durch Identität (...) gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt (...) einen Nicht-Ort“ (Auge 2010 : 83)⁹

Auch der Fernsehzuschauer macht heute die Erfahrung der Nicht-Orte, so deshalb, weil die Fernsehprogramme das Gemüt verstimmen, indem sie die Bilder des Konsums und der Gewalt im Überfluss verbreiten. Den ‚bösen Blick‘ auf das Fernsehen, oder doch auf das, was der Mensch daraus gemacht hat, macht der Richter zeit der Gerichtsverhandlung, in der Jens der Totengräberschändung beschuldigt war:

„Richter: Gewalt, Zerstörung überall. Schreckensbilder. Wer kann noch unterscheiden, ob es manipulierte Szenen aus einem Gewaltporno sind, den ein modern denkender Programmdirektor zu später Stunde noch ins Wohnzimmer schickt, oder Dokumente eines Massakers, das soeben stattgefunden hat. Die Toten im Fernsehen stehen nach den Dreharbeiten wieder auf, die Toten der Tagesschau aber nicht. Was geht in einem jungen Menschen ohne Lebenskenntnis vor, wenn er das sieht: Sieht er den Unterschied?“ (Sl 41)

⁹ Der „Nicht-Ort“, an dem das Individuum sich gegenwärtig aufhält, ist *per definitionem* nicht nur für die moderne Familie konstitutiv, sondern lässt sich auf jeden anderen Vorposten der Gegenwart ausdehnen, wo der vereinzelt Einzelne seine Identität verliert. Einen umfassenden Einblick in die identitätssprengenden Nicht-Orte gibt Auge, wenn er auf die modernen Zivilisationszentren mit dem Beigeschmack ihrer geheimen Reize hinweist: „Zu den Nicht-Orten gehören die für den beschleunigten Verkehr von Personen und Gütern erforderlichen Einrichtungen (Schnellstraßen, Autobahnkreuze, Flughäfen) ebenso wie die Verkehrsmittel selbst oder die großen Einkaufszentren (...)“ (Auge 2010 : 42) Für Auge ist es selbstverständlich äußerst schwierig, in diesen Nicht-Orten ein Identitätsprinzip auszuüben. In den Hochgeschwindigkeitsszügen, an den Tankstellen, in den Supermärkten vollzieht sich „keine besondere Relation, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit.“ (Auge 2010 : 104)

Was wir an Vorstellungen von Harmonie und glücklicher Ausgewogenheit mit Gutem und Lebensdienlichem verbinden, so meint der Richter in *Die Schattenlinie*, ist nichts leichthin Gegebenes. Marc Auge nennt den kleinen Bildschirm einen „Täuschungsapparat“, der im Verließ der Wohnungsintimität nur „Scheinvetrautheit“ herstellt. „Diese (...) Überfülle“ der Bilder „funktioniert wie ein Köder. (...) Sie bildet einen Ersatz für die Welten“ (Auge 2010 : 40). Dass gewisse Nachahmungseffekte, vor allem im massenmedialen Bereich, eine Rolle spielen, soll nicht bestritten werden. Nach wie vor gilt, dass wir im Falle Jens und seinesgleichen eben nur mit der negativen Eigenart der Identitätsgesinnung zu tun haben, die durch Wiederverwendbarkeit der Fernsehgewaltszenen im realen Leben ausgezeichnet ist. Das Subjekt zeitigt nichts als Böses, die moralischen Normen haben abgewirtschaftet.

In dem Drama *Die Schattenlinie* geht es um das seit Baudelaire literarisch virulente Thema der Zeit, um die Inkongruenz von entfremdeten, charakterlosen Figuren und ihrem sozialen Milieu, um die Erkenntnis menschlicher Beziehungslosigkeit. Das Gebrauchsethos des Gemeinsamen und Versöhnenden schlägt sich im Individuum als eine Dissonanz nieder. Der Fokus der Geschichte wird auf eine Familie gerichtet, die von einer Hinneigung zum geistig-seelischen Zerfall betroffen wird. Der Autor scheint nicht viel mehr zu bieten als das Gegenteil von einem klassischen kausal-logischen Handlungsgerüst. Die aufregenden Geschehnisse sind nicht mehr geradlinig, sondern offen berichtet oder ansatzweise reflektiert, aber gerade dadurch verschafft er sich den dramatischen Spielraum, die Figuren in einem alltäglichen Erlebnisradius vorzuführen.

Die Schattenlinie ist insofern als ein postmodern gewendetes Drama anzusprechen, als sich die Weltanschauung als eine zerfallende Einheit darbietet.¹⁰ Die Dominanz der ‚Kultur ohne Zentrum‘ kündigt sich an, die Jürgen Habermas als einen „dynamischen, antagonistischen Pluralismus von Lesarten der eigenen Geschichte“ erfordert, „nicht unter der Prämisse *anything goes*, aber unter der Prämisse, dass das Geschichtsbewusstsein einer ganzen Bevölkerung in sich nur noch dezentriert sein kann.“ (1987 : 118) Die dezentrierte Kultur zeichne sich selbstverständlich durch unvereinbare Gegensätze, Widersprüche, kurzum: durch die Dominanz der Mehrdeutigkeit, wo sich jede soeben aufgerichtete Ordnung wieder auflöst und, zu einer auffälligen, geschlossenen Größe geworden, in sich zusammenfällt, ohne dass sogleich eine neue Ordnung glücklich zustande kommt. Die Sache ist die, dass Dorst in aller Deutlichkeit für eine Offenheit des Denkens plädiert, die den unvereinbaren Gegensätzen verpflichtet sein will und die universellen Grundfesten innerhalb des Projekts Moderne widerwärtig findet. Mit äußerster Entschlossenheit hat Dorst dem tragenden Fundament traditions- und ideologiegebundener Sicherheiten abgesagt, es aus diesem Verhängnis zu erlösen versucht. Gewiss verbirgt sich hier

¹⁰ An diesem Punkt der Argumentation tritt Lyotard in Erscheinung. „Wir haben die Sehnsucht nach dem Ganzen und dem Einen, nach der Versöhnung von Begriff und Sinnlichkeit, nach transparenter und kommunizierbarer Erfahrung teuer bezahlt. Hinter dem allgemeinen Verlangen nach Entspannung und Beruhigung vernehmen wir nur allzu deutlich das Raunen des Wunsches, den Terror ein weiteres Mal zu beginnen, das Phantasma der Umfassung der Wirklichkeit in die Tat umzusetzen.“ (1982 : 203)

Dorsts Bemühen, sich die Geschichte als Aufgang im Untergang vorzustellen. Um die Menschheit auf eine neue Stufe ihrer humanen Reife zu heben, beginnt Dorst sein Drama mit einem Einbruch, der wohlgemeint eine nüchterne Überlegung über die Welt voller Hassgeschrei und Ausbeutung sendungsmäßig beschwören sollte.¹¹ Das Stück *Die Schattenlinie* zeigt die Verfallserscheinungen des Subjekts, des vereinzelt Einzelnen, seine Dispersion und Diffusion, die überaus getrübt Wahrnehmungen und Kommunikationen in deren Verkümmern an. Vielleicht wäre das der übergreifende Bezeichnungsname für den pathologischen Zustand des Subjekts -: „Ichdissoziation“ (...) oder „Ichauflösung“ (Vietta/Kemper 1997 : 30), die sich als eine gespaltene, ständig wechselnde Größe ausweist, laut Nietzsches Hypothese „Das ‚Ich‘ als seiend (- durch Werden und Entwicklung nicht berührt)“ genannt. (Nietzsche 1969 : 93) Tankred Dorst geht von bestimmter Beschaffenheit des menschlichen Innenlebens, nämlich von der prinzipiellen Dichotomie, von Ratio und unterdrücktem Triebleben, von Bewusstem und Unbewusstem aus, die Freud zur dreiteiligen Struktur steigert von Es, Ich und Über-Ich. Aber je mehr das rationale Prinzip die Oberhand gewinnt, bei dessen Willensäußerung die Menschen aufzuhorchen hatten, desto notwendiger ist die Annahme eines Subjekts, welches sich tief von seiner Triebnatur bestimmt weiß.

Es bleibt immer ein Zweifel, ob dem starren Rationalismus ausschlaggebende Rechte zukommen, dort, wo es sich um Wissenschaft und Zivilisationsfortschritt, um jenen Prozess handelt, in dem das Subjekt den Sachzwängen des Systems unterworfen ist und seine humanen Wünsche nicht durchsetzen kann. Hier ist nämlich von der Höhe eines kritischen Blicks auf den Tod des Subjekts herabzublicken. Daher kann es nicht wundernehmen, dass in dem Drama *Die Schattenlinie* die Natur zum Ausbruch kommt, und das ist ein unreines und dämonisches Element, welches gegen den steifen Rationalismus rebelliert. Dorst erkennt zusammen mit der Wahrheit des Lichts auch die Wahrheit des Dunkels. Auch wenn die Gewaltszenen in *Die Schattenlinie* dem Menschen jede humane Würde absprechen, hindert uns so wenig wie jeden andren kritischen Leser zu bemerken, dass wir Kinder der Natur so gut wie Menschen des Geistes sind. Es ist unverkennbar, dass im Falle der orthodoxen Wissenschaft und Zivilisation eine radikal-umstürzlerische Gesinnung – nebst dem verstockten Ableugnen der Vernunft – um sich greifen kann. Die fanatisch-kritiklose Gehässigkeit dieser Gesinnung kann immerhin eine Verwirrung auslösen. Malthus mag hier ein eklatantes Beispiel abgeben, wenn sich ihm nachträglich kritische Gedanken an das inhumane Antlitz der Zivilisation aufdrängen. Auch der Schwarze verschont nicht die weiße Rasse, die er als „degeneriert“ abtut. (SI 25) „Erst durch Vermischung mit uns haben sie sich wieder einigermaßen erholt. Sie hatten ja alles vergessen. Was? Die Poesie z.B. hatten sie vergessen“. (SI 25) Dieser kritische Ansatz mag – in Dorsts Verständnis – als ein Zeugnis für postmodernen

¹¹ Unübersehbar ist die Nähe zu Überlegungen Walter Benjamins, wenn dieser sein Augenmerk auf die Dialektik von Fortschritt und Katastrophe richtet: „Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren“ (Benjamin 1974 : 683) Diese dialektische Spannung versteht Benjamin durchweg als verpflichtungsvolles Credo, mit dem auch Dorst auf vertrautem Fuße zu stehen scheint.

Einschlag des Dramas *Die Schattenlinie* gelten. Daran schließt sich passend ein Satz von Wolfgang Iser: „Die Postmoderne war somit von Anfang an vom kritischen Impuls getragen“ (Iser 1997 : 156)

Literaturhinweise

- Adorno, W. T. (2003): *Minima Moralia*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Auge, M. (2010): *Nicht-Orte*. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. München: Verlag C.H.Beck
- Baer, U. (2002): *Traumdeutung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Baudrillard, J. (1994): *Das andere Selbst*. Aus dem Französischen von Monika Buchgeister und Hans-Walter Schmidt. Wien: Passagen-Verlag
- Benjamin, W. (1974): *Gesammelte Schriften*. (Hg.) von Tiedemann, Rolf und Schweppenhäuser, Hermann. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Blumenberg, H. (2006): *Beschreibung des Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Bürger, P. (1988): *Prosa der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Dorst, T. (1983): *Etwas über das Schreiben von Theaterstücken*. In: (Hg.) von Erken, Günther (1989): *Tankred Dorst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 17 – 45
- Dorst, T. (1989): *Die Wirklichkeit auf dem Theater*. In: Erken, Günther (Hg.) (1989): *Tankred Dorst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 78 – 79
- Dorst, T. (1995): *Die Schattenlinie*. In: *Spectaculum*. 60. *Moderne Theaterstücke*. S. 9-50. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Dorst, T. (2008): *Sich im Irdischen zu üben*. *Frankfurter Poetikvorlesungen*. In: Derselbe. *Prosas Insel. Und andere Stücke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 343-414
- Foucault, M. (1974): *Von der Subversion des Wissens*. Aus dem Französischen von Walter Seitter. München: Carl Hanser Verlag
- Habermas, J. (1987): *Eine Art Schadensabwicklung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Habermas, J. (1988): *Nachmetaphysisches Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Heidegger, M. (1972): *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- Jung, W.: *Exzentrik und Exterritorialität*. In: W. Delabar, W. Jung, I. Pergande (Hg.) (1993): *Neue Generation – Neues Erzählen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9 – 15
- Liotard, J.-F. (1982): *Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?* In: Iser, Wolfgang (Hg.) (1988): *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*. Weinheim: VCH
- Nietzsche, F. (1969): *Umwertung aller Werte*. Bd. 1. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Oliva, A. B. (1982): *Im Labyrinth der Kunst*. Berlin: Merve Verlag
- Roeder, Anke (1995): *Ein Schreiben ins Offene*. In: *Spectaculum* 60. *Moderne Theaterstücke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Staiger, E. (1969): *Geist und Zeitgeist. Drei Betrachtungen zur kulturellen Lage der Gegenwart*. Zürich: Atlantis Verlag
- Steiner, G. (2001): *Grammatik der Schöpfung*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Vieta, S./ Kemper, H.-G. (1997): *Expressionismus*. München: Fink Verlag
- Wellershoff, D. (1980): *Das Verschwinden im Bild*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch

- Wellmer, A. (1985): *Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Welsch, W. (1997): *Unsere postmoderne Moderne*. Berlin: Akademie Verlag

Abstract

The topic of these deliberations is the drama *Die Schattenlinie* by Tankred Dorst. The focus is on the demise of the fundamental pillars of the literature created by the world based on the metaphysical structure of good and evil, truth and falsehood. That was the enclosed world, which was reflected in the unity of action, space, time, subject, thinking, family, etc. *Die Schattenlinie* illustrates the transition to the postmodernist world, with its vanishing center being replaced with 'differance' (Derrida). Polarization and the antithesis of values have lost their old grandeur. The unrelenting dominance of abstract logic, plan, progress and constraint of tradition have become a seemingly perfect structure since they do not fulfill the ambitions of modern-day varieties of life. Thinking as an image of the world in its causal and linear dimension has lost a cognitive value. Dorst's drama encompasses many parallel realities, many worlds, with events taking place simultaneously. The pipe dream of universal language which was supposed to form a happy culture has failed. There ensues a language that is becoming open to the sphere of personality uncontrolled by mind, the sphere of darkness and shadow. This language has the power to express the hidden truth, in its naivety being capable of perceiving facts imperceptible to the wisdom of others.

Keywords

Contradiction between the traditional poetics and experiences of the modern world, The feelings of catastrophism in the 20th and 21st centuries, Indifference to pathological phenomena, Crisis of the modern consciousness, Fragmentary nature as the principle of the modern poetics, Deconstruction as the postmodernist thinking profile, Insanity and reason (Foucault), Revolt against civilization "a return to nature, Crisis of the metaphysical pillars of modernism: truth, family, utopia and individual autonomy, Sense decentralization, Non-Places (Marc Auge) as the source of alienation, Critical postmodernist attitude towards the progress of civilization

◆ III ◆

Kopfgeburten oder Kritik der aufgeklärten Vernunft

Mit durchdringendem Blick „baut er seine Netze aus“, „tastet ab“, seziiert die Weltmaterie mit „terminologischen Messern“, begierig, hinter den Zufälligkeiten der äußeren Gestalt den festen Kern des „Immergleichen“ herauszuschälen. Von dem sinnlichen Zauber der Dinge lässt er sich also nicht im Geringsten betören; es hat ihm dagegen jenes „Sinnreiche“ angetan, das er im Weben und Wirken der Natur wie im Fortgang der menschlichen Dinge auf Schritt und Tritt zu entdecken vermeint. „Tag und Nacht an der Arbeit“ petrifiziert er seine Funde zu „Inventuren, Nomenklaturen, Repertoires“, deren Kohärenz und Übersichtlichkeit staunen macht. Sie sollen Bestand haben; misstrauisch gegen Abweichungen, Abnormitäten, Regelverstöße wacht er darüber, dass seine „unbeweglichen Raster“ nicht auseinanderbrechen. Die Ahnung, dass der Wahrheitssucher auf seinen Fahrten auch Ungeheuern begegnen könnte, verfolgt ihn nicht, setzt er doch voraus, dass „die Weltmaschine zwar unbewusst, doch vernünftig ist“, und dass es bloß der Anstrengung des Begriffs bedürfe, um ihr diese Vernunft zu entlocken. Wonach – so phantasievoll ist er mitunter – auf Erden die paradiesische Ära anbräche und der Mensch in den Stand käme, „Gold aus dem Kot, aus der Grube den Diamanten, und das Licht aus der Finsternis zu ziehen“. Der Mensch des aufgeklärten Zeitalters: eine auf „Optimierung des Optimismus“ programmierte Denkmaschine? Ein extremer Fall intellektueller Hybris? Ein „Spitzel Gottes“ (Enzensberger 1975:24 ff)?

Fragen über Fragen. Aus der Sicht der Beteiligten, ja, in der Meinung vieler „späten Enkel“ bezeichnet die Aufklärung eine Sternstunde im Wahrheitsprozess des europäischen Geistes. Ehrfurchtslos das Recht auf Mündigkeit für sich in Anspruch nehmend, macht dieser sich auf, die gesamte Welt zu „verkopfen“. Während also ein Leibniz mit Mitteln der Logik und der Mathematik die Gesetze des Weltbaus kenntlich zu machen sich vornimmt, ein Linné das große Buch der Natur in der Sprache der Vernunft nachschreibt, sind andere illustre Männer am Werk, den Raum der Geschichte zu durchleuchten – das Woher und Wohin des historischen Geschehens zu erklären, auf dass der Mensch nicht länger in dem „Dunkel des gelebten Augenblicks“ (E. Bloch) zappele, sondern endlich in die Offenheit der sich vor ihm ausbreitenden, seiner Selbstverantwortung anvertrauten Zukunft hinauskomme...

Das „Verheißungsvolle“, wo man hinblickt... Getragen wird das neue Geschichtsverständnis von der – kein Zweifel kränkt sie an – Zuversicht, dass die Menschheit in einer Aufwärtsbewegung zu höheren Lebensformen begriffen sei; worauf es also ankomme, ist, deren Verlauf logisch zu erfassen, deren Tempo zu bestimmen – und zu beschleunigen. Es wird folglich Abschied genommen von der Sprache der bloßen

Deskription, des (Hof)klatsches, des einsichtslosen Feststellens, auch des unbedenklich spontanen Fabulierens, das da, wie es Wilhelm Raabe schön beschrieben hat, „in bunter Folge die Begebenheiten aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzähl(t), jetzt eine Schlacht mitliefer(t), jetzt das Erscheinen eines wundersamen Himmelszeichens beobachte(t), bald über den nahen Weltuntergang predig(t), bald wieder sich über ein Stachelschwein, welches die deutsche Kaiserin im Klostergarten vorführen lässt, wunder(t) und freu(t)“ (Raabe 1972:15). Was nun die Federn allerorten in Bewegung setzt, ist der Wille, „sich selbst in die geschehende Sache einzubringen, diese in jedem Augenblick sowohl prozessual wie in Totalität durchschauend“ (Bloch 1975:24). An die Stelle der antiquarischen Konservierung des Vergangenen tritt die Bewusstheit, dass die Schicksale aller Menschengeschlechter in einen durch die Zeiten gehenden Zusammenhang integriert sind. Lustvoll lässt man sie an dem inneren Auge vorbeipassieren, überall Nahrung und Bestätigung der freudigen Zukunft findend...

Selbst die Natur wird in den Zeugenstand berufen, um für die Sache der Menschheit auszusagen. Warum verwirkliche sich die Humanität auf Erden? Weil – da hat Herder den aufgeklärten Zeitgenossen wahrlich aus dem Herzen gesprochen – der Mensch nicht anders als human sein könne, scheine doch seine „Seele von Anfang des Lebens an nur ein Werk zu haben, inwendige Gestalt, Form der Humanität zu gewinnen“ (Zit. nach Meinecke 1936:451). Dies war beileibe nicht leichthin gesagt, sondern wollte als eine anthropologische Grundbefindlichkeit verstanden werden. Gleich sieben Eigenschaften der so bestimmten Naturanlage entdeckt Herder. Als da sind: der „vorzüglich auf Verteidigung und nicht auf Angriff gerichtete Bau des Menschen und der vom Tierischen abweichende, auf Kuss und Umarmung gerichtete Geschlechtstrieb. Die übrigen gehören der geistig sittlichen Sphäre an: Der Mensch das teilnehmendste Geschöpf aller Lebewesen; durch sein Mitgefühl zur Gesellschaft geboren; mit der Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit in der Brust; zur Wohlanständigkeit gebildet (womit zugleich das Schönheitsideal angedeutet wird), und schließlich, durch den von Furcht geweckten und Ursachen suchenden Verstand getrieben, Religion als höchste Form von Anbeginn an, in wahren oder falschen Formen, hervorbringend“ (Ebenda).

Wozu studiert man also die Universalgeschichte? Ganz Kind seiner Zeit glaubt Friedrich Schiller keine edlere Bestimmung dem Historiker zuweisen zu können, als dass dieser die stolze Spur nachzeichnet, die die Menschheit seit ihren barbarischen Anfängen bis zu jenem „gegenwärtigen Augenblicke“ gezogen hat, wo die Vernunft gloriose Triumphe feiert, der Mensch, „vom blinden Zwang des Zufalls und der Not befreit“ „die Freiheit des Raubtieres gegen die edlere Freiheit“ (Schiller 1847:366) der moralischen Selbstbestimmung eintauscht, die Humanität die „Schranken des feindseligen Egoismus“ zum Einsturz bringt und sogar „die europäische Staatengesellschaft in eine große Familie“ (Schiller 1847:367) verwandelt zu sein scheint. Kein Grund für ihn, vor der überwältigenden Stofffülle zu erschrecken; mit sicher die Einzelfakten durchsiebender Hand greift er „aus der ganzen Summe der Begebenheiten diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der lebenden Generationen einen wesentlichen (...) Einfluss gehabt“ (Ebenda, 373), will besagen: den Ausgang der Menschheit aus der Finsternis des Vorurteils und der Barbarei vorbereitet haben. Die herzerhebende

Ansicht der allerorten siegreich voranschreitenden Zivilisation vor Augen vermeint jener von Schiller imaginierte „ideale“ Geschichtsschreiber selbst in den Gräueln der Inquisition, in den Blutbädern des Dreißigjährigen Krieges eine weise Kraft am Werke zu sehen, die stets das Wohl des Menschen will und es schließlich auch hervorbringt. Dass auch die enthusiastischste Geschichtsbetrachtung einen unauflösliehen Rest des beunruhigend Vieldeutigen mit sich führt, ist ihm bewusst, verunsichert ihn aber nicht. Vom – das Wort ist der Sache durchaus angemessen – Begehren erfasst, „alles um sich herum der eigenen vernünftigen Natur zu assimilieren“ (Ebenda, 375), nimmt er keinen Abstand, gegebenenfalls „die Harmonie aus sich selbst herauszunehmen“ und sie „außer sich in die Ordnung der Dinge zu verpflanzen“. Er weiß für sein Vorgehen gleich einen guten Grund zu nennen, den nämlich, dass es einem edel denkenden Menschen wohl anstehe, „sich für die Meinung“ zu erklären, welche „dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat“. Was dieser lernen soll, ist nicht die – gewisslich wenig dankbare – Kunst des genauen Hinsehens, des Zur-Kennntnis-Nehmens (des Sammeln, Registrierens, Vergleichens und Abwägens), sondern vielmehr die Fähigkeit, in großen Zusammenhängen zu denken, kühne Bögen um das „Gemeine“ und „Kleinliche“ zu schlagen, um desto länger bei den Glanzpunkten der menschheitlichen Entwicklung zu verweilen.

So lüftet sich das Geheimnis jenes von Benjamin diagnostizierten Heliotropismus, kraft dessen „das Gewesene dazu neigt“ nach der Art der Blumen, die „ihr Haupt nach der Sonne wenden, die am Himmel der Geschichte im Aufgehen ist“ (Benjamin 1971:82).

Geschichtsschreibung als Sammlung von Mut einflößenden Exempla? Als psychogenes Training für Fortschrittskämpfen?

Dass Schiller das lichte Bild eines in schöner Stimmigkeit unter der Sonne der Vernunft zusammenwirkenden Europa 1786, am Vorabend einer langen Periode von Umstürzen, Kriegen, Gemetzeln ausmalte, war freilich gut geeignet, den kühn das Weltgeschehen überblickenden und zu prägnanten Formeln zusammenfassenden Geist Bescheidenheit zu lehren. Sei's drum. Von den Blutbädern der Französischen Revolution wird sich Schiller bekanntlich erschauernd abwenden, so wie er – die eigenen Positionen zurücknehmend – selbst den Versuch verurteilen wird, den „Vernunftstaat“ zu gründen, bevor die (ästhetische) Erziehung der Menschheit vollendet und diese für das große Werk der Erneuerung reif geworden sei. Ein, wie er betont, höchst schwieriges Unternehmen, das sich über unabsehbare Zeit hinziehen werde!

Es teilen indes die meisten (dichtenden, philosophierenden) Zeitgenossen seine Skepsis nicht. Das bewegt-heroische Schauspiel der Französischen Revolution und der napoleonischen Epopöe vor Augen wollen sie sich den Genuss nicht verbieten lassen, über die Geschichte „hochherzig“ zu denken. Was wunder, dass die Epoche redselig wird, wie dies im Zustand der Beschwingtheit, gar des Rausches sich zu ereignen pflegt. Eine Flut von Offenbarungen ergießt sich über Frankreich, von dort aus über Europa, um – in mitunter recht monoton wirkender – Choralität die frohe Kunde von dem Wunder des Geschehenen und von den Wundern des Kommenden zu verbreiten... Eine hohe Stunde des Prinzips Hoffnung! Die Revolution als „zweite

Weltschöpfung“, als wunderbare Auferstehung der im totenähnlichen Schlaf versunkenen Völker, als das über die Tyrannen hereingebrochene Jüngste Gericht – so feiert der siegreiche citoyen seine, von Gott und Natur abgesegnete – Subjekthaftigkeit.

Sie wird fortan nicht abreißen: die Produktion von „Mythen“, die „auf einer Suche oder einer Pilgerreise zu einem Gottesstaat oder einer klassenlosen Gesellschaft gründen“ und vom „Fortschritt durch Evolution und Revolution“ (Norbert Frye zit. nach Hayden White 1986: 74) künden. Man wird die Mythenfabrik immer kühner und unbedenklicher betreiben. Man wird – von der Romantik ist hier die Rede – die Lehre Fichtes beherzigen, dass „alle Realität des Nicht-Ich lediglich aus dem Ich übertragene“ sei, und man wird folglich das Ich ermächtigen, eine Wirklichkeit zu erbauen, die seinem Entfaltungsdrange angemessen wäre. Es wird dann dieses selbstgewisse und selbstverliebte Ich nicht zögern, die Kräfte der Verneinung – „die Not und Dürftigkeit“ (F. Hölderlin), an denen es sonst in seinem Höhenflug zu Schanden kommen müsste, einfach zu annihilieren...

Diese weit verbreitete Kunst kann sich manch eines Höhepunktes rühmen. Sie sollten wenigstens erwähnt werden. Da überlegen drei Freunde, Hegel, Hölderlin, Friedrich Schlegel beim feucht-fröhlichen Beisammensein, wie das Chaos der gegenwärtigen Weltverfassung zu überwinden wäre, und siehe, gleich im nächsten Gedankenschritt entwerfen sie das Konzept einer neuen, Einheit und (universellen) Sinn stiftenden Mythologie¹. Da stellt sich Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis als einer vor, der mit seinen paradoxen Ein- und Ausfällen „das Vernichten im Großen (treibt)“² (Novalis 1975:427), es besonders auf die „vernünftig denkende Vernunft“ (Ebenda, 422) abgesehen hat, deren „Gang“ und deren „Gesetze“ er aufzuheben und somit den Sieg der Poesie herbeizuführen trachtet. Zu welchem Zwecke? Auf dass eine „schöne Mythologie“ geboren werde und in ihrem „milden Widerschein“ die Natur in der „Verklärung von Fantasie und Liebe“ (Ebenda, 430f) erscheine. Da – um das Beispiel aus einem anderen Sprachraum zu nennen – „spekuliert“ William Blake „gegen die Wirklichkeit“ (Ebenda, 427): Gegen die Welt der herrschenden (Wider)vernunft beschwört er die Feuer der Apokalypse herauf,

¹ Vgl. dazu Manfred Frank: „Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie.“ Frankfurt/M, 1982. Hier besonders 6. Vorlesung, S. 153-187.

² Es hat den Anschein, als ob die größten Historiographen der romantischen Ära die einschlägigen Fragmente bei Novalis gelesen und – beherzigt hätten, um sich dann eben im dichterischen Umgang mit der spröden Materie der geschichtlichen Fakten zu versuchen. Wer mit romantischen Augen das Reale betrachtet, kann nicht umhin, dessen Elemente „wie die zerstreuten Seiten eines dicken Buches“ zu lesen, „das wir durcheinandergebracht hätten oder das wir noch nicht gefunden hätten, obwohl es in unserer Reichweite ist: „vereinzelt machen die Seiten kaum Sinn, aber sie würden ihre Bedeutung preisgeben, wenn es gelingen würde, das Buch wiederzuentdecken und den Sinn jeder Passage des Realen im Hinblick auf ihren Stellenwert im dicken Weltenbuch zu lesen“ (Clement Rosset: „Das Reale. Traktat über die Idiotie“. Frankfurt/M, 1988, S. 46). „Der beseelende Zauberstab“ (Novalis) der „reflektierenden“ Imagination macht es einem Michelet also z.B. möglich, der „Geschichte Frankreichs bis zur Revolution von 1789“ die Handlungsstruktur einer ‚Romanze‘ zu verleihen; bei Tocquevilles wird – Hayden White hat das genau beobachtet – „eben diese Geschichte die Plotstruktur einer Tragödie“ (Hayden White 1986:76) annehmen.

fordert zugleich wortmächtig die chiliastische Utopie der paradiesischen Unschuld und Glückseligkeit ein. Überhaupt ein sehr beliebtes Mittel, Triumphe über die unleidliche Wirklichkeit zu feiern, dass man, vom Enthusiasmus erglüht, den Zustand des aufgeregten Inneren mit der Äußerlichkeit verwechselt. Dass man sich gegen die Stockungen und Behinderungen der Realität blind macht, während der Nachdruck, mit dem man die Worte setzt, den Glauben erweckt, sie, ein Inbild intellektueller Willkür und Schwärmerei, schmiegt sich dem Erfahrungsstoff an. Dass man die Bilder alter Mythen und Utopien so gebraucht, als zeugten diese Zitationen von echter philosophischer Besinnung.

Hölderlins „Hymne an die Menschheit“ – ein großes Gedicht, will uns die Literaturwissenschaft weismachen. Ein – überaus sprechendes – Beispiel, möchte ich vermeinen, für jenen „Jargon der Humanität“, der nach Hegels wunderbarem Wort, aus bloßem „Brei des Herzens“, aus abstraktem „Herzklopfen für das Wohl der Menschheit“ zu kommen scheint. Aller Bestimmtheit entkleidet erscheinen die Indizien der nahenden neuen Zeit („Elysens Blüte“, „üppige Vollkommenheit“, „der Ernte Wonnen“, „die Palme der Unsterblichkeit“ etc.)³, wobei der Jargon es sorgfältig unterschlägt, dass es sich nicht um das bereits Verwirklichte, sondern um das Erhoffte, bestenfalls prozesshaft Begonnene handelt. Für derartige Reflexion – sie müsste freilich nüchterner stimmen – lässt das unsinnliche Pathos des Gedichtes an keiner Stelle Raum; der Leser wird vielmehr auf die Andachtshaltung festgelegt und am liebsten wäre dem Jargon einer, bei dem das Wissen um die reale Beschaffenheit der Geschichte getilgt ist. So zeigt sich das enthusiastisch chiliastische Denken auf seinem Tiefpunkt, erstarrt in schlechter Allgemeinheit, gekleidet in leicht kopierbare Phraseologie, womöglich noch stolz auf sie, als wäre sie Ausweis einer höheren Eingeweihtheit.

Es will freilich der „höchste Idealismus“ die Würde des (höchsten) Realismus für sich in Anspruch nehmen. Das Lehrbeispiel: der Fall Friedrich von Hardenbergs, genannt Novalis. Der Mann war kein Verächter historischer Sachkenntnis. Poesie, Philosophie, Religion, Geschichtsreflexion indes vermengend, wird er nicht müde, auf die immense Bedeutung hinzuweisen, welche der „Fantasie“ und der „Reflexionsbildung“ bei der Rekonstruktion des Historischen zukommt. Er hebt also den ungeheuren Unterschied zwischen dem „Chronikenschreiber“ (er steht nicht an, diesen als „Stümper in der Geschichte“ zu bezeichnen) und dem „beobachtenden“, „reflektierenden“ Historiker hervor. Wo jener dem Diktat der baren Fakten folge und dabei Gefahr laufe, von der Fülle des „Gewöhnlichen“, bloß „Endlichen“ erdrückt zu werden, so dass ihm schließlich alles nur noch „tot, wüst, taub, unbeweglich“ erscheine und er selbst, im Herzen verknöchert, die Lebensströme in sich versiegen fühle, bringe sich dieser durch die Aktivierung der „produktiven Imagination“ in den Besitz des „beseelenden Zauberstabes“, der es möglich macht, die gesamte Realität „in einen systematischen Index oder Plan unseres Geistes“ zu verwandeln: das Seiende „qualitativ zu potenzieren“ und „mit den kühnsten Wünschen und Ahnungen“ zu versöhnen. Dieser illuminierte Kolumbus „folgt der Sonne und reißt sich von der Stelle los, die nach den Gesetzen der Umschwingung unseres Weltkörpers auf eine

³ Vgl. Hölderlin 1921:85f.

Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt ist“ (Novalis o.J. 72ff). Er reise in Richtung Zukunft – dorthin, wo dem Wanderer das „himmlische Licht“ des irdischen Jerusalem traulich entgegen glänze...

Man hüte sich das schwebend Wolkige an Novalis' Ausführungen als Zeichen von unverbindlicher Poetizität zu missverstehen. Seine „kühnsten Wünsche und Ahnungen“ sind politisch, sie haben Rousseaus Lehren, ja das utopische Gären der sich der Zukunft zuwendenden Epoche in sich aufgenommen, haben die scharfsichtig-radikale Ablehnung der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsverfassung zur Voraussetzung. Mit dem Traktat „Glaube und Liebe oder der König und die Königin“ wollte Novalis das preußische Herrscherpaar ansprechen. Es müssen indes die Majestäten einen Text wie diesen degoutiert gelesen haben, welcher vom alten Preußen behauptet, es sei wie „Fabrik verwaltet worden“ und sich auch zu der gleichermaßen merkwürdigen wie schwerverständlichen (daher irritierenden) Feststellung versteigt, dass „kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König bestehn könne“ (Ebenda, 180). Und sie dürften es geradezu als eine Frechheit empfunden haben, dass Novalis ihnen zwar verzücktes Lob spendet, es sich auf der anderen Seite nicht nehmen lässt, Ratschläge zu erteilen, ja, für den König gleich ein ganzes Bildungsprogramm entwirft... Wie dem auch sei. Paradigmatisch verkörpert ein Mann wie Novalis den Glauben und den Willen jener „Modernen“, die das Buch der Zeit aufschlagen und auf jeder Seite Verweise auf die „heftige Incitation, deren Folge den Inhalt eines neuen Weltalters ausmachen wird“ (Ebenda, 182), zu entdecken vermeinen. „Der Fieberzustand“ der Epoche teilt sich ihnen mit; im Gefühl, dazu auserkoren zu sein, Geburtshelfer des Neuen zu werden, predigen und orakeln sie, entwerfen abstrakteste Theorien, stehen nicht an, dem unmittelbar Erfahrenen im Namen der chiliastischen Erwartung Gewalt anzutun.

Das hat eine seltsame Deformation der Apperzeptionsorgane zur Folge: da die Chiliasten in konkreten Ereignissen – in tagespolitischen Daten nach Zeichen der eschatologischen Zeitwende fahnden, kann es nicht ausbleiben, dass sie ernst nehmen, „was gerade nicht ernst ist“, dass „das Beiläufige“ ihnen „zum Wesentlichen“ wird, „die Lektüre der Zeitung zum 'Morgengebet' gerät“, dass sie in jedem, der mit lauter und starker Stimme spricht, einen Botschafter der der Vollendung entgegengehenden Geschichte zu sehen bereit sind. Ein Beispiel nur. Als Juliusz Słowacki, einer der großen Dichter der polnischen Romantik, 1844 vom Überfall der französischen Flotte auf Tanger erfuhr, glaubt er darin das Signal der Parusie erblicken zu dürfen; in dieser Meinung fühlt er sich durch die Tatsache bestärkt, dass er zur selben Zeit über der Übersetzung eines Dramas von Calderon saß, das ebenfalls vom Kampf zwischen Christen und Helden handelt – der Koinzidenz misst er eben eine mystische Bedeutung zu...

Auch die Philosophen „dichten“ – fast in dem von Novalis beschriebenem Sinne. Wer unter dem fernen Himmel jener zukunftsgläubigen und aufbruchsfrohen Epoche philosophiert, will vor allem dies: in den Genuss kommen, wie ihn dem selbstbewussten Subjekt nur die Einsicht ins Herz der Dinge verschaffen kann. „Ob dies“ – so Rüdiger Safranski in seiner brillant geschriebenen Schopenhauer-Biographie – „nun das Fichtesche 'Ich' oder das Schellingsche 'Natursubjekt' oder Hegels 'objektiver

Geist' oder Feuerbachs 'Leib' oder Marxens 'Proletariat' ist; man wird an den Schlaf der Welt rühren wollen, und wenn es kein Zauberwort zu finden gibt, dann wird man es erfinden; und wenn es keine letzte Wahrheit zu entdecken gibt, dann wird man die Wahrheit 'machen' oder genauer: Man wird von der selbstgemachten Geschichte erwarten, dass sie die Wahrheit hervorbringe" (Safrański 1990: 172). So werden die von der Theologie geräumten Positionen wieder in Beschlag genommen: das Denken gebärdet sich autoritär, wird für die Einwände der „profanen“ Vernunft unzugänglich. Höchst zutreffend hat Leszek Kołakowski die universalen geschichtsphilosophischen Systemlehren des 19. Jahrhunderts als „priesterlich“ bezeichnet, um so auf die sie konstituierende Tendenz zur Einschnürung der Wirklichkeitserfahrung hinzuweisen, wie sie sich in der Bevorzugung des – um zur Sprache der Informationstheorie zu greifen – „Superzeichens“ gegenüber dem „Einzelzeichen“, des einmal Erkannten gegenüber neuen Wahrnehmungen und Einsichten, der „heiligen Texte“ gegenüber „weltlichen“ Kritiken und Kommentaren manifestiert.

Zusammenfassend sei gesagt. Von den Aus- und Aufbrüchen der die mühevoll eroberte eigene Autonomie genussvoll ausnutzenden modernen Subjekte wurde schon frühzeitig gewarnt. Und so wie auf der einen Seite das „ancien regime“ von zahlreichen exzellenten – dabei keineswegs für dessen Schwächen und Anachronismen blinden – Denkern gegen revolutionäre Entwürfe einer neuen (herrlichen) Welt und eines neuen, (vervollkommneten) Menschen verteidigt wurde, so wurden andererseits in Abwehr der modernen Tendenz zum „Interessanten“, „Choquanten“, „Pikanten“ (vgl. Schlegel 1979:254) für die klassischen Kunstnormen und –zwänge beunruhigt aufmerksamkeitsheischende Argumente geltend gemacht. Aus konservativer Optik gewannen die politischen Unruhen der Zeit und die Extravaganzen des modernen Denkens das gleiche abstoßend-erschreckende Aussehen: Sie erschienen als frevelhafter Anschlag auf das „Alte Wahre“, als ehrfurchtsloses Rütteln an den Fundamenten der Weltverfassung – insofern als ein alle gesicherten Erkenntnisregeln außer Kraft setzender unheilbringender Wahn. Weit davon entfernt, sich in die Defensivhaltung drängen zu lassen, besteht vielmehr der „reaktionäre“ Geist darauf, die Partei des Gesetzmäßigen gegen das unberechenbare Chaos der subjektiven Beliebigkeit zu ergreifen. Er, den seine Gegner als „irrational“ schmähen, ist so vermessen, in paradoxer Umkehrung der „Beweislage“ die Würde der Vernunft für sich in Anspruch zu nehmen⁴.

Dieses radikal einseitige Urteil wollen wir nicht teilen. Um das vieldeutig Schillernde an den Emanzipierungsprozessen der Neuzeit zu erfassen, genügt es allerdings nicht, auf den enormen Erkenntniszuwachs hinzuweisen, den die in ihrer Folge entstandenen Gedankensysteme und Wirklichkeitsprojekte mit sich gebracht haben. Denn – insoweit muss der konservativen Gegenseite zugestimmt werden – die gleiche Selbstermunterung zur Entgrenzung des Denkens war es, die auch für die „schlechte Subjektivität“, welche da „wirklichkeitsscheu“, „die Seite des äußeren Daseins (...) der Zufälligkeit überantwortet und den Abenteuern der Phantasie“ (Hegel 1955: 117) preisgibt, geradezu tropische Vegetationsbedingung geschaffen

⁴ Und auch – dies sei wenigstens angemerkt – die Würde (wo die meisten revolutionären Schriften schludrig hingeschrieben, ungelent und phrasenhaft im Ausdruck sind – des gelungenen Wortes. Man greife bloß zu Joseph de Maitre, um sich dessen zu vergewissern...

und die Vermengung echten Entdeckertums mit allerlei „Kopfgeburten“ begünstigt hat. „Die Intellektuellen“ – die Diagnose kommt von einem besonders berufenen, weil an den Experimenten der modernen Kunst persönlich beteiligten Zeugen – „hatten die theoretischen und ästhetischen Bezirke vom Wirklichen zunächst abgetrennt. Man hat Reservate geschaffen. Nach dem Zusammenbruch der religiösen Übereinkünfte waren Traum und Wirklichkeit zum reflektiven Privateigentum der Intellektuellen geworden“ (Einstein 1972:19). Hierüber verfügten sie diktatorisch, „die intellektuellen Vorrechte und die Überlegenheit der Fiktionen“ (Sontag 1983:20) statuierend. Eine herrliche Gelegenheit für all die modern-emanzipierten Köpfe, sich als einfallsreiche Arrangeure von komplexen geistigen Systemen, als selbstherrliche Weltenschöpfer, pathetische Religionsstifter, illuminierte Überwinder des (moralischen, gesellschaftlichen) Chaos, auch als Modemacher zu betätigen. „Das Beste“ – so Susan Sontag – „dieser (...) Spekulation, die der Westen während der letzten hundertfünfzig Jahre betrieben hat, ist wohl unbestreitbar das Kraftvollste, Dichteste, Subtilste der ganzen Lebenszeit des Menschengeschlechts. Und doch ist das gleichermaßen unbestreitbare Ergebnis dieser ganzen Genialität unser Empfinden, auf den Ruinen des Denkens und knapp vor den Ruinen der Geschichte und des Menschen selbstzustehen. (Cogito ergo boom)“ (Sontag 1983:20).

Literaturverzeichnis:

- Benjamin, Walter (1971): Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze. Frankfurt/M.
Bloch, Ernst (1975): Experimentum mundi. Gesamtausgabe XV, Frankfurt/M.
Einstein, Carl (1972): Die Fabrikation der Fiktionen. Reinbek.
Enzensberger, Hans Magnus (1975): Mausoleum. Frankfurt/M.
Frank, Manfred (1982): Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie. Frankfurt/M.
Frye, Norbert (1986): „New Directions“ from Old. Zit. nach White, Hayden (1986): Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Stuttgart.
Hegel, G.W.F. (1955): Ästhetik, hrsg. von F. Bassenge. Berlin.
Meinecke, Friedrich (1936): Die Entstehung des Historismus. Zweiter Band. München und Berlin.
Novalis o. J.: Sämtliche Werke. Leipzig.
Novalis (1975): Dichtungen und Prosa. Leipzig.
Raabe, Wilhelm (1975): Braunschweiger Ausgabe, Bd. 1, Braunschweig.
Rosset, Clement (1988): Das Reale. Traktat über die Idiotie. Frankfurt am Main.
Safrański, Rüdiger (1990): Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg.
Schiller, Friedrich (1847): Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede, In: Schillers sämtliche Werke, Neunter Band, Stuttgart und Tübingen 1847.
Schlegel, Friedrich (1979): Kritische Ausgabe seiner Werke. Studien zum klassischen Altertum. Erster Band, Erste Abteilung. Paderborn-München-Wien.
Sontag, Susan (1983): Im Zeichen des Saturn. Frankfurt am Main.

Tocqueville, Charles Alexis (1969): *Der alte Staat und die Revolution*. Reinbek bei Hamburg.

White, Hayden (1986): *Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen*. Stuttgart.

Schlüsselwörter

Aufklärung, Romantik, Utopie, Fortschritt, falsches Bewusstsein

Abstract

The subject of the article is the adventure of the European thought during the Enlightenment and the Romanticism. The task it undertook was too reorganize in the radical way all the world. The consequence were literary and philosophical concepts that contradicted the logic of the reality.

Keywords

Enlightenment, Romanticism, utopia, progress, false consciousness

Das nulldimensionale Denken und die Rhetorik des Ungefähren in den Essays Vilém Flussers

Im Essay *Unsere Wohnung* schreibt V. Flusser: „Der Sprung aus dem Gewöhnlichen ins Ungewöhnliche muß gelernt werden [...]. Wir sollten die hungernden Babies nicht als häßlich, sondern als schön erkennen, in den Gesichtern der vergewaltigten farbigen Mädchen nicht unsere eigenen, hassenswerten Untaten, sondern ihre für uns außergewöhnliche Schönheit erkennen lernen. Mit anderen Worten, wir müssen lernen, uns in der uns verfolgenden Zukunft wiederzuerkennen, die uns Verfolgenden anzuerkennen, sie zu lieben. [...]. Falls wir diese Leistung nicht vollbringen, haben wir keine Zukunft. Die uns fressenden Babies *sind* unsere Zukunft.“¹ In den Worten Flussers tritt mit aller Schärfe seine Methode der Übertreibung und Überraschung zutage, die auf eine semantisch-rhetorische Verunsicherung beim Leser abzielt. Es ist das Charakteristische an dieser Methode, dass sie primär nicht die latenten Gefahren des Übergangs von der Schriftkultur zur Informations- und Bildkultur aufdecken will, sondern den Übergang selbst als eine epochale, apokalyptische *Endsituation* inszeniert. Dies vollzieht sich im Denken Flussers als ein Kreislauf von zwei entgegengesetzten Zirkulationsbewegungen: von bildhafter Wortlosigkeit und einer jeweils neuen, wort- und schriftgebundener Aktualisierung des Umschlagsmoments vom Abbruch mit der nunmehr alten Schriftkultur zum Aufbruch zu neuen alternativen Welten. Die folgenden Beobachtungen gehen von der These aus, dass diese paradoxe Zirkulationsbewegung bei Flusser auf eine *nulldimensionale* Instrumentierung des funktionalen Denkens (und damit auch des Zahlbewusstseins) zurückgeht, die Flusser in seinen Essays vornimmt. Im folgenden wird Flussers nulldimensionale Instrumentierungsweise des funktionalen Denkens an seinen semantisch-rhetorischen Inszenierungen der früher apostrophierten *Endsituation* und der ihr inhärenten Paradoxie ausgewiesen.

Einen ersten Hinweis auf das hier dargestellte Problem finde ich in F. Balkes Kommentar zu Flussers Buch *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?*: „Texte gehorchen einem *Wiederholungszwang*: der Flussersche Essay selbst bildet da durchaus keine Ausnahme. Es sind gerade die den Textfluß unterbrechenden rekurrenten Elemente,

¹ Vilém Flusser: *Unsere Wohnung. Nachgeschichte*, in: Schriften in 5 Bänden, hrsg. von Stefan Bollmann und Edith Flusser, Bensheim und Düsseldorf 1993, Bd. 2, S. 60 (Alle Texte Flussers, die ich dieser Ausgabe entnehme, werden im folgenden mit der Sigle *SchF* gekennzeichnet. Alle anderen Einzelausgaben seiner Essays werden mit kompletten bibliografischen Daten versehen).

die die spezifische Intensität seines Diskurses artikulieren. Diese Elemente sind die materiellen Träger des apokalyptischen Tons, dem sich der Essay vom ersten Satz an überantwortet. Bei wechselnder semantischer Instrumentierung kündigt er vom immergleichen Ende und Tod der Schrift.”² Es geht in dem Zitat um zwei Beobachtungen: Zum einen werden darin die Zahlderivate wie die ‘Wiederholung’, das ‘Immergleiche’ oder das ‘Rekurrenente’ in Zusammenhang gebracht mit Flussers apokalyptischen Darstellungen der dem Ende geweihten Schriftkultur, zum anderen deutet der Satz: ‚Diese Elemente sind die materiellen Träger des apokalyptischen Tons...‘ an, dass die Zahl eine konstitutive Grundeinheit dieser Darstellungen bildet. Dies hat zur Folge – es sei hier vorgreifend bemerkt –, dass bei Flusser die Schrift und das Wort keine autonomen und vollwertigen Glieder der Informationsstruktur darstellen.³ Im folgenden gehe ich auf die wechselseitige Determinierung von der apokalyptischen Rhetorik und der Zahl bei Flusser ein, indem ich die Zahl im Sinne eines erweiterten Zahlbegriffs verwende, der das Imaginäre in sich aufnimmt und nur eine *reine Beziehung* von zwei entgegengesetzten Relationsrichtungen anzeigt. Dazu sagt E. Cassirer:

Eine negative Substanz, die zugleich Sein und Nichtsein bedeuten müsste, wäre eine *contradictio in adjecto*; eine negative *Beziehung* ist nur das notwendige logische Korrelat des Relationsbegriffs überhaupt, da jede Relation von A zu B sich zugleich als eine solche von B zu A darstellen und aussprechen lässt [...]. Die positiven und negativen Zahlen (+a, -a) erscheinen jetzt lediglich als ein anderer Ausdruck für den Fortgang in diesen beiden Beziehungsrichtungen. Aus dieser Grundauffassung leiten sich sodann all die rechnerischen Operationen, innerhalb des auf diese Art erweiterten Zahlgebiets in einfacher Weise ab: sie alle gründen sich auf den Charakter der reinen Zahl als Beziehungszahl und bringen ihn zu immer deutlicher Entfaltung.⁴

Die Zahl erweist sich demnach als eine *Relation von Relationen*, die jeweils dem Moment des Umtauschs der Relation (also des Übergangs) zugrunde liegt, in dem die positive Relationsrichtung (+1) und die negative Relationsrichtung (-1) in einem formalen Umkehrverhältnis eine *dimensionslose* (Über-)Einheit bilden. Diese entspricht dem funktionalen Denken Flussers insofern, als sie jegliche außermathematische Zahlinstrumentierung von ihrer Bindung an das polare Korrelationsverhältnis vom Identischen und Nichtidentischen, vom Besonderen und Allgemeinen (Nietzsche, Adorno⁵) oder von funktionaler Zahl-Einheit und gestalteter Geistes-Einheit (Kassner)

² Friedrich Balke: *Sola Pictura. Überlegungen zu Vilém Flussers Buch „Die Schrift“*, in: Kulturrevolution 17/18 (1988), S. 106-108, hier: S. 106.

³ Ich nehme hier Bezug auf die Worte von Roland Barthes, der eine solche Vollwertigkeit von Wort und Schrift gegenüber der post-modernen Bildkultur postuliert: „Wir sind weiterhin, und mehr als je zuvor, eine Schriftkultur, weil die Schrift und das Wort immer vollwertige Glieder der Informationsstruktur sind.“ Roland Barthes: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Die Rhetorik des Bildes. Kritische Essays III*; Übersetzt von Dieter Hornig, Frankfurt am Main 1990, S. 34.

⁴ Ernst Cassirer: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Darmstadt 1994, S. 73 (1. Aufl., Berlin 1910).

⁵ Nietzsches und Adornos Kritik des *Identischen* ist nicht eine Kritik an jeglicher Analogie, sondern an der Subsumtion verschiedener Fälle unter *denselben* Begriff unter Absehung ihrer indi-

befreit und auf eine Zone verlagert, wo die Zahl ein Ausdruck von Nulldimensionalität ist und eine zirkuläre Bewegung von Virtualität und ihren endlosen Aktualisierungen in Gang setzt. So stellt eine so gefasste Zahl einen Inbegriff des *Nicht-Wirklichen* dar, dessen Aussagen, wie Cassirer weiter betont, „dennoch einen bestimmten, unentbehrlichen Erkenntniswert für sich in Anspruch nehmen.“⁶ Diesem paradoxen Umstand werden die folgenden Analysen Rechnung zu tragen haben.

Außer der apokalyptischen Rhetorik und der Zahl wird im folgenden noch ein drittes Element hinzugenommen – die Ironie Flussers. Sie durchzieht seine Essays als eine Stimmung des Schwankens, als das virtuelle Spiel mit verschiedenen Perspektiven und Standpunkten, das die Kausalität und Linearität des wissenschaftlichen Denkens aufbrechen will, doch zugleich eine Gleichwertigkeit (und damit auch Gleichgültigkeit) innerhalb der besagten Perspektiven und Standpunkte mit sich bringt. Dies lässt Flusser seine Texte nicht als objektzentrierte Sprachgebilde mit am Gegenstand haftenden Aussagen wahrnehmen, sondern vor allem als affektiv-imaginäre Anregungen zu dem, was er als kommunikativ-schöpferische Handlungen bezeichnet. So gilt ihm denn auch das Verlassen der Kritik⁷ nur als „ein *goût de provocation* und vor allen Dingen ein stilistisches Malheur. Wenn man mich anhört und liest, hat man den Eindruck, dass ich behaupte. Aber ich will gerade Zweifel erwecken. Alles was ich sage, klingt wie eine These, noch dazu wie eine nicht sehr gut gestützte. Weil man nicht heraushört, dass immer etwas Ironie mit drin steckt. Ich nehme mich ja doch nicht vollkommen ernst. Was ich möchte, ist provozieren. Im wahren Sinne des Wortes provozieren: hervorrufen.“⁸ Das Gesagte lässt hier die Frage stellen, wie die Zahl in ihrer Bedeutung als reine Beziehungsfunktion (gegen die Flusser an- und in die er hineinschreibt) die ironischen Denk- und Sprachzustände⁹ bei Flusser strukturieren und determinieren. Es geht dabei um die funktionale Determinierung jener Oszillationsbewegung zwischen der prophetisch-apokalyptischen Rhetorik Flussers und seiner in die Zukunft gerichteten, „projektiven Einbildungskraft.“¹⁰ Es wird im fol-

viduellen Unterschiede. Sie bewegt sich folglich zwischen Allgemeinem und Besonderem. Siehe dazu die Analysen von Gottfried Gabriel: *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*, Paderborn 1997. S. 38-42.

⁶ Ernst Cassirer: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Darmstadt 1994. S. 71.

⁷ Lucht sagt: „Man meint, hier handle es sich um ein Problem; man stellt im Gegenteil fest, hier wird die Lösung aller Probleme entdeckt. Das ist noch ätzender, als in den neuen Technologien ein Problem zu sehen. Flusser problematisiert, um zu zeigen, dass es künftig keine Probleme mehr geben wird.“ Frank Lucht: *Eine neue Einbildungskraft. Über Vilém Flusser*, in: Merkur 47, 2 (1993), S. 893-897, hier: S. 894.

⁸ Die Worte Flussers wurde dem Aufsatz Harald Brandts entnommen. Harald Brandt: *Provokateur des Denkens*, in: Der Flusser-Reader. Zu Kommunikation, Medien und Design; Mannheim 1995. Ohne Herausgeber, S. 233.

⁹ Ich gebrauche hier die Wortzusammensetzung Denk- und Sprachzustände, um damit das Raumhafte und Statisch-Zirkulierende seines Denkens zu betonen. Auf die zirkuläre Denkform Flussers werde ich in der Arbeit noch zurückkommen.

¹⁰ Flusser gebraucht in dem Kontext die Formel der projektiven Gewalt der Einbildungskraft: „Bei synthetischen Bildern, die von Fotos kaum noch unterscheidbar sind, wird etwas Beliebigen aus Kalkulation, etwa aus fraktalen Gleichungen, projiziert, um dann von beliebig vielen

genden aufzuzeigen sein, wie bei Flusser die „Koaleszenz“¹¹ von Aktualität (Abbruch mit der Schriftkultur) und Virtualität (Aufbruch zum Entwerfen alternativer Welten) jeweils den *unvermittelten* Umschlag vom Apodiktisch-Klaren, Eindeutigen zu den Unbestimmtheiten und Verdunkelungen determiniert, die ich hier als die *Rhetorik des Ungefähren* bezeichne.

Es sind bei Flusser zwei Denkbewegungen zu unterscheiden: In der ersten wird eine phänomenologische Reduktion der Wahrnehmung auf den Nullpunkt vollzogen, die bei ihm primär als eine technoimaginäre Funktionalisierung – eine Auflösung jeglicher Inhalte und Hintergründe in virtuelle Beziehungsfelder gilt. Eine der zentralen Thesen Flussers nun besagt, dass die Apparate in ihrer ‚sturen Automatisierung‘ auf den Menschen zurückschlagen und ihn in ihrer Funktion programmieren. An diesem Punkt setzt die zweite Denkbewegung ein, die von Flusser als eine ‚Irrfahrt‘ inszeniert wird, auf der er Öffnungen, Ausgänge aus konformen Modellen in einen virtuellen Zwischenraum von Begriff und Bild hinausprojiziert. Sollten wir die erste Denkbewegung als eine theatralische Folge von Gesten wahrnehmen, so erweist sie sich als ein Ausprobieren von eingefrorenen, erstarrten, und allzu konformen Rollen. Dieses Ausprobieren der Rollen ist jedoch unerlässlich, damit die zweite Denkbewegung durch die Risse, die die „Kunst“¹² oder die „Liebe“¹³ im Zirkulationsgewebe der Programme verursachen, entweichen und ins Leben eindringen kann – in Flussers Utopie einer dialogisch geschalteten Gesellschaft der Zukunft. So markieren Flussers zwei Denkbewegungen zugleich zwei Grundmomente seines Kulturentwurfs: das der *Variabilität* der Eingänge (soziologische, kybernetische, archäologische, philosophische, psychologische u.a.) in den Zwischenraum, der bei Flusser eine scharfe Spaltung von der veraltenden Schriftkultur und der neuen, heraufkommenden Bild- und Informationskultur aufweist, und das der *Konstanz* der Risse und der Ausgänge (in der Metapher des Todes, der Bodenlosigkeit, des Schrumpfens¹⁴ u.a.). Dabei stellen die Risse und Ausgänge eine *Begrenzung* des ganzen, virtuellen Universums dar, die gleichwohl unstabil ist und zwischen Repräsentation (der die Verbürgung des Seins im photographischen Bild entspricht) und Unrepräsentierbarkeit (die visuell durch

Standpunkten aus in Bilder gesetzt zu werden. In einer derartigen Praxis zeigt sich die projektive Gewalt des von sich selbst zurücktretenden kalkulierenden Denkens – die «Einbildungskraft» – besonders deutlich.” SchF: *Vom Subjekt zum Projekt*, Bd. 3, S. 21.

¹¹ Gilles Deleuze bezeichnet die unteilbare Einheit eines aktuellen und seines virtuellen Bildes als „Koaleszenz“, in: Gilles Deleuze: *Das Zeit-Bild. Kino 2*; Übersetzt von Klaus Englert. Frankfurt am Main 1991. S. 108.

¹² Im Text *Unser Rausch* heißt es: „Trotzdem, der Rausch der Kunst schlägt Lücken in die Programme. Er macht Unsagbares sagbar und Unerhörtes hörbar. Durch diese wenigen Lücken hindurch können wir den Apparat in den Griff bekommen.” SchF: *Unser Rausch. Nachgeschichte*, Bd. 2, S. 108.

¹³ Im Essay *Unsere Beziehung*, schreibt Flusser: „Wenn die Gesellschaft umgebaut wird, dann nur aus einer Einsamkeit heraus, in der für die Liebe Raum ist. Der Rückzug ins Private, wo wir den anderen noch anerkennen können, ist die einzige Lücke, die wir in die uns roboterisierenden Apparate schlagen können. Die Liebe ist die einzige uns verbliebene existenzielle Beziehung.” SchF: *Unsere Beziehung*, Bd. 2, S. 120-121.

¹⁴ Vgl. SchF: *Unser Schrumpfen*, Bd. 2.

die reine Nulldimensionalität des Punktes auf dem liquid-kristallinen Bild darstellbar ist) zirkuliert. Die Unstabilität der Ausgänge als Begrenzung kommt in den Worten Flussers zum Ausdruck: „Will man den Apparaten auf die Schliche kommen, muß man versuchen, ihre sture Absurdität gegen sie selbst auszuspielen, das heißt, aus dem allgemeinen Rhythmus auszubrechen – unter der Gefahr, zentrifugal ins Nichts geschleudert zu werden.“¹⁵ Die Stelle: „...unter der Gefahr, zentrifugal ins Nichts geschleudert zu werden“ bezeichnet eine virtuell präsente Möglichkeit der Unrepräsentierbarkeit, die auch Öffnungen und Ausgänge aus den stereotypen, apparatgerechten Modellen in sich aufnimmt und sie der reinen Virtualität ohne Hintergrund und Tiefe überlässt. Daraus resultiert der Umstand, dass dem Leser die Texte Flussers als kompakte, semantische Verkürzungen zeit- und raumübergreifender Phänomene erscheinen mögen, die zwar eine imponierende Anzahl von Spielvarianten (das Variable) aufweisen, denen gleichwohl nur *eine* Funktion (das Konstante) zugrunde liegt – die der Nulldimension des Punktes.¹⁶ G. Deleuze stellt dies am Film-Bild dar und vergleicht das Oszillieren von Punkt (als Keim) und seiner variablen Ausdehnung mit einem Kristallbild: „Das Kristallbild besitzt zwei Aspekte: innere Grenze [*limite*] aller inneren Kreisläufe, aber auch äußere, variable deformierbare Hülle [*enveloppe*] aller Begrenzungen [*confins*] der Welt, jenseits der Bewegung der Welt. Der kleine Kristallisationsraum und das unendliche kristallisierbare Universum: all dies ist einbegriffen im Ausdehnungsvermögen des Ganzen, gebildet vom Keim und Universum.“¹⁷

Es ist früher gesagt worden, die Risse und Ausgänge aus stereotypen Modellen seien bei Flusser unstabil und oszillieren zwischen der Repräsentation, der das photographische Bild entspricht, und der Unrepräsentierbarkeit, die auf dem liquid-kristallinen Filmbild eine visuelle Realisation findet. Während das liquid-kristalline Punkt-Bild keine Durchbrüche ins Reale, keinen außerbildlichen Weltbezug aufweist, stellt das photographische Bild eine Abbildung einer Vorlage, eines glücklichen Moments dar, von dem Roland Barthes sagt:

So wäre dies die »Bestimmung« der Photographie: indem sie mich glauben lässt (einmal freilich nur, von wie vielen Malen?), dass ich »die wahre, totale Photographie« gefunden habe, vollführt sie die unerhörte Verschränkung von Wirklichkeit (»*Es-ist-so-gewesen*«) und Wahrheit (»*Das ist es!*«); sie wird Feststellung und Ausruf in einem; sie führt das Abbild bis an jenen verrückten Punkt, wo der Affekt (Liebe, Leidenschaft, Trauer, Sehnsucht und Verlangen) das Sein verbürgt. Sie nähert sich dann tatsächlich der Verrücktheit, holt die »verrückte Wahrheit« ein.¹⁸

¹⁵ SchF: *Unser Rhythmus*, Bd. 2, S. 55.

¹⁶ Über den Punkt als Metapher der reinen Virtualität spricht Lorenz Engell: „Denn der Punkt ist selbst nur eine Metonymie für etwas Unrepräsentierbares, nämlich für die vollständige Ausdehnungslosigkeit und damit für die Nicht-Repräsentierbarkeit selbst. Im Punkt als paradoxer Repräsentation der Nichtrepräsentierbarkeit überschneiden einander deshalb Zeiteigenschaften und Raumeigenschaften.“ Lorenz Engell: *Ausfahrt nach Babylon. Essays und Vorträge zur Kritik der Medienkultur*, Weimar 2000. S. 195.

¹⁷ Gilles Deleuze: *Das Zeit-Bild. Kino 2*; Übersetzt von Klaus Englert. Frankfurt am Main 1991. S. 111.

¹⁸ Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, übersetzt von Dietrich Leube, Frankfurt am Main 1985. S. 124.

In dem Zwischenraum als Differenz von der Nulldimensionalität eines liquid-kristallinen Bildes und der 'halluzinatorischen' Vorstellung, eine photographische Abbildung eines Affekts habe *eine* einmal da gewesene, doch *unwiderufbare* Vorlage, finden Flussers „imposante Irrfahrten“ statt, die sich in seiner Rhetorik des Ungefährten niederschlagen und die er ostentativ bejaht: „Schauen Sie, ich habe die Frechheit, neue Wege einzuschlagen. Dann sollen andere kommen und mich korrigieren. Ich bin sehr zufrieden, wenn man mir nachweist, dass ich mich geirrt habe.“¹⁹ Diese ironische Bejahung Flussers, die das Exponierte (das Neue) und das Kontingente (es könnte alles auch anders werden) gleichermaßen gelten lässt, schlägt an einer anderen Stelle in ein scheinbar unkontrolliertes Spielverfahren um, in dem eine assoziative Verwendungsweise eines Rilke-Zitats einen Kreislauf von virtueller Möglichkeit und aktueller Realisierung in Gang setzt: „Ich zitiere Rilke, wahrscheinlich falsch: ‚Wir stehen immer gegenüber und nehmen immer Abschied‘. Materielle Kultur ist Speicherung von erworbenen Informationen in Objekten. Das ist ein außerordentlich fragwürdiger Prozess, weil es eine Abstraktion aus der Lebenswelt voraussetzt, infolgedessen ein Entfremden des Menschen aus der Lebenswelt. Es ist ebenso richtig zu sagen, dass es menschlich ist, Informationen in Objekten zu speichern, wie es richtig ist zu sagen, die Tatsache, dass man in Objekten Informationen speichert, macht erst einen Menschen aus uns.“²⁰ Der Rhetorik des Ungefährten entspricht in einem breiter gefassten Kontext der Transitivität von Bild und Begriff, die die Ausbruchsversuche²¹ Flussers aus stereotypen Modellen kennzeichnet.²² Auf diesen Zusammenhang werde ich im folgenden noch zurückkommen.

Flussers Denken bewegt sich im Rhythmus von zwei Extremen: von der *funktionalen Ausdehnung*, die einen unentwegten Austausch darstellt zwischen Klarheit und Eindeutigkeit (die Aktualität, die den Untergang der Schriftkultur anzeigt und zugleich eine Lösung bietet), Undurchsichtigkeit und Verdunkelung (die Virtualität,

¹⁹ Vilém Flusser: *Der Flusser-Reader. Zu Kommunikation, Medien und Design*; Mannheim 1995. S. 233.

²⁰ Vilém Flusser: *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*, hrsg. von Silvia Wagnermaier und Siegfried Zielinski, Frankfurt am Main 2009. S. 95.

²¹ Siehe dazu: Slawomir Leśniak: *Von zwei Stadien der Zahlentwicklung. Rudolf Kassner und Vilém Flusser*, in: Euphorion 104 (4) 2010. S. 393-412, hier: S. 407-408. Darin wird die Denkform Flussers an den Vorstellungsbildern und Denkbewegungen der *Gewundenheit* und des *Herumschleichens* ausgewiesen. Beide bilden das projektive Verfahren Flussers, das aus der Zweidimensionalität der Fläche in die Dreidimensionalität des Raumes auszubringen sucht.

²² Was hier bei Flusser vordergründig auf der Ebene der Sprache dargelegt wird, überträgt z. B. Engell auf das digitale Bild, auf dem sich eine Liquidation von Intervallen zwischen den Datenbildern (Punkte oder Körner) auf dem Bildschirmbild vollziehe. Engell zeichnet den Wandel vom analogen zum digitalen Bild nach, indem er beide Bildmedien um die Frage nach dem Intervall focussiert. Über die endgültige Auflösung des Intervalls auf dem digitalen Bild sagt er: „Ein digitales Bild ist nichts anderes als ein Potential fortlaufender Umgestaltung; es ist vom Prozess seiner Generierung, Bearbeitung, Verarbeitung und Veränderung usw. nicht mehr loszulösen. Ihre eigentümliche Kraft, ihr besonderes, von allen anderen Bildern unterschiedenes Charakteristikum entfalten die digitalen Bilder daher weniger als Bilder denn als Prozesse.“ Lorenz Engell: *Ausfahrt nach Babylon. Essais und Vorträge zur Kritik der Medienkultur*, Weimar 2000. S. 197-198.

die entwerfend auf die Zukunft hinstrebt), und dem *phänomenologischen Rückzug*, der sich als Riss, Lücke und Ausgang aus dem Kreislauf von immer neuen Aktualisierungsweisen oder -stufen des Virtuellen erweist. Der Vorgang der funktionalen Ausdehnung (so groß sie auch sein mag!) beginnt mit einem irreduziblen Moment – der unteilbaren Einheit eines aktuellen und *seines* virtuellen Spiegelbildes.²³ Zwei folgende Beispiele sollen dies veranschaulichen. Das erste entnehme ich dem Essay *Die Lücken*: „Abstrahieren ist Auseinanderreißen. Nach der Abstraktion steht auf der einen Seite das Abstrahierte, auf der andren die entblößte «Sache». Der abstrahierende Mensch befindet sich in jener Kluft, die das Abstrahieren im «Wirklichen» aufreißt. Menschen sind abstrahierende Tiere, ihr Habitat ist die Lücke. Sie «existieren». Sie leben in der aufgerissenen Wunde.“²⁴ Und im zweiten Text *Vom Verrat* heißt es: „Das ist ein starkes Wort, und es kann mit ebenso starken Worten wie «Vertrauensbruch» oder «Betrug» gleichgesetzt werden. Aber es gibt weniger starke Worte, welche die gleiche Bedeutung haben, etwa «Veröffentlichung». Denn beim Verrat geht es um das Lüften eines Geheimnisses, eines «Rätsels». Koppelt man derart die starken mit den weniger starken Wörtern, geschehen zwei Dinge: Die starken verwässern sich, und die weniger starken gewinnen eine geradezu bedrohliche Färbung.“²⁵ Aus beiden Passagen ist zu ersehen, wie die einzelnen Phänomene nicht als autonome, für sich bestehende Gebilde fungieren, sondern bereits als *Beziehungsphänomene*, als Glieder von Relationen zu anderen Phänomenen gelten. Die Begriffskoppelungen: ‘das Abstrahierte’ und ‘die Sache’, ‘das Abstrahierte’ und ‘das Wirkliche’ aus dem ersten Zitat sowie die von ‘Verrat’ und ‘Vertrauensbruch’ oder ‘Betrug’, ‘Verrat’ und ‘Veröffentlichung’ aus dem zweiten erscheinen als Entgegensetzungen oder Synonymisierungen, die im Kreislauf von semantischer Übertreibung (die Veröffentlichung als Verrat) und rhetorischer Unbestimmtheit (Verwässerung der alten Wortbedeutungen) zirkulieren. Mit den Vorstellungsbildern der ‚Kluft‘, der ‚Lücke‘ der ‚aufgerissenen Wunde‘ oder der ‚bedrohlichen Färbung‘ werden Ausbruchsstellen in das Reale evoziert, die jedoch im voraus dem negativen Assoziationskreis von Zersetzung, Mangel oder nahendem Unheil verhaftet bleiben. An der Stelle gilt das *Aperçu* Assmanns: „Wie aber schreibt man, wenn man von der Schrift Abschied nimmt? Mit einem Wort: exponiert. Der Schreiber tritt heraus aus dem Schutzwall der Diskurse und der Filiation der Schreibenden. Er ist allein mit sich, der Sprache und der Schrift.“²⁶ So verbindet sich bei Flusser

²³ Die Metapher der Kunst als Spiegel, die Flusser in seinem Essay *Sich selbst sterben sehen* verwendet, steht für jenen kleinsten Kreislauf-Kern der Ununterscheidbarkeit von Virtuellem und Aktuellem, in dem Zersetzung und Öffnung in den neuen Horizont (das Moment des Virtuellen) und in ihre wiederholte ‘Verstopfung’ durch Verneinung des Horizonts (das Moment des Aktuellen) umschlagen. „Aber in dem Moment, wo die Zersetzung eingesetzt hat und die Öffnung existenziell erfahren wird, beginnt die Namensgebung [als Gott, als All, als Nichts] andersherum zu wirken: sie wird zu einer Methode, nicht zuzulassen, dass wir tatsächlich sterben. Denn indem wir ein «Was» aus der Zersetzung machen und diesem einen Namen geben, versuchen wir es zu verneinen.“ SchF: *Nachgeschichte. Sich selbst sterben sehen*, Bd. 2, S. 171.

²⁴ SchF: *Lob der Oberflächlichkeit. Die Lücken*, Bd. 1, S. 35.

²⁵ *Ibidem*, S. 83.

²⁶ Aleida Assmann: Rezension von Vilém Flusser: „Die Schrift“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 20 (1988). S. 284-288, hier: S. 284.

auf eine exemplarische Weise die Rhetorik des Neuen und ‘Exponierten’ mit dem Kreislauf von Aktualität (Klarheit im Hinblick auf den Untergang der Schriftkultur) und Virtualität (Undurchsichtigkeit der Zukunftsvision). Es ist ein Hineinschreiben in und gleichzeitig ein Anschreiben gegen die Zahl (die früher als die irreduzible Einheit von virtuellem und seinem aktuellem Bild bestimmt wurde). Einem Abschied von der Schrift (Eingang in den Kreislauf) folgt ein Aufbruch zu der Zahl, von der es wiederum eine Rückkehr zur Konkretizität der Sache (Lücke und Ausgang) gibt, die dann ins Ungewisse des Entwurfs übergeht. „Ich bin überzeugt: Vieles, worüber man nicht sprechen kann, kann man rechnen. Einiges kann man auch nicht rechnen, aber vieles. Die Würde des Menschen ist nicht, wie Wittgenstein sagt, gegen die Stäbe der Sprache anzurennen, sondern auszurechnen in den weiteren und höheren Käfig der Zahlen. Dieses Paradox erklärt, wieso ich überhaupt etwas wissen kann. Ich kann überhaupt etwas wissen, weil sich das Wissen im virtuellen Raum abspielt.“²⁷

An vielen Stellen bezeichnet Flusser seine Texte als Essays. Der Essay gilt ihm als ein adäquates Sprachmedium für das, was er bevorzugt mit der Metapher der Bodenlosigkeit²⁸ versteht:

Der Essay, diese hybride Form zwischen Dichtung und Prosa, Philosophie und Journalismus, Traktat und Pamphlet, Kritik und Originalität, stellt ein Universum dar, das ein geeignetes Habitat für jene ist, welche »ausgesetzt sind auf den Gipfeln des Herzens« (um mit Rilke zu sprechen). Wer in Essayform lebt (das heißt, nicht nur Essays schreibt, sondern für wen das Leben ein Essay ist, um Essays zu schreiben), weiß, dass die Frage, worüber man schreiben kann oder soll, sich nur negativ stellt. Im Essay-Universum ist überhaupt alles Thema, und es folgt daraus, in diesem *Embarras de richesses* wählen zu müssen. Und doch ist diese Wahl irgendwie vorgeformt. Der Rhythmus des Essays ruft nämlich nach seinem Thema [...]. Das verhält sich so, weil das eigene Leben (das »Essay-Leben«) eine Variation auf ein Thema ist, das aphoristisch folgendermaßen gefasst werden könnte: »Wie kann man in der Bodenlosigkeit glauben?«²⁹

Folgen wir den Gedanken Flussers, so ist festzuhalten, dass er die Essayform und den Begriff des Essayistischen als Denk- und Lebensform in ein transitives Verhältnis setzt und ihm beide Elemente mithin als *positive* Ausdrucksaspekte *einer* virtuell gefassten, dialogischen Kommunikationssituation gelten. Hier wird der Unterschied zu Autoren wie Musil und auch Benjamin offenbar, bei denen sich das Essayistische als Lebens- und Denktwurf und der Essay als Literaturform – wenn auch mit jeweils andersartiger Intensität – weitgehend ausgeschlossen haben. So hat sich denn auch bei beiden die essayistische Reflexivität als ein für den Gestaltungsprozess ihrer

²⁷ Vilém Flusser: *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*, hrsg. von Silvia Wagnermaier und Siegfried Zielinski, Frankfurt am Main 2009. S. 76.

²⁸ Es genüge hier die Bemerkung, dass Flusser einen ganzen Zyklus von autobiographischen Essays mit der Metapher der ‘Bodenlosigkeit’ versehen hat. Vilém Flusser: *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*, mit einem Nachwort von Milton Vargas, hrsg. von Stefan Bollmann, Düsseldorf/Bensheim 1992.

²⁹ Vilém Flusser: *Die brasilianische Sprache*, in: *Absolute Vilém Flusser*, hrsg. von Silvia Wagnermaier und Nils Röller, Freiburg 2003. S. 33-46, hier: S. 44-45.

Essays störendes oder gar zersetzendes Element erwiesen.³⁰ Der Umstand implizierte dann die Dominanz von kurzen Prosaformen bei Benjamin und jene scharfen Aporien und Disparitäten bei Musil, die in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* das Verhältnis von reflexiv-differenzierender Destabilisierung kultureller Projektionen und affektiv-transitiver Darstellung des ‚utopischen Augenblicks‘ bestimmen. Flussers Zusammendenken von essayistischer Schreibweise und essayistischem Leben setzt – und dies ist ausschlaggebend für die Erfassung der Differenz, die ihn auch von solchen prominenten Vertretern des Kunstessays wie Kassner oder Hofmannsthal scheidet – ein *virtuelles* Kontingenzverhältnis³¹ von beiden Bereichen voraus. Dem emphatischen Begriff der kritischen Prosa bei Kassner und Hofmannsthal liegt dagegen eine Abgrenzung von zwei Elementen zugrunde: der Einheit der Zahl und der Einheit innerhalb jener paradoxen Logik der Verwandlung, in der der stereotype, kulturelle Wahrnehmungshorizont nicht *virtuell* aufgebrochen und ins Reale geöffnet, sondern *synoptisch* (Kassner) oder *metaphorisch* (Hofmannsthal) erweitert und gesteigert wird. Die Grundstruktur ihrer Essays ist somit durch die Vorgängigkeit einer Grenzerfahrung vorbestimmt, deren jeweilige essayistische Rekonstruktion als Begriffsaufschließung für das Unbegreifbare³² (Kassner) oder als metaphorische Darstellung eines Verwandlungsaugenblicks (Hofmannsthal) zutage tritt. Damit hängt der Umstand zusammen, dass bei ihnen die Kontingenz (‘dass es auch anders sein könnte’) immer eine Idealität des Anfangs, einen Bezug von Anfang und Grenze mit einschließt. So heißt es bei Hofmannsthal: „Ungemessen mich abwerfend, auflösend, werde ich immer stärker: unzerstörbar bin ich im Kern.“³³ Die Grenze gilt hierbei als ein immer neu zu Gewinnendes, als ein Gegenwärtig-Allernächstes, das

³⁰ Dies manifestiert sich (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen) bei Musil – vergleicht man etwa seine essayistischen Texte mit denen Kassners, T. Manns oder auch Hofmannsthal – in eher übersichtlicher Anzahl und jeweils kleinem Umfang seiner Essays. Trotz der größeren Arbeiten Banjamins wie etwa *Das Trauerspiel*-Traktat, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* oder des Essays über Goethes *Wahlverwandtschaften* ist bei ihm ein Vorherrschen kleiner Formen zu beobachten. Er bringt dies so zum Ausdruck: „So sind zwar viele, oder manche, meiner Arbeiten Siege im Kleinen gewesen, aber ihnen entsprechen die Niederlagen im Großen.“ Walter Benjamin: (1966): *Briefe*. Bd. 2, Frankfurt am Main. S. 566.

³¹ Wie der Kontingenzbegriff von Niklas Luhmann bestimmt wird: „Entsprechend müssen wir den Kontingenzbegriff erweitern, nämlich zurückführen auf sine ursprüngliche modaltheoretische Fassung. Der Begriff wird gewonnen durch Ausschließung von Notwendigkeit und Unmöglichkeit. Kontingent ist etwas, was weder notwendig ist noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen.“ Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*; Frankfurt am Main 1984. S. 152.

³² So etwa bei Kassner, indem er den Prozess der Begriffsaufschließung als „Aufgehen vom Inhalt in der Form“ bezeichnet. Rudolf Kassner: *Zen, Rilke und ich*, Bd. 10, S. 507. (Zitiert nach: *Sämtliche Werke* in 10 Bänden, hrsg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp, Pfullingen 1969-1991).

³³ Hugo von Hofmannsthal: *Augenblicke in Griechenland. Erzählungen, Erfundene Gespräche und Briefe Reisen*. S. 627 (Zitiert nach: Hugo von Hofmannsthal. *Gesammelte Werke* in zehn Bänden, hrsg. von Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main 1979-1980).

sich gleichwohl nur in einem blitzhaften Wissen um die unendliche Verwobenheit der Dinge, um ein inkommensurables Verhältnis von Selbstverzicht und Selbstgewinn offenbaren kann: „Es wäre undenkbar, sich an ihre [der Statuen] Oberfläche anschmiegen zu wollen. Diese Oberfläche ist ja gar nicht da – sie entsteht durch ein beständiges Kommen zu ihr, aus unerschöpflichen Tiefen. Sie sind da, und sind un-erreichlich. So bin auch ich. Dadurch kommunizieren wir.“³⁴

Es ist für die Medienphilosophie Flussers kennzeichnend, dass sie die Tendenz aufweist, in Bilder einzumünden.³⁵ Die charakteristischen Imaginationsbegriffe seiner Textwelt wie etwa das *Entwerfen*³⁶ oder die *kreisende Hand*³⁷ sowie die eigentümlichen Titel seiner Essays wie *Sich selbst sterben sehen*, *Hinweg vom Papier* oder *Der umgekehrte Spiegel* weisen ein Raumhaftes auf und können somit als Symptome dieser Tendenz gelten. Es ist zunächst zu konstatieren, dass Flusser seine Raum-Bilder vordergründig nicht in ein Korrelationsverhältnis zu Zeit-Bildern setzt, sondern zu denen der Fläche. So stellt er auch die Zeit in den Bildern des Sandstroms oder des Sandrinnens dar, um sie sodann – der entropischen Tendenz zur Zerstreung zufolge – in die Metapher der Sandhaufenzeit übergehen zu lassen: „In der Sandzeit steht Zufall in Frage. Zweifellos rinnen die Körner in Richtung Gleichförmigkeit, und dieses Rinnen ist, was mit «Zeit» gemeint ist [...]. Der Sandhaufen besteht aus vielen Körnern. Die Summe der Körner ist groß, aber begrenzt: Die «Welt» ist geschlossen, und wir kennen ungefähr ihre Masse. Aus ihrem Rinnen in Richtung Gleichförmigkeit können wir ungefähr ihr Alter errechnen, wobei sich herausstellt, dass Masse und Alter (Raum und Zeit) einander bedingen.“³⁸ Es wird daraus ersichtlich, wie sich bei Flusser die Zeit durch die zirkuläre Bewegung von Zeitrinnen und Zeitstauung in ein Raumhaftes umbiegt. Daraus resultiert auch die früher apostrophierte Korrelation von Raum und Fläche bei Flusser, indem nun die verräumlichte Zeit zu einer *reinen* Bewegung auf der Fläche wird, ohne Anfang und Ende, ohne Außen und Innen. Sie

³⁴ Ibidem, S. 627.

³⁵ Es sei angemerkt, dass auch in der Medienforschung ein analoger Schwund des Zeitbegriffs zu beobachten ist. So sagt Beck im Hinblick auf das Interesse an der Zeit innerhalb der Kommunikationswissenschaft, dass dort „die evidente, grundlegende Zeitlichkeit aller Kommunikationsprozesse [...] merkwürdigerweise nicht dazu geführt hat, die Untersuchungsdimension Zeit in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen.“ Klaus Beck: *Medien und die soziale Konstruktion der Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Bewusstsein*, Opladen 1994. S. 176. Und Steininger stellt fest, dass die Zeit in der Medienwissenschaft eine bislang fachtypische Materie sei und „neben der oftmals inflationären Beschwörung der Beschleunigung ein Schattendasein fristet.“ Christian Steininger, *Zeit als kulturwissenschaftliche Schlüsselkategorie*; in: *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit*, hrsg. von Werner Faulstich und Christian Steininger, München 2002. S. 9-44, hier: S. 28.

³⁶ Das Entwerfen gilt als eine der anthropologischen Grundkategorien Flussers, die seine Kommunikationstheorie und damit sein gesamtes Werk prägt.

³⁷ So bildet auch die Hand als Raummetapher den Mittelpunkt der Flusserschen Kulturgeschichte: „Die spinnenartige Hand kreist schon seit Tausenden von Jahren in der Gegend, um die Welt zu begreifen und sie handlich zu machen, aber überraschenderweise hat sie erst vor etwa zweihundert Jahren das Bildermachen begriffen.“ SchF: *Vom Subjekt zum Projekt. Vorderhand*, Bd. 3. S. 190.

³⁸ SchF: *Nachgeschichte. Drei Zeiten*, Bd. 2. S. 292.

verläuft auf der Fläche stets an der Grenze von Nähe und Ferne, von punktueller Fixierung eines Phänomens und seiner Zerstreung in der endlosen Ausdehnung von virtuellen Perspektiven und Standpunkten. Sie markiert auch den Kreislauf, in dem das Denken Flussers auf zweifache Weise zirkuliert – als *Auseinanderklaffen* von Differenz zwischen Punkt und seiner virtuellen Ausdehnung und deren Einheit und zugleich als *zirkulärer Austausch* von der Differenz und der Einheit. Der kreishaft zirkulierenden Einheit vom Auseinanderklaffen und Austausch – im Sinne der *Einheit der Einheiten*, wie sie im vorangehenden in Anknüpfung an Cassirer bestimmt wurde – entspricht jener erweiterte Zahlbegriff, der als der Ausgangspunkt der hier angeestellten Analysen gilt. Die Zahl als die erweiterte Einheit, die den Übergang (also reine Relation) von Präsenz und Absenz, von Reflexivität und Assoziativität, von Aktualität und Virtualität anzeigt, bezeichnet zugleich das Problem, dass weder Welt noch Sprache auf etwas außerhalb ihrer selbst hinweisen können. Paradoxaerweise ist Flussers Lösung dieses Problems, wie E. Neswald bemerkt, eine rhetorische Lösung.³⁹ Dem werden nun die folgenden Beobachtungen gelten.

Aus der Kreisbewegung auf der Fläche⁴⁰ will Flusser entweichen, indem er aus der Gefangenheit auf der Fläche in die Tiefendimension des Raumes in zwei Verfahren auszubrechen versucht – in dem des *Etymologisierens* und des *Phänomenologisierens*. Von beiden erfahren wir im Text *Von der Unaufrichtigkeit*: „Er [der Essay] versucht zu zeigen, dass man die Phänomene ernst nehmen, sie sozusagen beim Wort nehmen soll (zu dem man sie kommen läßt) und dass sich dann das meiste elegante Gerede als eine Metapher darstellt. Erst wenn ich die Aufrichtigkeit beim Wort nehme, also bei ihr sehe, wie die Gedärme hängen, erst dann kann ich mir ein Urteil über Aufrichtigkeit im übertragenen Sinne erlauben.“⁴¹ Das Phänomen beim Wort nehmen und es metaphorisch zu Wort kommen lassen – es sind zwei rhetorische Verfahrensweisen, die hier ineinander übergehen und zugleich die Register des Etymologisierens und des Phänomenologisierens bezeichnen. Den Übergang von der etymologischen Konkretion der Hand (das Moment der Überbestimmtheit) zu der Unbestimmtheit jener Abstraktion, der die Metaphorisierung der Hand verhaftet bleibt, stellen folgende Worte dar: „Das Phänomen «Hand» ist unerschöpflich, und es ist unmöglich, die möglichen Standpunkte dazu auch nur zu übersehen. Der Begriff «Hand» schließt ein derart weites Feld ein (siehe etwa den gewaltigen Unterschied zwischen «Handel» und «Handlung»), dass es unmöglich ist, es auch nur abzustecken [...]. Es kann immer nur Ansätze zu einer Handphänomenologie geben.“⁴² Diese assoziative Aneinanderreihung der Wörter ‘Hand’, ‘Handel’ und ‘Handlung’, die als ein Lauschen auf Wortresonanzen erscheint und zugleich eine Art apodiktischer Evidenz beansprucht, erfährt bei Flusser keine weitere semantische Präzisierung, sondern wird in einen offenen Möglichkeitsraum von Bedeutungspotenzialen

³⁹ Elizabeth Neswald: *Medien-Theologie. Das Werk Vilém Flussers*, Köln/Weimar/Wien 1998. S. 126.

⁴⁰ Selbst wenn sie auf dem synthetischen Bild, dem (seiner Funktion) die Phänomenologie Flussers gerecht zu werden versucht, nur eine immaterielle Virtualität darstellt.

⁴¹ SchF: *Von der Unaufrichtigkeit*, Bd. 3, S. 186-187.

⁴² *Ibidem*.

gestellt. Und gerade diese Koexistenz von etymologischer Überbestimmtheit und phänomenologischer Undurchsichtigkeit und Verdunkelung bedingt den Vorgang, der früher als Flussers Ausbruch in die Tiefendimension des Raumes genannt wurde. In der Essaysammlung *Vogelflüge* wird dies im Bild einer frei fliegenden Hand imaginiert, die ihre Flugsicherheit aus der assoziativen Verbindung mit der Orientierungssicherheit eines Vogelflugs gewinnt: „Hände leben in einem strukturell ähnlichen Klima wie fliegende Vögel. Der fliegende Vogel ist eine fliegende Hand, eine vom Körper befreite Hand, ein Körper, ganz Hand geworden. Die Handbewegung ist Wahrnehmung, Verständnis, Begreifen und Veränderung in die Tiefe, in den Raum hinein.“⁴³ Die imaginäre Handbewegung, die aus dem Raum in den Raum führt, bezeichnet ein paradoxes Wechselspiel, dass in folgender Formel zusammenzufassen ist: Ein raumhaftes Sehen (als Metapher der fliegenden Hand) ist bereits ein gewusstes Sehen (als Funktion, in der die Metapher der Hand gewählt und wahrgenommen wird). Stellt die Metapher der fliegenden Hand eine undeterminierte Stelle dar, die kaum Richtungshinweise bietet, so besteht ihre semantische Festlegung aus einem Behauptungs- und Glaubenssatz (‘...ist Wahrnehmung, Verständnis, Begreifen und Veränderung in die Tiefe...’), der, wie M. Terkessidis sagt, in seiner Begründung ‚evident-evident‘⁴⁴ sei. Diese Wahrnehmungsweise dieses bereits gewussten Sehens treibt Flusser auf die Spitze, an der das Wort ins Wortlose umschlägt und sich die ‘Handhabung’ der Welt nur noch als eine *gedachte Visualität* vollziehen kann: „Man treibt Erkenntnistheorie, denn man beobachtet das Begreifen. Man treibt Logik, denn man sieht zu, wie Begriffe behandelt werden. Man treibt Ethik, denn erlebt konkret, wie ineinandergreifende Hände einander anerkennen. Man treibt Ontologie, denn man sieht, wie die Hand etwas von dort hierher stellt, aus dem Möglichen ins Verwirklichte stellt.“⁴⁵ Daraus lässt sich das Identitätsverhältnis von der Metapher der Hand (‘...wie die Hände einander anerkennen, ‘...wie die Hand aus dem Möglichen ins Verwirklichte stellt...’) und ihrer semantischen Fixierung (Man treibt Erkenntnistheorie...’, Man treibt Logik...’ usw.) ersehen, das durch die Beobachtung (‘...denn man beobachtet das Begreifen...’) hergestellt wird. Doch auch in die Beobachtung, in das Zusehen ist bereits eine Differenz von Wortlosigkeit und vorreflektierter funktionaler Bildhaftigkeit eingeschrieben. So zirkulieren in einem endlosen Kreislauf virtuelle Identitäten (mögliche Verbindungen von Metapher und semantischer Festlegung) und Differenzen (von Wortlosigkeit und funktionaler Bildhaftigkeit), aus dem es wiederum nur Öffnungen außerhalb von Text und Welt gibt – ins Wortlose: „Das eben beschriebene Philosophieren, bei dem man im Lehnstuhl sitzt und die Hände vor den Augen mit einem Bleistift, einem Papierknäuel und mit den Fingern der anderen Hand spielen lässt, geht wortlos vor sich. Die Worte fallen einem ein, wenn man versucht, die Sache zu beschreiben [...]. Man philosophiert wortlos, um hinter diese Worte zu kommen, um sozusagen die Worte beim

⁴³ Vilém Flusser: *Vogelflüge. Essays zu Natur und Kultur*, München/Wien 2000. S. 30.

⁴⁴ Mark Terkessidis: *Medienphilophobie*, in: *Symptome. Zeitschrift für epistemologische Bausteine* 11 (1993). S. 38-45, hier: S. 43.

⁴⁵ SchF: *Vom Subjekt zum Projekt. Vorderhand*, Bd. 3, S. 188.

Wort zu nehmen.⁴⁴⁶ Auch in dieser Aussage lässt sich der Vorgang bemerken, in dem das Unbegreifbare und Unsagbare (und damit auch das Wort- und Schriftlose) mit Wort und Schrift ins Metaphorische einer den Raum manipulierenden Hand umgestülpt wird. Und nur im Sinne der Wortlosigkeit, die nichts verbirgt und nichts enthüllt, sind die Worte Flussers zu verstehen: „Die Kunst, die wir zu erlernen haben, ist *ars moriendi*, die höchste der Künste. Im Tod kann man wohnen.“⁴⁴⁷

Mit Flussers „Philosophie der Wortlosigkeit“, die er paradoxerweise mittels Wort und Schrift im Bild darstellbar und sagbar macht, hängt das Problem seines affektiv-imaginären Kontakts mit dem Leser zusammen:

Was mich interessiert, ist, eine Methode zu finden, die das Problem beseitigt, wenn ich darauf einwirke. Dieser [...] Standpunkt wurde bisher als der ‘primitive’ – magische – Standpunkt angesehen. Jetzt plötzlich macht er einen Purzelbaum, und er wird der rationale Standpunkt. Plötzlich erweist sich als rationeller, das Problem unaufgeklärt zu lassen und es unaufgeklärt zu lösen. [...] Die Tatsache, dass wir nicht mehr analysieren müssen, sondern die Analyse dem Computer überlassen, und dass wir uns mit der Lösung des Problems begnügen können, ist zugleich eine Verarmung und eine Bereicherung. Ich bin mir noch nicht klar, ob die Verarmung oder die Bereicherung größer ist. Denn die Schönheit der Analyse, das heißt, die Schönheit der kritischen Vernunft ist doch ein starkes Argument. Wir verlieren die Schönheit des kritischen Denkens und gewinnen die Schönheit der neuen Einbildungskraft. Ich kann das nicht abwägen.⁴⁴⁸

In der Passage treten drei Elemente hervor: das der Einwirkung, die ihre Legitimierung aus der Differenz von Rationalem und Irrationalem bezieht, ihre Übertragung durch das computergenerierte, numerische Bild-Medium und die Ironie, die sich im abschließenden Satz: ‘Ich kann das nicht abwägen’ als ein neutrales Schweben über der schriftzentrierten Rationalität und der bild- und informationszentrierten Wahrnehmung. Dabei fällt vor allem der Zusammenhang von den ersten zwei, disparaten Elementen auf: von dem der affektiv-imaginären Einwirkung und der Zahl, die – wie sie eingangs bestimmt wurde – eine *reine*, jeglicher Korrelationskategorien enthobene Beziehung darstellt. Ich gehe auf diesen Zusammenhang näher ein, indem ich zwei logisch-mathematische Operationsweisen heranziehe, der die Zahl als die Grundeinheit des funktionalen Denkens zugrunde liegt: die der *isolierenden* Abgrenzung, der der Begriff der Differenz entspricht, und die der *präzisierenden* Eingrenzung, der der Aspekt der Eindeutigkeit und der Exaktheit zuzuordnen ist.⁴⁴⁹ Im Lichte dieser Unterscheidung ist nun festzuhalten, dass Flussers Entwerfen alternativer Welten – indem er die Operationsweisen der Zahl auf die Spitze treibt

⁴⁴⁶ SchF: *Von der Unaufrichtigkeit*, Bd. 3, S. 188-189.

⁴⁴⁷ SchF: *Unsere Wohnung*, Bd. 2, S. 61.

⁴⁴⁸ Die Worte Flussers entnehme ich dem Kommentar Harald Brands. Harald Brandt: *Provokateur des Denkens*, in: Der Flusser-Reader. Zu Kommunikation, Medien und Design, Mannheim 1995. S. 233.

⁴⁴⁹ Siehe ausführliche Analysen zu dieser Unterscheidung in der Arbeit von Sławomir Leśniak: *Von zwei Stadien der Zahlentwicklung – Rudolf Kassner und Vilém Flusser*, in: Euphorion 104, 4 (2010). S. 393-412, hier: S. 395-400.

– nicht auf einen Ausgang aus dem Reich der Zahl hinstrebt, sondern auf eine dialogische Schaltung der Gesellschaft in Funktion der Apparate und damit innerhalb des Geltungsbereichs der Zahl. Dies lässt bei Flusser einen Kreislauf von semantisch-rhetorischen Unbestimmtheiten und Überpräzisierung entstehen. Daraus resultiert der paradoxe Umstand, dass Flussers assoziatives Denken⁵⁰, das mit exzentrischer Gebärde (das Moment der isolierenden Abgrenzung) semantische Überraschungseffekte und Verunsicherungen generiert, gleichsam umkehren muss und *unvermittelt* zu klar, zu eindeutig und zu apodiktisch wird (das Moment der präzisierenden Eingrenzung).

Was vorhin im semantischen Bereich dargelegt wurde, findet nun seinen Ausdruck auf der rhetorischen Ebene in Flussers *affektiv-prophetischen* Zielbestimmungen seiner Essays, die punktuell gesetzt (mit *einem* Wort, das ebenso schlicht ist wie eine allgemeine, atmosphärische Präsenz beansprucht) und somit weder thematisch entfaltet noch diskursiv begründet werden. Dafür zwei Beispiele: „Es soll jedoch in allem, das hier zu sagen ist, jene Stimmung mitschwingen, in welcher die Christen vom Vertriebenensein des Menschen aus dem Paradies in die Welt hinaus sprechen, in welcher die jüdische Mystik vom Exil des göttlichen Geists in der Welt spricht und in welcher die Existentialanalyse im Menschen einen Fremden in der Welt sieht. Dies soll in allem hier zu Sagenden mitschwingen, ohne zu Worte zu kommen. Denn die hier verfolgte Absicht ist, die Exilsituation als Herausforderung für schöpferische Handlung zu sehen.“⁵¹ Sodann das zweite Beispiel: „Blumen auf dem Frühstückstisch sind Beispiele eines absurden Lebens. Wenn man versucht, sich in solche Blumen einzuleben, dann kann man ihren Drang mitfühlen, Wurzeln zu schlagen und diese Wurzeln in irgendeinen Boden zu treiben. Dieser Drang der entwurzelten Blumen ist die Stimmung des absurden Lebens. Es ist die Absicht dieses Buches, diese Stimmung zu bezeugen.“⁵² Es wird daraus ersichtlich, wie Flusser seinen Essays mit einem Wort wie ‘mitschwingen’ oder ‘Stimmung’ einen affektiv-prophetischen Charakter verleiht. Dies steigert sich noch durch seine rhythmischen Wiederholungen der Formel: ‘die Stimmung zu bezeugen’, die er im Text dem zweiten Zitat folgen lässt.

Der rhetorische Aspekt der Einwirkung kommt bei Flusser auch in den jeweils unvermittelten Umkehrungen von Textevidenz zu Weltevidenz zur Geltung, von der Neswald sagt: „Ist die Erfahrung des Rezipienten in der Textwelt zuerst nicht unbedingt mit seinen Erfahrungen in der Welt in Deckung zu bringen, d.h. ist der Text nicht von der Welt aus zu erschließen, so beeinflusst der Text dadurch, dass er die außertextuelle Welt als Referenz benutzt, die Auffassung von der Welt. Die Welt soll sich vom Text aus erschließen. Wenn es zu Konflikten zwischen Welt und Textwelt kommt, so findet die Kohärenzbildung in der Textwelt auf Kosten

⁵⁰ Dies konstatiert auch Neswald: „Die Texte folgen also keiner rationalen, sondern einer assoziativen Ableitungsstrategie.“ Elizabeth Neswald: *Medien-Theologie. Das Werk Vilém Flussers*, Köln/Weimar/Wien 1998. S. 123.

⁵¹ Vilém Flusser: *Exil und Kreativität. Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus*, Berlin/Wien 2007. S. 103.

⁵² Vilém Flusser: *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*, Frankfurt am Main 1999. S. 9.

der außertextuellen Welt statt.⁵³ Dass die Diskontinuität und Unvermitteltheit als Vorgang der Intervallbildung und somit als Manifestationen der Zahl das affektiv-prophetische Element der Einwirkung durchgängig beherrschen, lässt bei Flusser die Gefahr einer totalen Unterworfenheit der Kultur unter die Funktion der Apparate hervortreten. Ich komme hier noch einmal auf die eingangs aufgestellte These zurück, die Schrift und das Wort seien bei Flusser keine autonomen und vollwertigen Glieder der Informationsstruktur. Denn indem die Zahl das *Ganze* von Text und Welt in ihre Funktion aufnimmt, scheint die Begrenzung ihres Geltungsbereichs, die A. Assmann vornimmt, die größte Relevanz zu gewinnen: „Das messianische Versprechen (Flussers): ‚es wird alles neu werden‘ hat seine Entsprechung in der kulturkritischen Warnung: ‚es wird nichts beim alten bleiben‘. Beide Sätze sind performativ in dem Sinne, dass ihre Rhetorik selbst ein Motor jenes ersehnten oder gefürchteten Umschlags ist. Die religiöse Konversion und der wissenschaftliche Paradigmenwechsel sind Beispiele für die Forderung totaler Ersetzungen, die so in der Geschichte mit all ihren geistigen und technischen Revolutionen nicht vorkommen. Der Mensch – so ist zu hoffen – ist ebenso wie die mit ihm gewachsene Kultur nur begrenzt revolutionierbar.⁵⁴

Literatur

Quellen

Flusser, Vilém: Schriften in 5 Bänden, hrsg. von Stefan Bollmann und Edith Flusser, Bensheim und Düsseldorf 1993.

Einzelangaben:

Flusser, Vilém: *Der Flusser-Reader. Zu Kommunikation, Medien und Design*; Mannheim 1995.

Flusser, Vilém: *Kommunikologie weiter denken. Die Bochumer Vorlesungen*, hrsg. von Silvia Wagnermaier und Siegfried Zielinski, Frankfurt am Main 2009.

Flusser, Vilém: *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*, mit einem Nachwort von Milton Vargas, hrsg. von Stefan Bollmann, Düsseldorf/Bensheim 1992.

Flusser, Vilém: *Die brasilianische Sprache*, in: *Absolute. Vilém Flusser*, hrsg. von Silvia Wagnermaier und Nils Röller, Freiburg 2003.

Flusser, Vilém: *Exil und Kreativität. Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus*, Berlin/Wien 2007.

Sonstige Literatur

Assmann, Aleida: Rezension von Vilém Flusser: „Die Schrift“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 20 (1988). S. 284-288.

⁵³ Ibidem, S. 125.

⁵⁴ Aleida Assmann: Rezension von Vilém Flusser: „Die Schrift“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 20 (1988), S. 284-288, hier: S. 288.

- Balke, Friedrich: *Sola Pictura. Überlegungen zu Vilém Flussers Buch „Die Schrift“*, in: *Kulturrevolution 17/18* (1988). S. 106-108.
- Barthes, Roland: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Die Rhetorik des Bildes. Kritische Essays III*; Übersetzt von Dieter Hornig, Frankfurt am Main 1990.
- Ders.: *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*, übersetzt von Dietrich Leube, Frankfurt am Main 1985.
- Beck, Klaus: *Medien und die soziale Konstruktion der Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Bewusstsein*, Opladen 1994.
- Benjamin, Walter: *Briefe*. Bd. 2, Frankfurt am Main 1966.
- Brandt, Harald: *Provokateur des Denkens*, in: *Der Flusser-Reader. Zu Kommunikation, Medien und Design*, Mannheim 1995. Ohne Herausgeber. S. 261-264.
- Cassirer, Ernst: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Darmstadt 1994.
- Deleuze, Gilles: *Das Zeit-Bild. Kino 2*, Übersetzt von Klaus Englert. Frankfurt am Main 1991.
- Neswald, Elizabeth: *Medien-Theologie. Das Werk Vilém Flussers*, Köln/Weimar/Wien 1998.
- Engell, Lorenz: *Ausfahrt nach Babylon. Essais und Vorträge zur Kritik der Medienkultur*, Weimar 2000.
- Gabriel, Gottfried: *Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung*, Paderborn 1997.
- Hofmannsthal, von Hugo: *Augenblicke in Griechenland. Erzählungen, Erfundene Gespräche und Briefe Reisen*. S. 627, in: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, hrsg. von Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main 1979-1980.
- Kassner, Rudolf: *Zen, Rilke und ich*, Bd. 10, S. 507, in: *Sämtliche Werke in 10 Bänden*, hrsg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp, Pfullingen 1969-1991.
- Leśniak, Slawomir: *Von zwei Stadien der Zahlentwicklung. Rudolf Kassner und Vilém Flusser*, in: *Euphorion* 104 (4) 2010. S. 393-412.
- Lucht, Frank: *Eine neue Einbildungskraft. Über Vilém Flusser*, in: *Merkur* 47, 2 (1993). S. 893-897.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1984.
- Steininger, Christian: *Zeit als kulturwissenschaftliche Schlüsselkategorie*, in: *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit*, hrsg. von Werner Faulstich und Christian Steininger, München 2002. S. 9-44.

Abstract

Zero-dimensional Thinking and the Rhetoric of Imprecision in Vilém Flusser's Essays)

The present study represents an attempt to explore and describe the *mise-en-scène* of a major catastrophe which takes place in Vilém Flusser's thinking as a transition from the culture of writing to the culture of image and information on the one hand and the semantic-rhetorical manifestation of that *mise-en-scène* in the

language of his essays on the other hand. In the language of Flusser's essays one can detect a paradoxical circular movement – apodictic and unambiguous statements are *directly* and unexpectedly transformed into indefinite “silent images” (when alternative worlds are projected) and are then again actualized via writing and word. That circular movement finds its expression on the level of language in what I call “the rhetoric of imprecision”. I am especially interested in whether the source of that paradoxical circular movement is to be found in Flusser's particular attitude to the number expressed in his zero-dimensional thinking. The conclusion of the study is that the transition from definite to indefinite statements, from words to “silent images” is to be attributed to the number as a borderline value between virtuality and the infinite possibilities of its realization.

Erinnern als vergangenheits(um)gestaltender Prozess

Der Begriff der Erinnerung und das Erinnern als vergangenheitsgestaltender Vorgang nehmen innerhalb der Kulturwissenschaft einen zentralen Platz ein und erlauben einen inter- bzw. transdisziplinären Zugang. In der Erinnerung wird Vergangenes in einer bestimmten Gestalt vergegenwärtigt, so dass sie eine Beziehung zwischen dem Gegenwärtigen und dem Gewesenen stiftet. In der Erinnerung wird auch die Geschichte konstituiert, sie ist „das Organon der Geschichte.“¹ Das Bewusstsein der Konstituierung der Geschichte durch die Erinnerung ist Walter Benjamin zufolge unverzichtbar: „man hielt für den fixen Punkt das ›Gewesene‹ und sah die Gegenwart bemüht, an dieses Feste die Erkenntnis tastend heranzuführen.“² Das Gewesene wird aber „zum dialektischen Umschlag, zum Einfall des erwachten Bewußtseins.“³ Der Umschlag bedeutet hier einen Übergang vom Gestaltlosen und Nichtbewussten zur bewussten Gestalt, zur Konkretion als Formung und Vergewisserung in der Erinnerung. Eine solche Konkretion ist durch das erwachende Bewusstsein und die vergegenwärtigende Erinnerung möglich. Das erwachende Bewusstsein ist also ein Vollzugsort mit der „exekutiven, vollziehenden Gewalt der Erinnerung“⁴, und der Akt des Erinnerns wird als eine Beziehung zwischen zwei Beziehungen betrachtet: „der des Vergangenen zum Gegenwärtigen und der des Gegenwärtigen zum Vergangenen.“⁵ Durch die „Zwei-Bahn-Straße“ ist der erinnernde Akt nicht in die Notwendigkeit des zeitlichen Ablaufs von der Vergangenheit zur Gegenwart gezwungen, sondern er bedeutet eine „Umkehr (revolutio) der Zeit.“⁶ Durch die Erinnerung wird dem Vergangenen Kraft und Wirkung verliehen. Obwohl Erinnerung und Gedächtnis nicht im Sinne einer Begriffsopposition, sondern eines Begriffspaares zu definieren sind, also im Zusammenhang gedacht werden, wird bei dieser Konstellation eine mindestens partielle Begriffstrennung vorgenommen, die sich daraus herleitet, dass „das Gedächtnis eine neuronale Funktion ist und die Erinnerung eine kognitiv-psychische Konstruktion, die bewußt werden muß und

¹ Vgl. Folkers, Horst: *Die gerettete Geschichte. Ein Hinweis auf Walter Benjamins Begriff der Erinnerung*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt (M.) 1991, S.363-377 (hier S.363f.).

² Ebd., S.367.

³ Ebd., S.367.

⁴ Ebd., S.369.

⁵ Ebd., S.363.

⁶ Ebd., S.368.

dann sprachlich formuliert werden kann.⁴⁷ Die Erinnerung hängt mit einer geistigen Aktivität zusammen, die nicht einengend den Vorgang der Abrufung von Wissen über die Vergangenheit aus dem Gedächtnis bezeichnet, sondern sie ist in ihrer selektiven Funktion wichtig, die auswählt und vorbereitend ein (nicht zuletzt interessegeleitetes) Bild der Vergangenheit (re)konstruiert. Durch die Stabilisierung kognitiver Strukturen ist sie in der Lage, „das Ordnungs- und Verortungssystem des Gedächtnisses durch Umwertung und Neugewichtung bis hin zum Vergessen und zur Erfindung von Vergangenheit zu verändern.“⁴⁸ Sie bedeutet einen (re)produktiven, nicht nur autobiographisch-wiedergebenden, sondern auch imaginär konstituierenden raum- und zeitkonkreten Vergangenheitsbezug. Die Erinnerung ist in ihrer fundierenden Funktion deswegen auch eine Voraussetzung dafür, dass das individuelle und kollektive Gedächtnis einer Wir-Gruppe mit Inhalt ausgefüllt werden⁹, denn es wird vergessen, woran man sich nicht erinnert, nicht erinnern kann oder will. Die fundierende Funktion der Erinnerung und der Stellenwert der Gedächtnisorte bei Erinnerungsprozessen werden von Aleida Assmann deshalb hervorgehoben, weil dadurch eine Anbindung des Gestern an das Heute gewährleistet wird. Sie unterscheidet in literalen Gesellschaften zwischen einem Speichergedächtnis, das als eine Art ‚langue‘ alles verfügbare Wissen, auch unbrauchbare, nicht relevante Daten enthält, und einem Funktionsgedächtnis, das als ‚parole‘ einen ausgeleuchteten Raum des aktiv Erinnerung umfasst und als Sinnrahmen einen Identitätsbezug ermöglicht.¹⁰ Assmann verwendet dafür auch in Anlehnung an Spencers Memoria-Metaphern die Bezeichnung eines passiven Gedächtnisses und der aktiven Erinnerung. Das passive Gedächtnis verkörpert den Speicher als „Dispositionsmasse“, einen im Prinzip unendlichen Vorrat an angesammelten Daten und trägt den Namen Eumenestes, die aktive Erinnerung kommt einer kreativen Energie des Auffindens und Hervorholens gleich und trägt den Namen Anamnestes.¹¹ Das passive Gedächtnis fällt also mit dem Speichergedächtnis zusammen, die aktive Erinnerung deckt sich hingegen mit dem Funktionsgedächtnis des aktiv Erinnerung um. Diese Unterscheidung ist eigentlich eine Unterscheidung zwischen der latenten Präsenz und der evidenten Manifestation und Repräsentation, zwischen der möglichen Verfügbarkeit des Gewesenen und der wirklichen Verfügung über Gewesenes. Das Speichergedächtnis (bzw. die Archive) gehört dann eigentlich nicht mehr zum kulturellen Gedächtnis, das im ursprünglichen Sinne ganz mit dem Funktionsgedächtnis als dem aktiv Erinnerung um zusammenfällt. Es ist an dieser Stelle anzudeuten, dass das Wort „Speicher“ nicht ganz un-

⁷ Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar ³2004 (erweitert und aktualisiert), S. 217.

⁸ Bauer, Heinz /Lottes, Günther / Martini, Wolfram: *Erinnerungskulturen*. Antrag auf Einrichtung eines Sonderforschungsberichts (1637). Forschungsphase 01.01.1997-31.12.1999. Justus – Liebig – Universität Gießen 1996, S. 20.

⁹ Vgl. Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 130-142.

¹¹ Vgl. Assmann, Aleida: *Zur Metaphorik der Erinnerung*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt (M.) 1991, S.13-34 (hier S. 17.)

umstritten ist, weil die kognitionswissenschaftlichen Lager (Hejl, Maturana, Rusch, Squire) die Gedächtnisarbeit nicht im Sinne einer Aufbewahrungs-, sondern einer Konstruktionsarbeit konzeptualisieren und sie mit der neuronalen Konnektivität verbinden.¹² Die Erinnerung bedeutet dann keinen Zugriff auf eine Datenbank – obwohl kulturelle Gedächtnisverfahren in Form von Speichern und organisierten Dateien (z.B. Bibliotheken und Mediotheken) funktionieren – und besteht nicht im Aufsuchen einer Abbildung, sondern in der Aktivierung der betreffenden, historisch im neuronalen Netzwerk entstandenen Konnektivität, also einer „dauerhaft gebahnten Struktur in komplexen kognitiven Zusammenhängen.“¹³ Daniel Schacter bedient sich in diesem Zusammenhang des Begriffs eines „Engramms“ als Aufzeichnung im Konnektivitätsmuster: „Engramme tragen wesentlich zu dem bei, was wir subjektiv als Erinnerung an etwas erleben, das uns widerfahren ist.“¹⁴ Gerald Echterhoff ergänzt jedoch in Anlehnung an Semon, Tulving und Watkins den Begriff des internen Engramms um den Begriff des Cuegramms, mit dem „die extern vorliegende Abrufkonstellation“¹⁵ bezeichnet wird. Mit dieser Akzentsetzung fällt das Augenmerk auch auf die äußeren Kognitionsbedingungen, so dass die Innerlichkeit der Erinnerungsprozesse im Zusammenhang mit externen Bedingungen und Abrufhinweisen betrachtet wird. Erinnerungen hängen also einerseits mit einer neuronalen Aktivität zusammen, die alle sukzessiven Bewusstseinszustände begleitet¹⁶ und sind deshalb Bewusstseinsphänomene, die Wahrnehmungen ähneln, sich von ihnen aber durch das Fehlen der unmittelbaren sensorischen Stimulation unterscheiden, und nur durch die Selbstreferentialität des Nervensystems und Autostimulation als assoziative Aktivierung kognitiver Strukturen zustande kommen, sind also „ein Wiedererkennen ohne Objekt.“¹⁷ Sie existieren an „keinem anderen Ort und zu keiner anderen Zeit als *jetzt* im Nervensystem.“¹⁸ Im Erinnerungsprozess wird also ein „gebahntes Erregungsmuster“ aktiviert:

Das Wissen, das wir alle über bestimmte Perioden in unserem Leben besitzen, ist gewöhnlich abgeschaltet oder gehemmt, wenn es nicht durch einen Gedächtnisakt aktiviert wird.¹⁹

¹² Vgl. dazu Schmidt, Siegfried J.: *Gedächtnis – Erzählen – Identität*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne*, S. 378-396 (hier S. 378).

¹³ Ebd., S. 381.

¹⁴ Schacter, Daniel, L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit* (Deutsch von Heiner Kober. Engl. Original: *Searching for Memory. The Brain, the Mind, and the Past*. New York 1996). Reinbek bei Hamburg 2001, S. 100.

¹⁵ Echterhoff, Gerald: *Das Außen des Erinnerns: Was vermittelt individuelles und kollektives Gedächtnis?* In: Erll, Astrid / Nünning, Ansgar (Hg.): *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität. Historizität. Kulturspezifität*. Berlin/New York 2004 (Unter Mitarbeit von Hanna Birk / Birgit Neumann / Patrick Schmidt), S. 61-82 (hier S. 62).

¹⁶ Vgl. Schacter, Daniel, L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*, S. 130.

¹⁷ Vgl. Schmidt, Siegfried J.: *Gedächtnis – Erzählen – Identität*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne*, S. 383.

¹⁸ Ebd., S. 384.

¹⁹ Schacter, Daniel, L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*, S. 154.

Das Leben als eine bestimmte Autobiographie mit mehr und weniger wichtigen Facts hat deshalb seine neuronale Repräsentation. Dieser Innenbereich des Erinnerns sollte andererseits ständig mit dem Außen des Erinnerns, mit externen Enkodierungs-, Speicherungs- und Abrufkontexten gesehen werden, denn die Erinnerung ist nicht nur ein aktualisiertes Engramm. Das Wort „Speicher“ ist beim Umgang mit dem Gedächtnis auch deshalb umstritten, weil es nicht als Speicher an einem einzigen und genau bestimmbar Ort im Gehirn zu lokalisieren, sondern als „die Etablierung verhaltenssynthetisch relevanter dauerhafter Kognitionsstrukturen“²⁰ in der Interaktion mit dem Außen, mit externen Bedingungen des individuellen und kollektiven Gedächtnisses aufzufassen ist. Das Gedächtnis repräsentiert so „in seiner neuronalen Architektur und den dadurch ermöglichten Funktionsabläufen den jeweiligen Stand der Wahrnehmungs- und Erlebnisgeschichte eines kognitiven Systems und steuert die Bedeutungszuweisungen an aktuelle Wahrnehmungen durch Schemata.“²¹ Die so etablierten Kognitionsstrukturen stehen für weitere Kognitionen zur Verfügung. Die kognitionswissenschaftlichen Erkenntnisse sind in so weit zu nutzen, als dass sie nicht von der Restitution, sondern Konstitution eines bestimmten Erlebnisbereiches sprechen. So erscheint das Erinnern als eine aktuelle Produktion von Wahrnehmungen (Empfindungen eingeschlossen) und eine Sinnproduktion, für die zwar vergangene Erfahrungen in Raum und Zeit und erfolgte Lernprozesse entscheidend sind, aber die Erinnerung hängt nicht von der Vergangenheit ab, sondern die Vergangenheit als Konzept von der Erinnerung, die ihrerseits auch von sozialen kognitiven und kommunikativen Bedürfnissen beeinflusst wird:

Da Gegenwart an das Konzept ›Bewußtheit‹ und Vergangenheit an das Konzept ›Bekanntheit‹ gekoppelt ist, steht für Erinnern ein Kriterium bereit, das unabhängig von Vergangenheit ist. Erinnerung hängt nicht von Vergangenheit ab, sondern Vergangenheit gewinnt erst durch die Modalitäten des Erinnerns Identität: Erinnern konstruiert Vergangenheit, und zwar auch wissenschaftlich historiographisches Erinnern, das nicht etwa ›die Vergangenheit‹ darstellt, sondern eine Vergangenheit durch Rekurs auf Zeugnisse in erzählenden Sinnzusammenhängen herstellt.²²

Die Bekanntheit wird also nach Ansgar Nünning erst durch verschiedene „Modalitäten des Erinnerns“ bekannt und in einer bestimmten Gestalt zugänglich. Er verweist auf den wesentlichen Unterschied zwischen einer Darstellung und Herstellung, denn die Vergangenheit wird eher hergestellt als dargestellt. Durch die kommunikative Herausbildung kognitiver Parallelität und Homogenität ist eine Kohärenzbildung auf der sozialen Ebene und der Konsens im Bereich des kulturellen Gedächtnisses möglich. Jan Assmann²³ entwickelt in dem Zusammenhang sein Konzept vom Gedächtnis

²⁰ Schmidt, Siegfried J.: *Gedächtnis – Erzählen – Identität*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne*, S. 380.

²¹ Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, S. 216f.

²² Ebd., S. 217.

²³ Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 42002 (die erste Auflage dieses Buches erschien 1992 als gebun-

als Grundlage von Gemeinschaft und Kultur. Die von ihm herausgesonderten zwei Gedächtnisarten: das kommunikative und kulturelle Gedächtnis werden nur analytisch getrennt, denn „in der Erinnerungspraxis der Individuen und sozialen Gruppen sind ihre Formen und Praktiken interdependent.“²⁴ Das kommunikative (Kurzzeit) Gedächtnis, das drei bis vier Generationen von der jeweiligen Gegenwart zurückreicht, wird vom persönlich Erlebten und vom Erzählten bestimmt. Es ist mündlich, gruppenspezifisch und generationengebunden und hängt mit der Frage zusammen, wie Menschen mit anderen über ihre Erinnerungen kommunizieren, denn der kulturelle Sinn entsteht erst durch die Interaktion und Kommunikation.²⁵ Das kulturelle Gedächtnis ist von Koordination und Kontinuität geprägt. Die Koordination ist eine synchrone Variable, die auf die Gleichzeitigkeit der Kommunikation bezogen ist, die Kontinuität bedeutet eine diachrone Variable, die eine Ausdehnung in der Zeit suggeriert. Es weist bestimmte und charakterisierende Merkmale auf, die weder dem individuellen noch dem kommunikativen Gedächtnis zuzuschreiben sind: Alltagsferne, übergreifender Zeithorizont, Gruppenbezogenheit, Rekonstruktivität, Geformtheit, Organisiertheit, Verbindlichkeit und Reflexivität.²⁶ Die Alltagsferne bedeutet eine Etablierung des kulturellen Gedächtnisses im Sinne eines Festtagsgedächtnisses, das als eine synchrone und diachrone Variable zugleich zeitlich übergreifend wirkt. Die Gruppenbezogenheit besagt, dass nicht der ganze bestehende Wissensvorrat gemeinschaftlich oder gesellschaftlich konserviert wird, sondern nur das für eine Gruppe Relevante. Die Rekonstruktivität bindet das kulturelle Gedächtnis an die Gegenwartsperspektive, die in Abhängigkeit von wechselnden Bezugs- und Wahrnehmungsrahmen es konstruiert und neu konstruiert. Die Geformtheit bedeutet eine Objektivierung in einem Medium, um einen signifikanten kulturellen Wissensbestand überhaupt überliefern zu können, und die Organisiertheit bezieht sich auf eine institutionelle Absicherung von Kommunikation. Mit der Verbindlichkeit ist eine Wertperspektive und Inhaltsrelevanz gemeint, die einen expliziten Bezug auf ein normatives Selbstbild der jeweiligen Gruppe suggerieren. Reflexiv ist das kulturelle Gedächtnis deshalb, weil es sich deutend-kritisch auf sich selbst und somit das Selbstbild der jeweiligen Gruppe bezieht. Das kulturelle Gedächtnis, in dem sinnstiftend aufbewahrt wird, z.B. einschneidende historische Ereignisse, religiöse Handlungen, Rituale, Zeremonien, Bauwerke, Bilder, Literatur und Musik als feste Objektivierungen sprachlicher und nichtsprachlicher Art, was einer politischen, ethnischen oder kulturellen Gemeinschaft wichtig ist, ist für das Selbstverständnis und die Identität der Menschen von der Dorfgemeinschaft bis zur Nation unentbehrlich, für das Bewusstsein von Einheit und Eigenart. Die kollektive Identität ist also „gebunden an die

dene Ausgabe im Verlag C.H. Beck), S. 34-37 (in Anlehnung an M. Halbwachs) u. 50-53; dazu auch: ders.: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Assmann, Jan / Hölscher, Tonio (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt am Main 1988, S. 9-19.

²⁴ Welzer, Harald: *Das soziale Gedächtnis*. In: Ders. (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001, S. 4-21 (hier S. 15).

²⁵ Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 140.

²⁶ Vgl. Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, S. 218f.

Ausbildung gruppenspezifischer Kulturformen und wird in der Regel in struktureller Analogie zur persönlichen Identität gedacht, die traditionellerweise die ganzheitliche ordnungsstiftende Integration von disparaten Selbst- und Welterfahrungen, Selbst- und Fremdentwürfen, Erwartungen und kulturellen Rollenvorgaben in eine relativ statisch-harmonische Instanz durch Identifikationsprozesse meint. [...] Die kollektive Identität bedarf der ständigen Binnenstärkung durch das kulturelle Gedächtnis [...].²⁷ Im kulturellen Gedächtnis können auch Botschaften festgehalten werden, die für die nächste Generation die Möglichkeit (keine Notwendigkeit) eines Rückanschlusses darstellen. Der Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis wird in literalen Gesellschaften durch Medien wie Literatur und Filme unterstützt.²⁸ Die (re)konstruierte Vergangenheit hängt also mit dem in der Gesellschaft präsenten, auf vielfältige Weise archivierten Wissen zusammen, mit einer gezielten und bewusst intentionalen – zu einer bestimmten Zeit werden je nur bestimmte Teile davon genutzt – oder absichtslosen (Harald Welzer) Wissensvermittlung, durch die der Mensch im Verlauf seiner Sozialisation geformt und in seiner Weltsicht beeinflusst wird. Die Aneignung dieses Wissens macht es möglich, dass individuell und kollektiv ein entsprechender Ort im Gesamtzusammenhang der Geschichte gefunden und benannt werden kann, weil der Mensch seine raumzeitliche Verortung, seine Positionierung in der historischen Unendlichkeit nicht zuletzt über eine individualisierte und kollektive Erfahrung und Wahrnehmung von Vergangenheit bestimmt. Kommunikative Praktiken entscheiden nach Aleida Assmann darüber, welche Erinnerungen zugänglich sind und durch die Zugänglichkeit das Gedächtnis bewohnen, welche – aus welchen Gründen auch immer – ausgeklammert werden, welche Aspekte von Erinnerungen im Vordergrund stehen, welche eine eher nebensächliche Rolle spielen. Das Gedächtnis lebt und erhält sich deshalb nur im sozialen Netz durch die Interaktion und Kommunikation: Man erinnert nur, was man kommuniziert (Maurice Halbwachs). Bricht die Interaktion und Kommunikation ab, bzw. verschwinden oder ändern sich die Bezugsrahmen der kommunizierten Wirklichkeit, ist das Vergessen die Folge. Vergangenes, z.B. historische Ereignisse und Vorgänge, das im Kollektiven seine Relevanz für die jeweilige Gegenwart beweist, wird in das kulturelle (Langzeit)Gedächtnis herübertransportiert, wobei das kulturelle Gedächtnis nicht nur im Kontext des Festtagsgedächtnisses – wie es Jan Assmann vordergründig sehen wollte –, sondern auch des Alltagsgedächtnisses zu betrachten ist, denn es gibt nach Welzer auch solche Medien der sozialen Praxis der Vergangenheitsbildung, die „nicht zu Zwecken der Traditionsbildung [und kulturellen Kontinuierung P.Z.] verfertigt werden, aber Geschichte transportieren und im sozialen Gebrauch Vergangenheit bilden.“²⁹ Deshalb spricht Welzer auch vom sozialen Gedächtnis „als die Gesamtheit der sozialen Erfahrungen der Mitglieder einer Wir-Gruppe.“³⁰ Er sondert vier wesent-

²⁷ Ebd., S. 276.

²⁸ Vgl. Erll, Astrid / Nünning, Ansgar (Hg.): *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität. Historizität. Kulturspezifität*. Berlin/New York 2004 (Unter Mitarbeit von Hanna Birk / Birgit Neumann / Patrick Schmidt).

²⁹ Welzer, Harald: *Das soziale Gedächtnis*, S. 16.

³⁰ Ebd., S. 15.

liche Medien der sozialen Praxis der Vergangenheitsbildung heraus: 1. Interaktionen als mündlich realisierte kommunikative Praktiken einer Thematisierung und Vergegenwärtigung von Vergangenen, als eine „kommunikative Aktualisierung erlebter Vergangenheit“³¹ in der sozialen Praxis eines „memory talk“; 2. Aufzeichnungen, die nicht unbedingt zu Zwecken einer historischen Vergegenwärtigung angefertigt werden, aber „einen Subtext der Vergangenheit transportieren“³²; 3. gemalte oder fotografische, ruhende und bewegte Bilder und 4. Räume, die als „historische Ensembles“ gelten und „materialisierte historische Zeiten“³³ repräsentieren. Das kommunikative Gedächtnis bildet im Verständnis Welzers also nur einen Teil der intentionalen und nicht-intentionalen Praktiken des sozialen Gedächtnisses. Bei dem von ihm angesprochenen Zusammenhang zwischen sozialer Erfahrung und sozialem Gedächtnis ist zu erwähnen, dass sich das kollektive Gedächtnis nicht ausschließlich auf unmittelbare vergangene Erfahrungen stützt, denn es kann individuell und kollektiv auf signifikante vergangene Ereignisse rekurriert werden, ohne dass ein bestimmtes Individuum oder eine bestimmte Gemeinschaft an ihnen selbst beteiligt gewesen ist, ansonsten könnten z.B. wichtige historische und weit zurückliegende Ereignisse nicht zum Bestandteil des individuellen und kollektiven Gedächtnisses werden. Individuelle und kollektive semantische Gedächtnisbestände sind also nicht nur von vergangenen Erfahrungskontexten abhängig. Die Überlieferungsformen des sozialen Gedächtnisses werden von Harald Welzer in Anlehnung an Peter Burke formuliert, wobei Burke noch kollektive Gedenkrituale als eine wichtige Überlieferungspraxis des sozialen Gedächtnisses erwähnt, denn Erinnerungen werden auch durch ritualisierte Handlungen, z.B. an öffentlichen Gedenktagen, weitergegeben. Solche ritualisierten Handlungen „wiederholen das Vergangene im Sinne der szenischen Inkraftsetzung“³⁴, was in Polen zur Zeit in Form einer szenischen Nachbildung historischer Schlachten wie z.B. bei Tannenberg 1410 gegen den Kreuzritter-Orden oder der sog. Warschauer Schlacht 1920 gegen die Sowjets eine Renaissance erfährt. Der Erfahrungsbereich und dessen emotive Erfahrungsseite zeichnen jedoch für die nachträgliche emotiv-kognitive Verarbeitung der ursprünglichen Intensität, so dass ein Zusammenhang zwischen primären körperlich-sinnlichen und sekundären sprachlichen Erinnerungen festgestellt wird, weil sich die Erinnerungen ursprünglich im Körper und nachträglich in der Sprache stabilisieren. Die körperlich-sinnlichen Erinnerungen festigen sich Reinhart Koselleck zufolge durch die Intensität der Erfahrung und des Eindrucks, durch die Kraft des Affekts, sie besitzen eine „sinnliche Wahrheitspräsenz“³⁵,

³¹ Ebd., S. 16.

³² Ebd., S. 17.

³³ Ebd., S. 17.

³⁴ Burke, Peter: *Geschichte als soziales Gedächtnis* [Übersetzung von Dietrich Harth]. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt (M.) 1991, S. 289-304 (hier S. 293).

Der Beitrag von Peter Burke erschien zum ersten Mal unter dem Titel: *History as Social Memory*. In: Butler, Thomas (Hg.): *Memory, History, Culture and Mind*. Oxford 1989, S. 97-113.

³⁵ Vgl. Assmann, Aleida: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Welzer, Harald (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg 2001, S. 103-122 (hier S.107-110 u. S. 108).

die jedoch nicht immer an die unmittelbare Erfahrung und eine sinnliche Wahrnehmung gekoppelt werden muss, denn es gibt Erinnerungen an unmittelbar Erfahrenes, deren sinnliche Wahrheitspräsenz durch Unbedeutsamkeit, Wiederholung und Routinisierung entschwindet und Erinnerungen, für die es keine sinnliche Wahrnehmung gibt, die aber trotzdem ihre sinnliche Wahrheitspräsenz bewahren:

Die sinnlichen Erinnerungen werden unter bestimmten Umständen wieder wach und bedürfen [...] keiner Gedächtnisarbeits, um wahr zu sein und wahr zu bleiben. Ganz von selbst stellen sie sich ein, ohne gesucht und aufgerufen zu werden. Deshalb nannte Proust sie die »unwillkürlichen Erinnerungen« (mémoire involontaire) und setzte sie von den »willentlich produzierten Erinnerungen« (mémoire volontaire) ab.³⁶

Aleida Assmann führt in diesem Kontext den Begriff der Retention und Rekonstruktion ein. Die Retention hängt mit der Sicherung von Daten und Vorstellung einer körperlichen Dauerspür der Erinnerung zusammen, die „wie Kosellecks glühende Lava über lange Zeitintervalle unverändert konserviert wird, die Rekonstruktion dagegen bezieht sich auf die Vorstellung, dass Erinnerungen nur dadurch befestigt werden können, dass sie in immer neuen Akten wiederhergestellt werden [und durch diese wiederholte Bewegung zu einer Erinnerungsbahn werden P.Z.].“³⁷ Nach Koselleck haften die körperlich-sinnlichen, erfahrungsbedingten Erinnerungen im Gedächtnis unabhängig davon, ob sie zurückgerufen werden oder nicht. Für die sprachlichen Erinnerungen ist hingegen nicht der Körper der Modus und Rahmen, sondern die soziale Kommunikation.³⁸ Grundlegend ist dabei die Einsicht, dass „Erinnerungsbilder nicht in einem luftleeren Behälter existieren, in dem sie unverstellt konserviert und vor externen Einflüssen sicher wären.“³⁹ Die Erinnerung ist deshalb nicht nur individualpsychologisch zu betrachten, sondern sie wird an externe Bildspeicher des sozial-kulturellen Archivs angeschlossen und unter Einbeziehung der gesellschaftlich-historischen Dimension diskutiert, denn nach Pierre Bourdieu gibt es einen nicht zu kaschierenden Zusammenhang zwischen objektiv gegebenen Strukturen und subjektiven Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern als Habitus.⁴⁰ Bourdieus „Theorie der Praxis“ verbindet objektive strukturelle Gegebenheiten mit subjektiven Faktoren. Auf diese Weise erscheint der Mensch individuell und kollektiv als kein völlig freies Subjekt, sondern als ein gesellschaftlich-geschichtlich geprägter Akteur. Der Mensch als gesellschaftlich-geschichtlich geprägter Akteur wird jedoch nicht vollständig durch objektive, gesellschaftlich-geschichtliche Strukturen als äußere sozial-materielle und kulturelle Existenzbedingungen determiniert, denn das wäre

³⁶ Ebd., S. 108f. unter Bezug auf Reinhart Koselleck: *Glühende Lava zur Erinnerung geronnen. Vielerlei Abschied vom Krieg: Erfahrungen, die nicht austauschbar sind*. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ Nr.105 vom 06.05.1995; dazu auch: Schacter, Daniel, L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit, a.a.O.*, S. 56f.

³⁷ Ebd., S. 109.

³⁸ Vgl. ebd., S. 107f.

³⁹ Ebd., S. 113.

⁴⁰ Vgl. Bourdieu, Pierre: *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt (M.) 1979 (franz. 1972); dazu auch: Schwingel, Markus: *Pierre Bourdieu zur Einführung*. Hamburg 42003.

ein zu weit gehender Materialismus, sondern sein angelernter Habitus behält eine gewisse Autonomie. Diese theoretische Position als „Theorie der Praxis“ schafft ein begriffliches Spagat zwischen dem Objektiven und Subjektiven, denn die Objektivierung des erkennenden und handelnden Subjekts durch dessen Eingebundenheit in das Objektive umgebender struktureller Gegebenheiten, auch in das sozial-kommunikative Netz, wird mit einer reflexiven Bewegung der Subjektivierung verbunden. Auch für Maurice Halbwachs⁴¹ ist das sozial-kommunikative Verbindungsnetz wichtig, denn sein »*mémoire collective*« formt sich in der sozialen Interdependenz der Mitglieder eines Kollektivs aus. Das Gedächtnis allein ist somit „kein hinreichender Garant der Wahrheitsfindung“ und wird nicht nur als eine Metapher begriffen:

Jede Persönlichkeit und jedes historische Faktum wird schon bei seinem Eintritt in dieses Gedächtnis [es geht um den Einlass einer Erinnerung ins kollektive Gedächtnis P.Z.] in eine Lehre, einen Begriff, ein Symbol transponiert; es erhält einen Sinn, es wird zu einem Element des Ideensystems der Gesellschaft.⁴²

Das Individualgedächtnis (»*mémoire individuelle*«) wird seiner Konzeption nach durch das Kollektivgedächtnis des gesellschaftlich-historischen Umfelds geprägt oder wenigstens mitgeprägt. Das betont die Doppelheit der Erinnerung, die in einer Person, in einem Selbst lokativ verkörperlicht und zugleich sozial eingebettet ist. Nur ein von starken „Mitgedächtnissen“ gestütztes Individualgedächtnis kann sich erfolgreich dem Sog des Vergessens widersetzen. Soziale Bezugsrahmen (»*cadres sociaux*«) organisieren und stabilisieren die persönliche Erinnerung an vergangene Ereignisse:

Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.⁴³

Das Gedächtnis erscheint so endgültig als ein soziales Phänomen. Der Relevanzrahmen gibt vor, was erinnert wird. Erinnerungen werden bewahrt, wenn sie relevant für die jeweilige Gemeinschaft oder Gesellschaft erscheinen (Relevanzgefälle der Inhalte). Das kollektive Gedächtnis wird also nicht idealiter wie eine abstrakte Geschichte beschrieben, sondern wird vom Bedürfnis der jeweiligen sozialen Wir-Gruppe bestimmt. Das veranlasst Peter Burke zu der Feststellung, dass die Erinnerung an die Vergangenheit und das Schreiben darüber im Kontext eines Konstrukts zu begreifen ist:

Wir haben inzwischen erkannt, daß in beiden Verfahren [Geschichte und Gedächtnis P.Z] bewußte und unbewußte Auswahlmechanismen, aber auch Deutung und Entstellung [z.B. durch Nivellierung oder Zuspitzung P.Z] zu bedenken sind. Aber weder

⁴¹ Vgl. Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt (M.) 1985; vgl. auch Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München ⁴2002 (die erste Auflage dieses Buches erschien 1992 als gebundene Ausgabe im Verlag C.H. Beck), S. 34-45.

⁴² Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, S. 389f.

⁴³ Ebd., S. 121.

Auswahl, noch Deutung, noch Entstellung sind allein vom Individuum zu verantworten, sie sind vielmehr gesellschaftlich bedingt.“⁴⁴

Gedächtnisse werden also von sozialen Gruppen konstruiert, die selektiv vorgehen und durch die getroffene Auswahl darüber entscheiden, was erinnerenswert-erinnerungswürdig ist und wie es erinnert wird, welche Aspekte auf-/abgewertet, welche hinzugefügt werden. Daher ist es für Halbwachs wichtig, individuelles und kollektives Gedächtnis zu unterscheiden, auch wenn das individuelle Gedächtnis immer schon ein soziales Phänomen ist. Individuell ist es im Sinne einer je einzigartigen und spezifischen Verbindung von umgebenden Kollektivgedächtnissen. Das individuelle Gedächtnis baut sich also in einem bestimmten Individuum kraft seiner Teilnahme an sozialen Prozessen auf. Es ist eine Funktion dessen Eingebundenheit in ein sozial-kommunikative Netzwerk, in mannigfaltige soziale Gruppen. Individuell im strengen Sinne sind also nur die Empfindungen, nicht die Erinnerungen, die ihren Ursprung im Denken verschiedener Gruppen haben, denen wir uns anschließen.⁴⁵ Für den französischen Soziologen ist jedoch nur das kollektive Gedächtnis ein soziales Konstrukt und nicht die Geschichtsschreibung, die er altmodisch-positivistisch als etwas Objektives und objektiv Gegebenes betrachtet. Durch diese Auswahlmechanismen und Selektivität des jeweiligen Erinnerungsvorgangs, die nicht zuletzt auf unterschiedliche Erinnerungsbedürfnisse bestimmter Gruppen zurückzuführen sind, muss von einer **(Re)Konstruktion** und einer **(re)konstruktiven Erinnerungsarbeit** [Hervohebung – P.Z.] gesprochen werden. Das macht bewusst, dass die Retention als Vorstellung einer körperlichen Dauerspür und Rekonstruktion als Konservierung durch Wiederholung noch um die Konstruktion einer Vergangenheitsgestalt ergänzt werden, denn der Mensch ist nicht nur ein Träger der in ihn eingegrabenen Erinnerungsschrift, sondern er produziert diese Schrift selbst.⁴⁶ In der Konsequenz bedeutet die (re)produktive Erinnerungsarbeit die (Re)Produktion eines bestimmten, gruppenbezogenen Vergangenheits- und Selbstbildes. Im Begriff des sozialen Gedächtnisses geht auch der literarische Text im Besonderen und die Literatur im Allgemeinen als eines der Medien der sozialen Praxis der Vergangenheitsformung auf. Ansgar Nünning sondert bei Gedächtniskonzepten der Literaturwissenschaft drei wesentliche Beziehungsfelder zwischen Gedächtnis und Literatur heraus: 1) das Gedächtnis der Literatur, 2) das Gedächtnis in der Literatur und 3) Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses.⁴⁷ Das Gedächtnis der Literatur erscheint im Sinne des Gedächtnisses des Sozialsystems Literatur und deren Einbindung in ein kommunikatives Netz. Das Gedächtnis in der Literatur wird an die Mimesis-Frage, z.B. in Verbindung mit historischen Ereignissen, gekoppelt. Texte transportieren auch Geschichte und sind deshalb auch ein Medium des individuellen und kollektiven Gedächtnisses, das in einer komple-

⁴⁴ Burke, Peter: *Geschichte als soziales Gedächtnis*, S. 289.

⁴⁵ Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 37.

⁴⁶ Vgl. Assmann, Aleida: *Wie wahr sind Erinnerungen?* In: Welzer, Harald (Hg.): *Das soziale Gedächtnis*, S. 110.

⁴⁷ Vgl. Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, S. 219.

mentären Funktion zu anderen Quellen aufzufassen ist. Sie tragen über nationale Grenzen hinaus zur Entwicklung von Vergangenheitsbewusstsein und sinngebenden Vergangenheitskonstruktionen (das Gestern im Heute) sowie zur bewussten Teilhabe an der Zirkulation des sozialen Sinns bei, was für die Selbst- und Fremdwahrnehmung, für die Konstituierung des Selbst- und Fremdbildes unverzichtbar ist.

„Kuriosum, Irrtum der Evolution oder Reservat“ – östliche Grenzländer Europas in deutschen und polnischen Reiseberichten

In seinem Essay *Nasza konkwista* aus der Sammlung *Tekturowy samolot* (2001, *Das Flugzeug aus Karton*, 2004) reflektiert Andrzej Stasiuk über die Abrechnung Andrzej Bobkowskis, mit dem alten Europa und Polen, die er verlässt, um sich in das guatemalische Exil zu begeben. Der 1961 verstorbene Schriftsteller trauert dem Verlust nicht nach, sondern gewinnt erst dort die Unabhängigkeit seines Urteils. Er weist dabei auf die Passivität der Europäer, ihre Unterordnung der Bürokratie und den Schwund ihres unternehmerischen Geistes hin. An Stelle der Individualität tritt nach ihm „passiver Kritizismus und Intellektualismus als Ersatz fürs Leben“¹. Er folgt einer ganzen Reihe von Europa-kritischen Geistern (Stasiuk erwähnt ihn zusammen mit Rimbaud, Gauguin, Artaud):

All diese Wanderer haben Europa verlassen in der Überzeugung, ein sinkendes Schiff zu verlassen. Andere, ferne Kulturen erschienen ihnen nicht als Kuriosum, Irrtum der Evolution oder Reservat, sondern als notwendige Alternative, als gleichrangiges Angebot oder geradezu Verifizierung des eigenen Erbes. Im Grunde waren sie Inseln, auf denen die Schiffbrüchigen des Westens Rettung finden konnten.²

Mit dieser Feststellung strukturiert Stasiuk auch seinen eigenen Zugang zu der von ihm beschriebenen Wirklichkeit der ehemaligen Kronländer der Habsburgischen Monarchie im Osten Europas, die er unter anderem in *Jadąc do Babadag* (2004, *Unterwegs nach Babadag*, 2005), *Taksim* (2009, *Hinter der Blechwand*, 2011) oder *Dziennik pisany później* (2010) skizziert. Seine Erzähler oder eher Varianten desselben Erzählers, dessen Identität weitgehende Parallelen mit dem Autor selbst aufweisen, ziehen in die Provinz auf der Suche „nach einer Arznei gegen die tödliche Krankheit der westlichen Kultur“³.

In dieselbe Region ziehen seit langem auch die deutschsprachigen Schriftsteller, die nach der Wende Galizien wiederentdecken, was sich durch immer umfangrei-

¹ A. Stasiuk: *Das Flugzeug aus Karton. Essays, Skizzen, kleine Prosa*. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall, Frankfurt am Main 2004, S. 52.

² Stasiuk: *Das Flugzeug*, S. 54.

³ Stasiuk: *Das Flugzeug*, S. 53.

chere Literatur manifestiert, die diesem Gebiet gewidmet ist.⁴ Das Ergebnis ihrer Erkundungsreisen scheint ziemlich einseitig zu sein. In den meisten Fällen wird dieser Teil Europas – was in ihrer Übersicht der deutschsprachigen Literatur zu Galizien Anna Byczkiewicz bestätigt⁵ – nach dem alten, schon im 19. und im frühen 20. Jahrhundert von u.a. Emil Franzos und Joseph Roth geprägten Muster dargestellt: „Galizien wurde zum multikulturellen Archetyp Arkadiens, zum Symbol des friedlichen Nebeneinanders vieler Völker, Kulturen und Konfessionen, zu einem unsterblichen Mythos, auch im politischen Sinne: dem Mythos einer Harmonie der Völker, die von der obersten Instanz des Kaisers gesichert wurde.“⁶

Pollack⁷, Dohrn⁸, Schieb⁹, Hürlimann¹⁰ schauen die galizischen Landschaften mit den Augen ihrer literarischen Vorgänger. Für Martin Pollack ist das eine „imaginäre Reise“¹¹, und bei der Schilderung der besuchten Orte lässt er „immer wieder galizische und bukowinische Autoren zu Wort kommen, aus deren Werken längere Textstellen ausgewählt wurden“¹². Verena Dohrn fragt sich, ob es ihr auf ihrer Reise gelingen wird „noch etwas von der alten Schönheit des südöstlichen Polen, der Westukraine zu entdecken [...] in jenen Provinzen am Westrand des Russischen Reiches und in denen am Ostrand der österreichisch-ungarischen Monarchie mit den märchenhaft klingenden Namen ‚Königreich Galizien und Lodomerien‘ und ‚Kronland Bukowina‘“¹³, und führt in ihrem Text Zitate von Franzos, Roth und anderen Autoren an, denen eigene den Vorbildern nachempfundene Passagen folgen. Thomas Hürlimann treibt auf seiner „Spurensuche“ nach Przemyśl „die alte Sehnsucht nach der kakanischen Welt“¹⁴. Die Autoren beziehen sich oft auf dieselben Quellen, verewigen das unsterbliche Schnitzel aus dem Bahnhofsrestaurant von Przemyśl und unterscheiden sich kaum von den wenigen deutschsprachigen Reisenden aus der Zeit vor der

⁴ vgl. http://tudresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/fakultaet_sprach_literatur_und_kulturwissenschaften/slavistik/studium/unterrichtsmat/um_2007.2008/m_huechtker/galizien_literatur.pdf [26.01.2012].

⁵ A. Byczkiewicz: Die neueste deutschsprachige Literatur zu Galizien. In: www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/Abyczkiewicz1.pdf [01.07.2011]. Vgl. hierzu A. Berg: ‚Nach Galizien‘ Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2010 (Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft, Bd. 30).

⁶ Byczkiewicz: Die neueste, S. 1.

⁷ vgl. M. Pollack: Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina, Frankfurt am Main-Leipzig 2001.

⁸ vgl. V. Dohrn: Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa, Frankfurt am Main 1993.

⁹ vgl. R. Schieb: Reise nach Schlesien und Galizien. Eine Archäologie des Gefühls, Berlin 2000.

¹⁰ vgl. T. Hürlimann: Spurensuche in Galizien. In: ders.: Himmelsöhi, hilf! Über Schweiz und andere Nester, Zürich 2002, S. 69-84.

¹¹ Pollack: Galizien, S. 11.

¹² Pollack: Galizien, S. 12.

¹³ Dohrn: Reise, S. 7-8.

¹⁴ Hürlimann: Spurensuche, S. 83.

Wende, die ihre Erkundungen „im blinden Winkel“¹⁵ Europas durchführen. Sie übersehen praktisch die Umgebung, die sie auf ihrer Reise unmittelbar erleben. Wenn sie in ihren Berichten auftaucht, dann ist das ein Landfleck, der nach den Jahren des Kommunismus wirtschaftlich ruiniert ist, und wenn etwas dort von Interesse ist, dann sind das gewöhnlich die Überreste der versunkenen Welt der österreichischen Monarchie, die auch die jüdischen Spuren mit einschließt.

Sie wiederholen das schon in den 60er Jahren von Claudio Magris geprägte Klischee der kulturellen habsburgischen Einheit, die latent bis heute fortwirkt.¹⁶ „Durch die Gassen, – schreibt Hürlimann – die sich ausgetreten und trostlos über den Hügel krümmen, gehen die Atemzüge eines stillen Sommers und einer längst versunkenen Zeit, die von durchreisenden Operettenensembles, winterlichen Bällen und einer wehmütigen Sehnsucht nach dem fernen Wien erfüllt war.“¹⁷

In den 80er Jahren verband Claudio Magris in seinem Aufsatz *Im Schlamm Panoniens. Eine Banater Elegie*¹⁸ das komplexe Bild der k.u.k. Territorien mit dem „Bedürfnis nach Werten und Bedeutungen“, das er bei der modernen Generation Europas vermisst: „[...] diese Kinder ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein von moralischen Konflikten haben die Züge einer Masse jenseits von Gut und Böse, amorph und farblos, ohne jeden Kodex, ohne Sünde und ohne Glück, unschuldig und leer“¹⁹. Ähnliche Töne sind auch aus dem 1999 geschriebenen Nachwort zu seinem *Donau* herauszulesen.²⁰ Beinahe wie eine Parallele zu diesen Konstatierungen klingen die Worte des in das ehemalige Galizien reisenden Rüdiger Wischenbart, der über die neue mentale Situation der Gegenwart schreibt: „[...] diese Normalität, so erst lautet dieser Wunsch wirklich, sollte ohne Erinnerungskultur sein, sie soll ohne die Geschichten und Vorgeschichten, ohne die alten Sehnsüchte und ohne all die Schrecken auskommen.“²¹

In der Mythisierung Galiziens sieht Clemens Ruthener nach der Auswertung der Veröffentlichungen zum österreichischen Heimatbild auch eine hegemoniale Geste, die die ernste Auseinandersetzung mit der Vor- und Kriegsvergangenheit verhindere.²²

Die Texte der modernen Galizienreisenden vermitteln in der Zeit der tiefgreifenden sozialen und politischen Änderungen in Europa das Gefühl des Verlustes, der ähnlich wie bei den galizischen Autoren nach dem Zerfall der Monarchie „nur noch in der Erinnerung und in der Erweckung der Vergangenheit jene zehrenden Sehnsüchte [vollzieht, M.J.], die einst auf eine ganz andere Gegenwartsrealität gerichtet gewesen

¹⁵ Vgl. z.B. C. Ransmayr (Hg.): *Im blinden Winkel. Nachrichten aus Mitteleuropa*, Frankfurt am Main 1989.

¹⁶ vgl. C. Ruthener: ‚Habsburgischer Mythos‘ versus K.(U.)K. (Post-)Kolonialismus. Neuere Publikationen zum österreichischen Heimat-Bild. In: *Germanistische Mitteilungen* 49 (1999), S. 95-103.

¹⁷ Hürlimann: *Spurensuche*, S. 71.

¹⁸ C. Magris: *Im Schlamm Pannoniens. Eine Banater Elegie*. In: C. Ransmayr (Hg.): *Im blinden Winkel. Nachrichten aus Mitteleuropa*, Frankfurt am Main 1989, S. 71-94.

¹⁹ Magris: *Im Schlamm*, S. 81.

²⁰ Vgl. C. Magris: *Dunaj*, Warszawa 2004, S. 401-416.

²¹ R. Wischenbart (Hg.): *Karpaten. Die dunkle Seite Europas*, Wien 1992, S. 83-84.

²² Vgl. C. Ruthener: ‚Habsburgischer Mythos‘, S. 95-103.

waren²³. Sie bemängeln die verlorene Vielfalt und projizieren auch in die kakanische Welt das moderne Projekt von der multinationalen europäischen Koexistenz. Pollack skizziert die Stufen der Zerstörung „dieser multikulturellen Gebiete“²⁴ und Dohrn stellt fest: „Tot ist die ostjüdische, die Vielvölkerkultur“²⁵.

Die Vorrangstellung der österreichisch-ungarischen Vergangenheit in den deutschsprachigen Reiseschilderungen hat zur Folge, dass die beschriebenen Orte ihre Relevanz erst durch die mit ihr verbundenen historischen Fiktionen gewinnen. Die gegenwärtige Landschaft erscheint vor diesem Hintergrund als sekundär. Sie ist bloß ein Vorwand, ein geographischer Rahmen, der an sich leer ist und erst durch die literarische Rekonstruktion ins europäische Bewusstsein zurückgeholt und wiederbelebt wird.

Die Geschichte spielt bei Stasiuk eine zweitrangige oder gar keine Rolle. Die historischen Orte oder Ereignisse kommen in den Text, wenn sie etwas Merkwürdiges, in den Reiseführern für die Touristen kaum Erwähntes oder nicht Existentes darstellen. In sonstigen Fällen lassen sie den Erzähler kalt, weil er der durch die Geschichtsschreibung und Literatur vorpräparierten Sicht ausweichen möchte: „Irgendwo rechts lag Histria: Griechen, Ruinen, Marmorsäulen, siebtes Jahrhundert vor Christus, aber das interessierte mich nicht die Bohne. Je älter die Vergangenheit, desto schlechter ist sie. Sie wird von den menschlichen Gedanken verschlissen wie ein Telefonbuch vom Blättern.“²⁶ In den Vordergrund rückt die Einmaligkeit, und diese Erfahrung ist nur in Osteuropa möglich. Die besuchten Orte verschaffen dem Erzähler die Möglichkeit, sie mit einem unbefangenen Blick zu betrachten, der durch feste Konnotationen, die normalerweise mit bekannten Städten wie zum Beispiel Paris verbunden werden, noch nicht getrübt wurde:

Wir sind schnell durchgefahren, ohne anzuhalten, und ich kann nichts darüber sagen – außer, daß es aussah wie eine erlesene Fiktion. Jedenfalls war der Ort [Sigetul Marmatiei, M.J.] bald zu Ende, am Horizont erhoben sich wieder grüne Berge, und ich spürte auf der Stelle Wehmut und Sehnsucht. Genau wie nach dem Erwachen, wenn uns das Verlangen streift, in die Konfabulation des Traums zurückzukehren, die uns des freien Willens beraubt und uns dafür die absolute Freiheit des Unerwarteten gibt. So geschieht es an Orten, die selten vom Blick eines Fremden, vom Auge eines Besuchers berührt werden. Blicke glätten die Dinge und Landschaften. Ebendaher kommen Zerstörung und Zerfall. Von zu vielen Blicken verbraucht sich die Welt, nutzt sich ab wie eine alte Karte.²⁷

Die Zeugnisse der geschichtlichen Vergangenheit ebenso wie die damit verbundenen ideologischen Entwürfe entarten hier zur Groteske. Die Panzer und Kanonen an der slowakisch-polnischen Grenze stellen als Schrott einen Wert dar und leben nur kurz in der trunkenen Vision eines Potok auf, der die grüne Grenze nach Polen passieren will, obwohl es keine Grenzkontrolle mehr gibt. Zusammen mit seinem Freund, der in dem

²³ C. Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*, Salzburg 1966, S. 11.

²⁴ Pollack: *Galizien*, S. 10.

²⁵ Dohrn: *Reise*, S. 9.

²⁶ A. Stasiuk: *Unterwegs nach Babadag*. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall, Frankfurt am Main 2005, S. 176.

²⁷ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 18.

Tankturm sitzt und die Internationale singt, wird er von dem polnischen Grenzschutz festgenommen. Die großen ideologischen Entwürfe: „Romania Mare, Großserbien, Polen von Meer zu Meer ...“ werden „die wunderbare idiotische Einbildung“ genannt und mit den Kühen zusammen gestellt, die sich im Wald verlaufen und „im Halbdunkel des Dezembers brüllen“²⁸. Auch die gegenwärtigen Projekte werden ironisch gebrochen. In Sighetul Marmatiei rekapituliert der Erzähler während einer schlaflosen Nacht die bewältigte Route und sucht einen Ort, an dem eine neue Geschichte einsetzen könnte. Darunter befindet sich zum Beispiel Pîrteștii de Sus, wo „hinter den Zäunen germanisierte Polen, rumänisierte Deutsche, polonisierte Ukrainer hervorschauen, diese Grenzhybriden, der goldene Traum der Multikulti-Anhänger“²⁹.

Auch die Landschaft spielt in den Texten von Stasiuk keine größere Rolle. Ihre typischen Merkmale sind die Unbestimmtheit und Verlassenheit, die die dunkle Farbe der Asphalt, der Regen und die Dunkelheit betonen. In Ungarn, in der Nähe von Gönc gibt es „kein[en] Schatten und kein[en] einzige[n] Baum, aber gegen Westen eröffnete sich eine weite Aussicht, bestäubt mit lilafarbener Glut. Die langgestreckten, flachen Bergrücken verloren vor lauter Hitze an Deutlichkeit“³⁰. In Rășinari ist die Landschaft „nackt und durchsichtig“³¹, und Albanien kennzeichnet „die Schönheit eines längst ausgestorbenen Tieres [...] als ab hier nur die Geologie regieren würde“³². Die Umgebung in der besuchten Region bildet die Kulisse für eine Welt, die im Untergang begriffen ist: „Ich hatte Angst, dass diese schöne, edle Oberfläche einbricht und die faule und stinkende Eingeweide und der ganze übrige Gestank hervorquellen und den Sieg der einen über die anderen verkünden wird“³³. Die Zeichen des Verfalls werden praktisch an jeder Stelle registriert. Die ständig wiederkehrenden Aufzählungen präsentieren die Erscheinungen der „Müllvervielfachung“³⁴, die eindeutig auf die Massenware und Austauschbarkeit der modernen Gesellschaft hinweisen: „Essen gibt es fast umsonst. Sogar die Armen werfen es weg. Auf den Müllkippen leben Füchse, zusammen mit herrenlosen Hunden. [...] Alle naselang werden Läden mit immer billigerem Essen eröffnet. Es ist nicht das Beste und verdirbt schnell [...]“³⁵. Zuweilen wird dieser Prozess in derber Sprache auf den Punkt gebracht: „Alle werden alles haben. Beschissenes Wegwerfzeug, nichts wert. Außer daß es zu haben ist, gibt’s keine Kriterien mehr, weil das Zeug immer schneller kaputtgeht, im Handumdrehen, im ersten Regen, gleich wenn du’s anziehst, augenblicklich, kaum hast du’s angefaßt.“³⁶ Die überall präsenten Chinesen kommen der Nachfrage nach Serienerzeugnissen entgegen, sind imstande auch den bestehenden ästhetischen Bedarf zu befriedigen (sie verkaufen die Reproduktionen eines van

²⁸ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 40.

²⁹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 22.

³⁰ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 69.

³¹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 28.

³² A. Stasiuk: *Dziennik pisany później*, Wołowiec 2010, S. 82, Übersetzung M.J.

³³ Stasiuk: *Dziennik*, S. 82, Übersetzung M.J.

³⁴ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 15.

³⁵ A. Stasiuk: *Hinter der Blechwand*. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall, Berlin 2011, S. 109.

³⁶ Stasiuk: *Hinter der*, S. 203.

Gogh, Dali u.a.) und verdrängen schnell aus dem Markt den örtlichen Handel mit seinen bisher geltenden Sitten.

Den auf diese Weise umrissenen desolaten Zustand der bereisten Gegend begleiten die sinnlichen Erfahrungen des Gestanks, der Verwesung: „Am Anfang wußte ich nicht, was es war, was da in der Luft hing, was die Mauern durchdrang, die Leiber der vorübergehenden Menschen und die Karosserien alter Fahrzeuge. Erst nach einigen Tagen entdeckte ich, daß es ein Gemisch von Tiergerüchen war. Aus den geschlossenen Höfen roch es nach Schweinemist [...] und im Fluß entdeckte ich eines Tages verstreute Innereien“³⁷.

Die im Anmarsch begriffene neue Welt wird durch ihre spektakulärsten Formen präsent und gewinnt hier groteske Dimensionen. In einer ungarischen Stadt „[dröhnte] aus den Lautsprechern Gangsta, und ungarische Burschen auf Skateboards fuhren zwischen riesigen grünen Flaschen [Sprite-Werbung, M.J.] Slalom, wobei sie sich in ihrer Phantasie in schwarze Brothers verwandelten“³⁸. In Kischinjow sind das

verschüchterte achtzehnjährige Polizisten, die zu dritt gingen, Kumpel in Landcruisern, die die Straße als ihr persönliches Eigentum betrachteten, Typen, die vor der Post mit Einheiten von Telefonkarten handelten, mit Gefäßen beladene Menschen, kahlköpfige Jugendliche in weiten Hosen, den Blick gehorsam auf die Erde geheftet, als übten sie eine schüchterne franziskanische Gangsta-Variante, junge Damen mit nackten Bäuchen, die auf himmelhohen, schwankenden Absätzen durch die Hauptstraße paradierten wie auf einem Laufsteg für die Miss World, eine romanisch-slawische Schönheit, verunstaltet durch nuttenhaftes Makeup, bäuerliche Schüchternheit in Paradekostümen, der Eindruck, daß alle so tun als ob, daß sie ihre eigene Vorstellung einer Welt nachahmen, die anderswo ist.³⁹

Selbst die charakteristische Eigenschaft der Grenzregion – ihre Wandlungsfähigkeit schwindet langsam: „Das ist das wahre Gesicht meiner Gegend, meines Teils des Kontinents – die Veränderung, die nichts verändert, die Bewegung, die sich in sich selbst erschöpft. Eines Frühlings wird nicht nur der Schnee schmelzen, sondern auch alles übrige. Das braune Wasser wird Städte, Dörfer, Tiere und Menschen erfassen und alles ausspeien, bis nur noch das nackte Skelett der Erde übrig ist.“⁴⁰

Die heraufbeschworene Geschichte Jakub Szelas, eines des Bauernanführers aus dem 19. Jahrhundert, dem die Idee einer neuen Welt durch die Heirat mit einem adeligen Mädchen vorschwebte und der daran scheiterte, weil: „der Entwurf der neuen Welt auf der Wiederholung der Gesten der Herren in einer abstrakten Wirklichkeit beruhen sollte“⁴¹, bildet eine Parallele zu der modernen Welt, deren Auffassung selbst die Radikalität des Ansatzes von Georges Bataille übersteigt.⁴² Das Tauschprinzip

³⁷ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 30.

³⁸ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 74.

³⁹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 145.

⁴⁰ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 233-234.

⁴¹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 53.

⁴² vgl. J. Lechte: *Panorama współczesnej myśli humanistycznej. Od strukturalizmu do postmodernizmu*, Warszawa 1999, S. 171-178.

überdeckt die natürliche ursprüngliche Heterogenität dermaßen, dass selbst der Opferakt sie nicht mehr in die Gegenwart zurückholen kann: „Heute kann man durch den einfachen Transfer von Dingen und Gegenständen kein anderer mehr werden. Genaugenommen kann man auch keinen mehr töten in der Hoffnung, seinen Körper und sein Leben anzunehmen.“⁴³

Die in den Romanen von Stasiuk festgehaltenen Impressionen verwandeln sich in ein großes Gemälde der Dämmerung einer Welt, die verwahrlost, schmutzig ist, jegliche Ordnung missachtet und zu einer Art Enklave erwächst, die das Heterotopische – die gleichzeitige Präsenz des Alten und Neuen, des Lebendigen und Toten vereinigt. Im Gegensatz zu den deutschsprachigen Schilderungen dieser Region gibt es hier keine Vergangenheit, die sich positiv von dem gegenwärtigen Bild abzeichnen könnte.

Sie wird aus der Perspektive eines Fremden dargestellt, der – wie nur angedeutet wird – mit seinem bisherigen Leben bricht und aus der Großstadt in die Provinz kommt. Die passierten Orte werden „befreit von der Logik der Aufeinanderfolge“⁴⁴. Die Chronologie wird „Schwester des Todes“⁴⁵ genannt. Der Zufall und die unterwegs geschlossenen Bekanntschaften gewinnen auf der narrativen Ebene Gestalt, indem in *Unterwegs nach Babadag* die Gegenstände, untypische Photos, Fahrkarten und andere derartige Mitbringsel Erinnerungen evozieren, die die folgenden Reisen einleiten. In *Hinter der Blechwand* lässt der Erzähler seinen Mitfahrer reden, er selbst bleibt aber stumm, weil ihn von der Welt seines Fahrtgenossen die zivilisatorische Entfernung trennt. Er würde sie gerne überbrücken. wovon seine neuen Gewohnheiten zeugen wie das Herumhängen in den Kneipen, Leben vom Handel und schließlich der derbe Wortschatz, den er sich aneignet. Gleichzeitig wird er auch zu einem der letzten Aufzeichner einer vergehenden Welt, die kurz vor ihrem Untergang Kräfte zum Erzählen in ihm erweckt. Es herrscht eine Symbiose zwischen den beiden Männern. Władek wird zu demjenigen Menschen, der den „Dahergelaufenen aus der Stadt“⁴⁶ mit einer an die biblische Erweckung erinnernden Geste dem Nichts entreißt: „Ich wartete, bis er kam und ‘steh auf’ sagte. Ohne ihn hätte ich sicher ewig gelegen.“⁴⁷ Der kleine Händler Władek

„hatte Kraft. Schwer zu sagen, woher er sie nahm. Vermutlich hatte er sie einfach. Irgendwo in seinem etwas über vierzigjährigen, gequälten Körper schwelte sie. Vielleicht bekam er sie von den Zigaretten. Oder vielleicht halfen ihm die Zigaretten, diese Kraft im Zaum zu halten, vielleicht musste er ein bißchen gedämpft oder leicht vergiftet werden, damit er nicht abhob und irgendwo ins Weltall flog mit seinen Ideen [...]“⁴⁸

Er repräsentiert eine ganze Reihe von kleinen, auf sich selbst gestellten Menschen, die in den östlichen Ländern ohne Absicherung ihr Leben selbst gestalten müssen. Es ist immer eine Gratwanderung, die zuweilen an der Grenze des Todes ver-

⁴³ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 54.

⁴⁴ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 162.

⁴⁵ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 164.

⁴⁶ Stasiuk: *Hinter der*, S. 92.

⁴⁷ Stasiuk: *Hinter der*, S. 95.

⁴⁸ Stasiuk: *Hinter der*, S. 95.

läuft. Die Geschäfte, die die beiden Hauptgestalten im Roman unternehmen, den Menschenschmuggel mit eingeschlossen, können auch schlimm enden, was die spektakuläre Flucht vor den Menschenhändlern belegt.

Diese Konstruktion auf der Erzählebene ergibt eine deutliche Parallele zwischen der Selbsterfindung der beschriebenen Gestalten und des Erzählers, die nur in der Grenzregion möglich ist. Er meidet absichtlich die typischen Reiseziele wie die Hauptstädte, und wenn er ihnen nicht ausweichen kann, versucht er ihnen Elemente abzugewinnen, die zu den sogenannten Randerscheinungen gehören. Eben die letzteren wehren sich vor dem totalen Verlust der Potenz zur Fiktionsbildung:

Und wenn man schreiben würde: „Ich bin durch das goldene Prag gefahren?“ Oder: „Als ich in Budapest war“ – „damals in Krakau“ oder wenigstens „in Sosnowiec“? Pustekuchen! Es geht nicht, dort gibt es nichts, es gibt keinen Schlüssel für die Beschreibung, keine Ausdrucksmittel, es gibt keine Metaphern und keine Sprache, die innerhalb dieser oder jener Stadtgrenze etwas bewirken könnten. Wie klingt das überhaupt: „Eines Tages in Warschau?“ Städte in diesem Teil des Kontinents, das sind Arbeitsunfälle, Werke des Zufalls oder guter Absichten. Ginge alles mit rechten Dingen zu, dürfte es sie hier nicht geben.“⁴⁹

Die osteuropäische Provinz, die in der Übergangsphase begriffen ist, erlaubt auch nicht, eine vollständige geschlossene Geschichte zu erzählen; es werden kurze Augenblicke im Vorbeigehen, auf der Durchreise registriert. Ihre Potentialität ist hier aber ausschlaggebend. Als typisch könnte hier eine Stelle aus *Unterwegs nach Babadag* angeführt werden: „Jetzt rufe ich mir all das in Erinnerung und sehe, daß zum Beispiel gerade hier eine Erzählung hätte beginnen können. Zum Beispiel: „An jenem Tag, als ich den Vater zum letzten Mal sah [...] Oder: „An jenem Tag machte sich Gizella Weisz auf den Weg“⁵⁰. Die Fähigkeit zur Fiktion der Osteuropäer erweist sich für den Erzähler als identitätsstiftend. Er hört den auf der Straße den von fremden Frauen erzählten Geschichten über Krankheiten zu und ist sich sicher, dass sie auch für ihn „eine Vergangenheit, ein ganzes Leben erfinden [würden]“⁵¹.

In den von Stasiuk skizzierten Gestalten verdichten sich die Eigenschaften eines Nomadenlebens, das in *Unterwegs Babadag* metaphorisch umschrieben wird:

Von der Straße durch Tiszacsermely und Nagyhomok sieht man die Berge hinter Sárospatak. Plötzlich ragen sie auf, ohne Vorwarnung, ohne Einleitung, wie die Pyramiden in der Wüste [...] Jetzt betrachteten wir den Regen und das sich leerende Sátoraljaújhely, wo alles dichtmachte. Sátoraljaújhely bedeutet soviel wie ‚das an neuer Stelle aufgeschlagene Zelt‘.⁵²

⁴⁹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 236-237.

⁵⁰ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 21.

⁵¹ vgl. Stasiuk: *Hinter der*, S. 221.

⁵² Stasiuk: *Unterwegs*, S. 172. Vgl. hierzu auch J. Andruchowytsch, A. Stasiuk: *Mein Europa Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa*. Aus dem Ukrainischen Sofia Onufriv und aus dem Polnischen Martin Pollack, Frankfurt am Main, S. 132-133.

Diese Lebensweise findet ihre beste Ausprägung auch in den von Stasiuk oft heraufbeschworenen Zigeunern. Sie bewegen sich zwar an den Orten, die in verschiedenen Sprachen (Romasprache wird nicht berücksichtigt) auf den Landkarten markiert werden, trotzdem entziehen sie sich jeglicher Zuordnung: „Ihre Geographie ist mobil und ungreifbar.“⁵³ Der Erzähler sucht ständig nach Zigeunern, „weil das Element dieser Menschen die unentwegte Bewegung ist, ewiges Wuseln, ständige Besuche, endlose Partys unter freiem Himmel, Erzählungen von Mund zu Mund, das Stöbern in allen Winkeln, denn Erde und Welt gehören niemandem, und niemand hat das Recht, sie für sich in Anspruch zu nehmen“⁵⁴. Die Identifizierung mit dieser Gruppe geht in das Wesentliche hinein, das sich auch in der Fiktionsbildung erschöpft:

Sie [Zigeuner, M.J.] [rochen] mich auf hundert Kilometer Entfernung, mich – mit meiner Vorliebe für den Verfall, mit dieser lächerlichen Anhänglichkeit an alles, was nicht so aussieht, wie es soll. [...] Im Grunde machen sie, was alle machen, das heißt, sie versuchen zu überleben, aber sie rühmen sich dessen nicht, denn sie haben ihre Geschichte nicht aufgezeichnet, sie halten sich an ihre Märchen und Legenden [...] ihr „eines Tages“ anstatt zum Beispiel „Am dreizehnten Dezember des denkwürdigen Jahres, sagen wir, in Kopenhagen.“⁵⁵

Die Situierung des Erzählers ohne Vergangenheit und ohne Kontur in einer Welt des Zerfalls, der sein Leben erfindet, korrespondiert mit den Thesen von Emil Cioran (1911-1995), dessen Geburtsort Rasinari in Siebenbürgen von dem Erzähler besichtigt wird und dessen Worte als Motto auch in dem letzten Buch von Stasiuk wiederkehren.⁵⁶ Die Geschichte wird von ihm relativiert und taucht nur in ironischer Brechung auf, um das Illusionäre jeglicher großen Projekte und die Tragik der menschlichen Existenz zu manifestieren. Die Worte des rumänisch stämmigen Philosophen: „hätten wir den Geruch der Ställe eingeatmet und nicht den der Laboratorien, wären an unseren Krankheiten gestorben und nicht an unseren Heilmitteln, hätten unsere leere Mitte umkreist und wären sanft darin versunken“⁵⁷ und „wir leben, solange unsere Fiktionen leben“⁵⁸ gewinnen hier ihre Verwirklichung. Symptomatisch sind der immer wieder kollabierende Wagen und der sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart lebende Władek aus dem Roman *Hinter der Blechwand*. Er wird zu einer postmodernen Scheheresade. An die Stelle der schönen Tochter des Wesirs tritt ein Lebenskünstler, der Geschichten erzählt, um zu überleben: Das Erzählen schützt den Fahrer vor dem Einschlafen meist auf den nächtlichen Reisen in einem desolaten Wagen, mit dem die beiden Männer die Märkte Ost- und Südeuropas bereisen.

Stasiuks Fiktion unterscheidet sich von der ideologisch geprägten Fiktion, die den Menschen beherrscht, ihm eine Ordnung verleiht und ihn zugleich der Individualität

⁵³ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 94.

⁵⁴ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 248.

⁵⁵ Stasiuk.: *Unterwegs*, S. 203.

⁵⁶ Vgl. A. Stasiuk: *Dziennik pisany później*, Wołowiec 2010, S. 130.

⁵⁷ zit. nach Stasiuk: *Unterwegs*, S. 28.

⁵⁸ *Rozmowy z Cioranem*, Warszawa 1999, S. 45. Übersetzung M.J.

beraubt. Die immer wieder unternommenen Versuche, die besuchten Orte sprachlich zu fixieren, werden zu einem existenziellen Akt:

Alles muß man neu erfinden, denn die Tage dürfen nicht in der Vergangenheit verschwinden, nur mit Landschaft ausgefüllt, mit unbewegter, unveränderlicher Materie, die uns schließlich irgendwann von ihrem riesigen Körper abschüttelt, wegschnippt wie alle kleinen Zwischenfälle, wie all die Gesichter und Existenzen, die nicht länger dauern als ein Blick.⁵⁹

Stasiuks gelebte Fiktion unterscheidet sich von der Poetik der versunkenen Landschaften der deutschsprachigen Autoren, deren Fiktionalisierung Galiziens in erster Linie das Zurückholen einer vergessenen Region in das europäische Bewusstsein zum Ziel hat und sie mit dem Projekt des multikulturellen Europa verbindet. Seine Reiseberichte sind weder ein Trauerlied auf die vergangene Epoche noch die Erinnerung an die habsburgische Monarchie, sondern das subjektive Registrieren und Miterleben einer hybriden Welt kurz vor ihrem Untergang, die ihm eine einmalige Chance bietet, literarisch produktiv zu werden, um für seine Figuren einen Freiheitsraum zu schaffen.⁶⁰

Schlüsselwörter

Grenzraumliteratur, Reisebericht

Abstract

Two types of description can be distinguished in contemporary German and Polish language reports about travels in the countries that in the past belonged to the Austro-Hungarian Monarchy. M. Pollack, V. Dohrn, and T. Hürlimann seek traces of a bygone era in contemporary settings, which acquire meaning only in relation to literary models from the past. They thus reproduce the model of Hapsburg unity, which they consider a source of the contemporary idea of multicultural Europe. In the fiction of A Stasiuk, the East European province constitutes a *third space* – a borderland territory which has lost its previous cultural connotations and is undergoing civilisational transformations. At the same time he opens up the space of freedom for contemporary nomads, who, free of any ideology, create themselves ad hoc.

Keywords

Borderlands Literature, Travel writing.

⁵⁹ Stasiuk: *Unterwegs*, S. 48.

⁶⁰ Vgl. hierzu J. Rutherford: *The Third Space*. Interview mit Homi Bhabha. In: ders. (Hg.): *Identity: Community, Culture, Difference*, London 1990, S. 207-2011.

Über Tiere als Helfer in den polnischen Volksmärchen aus Masowien

I

Das Volksmärchen scheint die Tiere nicht nur gern zu haben, sondern auch zu schätzen und in ihnen dem Menschen beinahe ebenbürtige Partner zu erblicken, die ihn begleiten, beraten, ihm den Weg weisen, für ihn ihr Leben und das ihrer Kinder aufzuopfern bereit sind und mit all ihrer Klugheit und Schlaueit ihm zur Verfügung stehen und somit zu gewichtigen Helfern bei der Bewältigung der sich oft auftürmenden Aufgaben und Probleme in seiner nicht unkomplizierten Existenz werden. Und dies mag auch davon herzurühren, da die Tiere dem Menschen von alters her bekannt sind: als Nutztiere, Jagdbeute, lebende Exponate der höfischen Tiergärten oder Vorratsschädlinge, und ihre Vorstellungen zu relevanten, weil symbolträchtigen Bestandteilen der alten Kulturen gehören (vgl. Becker, Tier, 2010, Sp. 540-542). So nimmt es nicht wunder, dass der Mensch über die Tiere und ihre Eigenschaften sehr gerne berichtet, und bereits – so Rudolf Schenda – „im 12. Jahrhundert erzählt der Mönch Gervasius von Tilbury seinem Kaiser Otto von Braunschweig in einem Wunderbuch von der Klugheit gewisser Tiere: Eichhörnchen, glaubt er, könnten mit Hilfe ihres Schwanzes über Gewässer segeln, Gamsen, berichtet er, riechen den Jäger und entkommen ihm geschwind, die Wildesel, meint er, blasen den Jagdhunden Wasser in die Augen und retten sich listenreich. Gervasius löst damit wunderbare Tiere aus dem Zusammenhang der Heiligenlegende, in der sie bisher schon höchst miraculöse Taten vollbracht hatten: als Helfer und Heiler, als Boten und als Nahrungsspender, als Pfadfinder und als Ratgeber, als Leibwächter oder Zimmergenossen, als Reisebegleiter und als Transportmittel, später treten diese Wunderwesen neuerlich als Erretter weltlicher Helden im europäischen Zaubermärchen auf“ (Schenda, Tiere, 1998, S. 8) – also in jener Volkserzählung, die besonders tierfreundlich zu sein vermag.

Das Ziel des vorliegenden Beitrages ist es, die in den polnischen Märchen aus Masowien auftretenden, den Märchengestalten helfenden Tiere¹ unter die Lupe zu nehmen und die Frage zu beantworten, wem sie helfen und worin ihre Hilfe besteht.

¹ In dem vorliegenden Artikel wird also auf eine der im masowischen Märchen präsenten Helfergruppen eingegangen. Mit anderen Helfer kategorien setze ich mich in separaten, sich zur Zeit im Druck befindenden Beiträgen auseinander: „*Königsson! Halte und schieße auf mich nicht, denn ich weiß, was du brauchst...*“. *Über Helfer in den polnischen Volksmärchen aus Masowien* und *Über helfende Frauen in den polnischen Volksmärchen aus Masowien*, wobei in dem er-

Das Untersuchungsmaterial besteht aus 15 sog. ‚eigentlichen Märchen‘, die Oskar Kolberg (1814-1890) in einem der insgesamt 7 Masowien gewidmeten Bände seines großen ethnografischen Werkes herausgegeben hat, das die Gesamtheit der Volkskultur in bestimmten geographischen und historischen Regionen Polens darzustellen versuchte (vgl. Gajek, *Dzieła*, 1961, S. IX) und lediglich zum Teil zu seinen Lebzeiten herausgebracht wurde. Denn auf die vollständige Ausgabe des monumentalen Œuvres dieses in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichen Menschen, die den Titel *Dzieła wszystkie Oskara Kolberga (Oskar Kolbergs Gesamtwerk)* trägt, bleibt noch zu warten. Meine Konzentration gerade auf Masowien ist dadurch begründet, dass dieser Region eine ganz besondere Rolle bezüglich der Kolbergschen Sammeltätigkeit beigemessen wird, da der Ethnograf hier mit seinen Feldforschungen begann und sie hier am längsten durchführte, was auch damit verbunden ist, dass er in Masowien sehr lange, nämlich 57 Jahre lang wohnte.²

sten der angeführten Texte eine Gesamtdarstellung der Helfer-Problematik in dem masowischen Volksmärchen angestrebt wird.

² Mit der Kolberg-Familie, ihrer Bedeutung für die Entwicklung der polnischen Kultur, insbesondere aber mit Oskar Kolberg und seiner ethnographischen Tätigkeit befasste ich mich seit Jahren. An dieser Stelle möchte ich auf einige Publikationen verweisen, die ich dieser Problematik gewidmet habe:

Die Kolbergs. Eine ganz besondere Art deutsch-polnischer Beziehungen. In: Ute Jung-Kaiser/ Matthias Kruse und (Hrsg.): *Chopin, der Antistar. [Wegzeichen Musik, 5].* Hildesheim/Zürich/ New York 2010, S. 263-288; „Für eine freundliche Auskunft würden wir Ihnen besten Dank wissen“. *Zu Oskar Kolbergs Korrespondenz mit dem Leipziger Verlag Breitkopf und Härtel.* In: Grażyna Łopuszańska (Hrsg./Red.) unter Mitwirkung von Doris Wilma: *Studien zur sprachlichen Kommunikation. Festschrift aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. habil. Marian Szczodrowski.* [Studia Germanica Gedanensia, 22; Sonderband 6]. Gdańsk 2010, S. 235-246; *Juliusz Kolberg – ein vergessener Wahlwarschauer deutscher Abstammung.* In: Lech Kolago, Katarzyna Grzywka (Hg.) unter Mitwirkung von Małgorzata Filipowicz, Joanna Godlewicz-Adamiec, Piotr Kociumbas, Robert Małeck, Ewelina Michta: *Deutsch-polnische Beziehungen in Kultur und Literatur.* Bd. 1: *Materialien der Konferenz 17.-19. April 2009. Reymontówka-Schriftstellerheim in Chlewiska.* Warszawa 2009, S. 27-33; *Kolbergowie. O niemieckich przyjaciółach Polski, którzy Polakami się stali.* In: *Zeszyty Naukowe Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku „Neofilologia”,* Bd. XI: *Interdyscyplinarność w glottodydaktyce. Język – literatura – kultura.* II. Ogólnopolska Konferencja Naukowa Instytutu Neofilologii Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku, Płock/Soczewka 14.-15.05.2007, Płock 2007, S. 297-312; *Od lasu po góry, od domu po grób... Polska i niemiecka bajka ludowa ze zbiorów Oskara Kolberga i braci Grimm.* Instytut Germanistyki Uniwersytetu Warszawskiego, Warszawa 2005; *Über die Brüder Grimm, Oskar Kolberg und ihre Vorläufer, oder: Wie man in Europa Volksmärchen zu sammeln begann.* In: Grażyna Łopuszańska (Hg.): *Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft.* Gdańsk 2007, S. 115-131.

II

1. Aufgabenbewältigung

Im Gegensatz zu den menschlichen Helfern sind die meisten hilfsbereiten Tiere dem Helden bei der Vollbringung einer oder mehrerer Aufgaben behilflich, was einem vom Tier geschenkten Gegenstand, seinem Rat oder seiner Handlung zu verdanken ist.

So ist im Märchen *O królewiczu zakłętym w kruką* (*Von dem Königssohn, der in einen Raben verwünscht wurde*) von einem in einen Raben verwandelten Königssohn die Rede, der seiner Gattin seine drei Federn gibt. Es reicht nur aus, dreimal „Federn, Federn“ zu sagen, und es taucht sofort sein verwunschener Hof auf, der ihr zur Verfügung stehen wird. So kann sie drei Aufgaben erfüllen und ihren Mann erlösen: Sie muss zuerst den Mist aus einem Stall wegmachen, in dem man sieben Jahre lang nicht aufräumte, dann ihn auf ein Feld transportieren und dort verstreuen. Und zu guter Letzt soll sie einen sehr großen Garten jäten (vgl. DWOK 42, S. 487-488). Es kann auch vorkommen, dass der Zaubergegenstand an die Märchengestalt nicht verschenkt wird, sondern sie ihn in dem Helfer findet, was der Text *Dziad wdowiec i baba wdowa* (*Der Witwer und die Witwe*) bestätigt, wo ein für das Futter und die Warnung vor dem kommenden Tode dankbare Schaf einer Halbwaise Anweisungen gibt, was sie nach seiner Abschachtung tun soll: Erstens muss sie um Därme des Schafes bitten und sie gut waschen, wobei sie eine Stecknadel, eine Nadel und eine Ahle in ihnen finden wird. Dann soll sie die Stecknadel unter das Fenster, die Nadel unter den Zaun und die Ahle neben die Tür stecken. Die drei Gegenstände verwandeln sich bald in Pflanzen: einen Apfelbaum, einen Birnbaum und eine Weinrebe. Der Duft der schönen Früchte wirkt auf einen reichen Mann anziehend, der einige Äpfel kaufen möchte. Bald erweist sich, dass weder die Stiefmutter der Heldin noch der Stiefmutter Tochter die Früchte pflücken kann, sondern nur die Heldin selber, zu der sich die Baumzweige sogar neigen, worin sich die „weisende Kraft“ des Apfels niederschlägt, der hier die Jungfräulichkeit des Mädchens anzuzeigen scheint (vgl. Spengler, Apfel, 1977, Sp. 623). So gibt sie dem Herrn die Äpfel und dieser entführt sie hastig, um sie zur Frau zu nehmen (vgl. DWOK 42, S. 495-496).

Bisweilen wird der Held von dem tierischen Helfer lediglich informiert, dass er in eine bestimmte Richtung gehen soll, und erst später stellt sich heraus, dass hier eine zu vollbringende Aufgabe auf ihn wartet, wovon der Text *O dziadowym synu* (*Vom Sohn des Greises*) erzählt, wo ein vom Hause weggejagter Sohn auf seiner Wanderung unter anderen einer Ameise begegnet, die ihm den weiteren Weg zeigt, indem sie ihn in die Stadt gehen lässt, wo ihn Glück erwarten soll (vgl. DWOK 42, S. 517). Manchmal erfährt der Held von den tierischen Helfern sowohl von der zu verrichtenden Aufgabe als auch der Art und Weise, wie man es tun sollte. So sitzt der Held des Märchens *Żli bracia* (*Die bösen Brüder*) an einem Galgen, auf dem drei Greifen sich miteinander unterhalten. Er hört ihrem Gespräch zu und folgt dann ihren Anweisungen. So weiß er nun, dass es eine sehr kranke Königstochter gibt, deren Krankheit damit verbunden ist, dass sie ein geweihtes Ei verzehrte und ein Stückchen davon auf den Boden fiel und von einem Frosch gegessen wurde, der nun unter dem

Boden sitzt und immer größer wird, die Königstochter aber – immer schwächer. Um das Mädchen gesund zu machen, muss man das Tier holen und ins Feuer werfen, danach die so entstandene Asche in ein Glas Tee schütten und der Königstochter zum Trinken geben. Der Bauernsohn befolgt den Rat des Vogels und bekommt dafür sowohl die Hand der Geheilten als auch ein halbes Königreich. Aus dem Gespräch der Greifen erfährt der Held auch, dass es in einer Stadt kein Wasser gibt. Man muss nur den Brunnen vertiefen und einen großen Stein daraus beseitigen. Da der Jüngling dies alles macht, erhält er von den dankbaren Stadtbewohnern eine reiche Bezahlung (vgl. DWOK 42, S. 536-540).

Viel öfter beschränkt sich die Hilfeleistung des Tieres nicht nur auf die Überreichung eines Zaubergegenstandes oder die Erteilung eines Rates, sondern steht mit konkreten Handlungen des Helfers im Zusammenhang, die die dem Helden gestellten schwierigen Aufgaben selber bewältigen. So liest im Märchen *O dziadowym synu (Vom Sohn des Greises)* ein Schwarm von Ameisen einen Scheffel Mohn vermischt mit einem Scheffel Sand aus, und ein golden-silberner Fisch fischt eine Königskrone aus dem Fluss heraus (vgl. DWOK 42, S. 517-519), was nicht nur die Unschuld des unverdientermaßen verhafteten Helden beweist, sondern auch dazu führt, dass er eine Königstochter heiratet (vgl. DWOK 42, S. 517-519). Im Text *O sierotce, która stała się panią (Von der Waise, die Herrin wurde)* ist zwar von einer ähnlichen, aber – im Gegensatz zu dem gerade erwähnten Märchen – mit einem eindeutig religiösen Beweggrund untermauerten Aufgabe die Rede, denn hier haben wir es mit einer Waise zu tun, die laut ihrer Stiefmutter am Sonntag nur unter der Bedingung zur Kirche gehen darf, dass sie einen halben Scheffel Mohn und Hirse ausliest und das Haus aufräumt, was für sie Tauben tun, die ihr auch am zweiten Sonntag helfen, diesmal einen ganzen Scheffel Mohn und Hirse voneinander zu trennen und das Mittagessen zu kochen (vgl. DWOK 42, S. 493-494).

Manchmal ist die Hilfe von Vertretern mehrerer Tierarten nötig, um die schwierigen Aufgaben zu bewerkstelligen, was die Erzählung *Woda uzdrawiająca (Das heilende Wasser)* zeigt. Ein von seinen zwei Brüdern gehasster Bauernsohn gerät hier in Schwierigkeiten, da seine Geschwister dem König erzählen, dass er imstande ist zu bewirken, dass über Nacht Mohn im königlichen Garten aufwächst, der auch sofort ausgehült wird, dann, dass er über Nacht eine große und wunderschöne Laube im Garten baut und endlich, dass die mit ihm über Nacht gelassene Königstochter einen Sohn zur Welt bringt. Die erste Aufgabe verrichten die Tauben, die zweite die Bienen und die dritte der Rabe, der das vom König gewünschte Kind aus Krakau holt (vgl. DWOK 42, S. 521-522).

Bisweilen fungiert der tierische Helfer bei der Bewältigung einer schwierigen Aufgabe als Transportmittel. Mit einer solchen Situation haben wir es im Text *Historia o dobrym synu palipiecu (Die Geschichte von einem Sohn, der Ofenheizer ist)* zu tun, wo ein fleißiger Junge namens Janek im Waldversteck der dreizehn Räuber drei Stuten auffindet, die beteuern, dass sie ihm ständig zur Verfügung stehen werden. Es reicht nur an eine konkrete Stelle vor den Toren der Stadt zu kommen und dreimal zu pfeifen. Und in der Tat werden die Stuten dem Helden helfen, denn zwei von ihnen geben ihm nicht nur eine sehr schöne Rüstung, sondern sie erlauben ihm

auch, auf sich zu reiten, woraus resultiert, dass er am Kampf gegen die Feinde des Königs teilnehmen kann und folglich die jüngste Königstochter zur Frau bekommt. Die dritte Stute gibt ihm dann eine Rüstung und lässt sich besteigen, wenn er sich zum König begibt, um dessen Tochter zu heiraten (vgl. DWOK 42, S. 457-461).

In einem Text unter dem Titel *Czarowny pierścionek* (*Der Zauberring*) verrichtet der Held die Aufgabe nur deswegen, weil das Tier die Aufmerksamkeit einer Märchengestalt auf sich lenkt. Ein Schütze lässt hier einen Hasen laufen, der so die Aufmerksamkeit der drei Riesen ablenkt, die den Helden stören, den Glasberg zu besteigen. Nun steht nichts mehr im Wege und der Mann kann zu seiner auf dem Glasberg wohnenden Geliebten gelangen (vgl. DWOK 42, S. 464).

Selten beruht die Hilfe des Tieres auf der Beschaffung der von einer Märchengestalt gewünschten Gegenstände. In einem Text *Żaba królewną* (*Der Frosch als Königstochter*) erweist sich ein Frosch bei der Bewältigung der einem Königssohn von seinem Vater gestellten Aufgaben behilflich. Zuerst wünscht sich dieser eine kostbare Schnupftabakdose, dann einen schönen Teppich und zu guter Letzt möchte er die zukünftige Schwiegertochter kennen lernen (vgl. DWOK 42, S. 482).

Manchmal werden dem Helden also mehrere Aufgaben gestellt und hin und wieder kann er sie nur dank der vielschichtigen Hilfe des Tieres lösen, worauf im Text *Tromsyn* hingewiesen wird, wo eine Königstochter im fünften Stock ihres Palastes sitzt, und derjenige, der sie heiraten möchte, das Gebäude dreimal in der Luft umkreisen und ebenfalls dreimal die Frau küssen muss. Der dümmste von den drei im Märchen auftretenden Brüdern vollbringt die Aufgabe dank der Hilfe einer Stute, die ihm weise Ratschläge gibt und Mut macht. So lässt sie ihn zu einer Erle gehen und sie an den Baum anbinden und pfeifen. Da erscheinen an drei aufeinander folgenden Tagen drei Pferde, jeweils ein kupfernes, silbernes und goldenes, die jeweils ein Kupfer-, Silber- und Goldgewand mit sich bringen. Dreimal verrichtet der Mann die Aufgabe und am dritten Tag nimmt ihm die Königstochter seine goldene Mütze mit einer Feder weg, die zum relevanten Erkennungszeichen des Helden wird, denn bald schickt der König seine Diener mit jener Mütze, um den mutigen und geschickten Mann zu finden und ihn vor weitere Aufgaben zu stellen, die er wiederum dank der Hilfe seiner treuen Stute bewältigt. So muss er sieben riesige Stuten melken, einen goldenen Vogel in einem goldenen Käfig und einen goldenen Hund mit einer goldenen Kette fangen sowie ein wunderschönes goldenes Mädchen im goldenen Kleid und mit einem goldenen Zopf mitbringen. Um die Königstochter endlich heiraten zu können, ist der Held gezwungen, noch die von ihm gemelkte Milch aufkochen zu lassen und darin zu baden. Nun ist der Mann von seinem sicheren Tode überzeugt, bittet jedoch die Königstochter um Erlaubnis, seine treue Stute dabei zu behalten. Die Frau willigt darin ein, und so wird der Held gerettet, denn das Tier bläst auf die heiße Milch, und er kann ruhig baden, was auf ihn verschönernd wirkt (vgl. DWOK 42, S. 509-516) und worin Gisela Just „eine Art Reinigung, eine Initiation des Helden, um ihn seiner Partnerin ebenbürtig zu machen“, erblickt (vgl. Just, Vom Wunsch, 2000, S. 208).

2. Rettung vor Gefahr

In dem letztgenannten Text scheint bereits die Intention durchzuschimmern, die vielen tierischen Helfern anhaftet, nämlich ein gewisser Schutzzwang, der das Tier zum Beschützer und somit zum Retter der Märchengestalt vor Gefahr macht.

Diese Hilfeleistung beruht bisweilen auf der Erteilung eines Rates oder einer Warnung. Während in der Erzählung *Złotygrzywek (Das Pferd mit einer goldenen Mähne)* ein Pferd mit einer goldenen Mähne und einem goldenen Schwanz seinen Besitzer, einen Königssohn mit goldenen Haaren, warnt, dass seine Stiefmutter ihn töten will, anfangs durch Enthauptung und, falls es nicht klappt, durch Vergiftung (vgl. DWOK 42, S. 516), berichtet das Märchen *O wiernym słudze Pietrusiu i macosze-zbrodniarce (Von dem treuen Diener Peterchen und der verbrecherischen Stiefmutter)* von einem guten und frommen Diener, der sich zusammen mit seinem Herrn auf eine Schiffsreise begibt. Am Abend betet das Peterchen tüchtig und ein Vogel kommt zu ihm, der ihm von den auf Peterchens Herrn und seine Frau lauern den Gefahren erzählt und warnt, hiermit die Funktion eines „Schicksalskündler[s]“ (Just, Vögel, 1998, S. 118) ausübend: wenn er den König davon informiert, so wird er allmählich zu Stein (vgl. DWOK 42, S. 498-504). Im Text *O królewiczu zaklętym w kruka (Von dem Königssohn, der in einen Raben verwünscht wurde)* ist eine tierische Warnung mit einer Gegenleistung dem warnenden Tier gegenüber verbunden. Hier wird nämlich von einem König erzählt, der sich im Wald verirrt und unter zwei Ebereschen eine sichere Unterkunft zu finden versucht. Zweimal vernimmt er jedoch eine geheimnisvolle Stimme, die ihn warnt, unter diesen Bäumen die Nacht zu verbringen, da ihn dies sein Leben kosten wird. Bald stellt sich heraus, dass diese Warnung von einem Raben stammt, der dem König eine gefahrenfreie Übernachtung unter einem der Bäume verspricht, angenommen, der Monarch wird dem Vogel eine seiner Töchter zur Frau geben. Der Mann stimmt zu (vgl. DWOK 42, S. 485-486).

Nicht selten sind die hilfsbereiten Tiere zum Kampf und somit auch zum Töten bereit, was 3 Märchen aus Masowien bestätigen: *O królewskich dzieciach 1 (Von den Königskindern 1)*, *O królewskich dzieciach 2 (Von den Königskindern 2)* und *Żaba królewną (Der Frosch als Königstochter)*, in denen ein Löwe, ein Wolf, ein Bär, ein Fuchs und ein Hase (vgl. DWOK 42, S. 422-423), ein Wölfchen, ein Bärchen, ein Löwchen und ein Hund (vgl. DWOK 42, S. 431) oder ein Löwe, ein Bär, ein Hund und ein Rabe auftreten (vgl. DWOK 42, S. 483). Die genannten Helfer erhängen die dreizehn Räuber, wenn der Held von den grausamen Männern überfallen wird (vgl. DWOK 42, S. 422-423), töten den blutrünstigen Drachen und retten damit das Leben einer Königstochter, die von ihm verschlungen werden sollte (vgl. DWOK 42, S. 424), oder zerfleischen den Teufel, der den Königssohn namens Jan aufzufressen vorhat, wobei eine Krähe den Helden davon informiert, dass seine tierischen Helfer bereits sich auf den Weg zu ihm gemacht haben und er sich möglichst lange auf den Tod vorbereiten soll, damit die Tiere genug Zeit haben, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu erscheinen (vgl. DWOK 42, S. 433-434). Noch einmal werden die Tiere dann das Leben des Helden in diesem Text retten. Denn als seine grausame Schwester ihm einen Teufelszahn in den Kopf steckt und er infolgedessen stirbt,

tauchen bei ihm sofort seine tierischen Helfer auf: der Löwe lässt dann den Hund einen Hasen holen und den Wolf – einen Fuchs. Dann lässt der Löwe den Bären eine Art künstlicher Atmung anzuwenden und das Tier saugt dabei selber den Teufelszahn ein, was eine Art Kettenreaktion herauslöst: der Held wird wieder lebendig und das Tier – tot. Dann versucht der Fuchs den Bären zu retten und der Hase – den Fuchs. Der Hase erweist sich dabei am klügsten, da er sehr energisch und schnell einatmet und sofort zur Seite springt, um den Zahn nicht zu verschlucken, damit dieser gegen einen Baum prallt (vgl. DWOK 42, S. 437). Auch im Märchen *Żaba królewną* (*Der Frosch als Königstochter*) kann der Held auf die Hilfe der Tiere zählen, denen er einst das Leben geschenkt hat, wie es in den oben angeführten zwei Texten der Fall ist, denn er braucht sie, um auf seiner Wanderung auf der Suche nach der verlorenen Geliebten drei Staatsgrenzen passieren zu können, an denen auf ihn rücksichtslose Wachmänner lauern. Der Text verrät zwar nicht, wie die Helfer mit den Rohlingen abrechnen, da sich der Märchenerzähler hier ausschließlich auf eine lakonische Feststellung beschränkt, dass sie den Königssohn dreimal verteidigt haben (vgl. DWOK 42, S. 483).

Ab und zu sind die tierischen Helfer nicht handgreiflich, sondern helfen den Helden, einem Jungen namens Janek oder zwei Königskindern, entweder vor Räubern (vgl. DWOK 42, S. 457-461) oder vor dem Teufel (vgl. DWOK 42, S. 429-430) zu fliehen, was zwei masowische Märchen zu bestätigen vermögen. Im Text *Historia o dobrym synu palipiecu* (*Die Geschichte von einem Sohn, der Ofenheizer ist*) treten in diesem Kontext drei Stuten und im Märchen *O królewskich dzieciach 2* (*Von den Königskindern 2*) ein Fohlen, ein Adler und ein Stier auf, die die Fliehenden auf ihren Rücken tragen, wobei das Fohlen dabei vom Teufel getötet wird. Besonders viel haben die Kinder dem Stier und Janek den Stuten zu verdanken, die sich mit den Bedrohten auf eine magische Flucht begeben. Eine nicht zu überschätzende Rolle spielen dabei unterschiedliche zauberhafte Gegenstände, die die Fliehenden vom Tier bekommen und die sich in natürliche, jeweils vor den Räubern oder dem Teufel schützende Barrieren verwandeln: im erstgenannten Text jeweils einer der drei Äpfel in einen großen Wald, in einen breiten Fluss und in eine heftige Flamme (vgl. DWOK 42, S. 457-461), im zweiten Märchen – eine Bürste in einen Wald, ein Apfel in einen Steinberg und ein Tuch in eine Nebel (vgl. DWOK 42, S. 429-430). Dann betreut der Stier die KönigsKinder weiter und verweist auf eine Stelle im Wald, wo sie wohnen werden, und gibt ihnen genaue Hinweise, was er und sie zu tun haben: wenn er nämlich einmal klatschen wird, erscheint ein Hund, wenn er dann zum zweiten Mal klatschen wird, taucht ein Beil auf, mit dem sie den Stier enthaupten sollten. In dem Tier finden die Kinder dann eine Jägerausrüstung. Das ganze Stierfleisch sollten die Kinder essen, bis auf einige Stücke, die die Geschwister auf einige Stückchen Kohle legen sollten und die sich nachher in ein Haus verwandeln werden (DWOK 42, S. 430).

3. Entzauberung

Nicht oft sind die hilfreichen Tiere bei der Entzauberung einer Märchengestalt behilflich, wovon der Text *Żaba królowa* (*Der Frosch als Königstochter*) handelt, wo dem Königssohn ein Löwe, ein Bär, ein Hund und ein Rabe helfen, ein Ei aus einer Ente zu ergattern, die sich in einem Hasen befindet, der unter einem sehr schweren Stein sitzt, und somit wesentlich dazu beitragen, dass er seine verlorene Geliebte wieder findet und für immer entzaubert (vgl. DWOK 42, S. 484).

4. Andere Hilfsaktionen

Dank den tierischen Helfern kommt es manchmal im Märchen zur Genesung des kranken Helden, wovon in zwei Texten der masowischen Märchensammlung die Rede ist. Während in der Erzählung *O królewskich dzieciach 1* (*Von den Königskindern 1*) ein Löwe den erdolchten Königssohn vom Tode auferweckt, indem er den Helden mit Tiermilch beschmiert (vgl. DWOK 42, S. 425-426) und somit direkt an dem Heilungsprozess teilnimmt, helfen drei Greifen im Märchen *Żli bracia* (*Die bösen Brüder*) mittelbar, denn der an einem Galgen sitzende blinde Held hört hier ihrem Gespräch zu und daraus erfährt, dass in der Nähe ein Zauberkraut wächst. Es reicht nur mit ihm über die Augenhöhlen zu streichen und man bekommt seine Augen zurück. Er befolgt den Rat der Tiere und wird wieder gesund (vgl. DWOK 42, S. 536-540).

Nicht häufig kommt das masowische Märchen auf andere Hilfsleistungen der Tiere zu sprechen. Jeweils in einem Text fungiert der tierische Helfer als Informationsvermittler und Transportmittel. Im Märchen *O królewskich dzieciach 2* (*Von den Königskindern 2*) tritt eine Krähe auf, die der Teufel fängt. Sie bittet ihn um Freiheit und – da er enttäuscht ist, dass er die ihm vom König verschriebenen Kinder nicht finden kann, und sie seine Hilfe braucht – zeigt sie ihm die Stelle, wo die Gesuchten verborgen sind (vgl. DWOK 42, S. 428-429). Und im Text *Żelazny Marcin* (*Der eiserne Martin*) werden zwei dankbare Greifen erwähnt, deren Kinder der Titelheld, der nun aus der unterirdischen Welt nicht herauskommen kann, vor dem Regen schützte. Sie bitten den Jungen, sie während der Reise zu füttern, und transportieren ihn nach außen. Da es am Ende dieser außergewöhnlichen Eskapade am Futter mangelt, gibt ihnen der Held ein Stückchen seines Pos zu essen (DWOK 42, S. 444-445).

III

Zusammenfassen wäre Folgendes zu sagen: Unter den 37 von Oskar Kolberg herausgegebenen eigentlichen Märchen aus Masowien, in denen Helfer vorkommen, gibt es 15 Texte, in denen helfende Tiere auftreten, was diese märchenhaften Gestalten zur – nach den Männern – zweitgrößten Gruppe der Hilfeleistenden in dem untersuchten Material macht. Die hilfsbereiten Tiere helfen ausschließlich Menschen: in

erster Linie den hilfsbedürftigen Männern, worauf 13 Texte zu sprechen kommen, und in zweiter – den Frauen, wovon in 5 Märchen die Rede ist. Geholfen wird in den der Analyse unterzogenen Erzählungen hauptsächlich, damit eine schwierige Aufgabe bewältigt wird (10 Texte), um jemanden vor einer Gefahr zu retten (7 Texte), damit ein Kranker geheilt wird (2 Texte), um eine Märchengestalt zu entzaubern, um sie aus der Unterwelt herauszuholen oder um ihr bestimmte Informationen zu vermitteln (jeweils 1 Text), was bezeugt, dass der Märchenheld in der Tat – um an die Worte Max Lüthi zu erinnern – ein ‚Allverbundener‘ ist, der „in unsichtbarem Kontakt mit dem ganzen Weltgewebe“ (Lüthi, Volksmärchen, 1997, S. 55) steht: „Die Gabe, die der Held empfängt, ist Trägerin seiner Verbindung mit Jenseitigen und Diesseitigen. Daß sie so häufig ist und vom Helden so mühelos aufgefangen wird, erweist uns dessen umfassende Fähigkeit zu beliebigen Verbindungen. Wenn das Märchen seine Helden so gerne nur durch Kettenhilfe zum Ziele gelangen lässt, so ist ihm das nicht nur Mittel der Längung, der Steigerung, der Variation, sondern auch Bild der Allverbundenheit; leicht, wie selbstverständlich, findet der Held den Kontakt mit beliebig vielen Helfern“ (Lüthi, Volksmärchen, 1997, S. 54) – nicht zuletzt mit den Tierhelfern.

Literatur

- Becker, Siegfried: *Tier, Tiere*. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Begründet von Kurt Ranke. Bd. 13. Berlin/New York 2010, Sp. 540-550. Zit.: Becker, Tier, 2010.
- Gajek, Józef: „*Dziela wszystkie*“ Oskara Kolberga. In: Oskar Kolberg: *Dziela wszystkie*. T. 1: *Pieśni ludu polskiego*. Warszawa 1857/Kraków/Warszawa 1961, S. VII-XVIII. Zit.: Gajek, *Dziela*, 1961.
- Grzywka, Katarzyna: *Die Kolbergs. Eine ganz besondere Art deutsch-polnischer Beziehungen*. In: Ute Jung-Kaiser/Matthias Kruse und (Hrsg.): *Chopin, der Antistar. [Wegzeichen Musik, 5]*. Hildesheim/Zürich/New York 2010, S. 263-288. Zit.: Grzywka, *Die Kolbergs*, 2010.
- Grzywka, Katarzyna: „*Für eine freundliche Auskunft würden wir Ihnen besten Dank wissen*“. Zu Oskar Kolbergs Korrespondenz mit dem Leipziger Verlag Breitkopf und Härtel. In: Grażyna Łopuszańska (Hrsg./Red.) unter Mitwirkung von Doris Wilma: *Studien zur sprachlichen Kommunikation. Festschrift aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. habil. Marian Szczodrowski*. [Studia Germanica Gedanensia, 22; Sonderband 6]. Gdańsk 2010, S. 235-246. Zit.: Grzywka, *Für*, 2010.
- Grzywka, Katarzyna: *Juliusz Kolberg – ein vergessener Wahlwarschauer deutscher Abstammung*. In: Lech Kolago, Katarzyna Grzywka (Hg.) unter Mitwirkung von Małgorzata Filipowicz, Joanna Godlewicz-Adamiec, Piotr Kociumbas, Robert Małecki, Ewelina Michta: *Deutsch-polnische Beziehungen in Kultur und Literatur*. Bd. 1: *Materialien der Konferenz 17.-19. April 2009. Reymontówka-Schriftstellerheim in Chlewiska*. Warszawa 2009, S. 27-33. Zit.: Grzywka, *Juliusz*, 2009.
- Grzywka, Katarzyna: *Kolbergowie. O niemieckich przyjacielach Polski, którzy Polakami się stali*. In: *Zeszyty Naukowe Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku „Neofilologia”*, Bd. XI: *Interdyscyplinarność w glottodydaktyce. Język – literatura*

- *kultura*. II. Ogólnopolska Konferencja Naukowa Instytutu Neofilologii Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Płocku, Płock/Soczewka 14.-15.05.2007, Płock 2007, S. 297-312. Zit.: Grzywka, Kolbergowie, 2007.
- Grzywka, Katarzyna: „*Königsson! Halte und schieße auf mich nicht, denn ich weiß, was du brauchst...*“. [Im Druck]
- Grzywka, Katarzyna: *Od lasu po góry, od domu po grób... Polska i niemiecka bajka ludowa ze zbiorów Oskara Kolberga i braci Grimm*. Warszawa 2005. Zit.: Grzywka, Od lasu, 2005.
- Grzywka, Katarzyna: *Über die Brüder Grimm, Oskar Kolberg und ihre Vorläufer, oder: Wie man in Europa Volksmärchen zu sammeln begann*. In: Grażyna Łopuszańska (Hg.): *Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft*. Gdańsk 2007, S. 115-131. Zit.: Grzywka, Brüder, 2007.
- Grzywka, Katarzyna: *Über helfende Frauen in den polnischen Volksmärchen aus Masowien*. [Im Druck]
- Just, Gisela: *Die Vögel im Zaubermärchen*. In: Ursula Heindrichs und Heinz-Albert Heindrichs (Hg.): *Zauber Märchen. Forschungsberichte aus der Welt der Märchen*. München 1998, S. 108-123. Zit.: Just, Vögel, 1998.
- Just, Gisela: *Vom Wunsch des alten Menschen, wieder jung zu werden*. In: Ursula Heindrichs und Heinz-Albert Heindrichs (Hg.): *Alter und Weisheit im Märchen. Forschungsberichte aus der Welt der Märchen*. Kreuzlingen/München 2000, S. 201-223. Zit.: Just, Vom Wunsch, 2000.
- Kolberg, Oskar: *Dziela wszystkie*. T. 42: *Mazowsze*. Cz. VII. Kraków/Warszawa 1970. Zit.: DWOK 42.
- Schenda, Rudolf: *Who's who der Tiere. Märchen, Mythen und Geschichten*. München 1998. Zit.: Schenda, Tiere, 1998.
- Spengler, W. Eckehart: *Apfel, Apfelbaum*. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Herausgegeben von Kurt Ranke u.a. Bd. 1. Berlin/New York 1977, Sp. 622-625. Zit.: Spengler, Apfel, 1977.

Anhang

Verzeichnis der untersuchten Märchen aus Masowien mit dem Hinweis auf die in ihnen vorkommenden Hilfsbedürftigen und Hilfsarten

Abkürzungen

DWOK – *Dziela wszystkie Oskara Kolberga (Oskar Kolbergs Gesamtwerk)*

Hilfsbedürftige:

HF – hilfsbedürftige Frau

HM – hilfsbedürftiger Mann

Hilfsarten:

Ab – Aufgabenbewältigung

Rvg – Rettung vor Gefahr

Ez – Entzauberung

Ah – andere Hilfsaktionen

Czarowny pierścionek (Der Zauberring) (DWOK 42, S. 463-466) → HM, Ab
Dziad wdowiec i baba wdowa (Der Witwer und die Witwe) (DWOK 42, S. 495-496) → HF, Ab

Historia o dobrym synu palipiecu (Die Geschichte von einem Sohn, der Ofenheizer ist) (DWOK 42, S. 455-463) → HM, Ab, Rvg

O dziadowym synu (Vom Sohn des Greises) (DWOK 42, S. 517-520) → HM, Ab

O królewiczu zaklętym w kruka (Von dem Königssohn, der in einen Raben verwünscht wurde) (DWOK 42, S. 485-488) → HF, Ab, HM, Rvg

O królewskich dzieciach 1 (Von den Königskindern 1) (DWOK 42, S. 420-428) → HM, HF, Rvg, HM, Ah

O królewskich dzieciach 2 (Von den Königskindern 2) (DWOK 42, S. 428-438) → HM, HF, Rvg, Ah

O sierotce, która stała się panią (Von der Waise, die Herrin wurde) (DWOK 42, S. 493-494) → HF, Ab

O wiernym słudze Pietrusiu i macosze-zbrodniarce (Von dem treuen Diener Peterchen und der verbrecherischen Stiefmutter) (DWOK 42, S. 498-504) → HM, Rvg

Tromsyn (DWOK 42, S. 509-516) → HM, Ab

Woda uzdrawiająca (Das heilende Wasser) (DWOK 42, S. 521-522) → HM, Ab

Złotogrzywek (Das Pferd mit einer goldenen Mähne) (DWOK 42, S. 516) → HM, Rvg

Żli bracia (Die bösen Brüder) (DWOK 42, S. 536-540) → HM, Ab, Ah

Żaba królewną (Der Frosch als Königstochter) (DWOK 42, S. 481-485) → HM, Ab, Rvg, Ez

Żelazny Marcin (Der eiserne Martin) (DWOK 42, S. 441-446) → HM, Ah

Schlüsselwörter

Volksmärchen, Oskar Kolberg, Masowien, Tier, Helfer

Abstract

On the Animal Helpers in the Polish Folk Tales of the Mazovia Region

The article aims to trace the theme and function of the animal helpers in Oskar Kolberg's collection of the Polish folk tales from the Mazovia region. The research in fifteen selected tales clearly reveals that the animal helpers serve solely the humans: mostly males (traced in thirteen tales), less frequently females (found in five tales). The study concludes that the animal helpers serve six basic functions: they specifically aid the humans to perform difficult tasks (ten tales);

they also rescue people from dangerous situations (seven tales), and they have healing qualities (two tales). Rarely, however, do they disenchant the bewitched creatures (one tale), rescue from the magical underworld (one tale) or transmit significant messages.

Keywords

folk tale, Oskar Kolberg, Mazovia, animal, helper

Die Anfänge der Literaturkritik im deutschen Mittelalter

Der Epoche des Mittelalters, die keine institutionellen und individuellen rezensierenden Organe herausgebildet hat,¹ ist ein Kritik und Wertung verbindender Rezensionstypus, eine kommentierende und wertende Vorstellung von literarisch-belletristischen und wissenschaftlichen Neuerscheinungen, die der Distribution der literarischen Werke an die Öffentlichkeit dient, fremd [vgl. Harms 2007, 281-283 und Anz 2007, 316]. Karl Friedrich Müller bemerkte treffend, dass literarische Kritik erst dann einsetzen konnte, wenn sie einen angemessenen Gegenstand vorfand.

In einer Zeit, da eine ganze Literatur erst im Entstehen begriffen war, eine als solche verstandene Vergangenheit ebensowenig besaß wie ein historisches Bewusstsein ihrer selbst, war sie so mit sich beschäftigt, daß für literarkritische Bestrebungen kein Raum und keine Möglichkeiten bestanden. [Müller 1967, 1]

Auch wenn in Bezug auf das gesamte Mittelalter von Buchkritik im heutigen Sinne keine Rede sein kann, so kann man die These stellen, dass die Anfänge der breit verstandenen, außerinstitutionellen Literaturkritik bereits in den frühesten Phasen der deutschen Literatur, in der althochdeutschen und frühmittelhochdeutschen Dichtung, ansatzmäßig vorhanden sind.

Darauf wurde bereits in der Forschung der 60er Jahre hingewiesen. Der erwähnte deutsche Germanist Karl Friedrich Müller nahm in seiner Monografie „Die literarische Kritik in der mittelhochdeutschen Dichtung und ihr Wesen“ von 1967, die bis zum heutigen Tag als die grundlegendste Studie zu diesem Thema vorliegt, die beiden Grundtypen der höfischen Literatur, den Minnesang und die ritterliche Epik, unter die Lupe. Er stellte hier die wichtigsten Textstellen zusammen, in denen die Autoren des Hochmittelalters über die poetischen Leistungen, über „wort“ (Inhalt, Stoff, Gehalt) und „sin“ (Form, Gestalt, Sprache) ihrer Fachkollegen in Prologen, Epilogen oder literarischen Exkursen reflektierten. Eine zentrale Rolle wurde in diesem Kontext – wie Eifler [1975, 357] u. Brinkler [1964, 1] richtig bemerkten – Gottfried von Straßburg, dem Verfasser des epochalen Epos „Tristan und Isolde“ (um 1210), zugewiesen. Der mittelalterliche ‚Literaturpapst‘ nahm an mehreren Stellen seines Romans zu den einzelnen Werken der zeitgenössischen Dichtung Stellung und sprach konstruktiv-loben-

¹ Bekanntlich wurden diese erst ab 1688 von Christian Thomasius mit seinen volkssprachigen *Monatsgesprächen* entwickelt. – Mehr hierzu siehe Herbert Jaumann, *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius*, Leiden / New York 1995.

de oder vernichtende Urteile aus, wobei er den ästhetischen Begriff der Kunst zum bestimmenden Leitgedanken nahm. So würdigte er in seiner Dichterrevue Walther von der Vogelweide mit der ornithologischen Metapher als die am schönsten singende Nachtigall des Minnesangs. Ebenso lobte er Hartmann von Aue für seine beiden Legendenepen „Der arme Heinrich“ und „Gregorius“; für die geniale Form verlieh er Hartmann die Dichterkrone. Ein Verdikt äußerte er hingegen über Wolfram von Eschenbach, den Verfasser des ritterlich-religiösen Epos „Parzival“, indem er ihn als Erfinder wilder Geschichten herabsetzte und den Stil sowie Inhalt des Gottfried'schen Epos scharf kritisierte [s. G. von Straßburg 2001, V. 4635-4675]. Müllers Ergebnisse wurden später in kleineren Forschungsbeiträgen aufgenommen, ergänzt und differenziert, so z.B. von Brinkmann [1964] und Eifler [1975].

Angesichts der Tatsache, dass die meisten Forschungsbeiträge zur höfischen Literatur vorliegen und dass die althochdeutsche und frühmittelhochdeutsche Dichtung nur am Rande behandelt wurde,² wird im Rahmen des vorliegenden Referats der literarischen Kritik in den frühesten Phasen der deutschen Literatur, in der althochdeutschen und frühmittelhochdeutschen Literatur, näher nachgegangen. In meinem Beitrag versuche ich anhand von drei ausgewählten Textbeispielen die Anfänge der deutschen Buchkritik im Mittelalter zu rekonstruieren, ihre Spezifik zu erfassen und auf diese Weise die Entwicklung bzw. den Wandel des Begriffs „Rezension“ vom unkritischen Erzählen, Aufzählen, Zusammenstellen (bis zum 16. Jahrhundert) zu kritischer Anzeige bzw. Besprechung kultureller Neuheit, v.a. literarischer und wissenschaftlicher Produkte (seit Ende des 17. Jahrhunderts) aufzuzeigen.

Die althochdeutsche Literatur – „Die Evangelienharmonie“ Otfrids von Weißenburg

Den Beginn der literarischen Kritik markiert die zwischen 863 (nach der Inthronisation des Erzbischofs von Mainz Liutbert) und 871 (vor dem Tod des Konstanzer Bischofs Salomon) im elsässischen Benediktinerkloster verfasste „Evangelienharmonie“ Otfrids von Weißenburg, eines der prominentesten Autoren der althochdeutschen Literatur, die namentlich bekannt sind. Otfrid, der Mönch, Priester und Theologe war [vgl. Wachinger 2001, 680] war sich des innovativen und somit auch möglich kontroversen Charakters seiner literarischen Leistung bewusst und verdächtigte in den Schlussversen seiner Schrift seine künftigen Kritiker als bloße Neider. In der „Conclusio voluminis totius“ (dt. Abschluss des gesamten Werkes, Buch V, Kap.

² In Sammelbänden und Monografien zur Rezension in der neuzeitlichen deutschen Literatur wird die frühere Epoche gar nicht berücksichtigt. Die besten Belege dafür bilden die Studien von Ani Carlsson, *Die deutsche Buchkritik von der Reformation bis zur Gegenwart*. Bern / München 1969 und René Wellek, *Geschichte der Literaturkritik 1750-1950*, 4. Bde., Darmstadt / Berlin 1959-2002. Von den Forschungsbeiträgen, die der mittelalterlichen Literaturkritik gewidmet sind, ist der folgende Artikel beachtenswert: Helmut Beumann, *Der Schriftsteller und seine Kritiker im frühen Mittelalter*, in: *Studia Genovensia* 12 (1959), S. 81-97.

25)³ erwähnt er in Anlehnung an Hieronymus, der mit seiner Einteilung des gesamten Schrifttums in *litteratura* und *scriptura* christliche und heidnische Literatur für die gelehrte Literaturbetrachtung des Mittelalters massgebend blieb, „diese uralte Mißgunst“ (Otfrid 1987, V. 70) bestimmter ‚böser‘ Leser, die bei der Lektüre eines Werkes „nur auf das Schlechte achten“ (Otfrid 1987, V. 72) und stets „nur darauf sinnen, wie sie es herabsetzen könnten, / immer auf eine Gelegenheit warten, um es zu verdrehen.“ (Otfrid 1987, V. 73-75). Mit psychologischer Akribie charakterisiert er die Gesinnung des Typus des bösen Lesers. Er schreibt, die Bosheit seines Herzens bewirke, dass er ständig mit Bitterkeit auf das Gute blicke, es äußerst schmerzlich wahrnehme, und am liebsten es gleich auf der Stelle vernichten möchte. (Otfrid 1987, V. 57-62).

Otfrids Reflexion bringt einen wichtigen Aspekt der ganzen religiösen Literatur des deutschen Mittelalters zum Vorschein, nämlich die geistliche Kritik an profaner Literatur, die mit der apologetisch-paränetischen Funktion dieser Literatur zusammenhängt: Diese Funktion ist auf die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und bildungsgeschichtlichen Bedingungen dieser Literatur zurückzuführen. Die kulturgeschichtliche Situation, in der die frühmittelalterliche Literatur gründet, war geprägt durch das Gegenüber von zwei Traditionszusammenhängen. Auf der einen Seite stand das antik-christliche Kulturerbe, das direkt nur den Lateinkundigen, also den klerikal Gebildeten zugänglich war, auf der anderen die heimisch-mündliche Überlieferung in den Vulgärsprachen. Indem der Klerus auf der Basis der lateinischen Tradition das Bildungsmonopol für sich in Anspruch nahm, wurde die heimische Überlieferung in den Bereich des Unwahr-Widerchristlichen abgedrängt. Die Invektiven der Geistlichen gegen die volkssprachlich-heimischen Traditionen zogen sich durch die Jahrhunderte. Diese Auseinandersetzung mit der heimisch-mündlichen Überlieferung überschneidet sich z.T. mit dem kirchlichen Kampf gegen die antike Profanliteratur, wenngleich die Bedingungen und auch die Formen der Bewältigung, wesentlich andere waren [vgl. Haug 1992, 30 u. 60].

Das Argument gegen die Profandichtung taucht explizite am Anfang des Otfrid'schen Buches auf, in seinem Widmungsschreiben an Liutbert, den Erzbischof von Mainz, und im ersten Kapitel des ersten Buches unter der Überschrift „*Cur scriptor hunc librum theodisce dictaverit* (dt. Warum der Autor dies Werk in der Volkssprache abfasste). Hier rechtfertigt und begründet Otfrid sein literarisches Wagnis, das Evangelium in der Volkssprache zu verfassen, und legt seine Absicht offen dar: Das Ziel seines Unternehmens sei es, durch eine harmonisierende Nacherzählung der Evangelien in deutscher Sprache den „*laicorum cantus obsce-*

³ Solche direkten Anreden der Autoren an das Publikum und Auseinandersetzungen mit ihm gab es auch später. Im 12. Jahrhundert teilt Eilhart von Oberge, der als Verfasser des mittelhochdeutschen Versromans *Tristrant* (um 1200), der ersten überlieferten deutschsprachigen Bearbeitung des europaweit verbreiteten *Tristan*-Stoffes gilt, im Prolog die Zuhörer in dumme und weise. Wirnt von Grafenberg macht in seinem *Artusepos Wigalois* (um 1220) noch einen Schritt weiter: Er fällt ein schweres Urteil über solche, die ihm als falsche Ausleger, böswillige Kritiker und Verleumder gelten. Mehr hierzu siehe: Karl Friedrich Müller, *Die literarische Kritik in der mittelhochdeutschen Dichtung und ihr Wesen*, Darmstadt 1967, S. 4-5.

nus“, den anstößigen Gesang der Laien zu verdrängen, die die Mönche von ihrem heiligen Leben ablenkten.⁴ Er schreibt:

Als einst der Vortrag von nichtsnutzigem Zeug die Ohren vortrefflicher Männer beleidigte und das anstößige Gesänge der Laien sie in ihrer frommen Gesinnung beunruhigte, bin ich von einigen Mitbrüdern, die verdienen, daß man ihrer gedenkt, vor allem aber von einer verehrungswürdigen edlen Frau namens Judith mit allem Nachdruck gebeten worden, ihnen eine volkssprachliche Evangelienharmonie zu schreiben, auf daß der Vortrag dieses heiligen Textes ein wenig die Unterhaltung durch weltliche Lieder zurückdränge und die Menschen, gefesselt von der Süße der Evangelien in der Muttersprache, lernten, sich von Gesängen nichtsnutzigen Inhalts abzuwenden. [Otfrid 1987, V. 5-13]

Der Anstoß von außen und die hier genannten Anreger sind eine rhetorische Demutsformel, die auf den Bescheidenheitstopos zurückzuführen ist: Ein mittelalterlicher Autor rühmt sich nicht selber, auch dann nicht, wenn er etwas Neues schafft. Das beschworene Ärgernis muss nach Wachinger [2001, 689] zwar nicht topisch sein, doch ist die Formulierung für einen konkreten Bezug zu unbestimmt. Denn Otfrid sagt nicht, um welche Art von Texten sich genau handelt. „Der Vortrag von nichtsnutzigem Zeug“ [Otfrid 1987, V. 7] und „das anstößige Gesänge der Laien“ [Otfrid 1987, V. 8] dürften sich auf weltliche Dichtung, insb. auf volkssprachliche Lieder beziehen. Die heimisch-mündliche Dichtung drang hinter die Klostermauern ein. Ein Brief Alkuins an den Bischof von Landisfarne von 797 bezeugt, dass sich auch Geistliche Heldenlieder vortragen ließen:

Das Wort Gottes soll beim Mahl der Priester gelesen werden; es ziemt sich, dort den Vorleser zu hören, nicht den Harfenspieler, die Predigten der Väter, nicht die Lieder der Heiden. Was hat Ingeld mit Christus zu tun? Eng ist das Haus, und es ist nicht Platz für beide. [zit. nach Haug 1992, 25]⁵

Otfrids Anklage ist zwar eine der ersten kritischen Stellungnahmen geistlicher Schriftsteller, die die heimisch-mündliche Tradition als lügnerisch und verderblich abstempeln, sie ist jedoch kein Einzelfall: Der Kampf der Kirche gegen profane vulgärsprachliche Poesie zog sich durch das ganze Mittelalter durch. Walter Haug konstatiert: Aus dem frühen und hohen Mittelalter sind manche Beschwerden darüber erhalten, dass selbst Kleriker größere Freude an weltlichen als an geistlichen Texten hätten. Anstößig und nutzlos waren weltliche Lieder vom geistlichen Standpunkt aus, weil sie ihres Inhalts wegen nichts zum Seelenheil beitragen konnten. Jedenfalls soll seine eigene Erzählung vom Leben Jesu anstelle der weltlichen Lieder ebenfalls gesungen vorgetragen werden.

⁴ Mehr hierzu siehe: Wiebke Freytag, Otfrids Briefvorrede ‘Ad Liutbertum’ und die Accessus ad auctores, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 111 (1982), S. 168-193.

⁵ Ingeld war der Held eines heroischen Liedes. – Mehr hierzu siehe: Walter Haug und Benedikt Konrad Vollmann (Hg.), Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1050, Frankfurt a. M. 1991, S. 1091.

Außer den anstößigen Liedern der Laien bringt Otfrid noch zwei weitere Arten von Dichtung ins Spiel, nämlich die der heidnischen und der christlichen römischen Dichter. Damit greift er als Kleriker auf seine lateinische Bildungstradition zurück. Die Werke der heidnischen römischen Dichter wie Virgilius, Lucanus, Ovidius [Otfrid 1987, V. 15] seien als kunstvolle Schriftdichtung wegen ihrer Form vorbildlich, aber wegen des unchristlichen Inhalts problematisch. Die spätantike christliche Schriftdichtung eines Juvenecus, Arator und Prudentius [Otfrid 1987, V. 17-19] sei hingegen sowohl technisch als auch inhaltlich vorbildlich, weil sie „dicta et miracula Christi“, das Leben und die Lehre Jesu in kunstvoller Form verarbeite. Otfrid ging es bei seinem Projekt – wie Hübner [2006, 39-41] schreibt – also einerseits um diese Kultivierung der Volkssprache, andererseits um die Verdrängung heilshinderlicher Texte durch heilsfördernde.

Die frühmittelhochdeutsche Literatur – „Annolied“ und „Kaiserchronik“

Otfrids Ausfall gegen die weltliche Dichtung eröffnet eine ganze Reihe von Zeugnissen geistlicher Kritik an profaner Literatur, die aus dem Zeitraum von 1060 bis 1160 belegt sind. Die frühmittelhochdeutsche Dichtung der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts war von anderer Art und beruhte auf anderen Voraussetzungen. Sie wurde nicht durch kulturpolitische Impulse von oben angestoßen, sondern entsprang einem anderen Bedürfnis, dem Bindungsanspruch der Laien, der aus der großen Auseinandersetzung zwischen profaner und geistlicher Macht im Investiturstreit des 11. Jahrhunderts erwuchs und der das Selbstbewusstsein der weltlichen Führungsschicht erstarken ließ. Auf der anderen Seite zeugte dieses Schrifttum von den Bemühungen der Geistlichkeit, diesen Anspruch aufzufangen. Die Frage nach einem Weg, der es erlaubt, die praktischen Erfordernisse des diesseitigen Lebens zu bewältigen und doch die Seele zu retten, verlangte eine positive Antwort, und man gab sie, indem man sich der Natur und Geschichte öffnete, um sie zugleich mit Hilfe der Allegorese deutend zu verwandeln. Dabei musste der alte Zwiespalt des christlichen Weltverständnisses in der vulgärsprachlichen Literatur neu aufbrechen: Die Öffnung zur Welt ließ sich – darauf hat bereits Haug [1992, 46-47] hingewiesen – durch die Präsenz des Göttlichen in ihr rechtfertigen; man konnte sich somit in dem Maße auf sie einlassen, in dem sich in ihr die Heilsordnung und die Heilsgeschichte darstellten.

In zahlreichen Zeugnissen der frühmittelhochdeutschen Literatur, die sich in neuer Weise gerade auf die profane Sphäre einlassen, indem sie die Weltgeschichte und die Heilsgeschichte ineinander verflechten, finden sich polemische Aussagen im Stile Otfrids wieder. Von den vielen Texten sei hier auf die zwei repräsentativsten eingegangen: Das „Annolied“ und „Die Kaiserchronik“.

Das zentrale Thema des um 1080 in Köln (dem Wirkungsort von Bischof Anno) oder im Kloster Siegburg (einer Gründung des Bischofs Anno) von einem anonymen Geistlichen verfassten „Annoliedes“ ist die preisende Würdigung des hl. Annos [s. Eggers 1962, 61 u. Gerhofer 1975, 7]. In 33 Strophen, von denen die ersten

sieben die Heilsgeschichte skizzieren und die weiteren 25 der Weltgeschichte gewidmet sind, geht es um die konsequente Verherrlichung des Heiligen als Krönung von Profan- und Heilsgeschichte. Aus dem Bau und Inhalt lässt sich der Zweck der Dichtung leicht eruieren: Es geht dem Autor darum, die Verehrung des Heiligen beim weltlichen Adel zu propagieren. Vor diesem Hintergrund ist der Abstand des Dichters zu der heidnischen Dichtung zu verstehen, den er zu Beginn seiner legendenhaften Schrift, in den ersten Versen des Prologs, nimmt:

Wir hörten sehr oft singen
von alten Begebenheiten,
wie starke Helden kämpften,
wie sie feste Städte zerstörten,
wie liebe Freundschaften ein Ende nahmen,
wie mächtige Könige ganz zugrunde gingen.
Nun ist es Zeit, daran zu denken,
wie wir selbst enden werden.
Christus, unser guter Herr –
wie viele Wunderzeichen wirkt er vor unsern Augen,
wie er es auf dem Siebberg
durch den herrlichen Mann,
den heiligen Bischof Anno, getan hat,
ihm zuliebe.
Das ermahnt uns, für uns zu sorgen,
denn wir werden noch dahingehen
aus diesem jammervollen Leben in die Ewigkeit,
wo wir immer sein werden. [Das Annolied 1986, V. 1-18]

Die Heldendichtung wird hier nicht eindeutig abgelehnt, die weltliche Sphäre hat einen gewissen Eigenwert, so doch wird der geistlichen Thematik die Priorität zugeschrieben. Die hier dargebotene Charakterisierung der profanen Dichtung, d.h. Heldenkämpfe, Zerstörungen von festen Burgen, das Zerbrechen von Freundschaften und der Untergang von Königen, bezieht sich – wie Haug und Vollmann [1992, 61] in seinem Textkommentar bemerkten – zweifellos auf mündliche heroische Dichtung, insb. auf den Typus des Heldenepos, der auf tragische Ausweglosigkeit zielt. Es liegt nahe, an das „Nibelungenlied“ zu denken, dessen stofflicher Kern Komplexe burgundisch-fränkischer Heldensage aus dem 5. und 6. Jahrhundert bildet, v.a. der Sagenkreis um den Ostgotenkönig Theoderich – Dietrich von Bern. Die Formulierung „singen von alten Begebenheiten“ entspricht „den alten maeren“ [Das Nibelungenlied, V. 2.], die die nachträgliche Prologstrophe des Nibelungenliedes als Quelle der schriftlichen Fassung nennt. Die daran anschließende Erinnerung an den Tod steht hier in dezidiertem Gegensatz zum sinnlosen Tod, der in der tragisch-heroischen Epik dargestellt wird. Die heroische Handlung erscheint also unter dem Aspekt eines Endes, das Zerstörung und Vernichtung bedeutet. Dieses Ende wird nun einem sinnvollen Lebensziel gegenübergestellt. Es geht dem Autor darum, dafür zu sorgen, dass man nicht in profan-heroischer Sinnlosigkeit untergeht, sondern den Weg aus der Fremde dieser Welt zum ewigen Leben findet. Das Leben des hl. Bischofs ist zeichenhaft und

kann dem Leser als Vorbild dienen. Es erfolgt hier eine programmatische Wende. Der Autor bestrebt, neue Literatur zu schaffen, die nicht vergangenheitsgebunden ist wie das heroische Lied sondern zukunftsbezogen ist, angesichts des Eschaton, der vier letzten Dinge [vgl. Haug 1992, 61].

Hatte die weltliche Sphäre im „Annolied“ noch einen gewissen Eigenwert, so werden die heidnischen Heldensagen, wie sie in der Volksdichtung weiterlebten, in der „Kaiserchronik“, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts von einem oder mehreren Klerikern in Regensburg gedichtet wurde, radikal abgelehnt. „Die Kaiserchronik“, die eine Geschichte des römischen Weltreiches darstellt und diese Geschichte bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts fortführt, bietet eine programmatische Neuinterpretation. Nicht mehr die Weltreichabfolge ist hier von Interesse, sondern es geht in erster Linie um das letzte Reich, das in der Erwartung des Antichrist und des Jüngsten Gerichts steht. Die Heilsgeschichte erscheint also ganz unter ihrem eschatologischen Aspekt. Der Autor stellt hier das Christentum und das Germanentum als zwei Gegensätze dar. Der Zweck seiner dichterischen Leistung sind – ähnlich wie im Falle des „Annoliedes“ – seelsorgerliche Gründe. Die einzelnen Episoden dienen nicht der Unterhaltung, sondern besitzen religiöse und ethisch-exemplarische Bedeutsamkeit. Dies wird im Prolog deutlich gemacht:

In der Liebe des allmächtigen Gottes will ich dieses Lied beginnen. Ihr sollt es mit Anstand anhören. Es kann euch sehr viel nützen, von allen Vortrefflichkeiten zu hören. Den Törichtern erscheint es als Mühsal, wenn sie etwas lernen oder ihr Wissen vermehren sollen. Sie taugen nichts und sind unvernünftig, wenn sie nicht gern erzählen hören, was ihnen Wissen und Ansehen bringen könnte und außerdem gut für das Seelenheil wäre. Ein Buch ist zum Zweck der Belehrung verfasst, das uns genau über das Römische Reich unterrichtet. Man nennt es Chronik. Es erzählt uns von den Päpsten und den Königen, den guten ebenso wie den schlechten, die vor uns lebten und über das Römische Reich herrschten, bis zum heutigen Tag. So gut ich kann, will ich es Euch vortragen. Wer will, der höre es an. Leider ist in diesen Zeiten aber eine Gewohnheit verbreitet: Viele denken sich Lügen aus und fügen sie zusammen in den Worten der Sänger. Ich aber fürchte sehr, dass die Seele dafür in der Hölle brennen wird. Es ist ohne die Liebe Gottes. Damit bringt man den Kindern Lügen bei; die nach uns kommen, werden sie behalten und als Wahrheit immer weiter erzählen. Lügen und Hochmut sind für niemanden gut. Die Klugen hören sie nicht gern. [Die Kaiserchronik 1892, V. 1-42]

Nach der Darstellung des Buches, der Nützlichkeit des Zweckes, des Gegenstandes und der Inspirationsquelle kommt die Auseinandersetzung mit der profan-heroischen Konkurrenzdichtung. Anders als im „Annolied“ wird diese Tradition aber von vornherein als Lüge abgestempelt. Der „Annolied“-Prolog hatte die heroische Epik negativ ernst genommen, indem er sie als Ausdruck einer Welt verstand, die zum Untergang verurteilt war: Die heroische Dichtung richtete sich durch ihren tragischen Ausgang selbst. Für den Dichter der „Kaiserchronik“ stellt sich die Heldenepik als ein Erzählen außerhalb der christlichen Sinngebung dar, es ist „ohne die Liebe Gottes“, d.h. das heroische Lied ist nicht auf das Wirken Gottes hin gesehen und gestaltet; und als solches kann es nur unwahr sein. Hier liegt für den Autor die Wahrheit seines

Werkes, die er den Lügen rein weltlicher Dichtung entgegensetzt. Ist die Phantasie die Mutter der Lüge, dann muss der Dichter im Sinne des Mittelalters zum Chronisten werden, der quellenmäßig Belegbares meldet [vgl. Haug 1992, 69].

Das Werk wird anfangs in den Begriffen der volkssprachlichen mündlichen Tradition dem Publikum als ‚Lied‘ vorgestellt. Etwas benutzt der Verfasser den Begriff aus dem Bereich der lateinischen Gelehrtenkultur und spricht von einer schriftlich verfassten Buch-Chronik. So wird das Buch im Vortrag zum Lied. Doch beim Wahrheitsanspruch wird die Trennlinie zwischen Schriftkultur und mündlicher Überlieferung ganz scharf gezogen.

„Der Angriff auf die verbreitete Gewohnheit beschwört“, wie Hübner [2006, 89-90] richtig feststellt,

das Bild einer mündlichen Kultur herauf, in der die Älteren den Jüngeren erzählen, was diese als Wahrheit wiederum der nächsten Generation weitergeben. Doch für den gelehrten Dichter ist es eine Lüge, was da erzählt wird. An die Stelle der mündlichen Erzählkultur setzt die *Kaiserchronik* sich selbst als ein im Sinn der christlichen Wahrheit ‚gutes Lied‘, das die Lügenkette durchbricht und damit dem Seelenheil der Zuhörer dient. Auf diese Weise ahmt die volkssprachliche Schriftdichtung gewissermaßen nach, was das Lied in der mündlichen Kultur war: Kollektive Erinnerung in Verssprache. Doch die Schriftdichtung ersetzt dabei die in ihrem Sinn ‚unwahren‘ Inhalte durch die wahrheitsgemäßen: die Geschichte der römischen Päpste und Kaiser bis zur Gegenwart.

Schlussfolgerungen

Die geistlichen Autoren der althochdeutschen und frühmittelhochdeutschen Literatur beurteilen heidnische Dichtung unisono negativ und lehnen die profane Literatur mit unterschiedlicher Entschiedenheit ab. In den Prologen zu ihren Werken grenzen sie sich gattungsgemäß gegen die profanen Typen ab. Die Abwehr weltlicher Dichtung gehört zur geistlichen Prologtopik seit der Martinsvita des Sulpicius Severus. Sie betrifft das profane Schrifttum ebenso wie die heimisch-mündlichen Überlieferungen.

Es drängt sich nun die Frage nach dem geistigen Standort des Beurteilenden, nach der Form und Funktion der Kritik und nach dem sie auszulösenden und somit legitimierenden Moment. Das primär treibende Motiv der Ablehnung ist allen drei Werken gemeinsam: Ihre Verfasser vertreten die gleiche geistige Position: Bekämpfung der fortlebenden Äußerungen vorchristlichen Charakters. Mit seiner „Evangelienharmonie“ wollte Otfrid innerhalb des klösterlichen Bereiches volkstümlichen Heldenliedern entgegenwirken. Das „Annolied“ gab der christlichen Thematik den Vorrang vor der alten germanischen Sagendichtung. Den Stoff von Dietrich griff die „Kaiserchronik“ als Paradebeispiel für die gefährliche Verlogenheit der Heldenlieder auf.

Polemische Vorstöße der geistlichen Autoren markieren programmatische Wendungen und Neuinterpretationen: Indem die Kleriker und Klostermänner schriftliche Verstexte auf Deutsch verfassten, die zum Vortrag vor einem ungebildeten Publikum bestimmt

waren, knüpften sie an die Wertschätzung an, die dieses Publikum seinen mündlichen Liedern entgegen brachte. Was jedoch den Inhalt der Heldenlieder angeht, so fühlten sie sich verpflichtet, die Wahrheit zu überliefern. Die gelehrten Verfasser volkssprachlicher Schrifttexte im frühen Mittelalter und ebenso beim Neubeginn seit dem 11. Jahrhundert bedienten ihr Publikum mit Versen, um durch die Dichtung ‚wahren‘ Inhalts die mündlichen Lieder zweifelhaften Inhalts zu verdrängen. Noch deutlicher als bei Otfrid wird das in der Vorrede des ersten deutschen hagiographischen Liedes und der ersten deutschsprachigen Weltchronik.

Literatur

Primärliteratur

- Das Annolied [1986]. Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch, hg., übers. und komm. von Eberhard Nellmann, Stuttgart.
- Das Nibelungenlied [2005]. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch, hg. von Siegfried Grosse. Stuttgart.
- Die Kaiserchronik [1892], hg. von Edward Schröder, Hannover.
- Eilhart von Oberge [1986], Tristrant und Isalde. Neuhochdeutsche Übersetzung von Danielle Buschinger und Wolfgang Spiewok. Göttingen.
- Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Mittelhochdeutsch- / Neuhochdeutsch. 2 Bde., hg. von Rüdiger Krohn. Stuttgart 2001.
- Otfrid von Weißenburg [1987], Evangelienbuch. Althochdeutsch / Neuhochdeutsch, hg., übers. und komm. von Gisela Vollmann-Profe, Stuttgart.
- Wirnt von Grafenberg [2005], Wigalois. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch, hg. von S. Seelbach und U. Seelbach, Berlin / New York.

Sekundärliteratur

- Anz, Thomas (Hrsg.) [2007]: Handbuch Literaturwissenschaft. Stuttgart / Weimar 2007.
- Beumann, Helmut [1959]: Der Schriftsteller und seine Kritiker im frühen Mittelalter, in: *Studia Genovensia* 12, S. 497-511.
- Brinkmann, Hennig [1964]: Der Prolog im Mittelalter als literarische Erscheinung. Bau und Aussage, in: *Wirkendes Wort* 14, S. 1-21. – Nachgedruckt in: Hennig Brinkmann [1966], *Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, Band 2, Düsseldorf, S. 79-105.
- Carlsson, Ani [1969]: *Die deutsche Buchkritik von der Reformation bis zur Gegenwart*. Bern, München.
- Eggers, Hans [1962]: Das Annolied – eine Exempeldichtung?, in: *Festschrift für Ludwig Wolff*, Neumünster, S. 161-172.
- Eifler, Günter [1975]: Publikumsbeeinflussung im strophischen Prolog zum ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg, in: *Festschrift für Karl Bischoff*, Köln / Wien, S. 357-389.
- Fichte, Hubert [1976]: Der Einfluss der Kirche auf die mittelalterliche Literaturästhetik, in: *Sudia Neophilologica* 48, S. 3-20.
- Gerhofer, Susanne [1975]: Der Prolog des Annoliedes als Typus in der frühmittelhochdeutschen Literatur. Straubing.

- Harms, Wolfgang [2007]: Rezension, in: Reallexikon der dt. Literaturwissenschaft, hg. von Klaus Grubmüller u. a., Bd. 4, Berlin / New York, S. 281-283.
- Haug, Walter [1992]: Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 2 Aufl. Darmstadt.
- Haug Walter und Benedikt Konrad Vollmann (Hg.) [1991]: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1050, Frankfurt a. M.
- Huber, Martin u.a. [1993]: Rezension und Rezensionswesen. Am Beispiel der Germanistik. In: Geist, Geld und Wissenschaft, hg. von Peter J. Brenner, Frankfurt a. M., S. 271-295.
- Hübner, Gert [2006]: Ältere deutsche Literatur. Tübingen / Basel.
- Jaumann, Herbert [1995]: Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius. Leiden, New York.
- Müller, Karl Friedrich [1967]: Die literarische Kritik in der mittelhochdeutschen Dichtung und ihr Wesen, Darmstadt.
- Reallexikon der dt. Literaturwissenschaft [2007]. Berlin / New York, hg. von K. Grubmüller.
- Wachinger, Burghart [2001]: Deutschsprachige Literatur des Mittelalters. Studienauswahl aus dem Verfasserlexikon (Bd. 1-10), Berlin / New York.
- Wellek, René [1959-2002]: Geschichte der Literaturkritik 1750-1950, 4 Bde., Darmstadt / Berlin.
- Wiebke, Freytag [1982]: Otfrids Briefvorrede 'Ad Liutbertum' und die Accessus ad auctores, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 111, S. 168-193.

Reminiszenzen zum polnischen Deutschunterricht

Im nachkarolingischen Europa wird die lateinische Sprache – durch die noch im frühen Mittelalter gesetzten Zäsuren, wie z. B. die die europäische Kultur fundierende Tätigkeit der katholischen Kirche, die Karolingische und Ottonische Renaissance, der ständigen Rückgriff auf die Antike – zum europäischen Kommunikationsmedium. Polen wird durch die Christianisierung, und dann noch einmal durch den Huldigungsakt an den Heiligen Stuhl durch den polnischen Herrscher, der in die Geschichte als «dagome judex» (kurz nach 990) eingegangen ist, in diesen Kultur- und Sprachraum integriert. Im Mittelalter entstehen auch die ersten schriftlichen Zeugnisse der Kontakte beider Völker, des polnischen und deutschen Volkes. Diese Kontakte finden ihre punktuelle Erwähnung und Darstellung sowohl in Chroniken (z. B. Thietmar, Helmold, Adam von Bremen, oder Gallus Anonymus), als auch in literarischen Werken (z. B. im *Nibelungenlied*, den *Dietrichsepen*, u. a. m.). Die Kontakte beider Sprachgruppen und Kulturen haben eine noch weiter zurückliegende Geschichte, nämlich in vielen slawischen Sprachen wird der Deutsche, oder für diese Zeit wäre präziser zu sagen: Mitglieder der germanischen Stämme als ‚njemi‘, also als Sprachloser bezeichnet (Menschen die man nicht verstehen kann und mit den man sich nicht verständigen kann). Aus diesem Begriff, der nicht pejorativ, sondern lediglich als Bestandaufnahme der Verständigungsprobleme betrachtet werden muss, wird sich später der in den slawischen Sprachen geläufige Terminus für die Bezeichnung der Deutschen entwickeln, nämlich ‚Niemcy‘ (Deutsche). Hieraus lässt sich der Schluss ziehen, dass der Terminus noch vor der Abspaltung der slawischen Völker vom slawischen Urvolk stattfand, also noch vor der großen Migrationszeit, der Völkerwanderungszeit vom 4. bis 9. Jahrhundert. Aus dem Terminus selbst lässt sich aber auch noch ein anderer Schluss ziehen, nämlich der, dass in dieser Zeit die Kommunikation zwischen den Slawen und Germanen nicht ohne Schwierigkeit realisiert werden konnte. Das Latein wird diese Schwierigkeiten beseitigen und wird zugleich zum Medium, das die europäische Kultur für Jahrhunderte bestimmen wird.

Die geopolitische Lage Polens deutet darauf hin, dass zwei Sprachen in der Geschichte Polens, insbesondere in der neueren und neuesten Geschichte eine besondere Bedeutung haben, nämlich das Deutsche und Russische. Als seit dem späten 17. und im 18. Jahrhundert das Lateinische als europäische Kommunikationssprache seine Bedeutung zu verlieren begann, wird der Erwerb einer westlichen Fremdsprache ein akutes Problem für die Polen. Aber die Tradition des Deutschunterrichtes in Polen lässt sich bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Aus historischen Dokumenten

sind Tatsachen bekannt, dass die nach Deutschland reisenden Polen sich deutsche Sprachkenntnisse, in der Form eines Privatunterrichtes, aneignen mussten. Von einem institutionell geleiteten Fremdsprachenunterricht kann erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von einem staatlich geleiteten Fremdsprachenunterricht dagegen erst seit dem 18. Jahrhundert gesprochen werden, als in Polen – zum ersten Mal in Europa – ein administratives Organ gegründet wird, das sich mit Problemen der Volksbildung und des Universitätsstudium beschäftigte und somit auch der Sprach- und Fremdsprachenunterricht aus dem Interessenbereich der Konfessionen und des Privaten in die Aufgabe des Staates übergehen. Unterstützt wird diese Entwicklung durch den Demokratisierungsprozess und das Bewusstwerden sozialer und nationaler Gruppen. Diese generellen Tendenzen behalten auch für Polen ihre Gültigkeit, jedoch mit drei Ergänzungen: 1. Schon im Polen des Mittelalters wird man sich im Zusammenhang mit den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen dessen bewusst, dass die Verkündung des Wortes Gottes in der Sprache des Volkes, also in polnischer Sprache und nicht in lateinischer oder deutscher Sprache, nicht nur der Verbreitung des Glaubens zugutekommt, aber auch eine Bedeutung für die kulturelle, sprachliche, und bewusstseinsdeterminierende Festigung der Bevölkerung (in moderner Terminologie: der Nation) hatte, die Edikte des Erzbischofs von Gniezno [Gnesen] und Primas von Polen Jakub Świnka aus dem 13. Jahrhundert und ähnliche spätere Edikte sind hierfür ein eklatanter Beleg.

Als Ergänzung soll an dieser Stelle kurz auf die Wege der Übernahme der deutschen Sprache in Polen hingewiesen werden.

1. Die deutsche Sprache wird in Polen schon in der letzten Phase des Frühmittelalters verbreitet, u. a. durch die Missionierung slawischer Gebiete durch deutsche Geistliche, z. B. Bruno von Querfurt, Otto von Bamberg, u. a. Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes wird durch die Migrations- und Expansionswellen verstärkt, die von den ostdeutschen Fürstentümern ausgehen und gesteuert werden. Im Hochmittelalter erreicht die Verbreitung der deutschen Sprache einen ersten Höhepunkt, denn als gezielte politische Maßnahmen polnischer Könige, werden westeuropäische Handwerker, darunter auch deutsche Fachleute, unter besonderen Privilegien in Polen angesiedelt (z. B. in Schlesien, Großpolen). Die polnischen Sprachkenntnisse dieser Neuansiedler können wohl mit großer Wahrscheinlichkeit als unbedeutend bezeichnet werden und hiermit kommt es dann zur notwendigen Anwendung anderer europäischer Sprachen. Aus verschiedenen Gründen nimmt die deutsche Sprache wohl eine dominierende Position ein. Mit der Zeit wird es in Schlesien, dem Gebiet des ehemaligen Bistums Lubus, wie auch zum Teil in Kleinpolen, insbesondere in Kraków, dazu kommen, dass das Deutsche (neben dem Polnischen und Lateinischen) sich in gewissen Zeiten zu einem bedeutenden Kommunikationsmedium des Bürgertums und später dann zum seinerzeitigen «modernen Latein» entwickelt. Eine determinierende Rolle für die Verbreitung des Deutschen im polnischen Sprachraum wird die Neugründung polnischer Städte nach dem sog. «deutschen Recht» zugesprochen. Auch die sich im toleranten Polen ansiedelnden Juden, deren Sprache, das Jiddische, doch eine unter Einfluss

mitteldeutscher Dialekte entstandene Mischsprache ist, tragen zur Verbreitung des Deutschen bei. Zwar kann in dieser Zeit immer noch nicht von einem geleiteten und schulisch organisierten Fremdsprachen- und Deutschunterricht gesprochen werden, aber die Notwendigkeit der Entwicklung von Sprachfertigkeiten ist ein bedeutendes Begleitergebnis politischer und sozialer Prozesse.

2. Zum Anfang 18. Jahrhundert verliert Polen seine europäische Machtposition und wird in der Gründungszeit des neuzeitlichen Europas ein Spielball der benachbarten Großmächte. Die politischen Konsequenzen werden erst einige Jahrzehnte später virulent, aber der kulturelle Einfluss der Nachbarkulturen und insbesondere eine sprachliche Infiltration macht sich wesentlich früher bemerkbar. Die Funktion der deutschen Sprache in der polnischen Aufklärung, die Rolle deutscher Drucker und Verleger in Polen (es müsste insbesondere auf die ruhmreiche, aber in Deutschland völlig unbekannt, Tätigkeit des aus Leipzig stammenden Buchdruckers und Verlegers Michael Gröll als Hofbuchdrucker des letzten polnischen Königs Stanisław August Poniatowski verwiesen werden), wie auch die Herausgabe polnischer Zeitungen in deutscher Sprache (z. B. von dem Warschauer Buchdrucker Lorenz Mitzler de Kolof) sind ein Hinweis darauf, dass im 18. Jahrhundert in Polen der Fremdsprachenerwerb immer eklatanter eine Notwendigkeit politischer Realitäten wurde. Das Deutsche ist in dieser Zeit, neben dem Französischen und zum Teil noch dem Italienischen, ein Medium, das (bei einem ständigen Rückgang des Lateinischen) die Kommunikation zu westeuropäischen Kulturen erleichtert, denn die polnische Sprache wird, so wie die Kultur slawischer Völker, in Europa als rückständig und zivilisationsbedürftig eingeschätzt.
3. Durch den Rückgang der Kommunikationsfunktion des Lateinischen wird die Bedeutung der Nationalsprachen in Europa und der Fremdsprachenerwerb für die Polen zum Ende des 18. Jahrhunderts ein akutes Problem, obwohl schon früher (seit dem 13.-14. Jahrhundert) kirchenpolitisch und konfessionell, dann auch städtepolitisch und wirtschaftlich bedingte Ansätze einer Regelung des Problems festzustellen sind. Ein Zeichen hierfür sind die im Deutschen von Martin Luther seit 1521 und im Polnischen von Jakub Wujek 1593 ausgeführten Bibelübersetzungen, die schon erwähnten Edikte des Erzbischof Jakub Świnka, die Bedeutung und Funktion des deutschen Patriziats in einigen Städten Polens. Die politischen und sozialen Auswirkungen (wie sich das später erweisen wird) werden auch durch nationale Determinanten mitbestimmt. Aber die nationalen Determinanten sind in dieser Zeit in Deutschland bedeutender als in Polen. Der Einfluss der Reformation ist auch für den Sprachen- und Fremdsprachenunterricht nicht unbedeutend.

Es wurde schon darauf verwiesen, dass durch die geopolitische Lage Polens zwei Sprachen in der neueren Geschichte Polens eine besondere Bedeutung haben, nämlich das Deutsche und Russische. Diese Feststellung muss jedoch durch kulturpolitische Phänomene relativiert werden.

1. Im späten 15. und zum Anfang des 16. Jahrhundert gewinnt das Italienische eine größere Bedeutung für die polnische Kultur.

2. Dagegen wird im späten 16., 17. und 18. Jahrhundert die europäische Kulturdominanz Frankreichs auch in Polen dazu führen, dass das Französische als Sprache der kulturbildenden Schichten der Nation anerkannt wird. Der seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ständig nach Karlsbad und Marienbad reisende J. W. Goethe sucht dort die Gesellschaft der polnischen Aristokratie und konvertiert mit ihr französisch.
3. Die Bedeutung der deutschen Sprache wächst für Polen seit dem 18. Jahrhundert ständig, u. a. infolge der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Erfolge Preußens. Im späten 18. Jahrhundert wird das Deutsche (neben dem Russischen) durch die Teilungen und die Auflösung des polnischen Staates im Jahre 1795 zur Amtssprache. Die deutsche Sprache wird den niederen Schichten der Bevölkerung als Kommunikationsmedium mit der neuen Administration aufgezwungen, aber das Französische bleibt hierdurch bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts (in der Folge einer Kulturopposition) Sprache der kulturbildenden und meinungsbildenden Schichten. Johann Wolfgang Goethe hat wahrscheinlich auf seiner Schlesienreise, oder direkt danach, einen (zu seinen Lebzeiten zwar nicht publizierten) Text verfasst, nach dem die Masse der polnischen Bevölkerung vordergründig durch deutsche Theaterstücke mit unkomplizierten Inhalten „zivilisiert“ werden sollte. Nach deutschem Anmaßen sah er das Sprachenproblem als Kultur- (oder Zivilisations-) problem aus einer zweifachen Perspektive: wenn er die polnische Bevölkerung mit deutschen Theaterstücken vordergründig „zivilisieren“ wollte, so steht doch dahinter im Klartext das weiterreichende Ziel einer Germanisierung, und zum anderen ist die Intention dieses Textes wohl auch auf die Verdrängung der französischen Sprache aus dem polnischen Kulturmilieu ausgerichtet. Dabei spielt die Tatsache, dass der Text zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht wurde, keine Rolle, denn er gibt – wie es W. Dilthey sagen würde – den Geist der Zeit wieder und ist Ausdruck einer konkreten deutschen Expansionspolitik, die dann die polnische Seite zu Reaktionen veranlasste.
4. Bis in die Zwischenkriegszeit bleibt das Französische die Sprache der höheren Schichten, das Deutsche gewinnt zwar Terrain, bleibt jedoch Sprache der Technik und des Handels.

Der Babelturm der Nationalsprachen ist schon im Mittelalter ein Zeichen der von privaten Menschen geäußerten Präferenzen für konkrete Sprachen und Kulturen, aber auch ein Kommunikationsproblem des alten Kontinents. Neben der integrierenden Funktion des Lateinischen ist dieser Babelturm der Nationalsprachen vor allem ein Problem des Bewusstseins, der empfundenen Andersartigkeit und des Fremdseins. Die Kenntnis auch nur einer europäischen Sprache bedeutete eine Öffnung auf die europäische (und das bedeutete über lange Zeitabschnitte immer noch eine karolingische, oder westeuropäische) Kulturgemeinschaft. In seiner *Cosmographie* (herausgegeben 1597) führt Johannes Rauw die Fremdsprachen an, die von den Polen erlernt und gesprochen werden: Lateinisch, Ungarisch, Deutsch Italienisch und Spanisch. Gewiss wurden Fremdsprachen nur von der Oberschicht der polnischen Bevölkerung gesprochen, und gewiss nicht alle die soeben nach J. Rauw angeführten Sprachen. Es soll hier festgehalten werden, dass auch das Deutsche erwähnt wird, dass aber

die Öffnung zum europäischen Kulturraum durch die romanischen Sprachen (das Italienische und Spanische) betont wird.

In den frühesten Anfängen ist der Fremdsprachenerwerb sehr oft durch ein politisch erzwungenes Interesse an fremden Kulturen (vor allem an der deutschen, aber auch der russischen) dokumentiert. Hiermit werden auch nationale und konfessionelle Konflikte ausgetragen. So war es seit der Gründung des Jesuitenkollegs in Braniewo [Braunsberg] (gegründet 1568), das dem Einfluss des reformatorischen Albertinums in Königsberg auf die polnische Bevölkerung und Gebiete entgegenwirken und einschränken sollte. Das Deutsche wird später am Jesuitenkolleg gelernt, um sowohl die konfessionellen und nationalen Einflüsse des Protestantismus und des Deutschtums zu unterbinden. Als eine Vorstufe des schulischen Fremdsprachenunterrichtes, könnte das autodidaktische Erlernen einer Fremdsprache betrachtet werden. Auch dieser Weg ist schon sehr früh in der polnischen Kulturgeschichte dokumentarisch bestätigt. Man griff zu den sich infolge des Buchdruckes mehrenden Wörterbüchern (z. B. dem in Kraków schon 1541 herausgegebenen polnisch-deutschen Wörterbuch, das den Titel *Wokabularz* [...] trägt, und das vor allem den Wortschatz der Handwerker und des Handels erfasst), zu Grammatiken (anfangs immer noch in lateinischer Metasprache verfasst, z. B. St. Ritters *Grammatica Germanica Nova*, Marburg 1616; oder H. Schöpfs *Institutiones in linguam Germanicam sive Alemanica*, Mainz 1625; u. a. m.), oder auch zu Gesprächsbüchern. Eines der frühesten dieser Gesprächsbücher ist das 1613 von N. Volckmar in Gdańsk herausgegebene Werk, in dessen zweiter Ausgabe aus dem Jahre 1614 der erweiterte Titel anführt: *Vierzig Dialogi oder lustige Arten zu reden von allerhand Sachen und Handeln, so täglich in Haushaltung, Kaufmannschaft und anderen Gewerben, daheim und auf der Reise pflegen fürzulaufen in deutscher und polnischer Sprache* [...].⁴ Beispiele solch eines indirekten und oft unbewussten, aber noch aus einem europäisch-integrativen Denken angeregten Fremdsprachenerwerbs, ließen sich ohne Schwierigkeiten mehren. So wären z. B. auf die Arbeiten des polonisierten Daniel Jenisch-Janocki hinzuweisen, der 1796 einen preisgekrönten Text unter dem Titel *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn älteren und neueren Sprachen Europens, namentlich der Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Englischen, Deutschen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen, Polnischen, Russischen, Litthauischen* veröffentlichte, oder auf die Schriften des Gymnasiallehrers aus Poznań Samuel Kaulfuss, der u. a. 1804 den Text *Ueber den Geist der polnischen Sprache – Eine Einleitung in die polnische Literar-Geschichte, für Deutsche* veröffentlichte und wegen seiner propolnischen Haltung nach Köslin [Koszalin] strafversetzt wurde.

Der schulisch organisierte Fremdsprachenunterricht, als Ergebnis politischer Entschlüsse, setzt in Polen zum Anfang des 18. Jahrhunderts ein, und geht einher mit der zurückgehenden Kommunikationsfunktion des Lateinischen in Europa. Mit dem Patronat des polnischen Königs über Kadetten- und Adelsschulen in Warszawa, aber auch dem durch internationale Entwicklungen angeregten Fremdsprachenerwerb in Ordensschulen, in denen Sprachen aus konfessionellen, politischen und wirtschaftlichen Ansätzen angeboten werden, werden die Anfänge eines schulisch organisierten Fremdsprachenunterrichtes in Polen gemacht. Dieser

halboffizielle Fremdsprachenunterricht wird noch in den Kollegien, Ritterakademien und Ordensschulen geprägt, aber sehr oft in Einvernahme mit dem König und seinem Hofe. Das Deutsche wurde erstmals als Unterrichtsfach im Jesuitenkollegium «Gostomianum» in Sandomierz 1710 eingeführt. Diesem Beispiel werden die von den Piaristen und anderen Orden organisierten höheren Schulen folgen. Einerseits lässt sich in dieser Zeit ein allgemeiner Niedergang der polnischen Kultur feststellen, der u. a. mit der sog. „sächsischen Zeit“ in der Geschichte Polens zusammenhängt; andererseits sind vor allem auf dem Gebiete des Bildungswesens Bemühungen zu verzeichnen, das Bildungsniveau der Nation zu heben. Eine ganz besondere Bedeutung erreicht das von Stanisław Konarski 1740 in Warszawa gegründete «Collegium Nobilium», einer höheren Schule für die junge Generation des Hochadels. Die Schüler des «Collegium Nobilium» waren – dem Programm zufolge – verpflichtet sich im Umgang mit ihren Lehrern ausschließlich einer Fremdsprache zu bedienen und literarische wie auch wissenschaftliche Werke im Original zu lesen. Es wäre anzunehmen, dass in der sog. „sächsischen Zeit“ die deutsche Sprache in Polen einen Vorrang haben müsste, da aber der Hof in Dresden, und ebenso der Hof der sächsischen Könige in Warszawa (so wie der Hof der Hohenzollern in Potsdam und Berlin) französisch sprach, so erhielt auch das Französische im «Collegium Nobilium» und der «Ritterakademie» (1765 gegründet, im modernen Sprachgebrauch wäre von einer höheren Schule zu sprechen) einen Vorrang. In der neueröffneten Ritterakademie wird nach offiziellem Programm die polnische, lateinische, französische und deutsche Sprache gelernt. Zum letzten Mal wird dieses Programm im Jahre 1794 veröffentlicht, also schon nach der zweiten Teilung Polens. Es wird angeführt, dass Soldaten, Kaufmänner und Landwirte die lateinische Sprache nicht lernen brauchen, aber doch mit dem Erlernen dieser Sprache auch die Zeit günstig ausnützen können. Dagegen wird das Deutsche den Soldaten und Kaufmännern besonders empfohlen, eben wegen der Erfolge und Fortschritte in Preußen. Das Programm war auf vier Jahre angelegt: das erste Jahr war den Anfängen der Sprachkenntnisse gewidmet; im zweiten Jahre wurden vor allem die Deklinationen und Konjugationen gelernt; im dritten Jahre wurde die Syntax geübt; im vierten Jahre standen vor allem schriftliche Aufgaben im Programm. Es wurde leider nicht angeführt, wie viele Stunden wöchentlich dem Sprachunterricht vorbehalten waren.

Für die Regelung des Deutschunterrichtes in Polen bedeutet die Gründung des ersten Bildungsministeriums in Europa einen Einschnitt und der Fremdsprachenunterricht erhält einen offiziellen Charakter. König Stanisław August Poniatowski bestätigt schon 1773 die Gründung der «Komisja Edukacji Narodowej», der Kommission für nationale Edukation (KEN). Die leitenden Persönlichkeiten, vor allem Hugo Kołłątaj, Adam Czartoryski, Ignacy Potocki, Grzegorz Piramowicz u. a., machten Studienreisen durch viele europäische Länder, kannten die herrschenden Bildungs- und Unterrichtsverhältnisse, und wollten die neuesten Ergebnisse auch in das polnische Schul- und Bildungswesen einführen. Nach einem in der Kommission ausgearbeiteten Plan wurde das gesamte Bildungssystem, von den Grund-, über die Oberschulen bis zu den Universitäten reorganisiert, neue Programme bearbeitet und neue Schulbücher eingeführt, die dem europäischen Bildungsniveau entsprachen. Zwar werden die

Fremdsprachen in den Programmen dieses ersten europäischen Bildungsministeriums als Nebenfächer, aber das Deutsche als nützlichste Fremdsprache bezeichnet. Diese Nützlichkeit bestand nach den Reformatoren in den Umständen, „in denen sich unser Land bezüglich der politischen Verbindungen, so wie auch der Handelskontakte befindet; als selbstverständliche erscheint die Notwendigkeit der allgemeinsten Verbreitung der deutschen Sprache“. Als Schulbücher wurden von der Kommission neben ausländischen Werken (die Vorrang hatten), auch Werke einheimischer Autoren zugelassen. Für den Deutschunterricht wurde u. a. J. Chr. Gottscheds *Kern der deutschen Sprachkunst* (1748) gewählt, empfohlen und öfters in Bearbeitungen verlegt.

Die Situation der letzten 25 Jahre des 18. Jahrhunderts ist in Polen durch den Niedergang politischer Strukturen und hiermit in einem gewissen Sinne des polnischen Fremdsprachenunterrichtes gekennzeichnet, denn mit der dritten Teilung Polens im Jahre 1795 wird die polnische Sprachen- und Bildungspolitik und das polnische Bildungsministerium von den Teilungsmächten aufgehoben. Von den europäischen Staaten wird im Laufe des 19. Jahrhunderts, die in Polen entwickelte Idee einer staatlichen Leitung der Bildungs- und Sprachenpolitik übernommen, aber auch zu einem der vielen Werkzeuge antipolnischer Politik entwickelt. Der Ethnograph und Bildungshistoriker Gustav Gisevius veröffentlichte eine kommentierte Materialiensammlung (*Die polnische Sprachfrage in Preußen*; Leipzig 1845) mit der er die preußische antipolnische Sprachenpolitik dokumentierte, die von Helmut Glück (*Die polnisch-preußisch Sprachenpolitik*; Hamburg 1979) untersucht wurde. Im preußischen – und bis 1869-70 auch im österreichischen – Teilungsbereich wird eine deutsche, im zaristischen Teilungsbereich eine russische Sprachenpolitik (mit allen Konsequenzen) realisiert. Diese sind – generell gesehen – auf die Integration der Polen in die deutsche, österreichische oder russische Völker- und Sprachgemeinschaft ausgerichtet. In späteren Phasen dieser Konflikte kann man auch von bewussten Bemühungen einer Integration der polnischen Bevölkerung in die Bevölkerung der Teilungsmächte sprechen, und diese nehmen in extremen Fällen gar den Charakter einer Ausrottungspolitik (wie z. B. bei O. v. Bismarck) und Ausrottungsphilosophie (in der Auslegung des preußischen Philosophen E. v. Hartmann) an, die selbstverständlich auch die Ausrottung der polnischen Sprache einschließen.

Ein sehr frühes Zeugnis dieser indirekten Germanisierungs- und antipolnischen Politik ist z. B. der schon erwähnte kuriose Vorschlag J. W. Goethes der Germanisierung polnischer Bevölkerung durch deutsch gespielte Theaterstücke. Eine eminent politische Bedeutung erhält die spontane Aufwertung der französischen Sprache im geteilten Polen: nicht das Deutsche, insbesondere nicht das Russische, aber das Französische wird zur Kultursprache Polens bis in die Zwischenkriegszeit. Erst mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich um die Wende vom sechsten zum siebenten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erhält der österreichische Teilungsbereich des ehemaligen Königreichs Polen eine Kultur- und Sprachautonomie, und seit dieser Zeit kann dann erneut von einer polnischen Sprachenpolitik, einem durch die polnische Kultur- und Bildungsphilosophie geleiteten Fremdsprachenunterricht gesprochen werden, die von der galizischen Provinzialregierung, auch von gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Organisationen, insbesondere aber von den beiden

Universitäten Galiziens, in Kraków [Krakau] und Lwów [Lemberg] realisiert wird. Demgegenüber wird im russischen und preußischen Teilungsbereich auf eine bewusste Entnationalisierung und Integration in den deutschen und russischen Sprachraum hingearbeitet, in dem der Vernichtung der polnischen Sprache ein ganz besonderer Wert beigelegt wird. Von einigen polnischen Kulturphilosophen wird die Meinung geäußert, dass dieser extreme preußische Angriff auf polnische Kulturwerte, insbesondere auf die polnische Sprache zu einer extremen Reaktion auf polnischer Seite führte. Der Vollzug des Bismarckschen Kulturkampfes führt in den Gebieten um Poznań (Posen) zum berühmten Schulstreik, weil sogar das Gebet vor dem Unterricht nicht in polnischer Sprache gesprochen und der Religionsunterricht nicht in polnischer Sprache geführt werden durften, sondern in deutscher Sprache geführt werden mussten.

Für den Fremdsprachenunterricht hat die Ausbildung von Fremdsprachenlehrern an den Universitäten eine ganz besondere Bedeutung. Die Entwicklung der Fremdphilologien an den galizischen Universitäten beginnt um die Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Fremdphilologien an den Universitäten sind ein Fundament des Fremdsprachenunterrichtes in Polen, weil sie einerseits eine vorbildliche Realisierung staatlicher Präferenz für fremde Kulturen und Ausdruck der Bedeutung von Fremdsprachenkenntnissen für nationale Bedürfnisse sind; eine Erweiterung des Fremdsprachenunterrichtes auf Hochschulniveau sind; und drittens, weil polnische Deutschlehrer für polnische Oberschulen ausgebildet werden. Aus diesem Kontext hat die „polnische Germanistik“, von der seit dem Jahre 1918-1919, der Neugründung des polnischen Staats zu sprechen ist, eine ganz besondere Bedeutung. Durch die Aufhebung der österreichischen Vorschrift, nach der nur deutschsprachige Wissenschaftler, also Österreicher oder Deutsche, Leiter eines germanistischen Seminars werden konnten, wird an polnischen Universitäten die Germanistik selbst mit der Zeit von einer deutschen (oder österreichischen) Nationalphilologie in eine polnische Fremdphilologie umgestaltet. Weil aber eine ausführliche Darstellung der Entwicklung der polnischen Germanistik diesen Beitrag sprengen würde, soll an dieser Stelle nur auf Folgendes verwiesen werden.

Wesentlich früher als die wissenschaftliche Germanistik, entwickelt sich an den galizischen Universitäten auch ein Sprachunterricht, der einerseits das historische Fundament des programmatisch organisierten Fremdsprachenunterrichtes an allen polnischen Hochschulen wurde, und andererseits dann auch etwa seit der Hälfte des 19. Jahrhunderts die Entwicklung und das wissenschaftliche Studium der Germanistik beeinflusst, die der Vorbereitung von Deutschlehrern dient. Der erste Lehrgang für deutsche Sprache wurde an der Akademie in Krakow 1721 eingerichtet, konnte sich aber nicht lange halten. Erst infolge der Reorganisation des gesamten Schulwesens durch die Edukationskommission wurde der Deutschunterricht 1777/78 erneut eingeführt, und zwar mit der Aussicht, qualifizierte Lehrer auszubilden. An der 1780 reorganisierten Akademie, der späteren Universität in Wilno, beginnt mit diesem Jahre der Deutschunterricht. Die sich in der Vergangenheit verlierenden Anfänge des universitären Unterrichts der deutschen Sprache sind eher nur als reiner Sprachunterricht, nicht aber als Vorbereitung auf den Lehrerberuf einzuschätzen. Auch der zum Anfang des 19. Jahrhunderts, in den Jahren 1818 bis 1862 an der Universität in Kraków geführte

Deutschunterricht ist noch nicht als germanistischer Lehrgang zu betrachten. Die germanistischen Seminaren an den galizischen Universitäten in Lwów und Kraków sollen nach den Statuten die Ausbildung der „Studenten in der deutschen Sprache fördern und zugleich die Kandidaten des Lehramtes an den Mittelschulen für ihren künftigen Beruf auf dem gesamten Gebiet vorbereiten“. Mit den Bestimmungen dieser Statute, die ihre Entsprechungen auch in ähnlichen Formulierungen «Romanistischer» und «Anglistischer Seminare» fanden, wird schon sehr früh festgestellt, dass die Fremdphilologien der Universitäten, also auch die Germanistiken in Lwów und Kraków Fremdsprachenlehrer für die Mittelschulen vorbereiten. Diese programmatische Ausrichtung des fremdphilologischen Universitätsstudiums wird auch nach 1918 und 1945 beibehalten.

Die Neugründung des polnischen Staates 1918 wird in der polnischen Kultur anfangs dazu führen, dass alles abgelehnt wurde was nur in geringstem Ausmaße an die vielen Jahrzehnte der Teilungen, die Kultur der Teilungsmächte erinnerte. Diese extreme Reaktion (als verständliches Antidoton viele Jahrzehnte andauernder Germanisierung und Russifizierung) gipfelt in einer Aufwertung der nationalen Kultur (auch einer Aufwertung der Volkskultur, des Bildungswesens, der universitären Studien- und Forschungsrichtungen). Ein Signum staatlicher Präferenzen sind die Studienmöglichkeiten im Bereich der Neophilologien an den Universitäten und der Fremdsprachenunterricht an den Grundschulen und Gymnasien. In der Zwischenkriegszeit, also in den Jahren 1919 bis 1939, sind in Polen vier Germanistische Seminare tätig: in Kraków, und Lwów; zwei Neugründungen sind zu verzeichnen: in Poznań [Posen] und Warszawa. Die praktische Realisierung der staatlichen Präferenz einer fremden Sprache, die soziale Bedeutung der wichtigsten europäischen Sprachen in Polen lässt sich präzise an den angebotenen Fremdsprachen in den Grundschulen, Gymnasien und Lyzeen feststellen. Der Ausgangspunkt war in den Jahren von 1919 bis 1939 für die deutsche Sprache sehr günstig, da aus historischen und politischen Gründen im ehemaligen preußischen und österreichischen Teilungsgebiet vielfach deutsch zu Hause und in den ersten Nachkriegsjahren manchmal auch noch im Amt gesprochen wurde, aber das Französische war in der öffentlichen Meinung im Polen der Zwischenkriegszeit die populärste Fremdsprache, die Sprache der kultur- und meinungsbildenden Schichten, wie auch der Diplomatie. Aber nach dem Fremdsprachenangebot in Grund- und Oberschulen urteilend, stand schon damals das Deutsche an erster Stelle. So wurde 1931 deutsch in mehr als 2.500 dieser Schule angeboten, französisch in nur knapp 280, englisch in einer unbedeutend geringen Zahl von Schulen. Mit dem Schuljahr 1932/33 wurde eine neue Schulstruktur eingeführt, nämlich eine siebenjährige Grundschule und eine sechsjährige Oberschule. Diese Oberschule war in ein vierjähriges Gymnasium und ein zweijähriges Lyzeum aufgegliedert, das mit dem Abitur endete. Durch die Reform wird der Schwerpunkt des Fremdsprachenunterrichts in die Gymnasien und Lyzeen verlegt und auf insgesamt sechs (im Gegensatz zu den bisherigen acht) Jahre reduziert, um damit anderen Fächern größere Stundenmöglichkeiten zu bieten. Im Jahre 1934 (also schon nach der Schulreform) lernten in den Gymnasien und Lyzeen etwa 109.000 Schüler deutsch (diese insgesamt hohe Zahl wurde von der polnischen Öffentlichkeit nicht ohne Diskussion und mit Bedenken hingenommen),

etwa 53.000 französisch (diese Zahl ist um etwa 26.000 im Vergleich zum Jahre 1929 zurückgegangen, und auch diese Entwicklung wurde von der polnischen Öffentlichkeit lebhaft diskutiert), englisch lernten in diesem Jahre nur etwa 3.000 Schüler. Russisch wurde dagegen nur in 8 Privatschulen angeboten. Diese Zahlen müssten um den außerschulischen Fremdsprachenunterricht ergänzt werden, weil dadurch die offiziellen Präferenzen durch das individuelle Interesse ergänzt würden, aber hierüber gibt es leider keine Angaben und auch keine Untersuchungen. Die gesamte Zahl der Schulen, in denen Fremdsprachenunterricht, also auch Deutschunterricht, angeboten wurde, war durch die Zahl der Fremdsprachenlehrer determiniert. Die Wahl der Fremdsprache war den Schülern und Eltern überlassen, aber in öffentlichen Diskussionen wurde gefordert, die Wahlmöglichkeiten durch kulturelle, politische und wirtschaftliche Interessen des Staates einzuschränken. Diese in der Presse öffentlich gestellten Forderungen zielten auf die Einschränkung des Deutschunterrichtes ab. Dazu ist es jedoch bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges 1939 nicht gekommen, und auch die Zahl der Schüler, die Fremdsprachen in den Grund- und Oberschulen lernten, hat sich bis 1939 nicht wesentlich geändert.

Die Jahre 1939-1945 brachten allen polnischen Schulen, Forschungs- und Studieneinrichtungen ungeheure Verheerungen, so auch allen Germanistischen Seminaren, deren Bibliotheken, Seminarräume, Materialien, etc., zerstört und vernichtet wurden, so dass nach 1945 alles noch einmal von Neuem angefangen werden musste.

Die Okkupationszeit 1939-1945 ist erneut eine Zeit der Oktroyierung des deutschen Sprachimperialismus, der in Polen seinen Ausdruck in unzähligen Aufschriften «Nur für Deutsche» oder «Hier wird nur deutsch gesprochen» findet. In der direkten Nachkriegszeit nach 1945 wiederholt sich die Situation aus den Jahren nach 1918, doch normalisiert sich die Situation schneller als nach 1918: man ist überzeugt, dass sowohl das Deutsche wie auch Russische für Polen und die Polen durch die geopolitische Konfiguration notwendige Kommunikationsfaktoren sind und bleiben werden. Erneut wird als Signum der Situation auf die Entwicklung der neuphilologischen Studienmöglichkeiten an Universitäten, Pädagogischen Hochschulen und der Sprachunterricht an Grundschulen und Gymnasien hingewiesen. In den ersten Nachkriegsjahren kam es zur Eröffnung der bisherigen Seminare (außer Lwów, dass der Sowjetunion eingegliedert wird, und Warszawa – wo es nach der Ermordung des Seminarleiters Zygmunt Łempicki in Auschwitz nicht zur Eröffnung des Seminars kommt), und zu einigen Neugründungen, so dass in den späten vierziger Jahren in Polen insgesamt sechs Germanistische Seminare arbeiten: in Kraków, Łódź [Lodz], Poznań, Toruń [Thorn], Wrocław [Breslau], und an der Katholischen Universität in Lublin [KUL]. Im Jahre 1949 wird die Germanistik in Kraków stillgelegt, und infolge der Stalinisierung werden weitere Lehrstühle stillgelegt. Eine lawinenartige Entwicklung der polnischen Neuphilologie und hiermit auch der Germanistik beginnt mit den sechziger Jahren, als 1960 in Warszawa die Germanistik neugegründet wird; danach folgen weitere in Łódź (1964), Kraków (1965), Toruń (1968), Katowice [Kattowitz] (1974), Rzeszów (1975), Lublin (1975), Zielona Góra [Grünberg] (1979) und Gdańsk [Danzig]. Die letzten Neugründungen sind Opole [Oppeln] (1989) und Bydgoszcz [Bromberg] (1991).

Nach 1945 wiederholte sich eine Erscheinung, die schon 1918/19 festzustellen war, nämlich eine ablehnende Haltung gegen die deutsche Kultur in jeder Form, so auch den Deutschunterricht. Nach dieser verhältnismäßig kurzen Phase wird die Entwicklung des Fremdsprachenunterrichtes im traditionellen Sinne gefördert, worauf durch den Hinweis auf die Entwicklung der Germanistik an polnischen Universitäten verwiesen wurde. Ein neuer Einschnitt kam mit den fünfziger Jahren in das polnische Bildungswesen. Der Rückgang westlicher Kulturen und Sprachen in Forschung, Lehre und Unterricht geht einher mit einer ungewöhnlichen Forcierung der russischen Sprache in allen Bereichen des polnischen Lebens. Erst zum Anfang der sechziger Jahre ist ein erneuter Aufschwung universitärer Studieneinrichtungen westeuropäischer Kulturen und Sprachen festzustellen, der aber in den siebziger Jahren durch eine ungewöhnliche Entwicklung der Russistik an polnischen Universitäten reduziert wird. Als Beispiel soll die Zahl der Studieneinrichtungen für die vier europäischen Hauptsprachen angeführt werden: wenn im Studienjahre 1965/66 an polnischen Universitäten 5 Germanistiken, je 4 Institute für Anglistik, Romanistik und Russistik tätig waren, so erhöhen sich diese Zahlen im Studienjahre 1980/81 für die Germanistik und Anglistik auf 10, für die Romanistik auf 8 Einrichtungen; die Russistik wächst in derselben Zeit um 450%, verfügt also im Jahre 1980/81 schon über 18 Einrichtungen. Die Unausgewogenheit in der Ausbildung von Fremdsprachenlehrern wirkt sich bis heute aus. Das Ergebnis dieser ideologisch-politischen Präferenz lässt sich am deutlichsten mit der globalen Struktur der Fremdsprachenlehrer belegen: wenn 1990 in allen Typen der Grund- und Oberschulen in Polen etwa 20.000 Russischlehrer arbeiteten, so dagegen nur um 2.500 Deutschlehrer, 1.300 Englischlehrer und nur etwa 750 Französischlehrer. Dies ist auch ein Zeichen politischer Dominanz der russischen Sprache und sowjetischen Ideologie. Ein noch krasserer Bild des Fremdsprachenunterrichtes in Polen der siebziger Jahre bietet die Zahl der Schüler, die in allen Typen der Grund- und Oberschulen zum Ende der achtziger Jahre Fremdsprachen lernen: russisch lernen über 3,3 Millionen Schüler, deutsch knapp 330.000, englisch etwa 230.000 und französisch nur noch um 90.000 Schüler. Zum Ende der sechziger Jahre wird der «Polnische Neuphilologenverband» reaktiviert. Er entwickelte die Idee, nach dem Beispiel der seit vielen Jahren bewährten Fach-Olympiaden für Mathematik, Physik und Chemie, ähnliche Olympiaden für Fremdsprachen einzuführen. Es war in der damaligen politischen Situation und den realisierten Grundlagen des Fremdsprachenunterrichtes selbstverständlich, dass man mit der Russisch-Olympiade startete, ihr folgten ab 1977 die Englisch-Olympiade und 1978 die Deutsch- und Französisch-Olympiade. Aber auch die Fremdsprachen-Olympiaden beweisen eine Dominanz der russischen Sprache (die Teilnehmerzahl lag zwischen 20 und 60 Tausend), an zweiter Stelle plazierte sich die englische Sprache mit vier bis fünf Tausend, an den ersten Deutsch-Olympiaden beteiligten sich um 3.000 Schüler polnischer Schulen mit Deutschunterricht; die französische Sprache nahm die vierte Stelle mit 1,5 bis 2, tausend Teilnehmern ein. Die ungünstigste Zeit für den polnischen Fremdsprachenunterricht waren die siebziger Jahre, in denen aus staatlicher Anregung eine Dominanz der russischen Philologie an Universitäten und des Russischunterrichtes in allen Typen der Grund- und Oberschulen forciert

wurde. In der Praxis des Sprachunterrichtes in den Schulen zeigte diese Politik ihre negativen Auswirkungen: russisch war Pflichtsprache, wenn Möglichkeiten und guter Wille (und das bedeutete in früheren Nachkriegsjahren vordergründig eine politische Entscheidung, um dann später oft durch die Frage nach Geld und Lehrern getarnt zu werden) vorhanden waren, konnte eine zweite Sprache gelernt werden. Aber ein großer Teil polnischer Schüler lernte westliche Fremdsprachen bis 1990 sehr oft im außerschulischen Privatunterricht, über den leider keine Angaben gemacht werden können.

Der polnische Fremdsprachenunterricht der Nachkriegszeit, vor allem aber in den siebziger Jahren, führte (abgesehen von materiellen und finanziellen Schwierigkeiten) in einen Engpass, der in einem bedeutenden Defizit von Lehrern westlicher Fremdsprachen endete, der auch in Presseaktionen seinen Ausdruck fand. Es ist berechtigt festzuhalten, dass der Mangel an westlichen Fremdsprachenlehrern ein negatives Kulturphänomen der polnischen Nachkriegsrealität wurde. Zum Ende der achtziger Jahre wird diese Tendenz durch die politische Wende aufgehalten und die Eltern, die schon seit den späten siebziger Jahren ein erweitertes Angebot westlicher Fremdsprachen im schulischen Unterricht fordern, geben dieser Forderung einen intensiven Nachdruck. Aber der Defizit an Lehrern westlicher Fremdsprachen ist ungeheuer und die Ausbildung eines Fremdsprachenlehrers dauert einige Jahre, zumal ein sprachlich ausgebildeter Mensch in anderen Wirtschaftszweigen bis zu 300% seines Lehrergehaltes erreichen kann. Man hat diesen Engpass auf zweierlei Weise zu bewältigen versucht: – den Russischlehrern, wie auch Lehrern anderer Fächer, die einigermaßen gute englische, deutsche und französische Sprachkenntnisse beweisen können, wurde mit dem Schuljahre 1989/90 auf einjährigen intensiven Sprachkursen die Möglichkeit einer Umschulung gegeben, die meist gewählten Sprachen waren das Englische und Deutsche; – seit dem Schuljahre 1989/90 wurden in Polen etwa 50 Fremdsprachenlehrerkollegs gegründet, die in einem dreijährigen Studiengange Lehrer westlicher Sprachen (englisch, deutsch, französisch und sporadisch spanisch und italienisch) für die Grundschulen ausbilden sollen. Es wurden im ersten Studienjahr etwa 630 Englischstudenten, 260 Deutschstudenten, und ebenso- viele Französischstudenten, insgesamt also knapp 1.200 Studenten in die neueröffneten Sprachkollegien aufgenommen. Die ersten Absolventen verließen die Kollegien in dem soeben abgeschlossenen Studienjahre [1992/93]. Das Fremdsprachenlehrerkollegium ist im polnischen Schul- und Bildungswesen eine völlig neue Studienform und soll in möglichst kurzer Zeit das ungeheuerere Defizit an Fremdsprachenlehrern, vor allem Englisch-, Deutsch- und Französischlehrer, mindern. Die bisherige Praxis belegt, dass nicht alle Absolventen der Neuphilologien, so auch der germanistischen Philologie, die als Fremdsprachenlehrer ausgebildet werden, ihren erlernten Beruf aufnehmen. So wird durch die neugegründeten Kollegien zwar die Möglichkeit geschaffen, den Defizit an Fremdsprachenlehrern zu mindern, aber auch in Polen wird der Lehrerberuf wesentlich und verhältnismäßig schlechter bezahlt als andere Berufe, so dass weiterhin angenommen werden muss, dass auch nur ein geringer Prozentsatz der Absolventen der Kollegien ihren erlernten Beruf aufnehmen werden. Es wird sich wahrscheinlich mit der Zeit erweisen, dass so wie jetzt

die Absolventen des Germanistikstudiums an den Universitäten, die Absolventen der Sprachkollegien auch in anderen Wirtschaftsbereichen einen Arbeitsplatz finden werden. Ein Teil dieser neuen Entwicklungen sind auch die z. T. eingeführten oder geplanten Neuregelungen im Fremdsprachenunterricht in den Grund- und Oberschulen: – die Schüler werden sich nach Möglichkeiten die Fremdsprache wählen können; – nach Möglichkeiten soll der Fremdsprachenunterricht schon in niederen Klassen eingeführt werden; – die wöchentliche Stundenzahl des Fremdsprachenunterrichtes soll in allgemeinbildenden Oberschulen auf 5-6 Stunden, in den Klassen sieben und acht der Grundschule auf 4 Stunden erweitert werden, – es sollen auch Schulen mit erweitertem Fremdsprachenunterricht eingerichtet werden. Eine volle Durchführung dieser Vorhaben wird eine fünfmalige Erhöhung der Zahl der Fremdsprachenlehrer westeuropäischer Sprachen erfordern, also dazu führen, diese Sprachen mit der bis 1989 begünstigten russischen Sprache gleichzustellen.

Im Kontext der europäischen Integration wäre die Frage zu stellen: ob der Sprachunterricht auf eine zu erwerbende Sprachkompetenz eingeschränkt werden soll, ob eine im engeren Sinne verstandene Sprachkompetenz für den Sprachunterricht hinreichend ist, und ob die Ausbildung des Fremdsprachenlehrers nicht auf einer zu erwerbenden Kulturkompetenz fundiert werden sollte, um hiermit einerseits den interkulturellen Ansätzen eines sich integrierenden Europas gerecht zu werden, und andererseits auch den nationalen Bedürfnissen gerecht zu werden. Es scheint nämlich eine Notwendigkeit zu sein, im Rahmen neu zu konzipierender interkultureller Studiengänge (unter diesem Postulat sind immer offene Programme zu verstehen) eine neue Generation von Lehrern für alle Schultypen (von der Grundschule bis zur Universität), und alle Fächer, insbesondere aber Fremdsprachenlehrer auszubilden, die nicht nur über eng verstandene Sprachkompetenzen, aber vor allem über umfangreiche Kulturkompetenzen verfügen müssen, um das im Bildungsprozess heute noch dominierende, seinerzeit durch W. Scherers Begriff der nationalen Ethik verbalisierte Programm einer Ausbildung im einschränkenden Rahmen einer Nation, durch ein eurokulturelles und kulturdeterminiertes Edukationsmodell zu ersetzen. Das anzustrebende Ziel sollte eine universale Kultureinheit sein, in der die Multikulturalität europäischer Nationen sich gegenseitig ergänzen und beeinflussen wird. Diese Ziele sollten auch im Fremdsprachenunterricht realisiert werden. Nach dem heutigen Stand der Studienprogramme, nicht nur der polnischen Neuphilologien und auch der Fremdsprachenlehrerkollegien, wie auch der globalen Praxis des polnischen Fremdsprachenunterrichtes scheinen diese Ziele sehr entfernt zu sein. Aber dennoch sind im polnischen Bildungswesen Ansätze einer wirklichen Normalisierung im Fremdsprachenunterricht und der Ausbildung von Fremdsprachenlehrern festzustellen.

**Deutsch und Germanistik in der Welt.
Podiumsdiskussion zu Lage und Zukunft des Faches
an der Universität Heidelberg (29. Juni 2011)**

Podiumsteilnehmer:

Odysseas Athanasiadis: Studium der Volkswirtschaft in Heidelberg, Vertreter der deutsch-griechischen Handelskammer (Stellvertretender Leiter der Nordgriechischen Abteilung), Präsident der griechischen Alumni-Vereinigung der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Andreas F. Kellertat, Literatur-, Kultur- und Übersetzungswissenschaftler am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim, war lange als DAAD-Lektor in Finnland, jetzt u.a. Mitglied des Beirats Germanistik des DAAD.

Prof. Dr. Sandro M. Moraldo, Komparatist, Romanist, Literatur- und Sprachwissenschaftler, studierte in Heidelberg, Florenz und Berkeley. Er unterrichtete u.a. an der Universität Cà Foscari in Venedig und der Katholischen Universität in Mailand. Seit 2000 lehrt er an der Universität Bologna in Forlì und vertritt z. Zt. auch die Komparatistik-Professur an der Katholischen Universität Mailand.

Prof. Dr. Gertrud Maria Rösch, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, unterrichtete in Neuseeland, Tschechien, Frankreich und den USA, Leiterin der Abteilung Literaturwissenschaft am IDF.

Prof. Dr. Hans-Günther Schwarz: Studium in München und London, Promotion mit einer komparatistischen Arbeit an der McGill University in Montreal, Inhaber des McCulloch Chair am Department of German an der Dalhousie University in Halifax (Kanada).

Jun.-Prof. Dr. Giulio Pagonis, Studium und Promotion am IDF, jetzt als Juniorprofessur verantwortlich für den Lehrbereich Deutsch als Zweitsprache am IDF.

Teona Djibouti, M.A., Literaturwissenschaftlerin, Doktorandin und Tutorin am IDF.

Aus dem Publikum zu Wort meldeten sich:

Dr. Fritz Heuer, Literaturwissenschaftler, Mitbegründer und ehemaliger Mitarbeiter des IDF.

Dr. Rolf Koeppel, Linguist und Didaktiker am IDF, war lange als DAAD-Lektor in China.

Dr. Panagiota Theodorou, Literaturwissenschaftlerin, studierte und promovierte am IDF.

Prof. Dr. Ewald Reuter, Studium an den Universitäten in Bielefeld, Reading (Großbritannien) und Jyväskylä (Finnland), Sprach- und Kulturwissenschaftler an der Universität Tampere (Finnland).

Caitlyn Westbrooke, B.A./B.Mus., absolvierte ihren doppelten Bachelor (Germanistik und Musik) in Neuseeland, jetzt M.A.-Studentin am IDF.

Weitere Stimmen aus dem Publikum.

Organisation, Moderation und Redaktion: Jürgen Joachimsthaler
Aufnahme und Transkription: Adam Lengiewicz

Im Rahmen der Veranstaltungen zur 625-Jahr-Feier der Universität Heidelberg fand am 29.11.2011 am Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie (IDF) eine Diskussionsveranstaltung mit Alumni, Studierenden, Mitarbeitern und Vertretern von Nachbarinstituten über die Lage des Deutschen und der Germanistik in der Welt statt.

Jürgen Joachimsthaler: Meine Damen und Herren, wir erleben zur Zeit grundlegende weltweite Veränderungen, die alle Bereiche unseres Faches erfassen, von der demographischen Basis über die Schulausbildung, die die Studierenden mitbringen, bis hin zu einer veränderten Berufswelt, in der sie sich nach dem Studium zurechtfinden müssen, von verändertem Medienverhalten über einen unsicher gewordenen Bildungsbegriff bis hin zur Infragestellung kultureller Wertekanones und Leistungsvorstellungen, von politisch implementierten Veränderungen von Studienstruktur und Studienziel über die zunehmende Dominanz des Englischen bis hin zur Etablierung neuer bürokratischer und hierarchischer Strukturen in Europa.

Um die Dramatik der Veränderungen und ihre Auswirkungen bis in unsere Unterrichtspraxis hinein deutlich zu machen, will ich eingangs kurz darauf hinweisen, dass in den Ländern Mittel- und Osteuropas, Polen, Tschechien, Ungarn usw., das Eingangsniveau der Studenten, die Germanistik studieren, in den letzten Jahren durch Veränderungen in der Schule rapide gesunken ist. Bis vor kurzem konnte man dort von den Studierenden ein hohes Eingangsniveau verlangen, das z.B. durch Aufnahme-tests abgesichert war. Man konnte dort im ersten Semester in etwa ebenso

beginnen, wie wir hier anfangen, also mit einem hohen Sprachniveau. Mittlerweile jedoch ist es so, dass an einigen Orten bereits sogenannte Null-Kurse angeboten werden für Studienanfänger, die praktisch kein Deutsch mehr können. Dies hat natürlich eine gravierende Auswirkung auf die Lehre, vielleicht sogar auch auf die Wissenschaft. Verschärft wird dies dadurch, dass im Zuge politischer Förderung des Englischen ehrgeizige Studierende sich öfters für dieses entscheiden. Doch solche Veränderungen betreffen nicht nur unsere östlichen Nachbarländer. Ich war kürzlich in Brüssel und habe da erfahren, dass in Belgien Deutsch von der A- zur B-Sprache herabgestuft worden ist. Aber was bedeutet das? Ich frage: „Haben Sie jetzt weniger Studenten?“ – Nein! Genau umgekehrt. Und zwar deshalb, weil mit der Abwertung der Sprache das Eingangsniveau gesenkt wird, sodass jetzt in Brüssel sowohl an der Flämischen Universität als auch an der Französischen Universität die Zahl der Studienbewerber enorm gestiegen ist, was große Probleme mit sich bringt, weil viele mit geringen Deutschkenntnissen das Studium anfangen. Auf der anderen Seite aber gibt es in Belgien eine kleine deutsche Minderheit, die interessanterweise zum Studieren nicht nach Deutschland geht, sondern immer noch nach Brüssel, sodass man in der Lehre große Spreizungen hat. Doch dies nur als einleitende Fragen. Ich denke, wir werden heute noch viele andere hören. *[Es folgt eine kurze Vorstellung der Podiumsteilnehmer.]*

Wir fangen jetzt mit kurzen Statements zunächst der ausländischen Podiumsteilnehmer an. Sie sollen uns berichten, welche Position Deutsch in ihren Heimatländern hat.

Sandro M. Moraldo: Ich arbeite primär mit der Wertstellung des Deutschen in Italien. Da ich in Italien unter anderem in der Lehrerfortbildung tätig bin, interessiert mich dies auch am meisten. Auf die Frage, wie sieht's in Italien mit Deutsch aus, lässt sich ganz eindeutig eine klare Antwort geben: Sehr schlecht. Ich hatte vor zwei Wochen eine Krisensitzung mit dem Oberschulamt in der Lombardei und mit einem Verantwortlichen für die Lehrerausbildung des Goethe-Instituts von der Pädagogischen Verbindung. Wir werden im Oktober eine Informationsveranstaltung anbieten für die Schuldirektoren Norditaliens, und zwar mit dem provokanten Titel: „Lohnt es sich heute noch, Deutsch zu lernen?“ Aufgrund der Fremdsprachenpolitik der Berlusconi-Regierung steht Deutsch, wie auch die zweite EU-Sprache insgesamt ein bisschen auf der Kippe. Seit 2004/2005 ist Englisch als erste Fremdsprache an den italienischen Grundschulen ab dem ersten Schuljahr Pflicht. Das halte ich eigentlich für sehr positiv, eine der wenigen positiven Sachen, die Berlusconi durchgesetzt hat. Ab der Mittelschule, der Sekundarstufe 1, sollte ursprünglich eine zweite EU-Sprache dazu kommen: Deutsch, Französisch oder Spanisch. Chinesisch und Arabisch kommt schon langsam auch in den Vordergrund. Berlusconi hat aber 2003 eine leichte Kehrtwendung gemacht, und diese zweite EU-Sprache ist nun nicht mehr Pflicht. Das heißt, wenn die italienischen Schüler sich entscheiden sollten, in der Sekundarstufe I verstärkt Englisch haben zu wollen, werden diese zwei Stunden, die ursprünglich für die zweite Fremdsprache vorgesehen waren, dem Englischen zugeschlagen, das heißt 3 + 2 Stunden. Das ist natürlich ein Schlag für die zweite EU-Sprache, oder auch für die multilinguale Gesellschaft. Dies ist dieses Jahr, also 2010/2011 umgesetzt worden.

Zahlen liegen noch nicht vor, ob diese Möglichkeit auch wahrgenommen wird. Es ist eine Option, keine Pflicht. Aber grundsätzlich sieht es mit der zweiten EU-Sprache Deutsch sehr schlecht aus, weil Französisch sehr stark ist, und seit 5-6 Jahren Spanisch Deutsch als zweite Fremdsprache als Nachfolgesprache abgelöst hat.

Teona Djibouti: In Georgien gibt es ähnliche Probleme. Zur Vorbereitung dieser Diskussionsrunde habe ich konkrete Fakten von den anerkannten Hochschulen Georgiens eingeholt, insbesondere Fr. Nozadze, Dozentin am Georgisch-Europäischen Institut in Tbilissi, hat mir sehr aufschlussreichen Informationen beschafft. Doch zunächst einige Zahlen aus den Statistiken der letzten Jahre: 8.800 Abiturienten haben 2009 Deutsch als ein Fach für die Aufnahmeprüfung an der Hochschule gewählt. 2010 sank diese Zahl auf 1.200. In diesem Jahr [2011] werden nur 800 Abiturienten erwartet, die Deutsch als Prüfungssprache wählen werden. Die Gründe für die Stagnation und den Rückgang der Zahlen von den Bewerbern muss auf Probleme im Schulsystem zurückgeführt werden. Bis vor fünfzehn Jahren wurde Deutsch zu 45% an den Schulen unterrichtet, 55% Englisch, dabei auf dem Land meistens Französisch statt Deutsch. Diese Zahl ist deutlich geschrumpft. Die Kinder der 7. und 8. Klasse dürfen wählen, welche Fremdsprache sie bis zur 10 Klasse lernen wollen. In der 11. und 12. wird fast gar kein Deutsch mehr unterrichtet. An der akkreditierten Hochschule, wo früher Deutsch unterrichtet wurde, wird Deutsch als Auslaufmodell gesehen. In diesem Jahr [2011] werden keine Aufnahmeprüfungen im Fach Deutsch angeboten. Deutsch war darüber hinaus meistens ein Numerus-Clausus-Fach. Das ist nicht mehr der Fall, weil die Zahl der Bewerber – auch an der staatlichen Universität – im Fach Übersetzung deutlich geschrumpft ist. Vor fünfzehn Jahren gab es noch 4-5 Studiengruppen mit jeweils 10-15 Studenten, jetzt sind es nur noch 2. Germanistik verliert als Fach an Ansehen. Das liegt an der hohen Arbeitslosigkeit der Germanistikabsolventen. Schuld daran wird auch der Politik zugeschrieben. Die georgische Regierung legt bei weitem höheren Wert auf den Englischunterricht. Letztes Jahr entstand ein Projekt, in dessen Rahmen englische Lehrer eingeladen wurden, in Georgien Unterricht zu halten. Sie unterrichten jetzt an den Schulen und wohnen bei georgischen Familien. Die Eröffnung des Goethe-Instituts hat dazu beigetragen, dass mit dem Erwerb des Zertifikats das Studium in Deutschland fortgesetzt werden kann. Das georgische Bildungsministerium ist bemüht, das Bildungssystem Georgiens an das der Europäischen Union anzunähern. Aus diesem Anlass werden die dafür benötigten Reformen durchgeführt. Zu welchen positiven Auswirkungen für das Fach Deutsch die Neugestaltung des Bildungssystems führen wird, bleibt aber abzuwarten.

Hans-Günther Schwarz: Ich beginne mit einer Katastrophenmeldung. Ich unterrichte seit 1969 an der McGill Universität in Montreal und seit 1972 am schönen Atlantik in Halifax an der Dalhousie University. Ich hatte 1972 das Vergnügen, einen High-School-Wettbewerb in der deutschen Sprache zu organisieren: 4.000 potentielle Teilnehmer, das heißt Schüler, die damals Deutsch lernten und dieses Fach dann später an Universitäten belegten. Diese Zahl ist seither auf 80 gesunken: von 4.000 auf 80!

Das war die schlechte Nachricht. An den Schulen ist Deutsch kein Pflichtfach mehr. Deutsch war früher ein Abiturfach, wurde dann aber vom Spanischen weggeputzt.

Letzten Sommer kam ich nach fünf Monaten in Deutschland nach Kanada zurück, und die erste Überschrift, die ich in der Zeitung las, war: „The German Department in Toronto to be closed!“ Nun, es lebt noch, aber Queens in Kingston – und diese Universität ist viel älter als Toronto – hat sein German Department verloren. Das ist ein Department, das Leute wie Anthony Riley, Samuel Richardson, Hans Eichner hatte. Das ist nun völlig weggefegt, das German Department existiert nicht mehr. Es ist jetzt Teil einer Einheit, die heißt: „Department of Chinese, Japanese and German“.

Wir existieren noch als das einzige German Department neben Toronto, das nicht mit einem anderen Department amalgamiert ist. Es besteht ein allgemeiner Trend zu *Modern Languages Departments*. Dem haben wir uns erfolgreich widersetzt, aufgrund unseres Angebots in Kunst und Philosophie – dazu später noch mehr. Interessant ist das Argument, das von den Dekanen und von den Vizepräsidenten der Universitäten benutzt wird: „Deutsch ist als Sprache erledigt. Es war früher einmal Wissenschaftssprache, mittlerweile schreiben die deutschen Wissenschaftler alle auf Englisch.“ Und als Wirtschaftssprache hat es angeblich nie existiert, besonders nicht von der kanadischen Warte aus. Das wäre also die Erklärung, Deutsch ist völlig unnötig für jemanden, der einen akademischen Abschluss erreichen will; der braucht es weder in der Wirtschaft noch in der Wissenschaft und als Germanist ist man eh arbeitslos.

Jürgen Joachimsthaler: Das ist das Stichwort, das ich an unseren Mann aus der Wirtschaft abgebe. Wie sieht es aus aus der Perspektive von jemandem, der in der Wirtschaft tätig ist? Ist Deutsch noch eine nötige Sprache?

Odyseas Athanasiadis: Gerne erzähle ich darüber. Vielleicht wäre es aber doch sinnvoller, wenn Frau Theodorou zuvor etwas allgemein über die Situation der Sprache und den Deutschunterricht in Griechenland sagen würde.

Panagiota Theodorou: Ich denke, dass vor allem in der Wirtschaft die deutsche Sprache nach wie vor relevant ist. Das was gerade in Griechenland passiert, entspricht nicht der tatsächlichen Relevanz der deutschen Sprache im sozialen und wirtschaftlichen Leben Griechenlands. Am 2. Juni hat das Erziehungsministerium einen ministerialen Erlass verabschiedet, in dem die Abschaffung der Wahlmöglichkeit der zweiten Fremdsprache festgelegt worden ist. In der Sekundarstufe wurde Deutsch als die zweite Sprache erst 1993 eingeführt, also viel später als Französisch. Vor dem 2. Juni konnten die Schüler noch entscheiden, welche Fremdsprache sie lernen möchten, Deutsch oder Französisch. Mittlerweile haben sie diese Möglichkeit nicht mehr. Je nach dem in welcher Schule man ist, wird man die dort angebotene Sprache gelehrt bekommen. Ich war selbst Lehrerin an einer Grundschule mit einer Honorarstelle. Wenn an der Schule eine Französischlehrerin eine Vollstelle hat, dann werden die Schüler Französisch lernen müssen. Auch wenn die Schüler bisher Deutsch gelernt haben, müssen sie ab der sechsten Klasse nun Französisch lernen. Sie bekommen

keine Noten, aber sie können kein Deutsch mehr lernen, oder sie wechseln die Schule. Das kann aber nicht jeder machen, wenn die Schule 20 km entfernt ist, oder das nötige Geld fehlt. Das heißt, man muss dann Französisch lernen. Das wurde vor kurzem entschieden. Es gab natürlich Proteste dagegen und die Deutsche Abteilung der Aristoteles-Universität hat ein Schreiben an das Erziehungsministerium geschickt, dass sie natürlich dagegen sind. Es ist nicht gerechtfertigt, weil die deutsche Sprache gefördert werden sollte. Ich habe selbst erlebt, dass man in den letzten Jahren die deutsche Sprache und nicht die französische bevorzugt hatte. Durch diesen Erlass ist es eben nicht mehr möglich, dass alle Kinder nun weiterhin Deutsch an den öffentlichen Schulen lernen können. Gleichzeitig hat das Goethe-Institut in Thessaloniki dieses Jahr ca. 12.000 Prüflinge gehabt. In Athen zählt man doppelt so viele Prüflinge pro Jahr. Athen hat auch das älteste Goethe-Institut der Welt und in Thessaloniki ist das zweitälteste. Da sind sehr viele Prüflinge und dies zeigt ja, dass die deutsche Sprache nicht nur populär, sondern auch erwünscht ist. Viele lernen Deutsch, um später ein Weiterstudium in Deutschland zu machen, oder wegen der deutsch-griechischen Wirtschaftsbeziehungen. Schließlich sind in Griechenland viele deutsche Unternehmen, die Arbeitsplätze schaffen. Dafür sollte man ja die deutsche Sprache sprechen können. Auch in der Tourismus-Branche sind Fremdsprachen wichtig und darunter die deutsche Sprache. Notwendig ist Deutsch schon, aber durch das Erziehungsministerium wird es nicht gefördert.

Jürgen Joachimsthaler: Zu den politischen Rahmenbedingungen werden wir noch kommen. Vielleicht können Sie, Herr Athanasiadis, nun etwas aus der Wirtschaftsperspektive sagen.

Odysseas Athanasiadis: Deutschland war und bleibt der wichtigste Handelspartner Griechenlands, so dass wir trotz all der Schwierigkeiten, die momentan zu erleben sind, doch wirtschaftlich stark an Deutschland orientiert sind. Es gibt Erfahrungen aus meiner Tätigkeit in den letzten 15 Jahren, dass aufgrund des ganz hohen technologischen Vorsprungs Deutschland bei Energien und Umwelttechnologie eine Spezialisierung in diese Richtung Deutschland einen Vorsprung in der Konkurrenz mit der englischen und der französischen Sprache verschafft, das heißt: Man sollte diesen wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technologischen Vorsprung Deutschlands in diese Richtung nutzen. Zur Zeit haben wir in Griechenland sowieso eine ganz starke Wirtschaftskrise, so dass das wirtschaftliche Argument bezüglich der Arbeitsstellen immer wichtiger wird. Es gibt immer mehr Griechen, die auf der Suche nach Arbeit sind, auch in Deutschland, und das sind nicht nur, wie eine Generation davor, Gastarbeiter in einfachen Bereichen, sondern auch Ärzte, Ingenieure usw., die sich in diese Richtung orientieren. Wir, die deutsch-griechische Handelskammer meine ich, sind wir mit dem Goethe-Institut Thessaloniki gerade dabei ein Produkt – so nenne ich das – zu konstruieren, in Zusammenarbeit mit der technischen Kammer Griechenlands, das dabei helfen soll, sich vorzubereiten und auch hinsichtlich der Frage behilflich sein soll, inwieweit die einzelnen Interessenten überhaupt eine Möglichkeit auf dem deutschen Markt hätten. Vor einiger Zeit waren zum Beispiel Vertreter von

fünf deutschen Krankenhäusern in Griechenland, und haben dort mit griechischen Ärzten Interviews geführt. Dies ist ein Bereich der Spezialisierung, ein medizinischer Bereich. Also Umwelt, Medizin, Ingenieurwesen, Tourismus sind vier Sparten, in denen man aufgrund des Entwicklungsstandes in Deutschland bessere Konkurrenzchancen den anderen Sprachen gegenüber hat.

Jürgen Joachimsthaler: Ich ergänze nur ganz kurz: Wir haben leider niemand aus China auf dem Podium. Ich hatte einmal eine Studentin, die ist immer sehr selbstbewusst aufgetreten und hat gesagt: „Ich studiere Deutsch und in China kriege ich mit Deutsch jeden Job, den ich will.“ Ich weiß nicht, wie repräsentativ das ist. China ist ein großes Land und es sieht wohl von Gebiet zu Gebiet unterschiedlich aus, aber es zeigt, dass Menschen doch Deutsch mit Optimismus studieren, weil Zukunftsmöglichkeiten damit verbunden sind. Hättest Du etwas dazu zu sagen, Rolf?

Rolf Koepfel: Aus China kommen zu uns nicht so viele Katastrophenmeldungen, weil in China sehr viele Leute Deutsch lernen. Deutsch ist nach Englisch die zweite Fremdsprache und zwar unangefochten und die Gründe sind vielfältig: Es ist dort nicht so, wie Herr Schwarz gesagt hat: Deutsch sei als Wirtschaftssprache tot. Für die Chinesen war Deutsch nie eine Wissenschaftssprache, aber für die Chinesen spielt der technologische Entwicklungsstand Deutschlands eine große Rolle und dann der Ausbau der engen deutsch-chinesischen Beziehungen. Gestern, vorgestern waren deutsch-chinesische Regierungskonsultationen und einer der Minister spricht Deutsch und braucht keinen Dolmetscher. Ich kenne noch einen anderen Minister, der Deutsch spricht. Aber das zeigt schon, in welche Richtung das Deutschlernen geht. Es ist nicht Deutsch als Wissenschaftssprache, sondern Deutsch als Sprache der Technik und zum Teil der Wirtschaft, aber da gibt es starke Einschränkungen. Als Sprache der Technik wird Deutsch studiert nicht von Germanisten, sondern von Leuten, die ein anderes Fach studiert haben und dann einen Auslandsaufenthalt in Deutschland planen, meistens eine Fortbildung in ihrem Fach, und dafür Deutsch lernen. Diejenigen Chinesen, die in Deutschland ein Fach studieren, das nicht Germanistik ist, das ist die große Mehrheit. Aus den hoch entwickelten Ländern studieren Leute Deutsch eher aus dem geisteswissenschaftlichen Bereich, aus Entwicklungsländern eher aus dem technischen Bereich.

Noch kurz zur Frage „Deutsch als Wirtschaftssprache?“ – Die deutsch-chinesischen Beziehungen sind im Bereich der Wirtschaft ja extrem eng, aber die Absolventen sind regelmäßig enttäuscht, wenn sie Jobs bei deutschen Firmen suchen, weil die erste Frage ist: „Können Sie Englisch?“ Das liegt einerseits an der etwas gespaltenen Sprachloyalität der Deutschen zu ihrer Sprache. Aber das ist nur ein Aspekt. Der andere Aspekt ist, dass die deutschen Firmen, die dort sind, ja in der Regel große Firmen sind und mit Subunternehmern zusammenarbeiten, und die gemeinsame Sprache der Vertragspartner, der miteinander Kooperierenden eines Wirtschaftsunternehmens ist dann Englisch. Daher ist es für Germanisten oft eine große Enttäuschung, wenn sie als erstes bei Bewerbungen gefragt werden, ob sie Englisch können. Das hat die Jobchancen stark eingeschränkt. Das Germanistikstudium wandelt sich aber auch in China, es

hat sich bereits stark gewandelt. Englisch wurde verpflichtend für Germanisten, damit sie dem Arbeitsmarkt gerecht werden können. Im Bachelor-Studium erfolgt im ersten und zweiten Jahr Sprachausbildung; im dritten und vierten Jahr waren früher Linguistik und Literaturwissenschaft tonangebend, also eher die Geisteswissenschaften, die natürlich bis heute stark sind, aber in der Regel erfolgt in dieser Phase nun häufig auch eine Spezialisierung im Bereich Jura, Wirtschaft oder Fachsprachen.

Jürgen Joachimsthaler: Besten Dank! Wir versuchen das Panorama zu schließen. Ich gebe das Wort an Herrn Kelletat. Ich nenne jetzt gar kein Land. Er hat Überblick über verschiedene Länder.

Andres F. Kelletat: Sie haben schon sehr viele Punkte aufgerufen, die Sprachloyalität oder Punkte aus der Wirtschaft. Der DAAD hat einen Beirat für Germanistik, in dem sitzen nicht nur deutsche Germanisten, auch einige ausländische sind dabei. Dieser Beirat macht jedes Jahr eine Begegnungstagung mit Kollegen und Kolleginnen aus anderen Regionen. Sie findet statt mal in Ostasien, mal in Amerika, mal in Italien, mal in Frankreich, mal in Beneluxstaaten, mal in Skandinavien, mal im Baltikum, mal in Russland, mal in Osteuropa. Im Laufe von fünfzehn Jahren ist man so ziemlich herumgekommen. Fast bei jeder dieser Tagungen gab es fast dieselben Wortmeldungen, dieselben Katastrophenmeldungen. Es gibt einige Ausnahmen, China ist eine Ausnahme. Die zweite wichtige Ausnahme, wo das Fach fast explodiert, sind die arabisch-sprachigen Länder. In Kairo blüht die Germanistik, in Jemen sind neue Institute gegründet worden, werden Professuren besetzt. Es scheinen zwei Regionen zu sein: arabische Länder und China, wo auf jeden Fall die Zahl der Deutsch-Studenten immens hoch ist, immens steigt. Überall sonst haben wir massive Einbrüche. Bei den Begegnungstagungen stellt sich noch etwas anderes heraus, dass wir weltweit nämlich an den besten Universitäten hervorragende Kollegen und Kolleginnen haben, die hervorragende Forschungsarbeit leisten. Das Fach ist gut, es ist ein international gutes Fach. Ärgerlich ist, dass das in der deutschen Germanistik kaum wahrgenommen wird. Ich habe über viele Jahre DAAD-Lektoren ausgewählt, die nach Süd- und Osteuropa gehen. Eine Standardfrage bei den deutschen Absolventen von mir war: „Können Sie mir einen ausländischen Germanisten nennen, der Sie in ihrem Nachdenken irgendwie beeindruckt hat?“ Es war jedes Mal Schweigen. Immer dieselbe Frage. Egal, ob die Kandidaten nach Ungarn, Polen oder Russland gehen wollten, kannten sie keinen einzigen nicht-deutschen Germanisten. Die deutsche Germanistik führt sich erstaunlicher Weise als nationale, provinzielle Disziplin auf, die sich nicht als internationales Fach überhaupt versteht, abgesehen von diesen schlimmen Veranstaltungen, internationalen Kongressen, wo sich Tausende von Kollegen treffen. In Deutschland wird aber die Germanistik nicht als internationales Fach verstanden. Da schneiden wir uns ins eigene Fleisch. Ich halte es nach wie vor für eine attraktive Disziplin mit hervorragenden Wissenschaftlern, tollen Forschungsleistungen; aber es stimmt, dass das Deutsche weltweit als Kommunikationssprache und als Bildungssprache nur noch gewesen ist und in vielen Regionen im absoluten Niedergang ist und – um nichts zu beschönigen – als Schulsprache in vielen Ländern wegfällt.

Das sind allerdings jeweils verschiedene Situationen, in Litauen sieht es anders aus als in Finnland, in Finnland anders als in Tschechien. Die Entwicklung ist allgemein nur so, dass die Schülerzahlen überall einbrechen, dass das politisch oft gewollt oder gefordert wird. Das ist in Deutschland ja ganz genauso. Wie viele deutsche Schüler lernen noch zwei Fremdsprachen auf den Gymnasien? Und wenn in Baden-Württemberg, zumindest im badischen Raum, versucht wird, Französisch als erste Fremdsprache einzuführen, dann machen die Eltern einen Aufstand, dann ziehen wir nach Stuttgart! Ein Jahr in Amerika! Das muss doch sein. Das ist in Deutschland ja dieselbe Platte, dieselbe Melodie wie überall sonst. In den Sonntagsreden hören wir: Mehrsprachigkeit, europäische Identität und dann kommt die Handelsbilanz und der Export. Die Niederlande sind ein wichtiger Handelspartner Deutschlands, ein riesiges Umsatzvolumen. Welcher deutsche Schüler spricht denn bitte schön Niederländisch? Was ist mit unseren kleinen Philologien an unseren Universitäten? Die gehen doch den Bach runter. Eine nach dem anderen, in Heidelberg genauso wie in Mainz und in anderen Städten. Die Klage der Deutschen, dass ihre Sprache vernachlässigt werde, reicht da nicht... Man muss auch gucken im eigenen Land, was sich zurzeit in der Sprachenpolitik tut.

Was ist die Ursache? Natürlich das Englische, klar. Die Konkurrenz zum Englischen kann man aufgeben. Die Sache ist gelaufen. Deutsch ist nicht wichtiger als Französisch, Italienisch, Spanisch oder Griechisch. Es hat keine entschieden größere kommunikative Reichweite mehr. Es war aber nicht so, dass wir in der Fremdsprachendidaktik dem Englischen immer hinterher gelaufen sind. Ich kann mich aus meiner Schulzeit erinnern, als ich 15/16 war, da haben wir Latein und Griechisch zuerst und dann Englisch gehabt, zwei Stunden die Woche, nicht sechs. Dann noch ein bisschen Französisch. Erst aber war es Latein, dann Griechisch und dann kam Englisch dazu. Was haben wir da im Fach Englisch gelernt? Grammatik, Vokabeln, Lesen. Um am Ende Shakespeare lesen zu können. Sprechen? Das konnten wir nicht. Niemand konnte reden. Das Kommunikative haben wir nicht gelernt. Es ging darum, dass man lesen und ein bisschen schreiben kann. Dann kam die tolle kommunikative Wende, wunderbar: Sprachlabor, den Leuten den Mund aufmachen, sprechen und dazu kam Interrail, ein Reiseangebot der Deutschen Bahn für die junge Generation, diese jungen Leute, die durch ganz Europa gefahren sind.

Wie verständigte man sich, wenn man in Interrail-Europa reiste? Was war die gemeinsame Sprache? Englisch. Und die Deutschen fingen ja an, kommunikativ wunderbar zu unterrichten. Die jungen Leute haben dann rasch gemerkt: Den Weg zur Jugendherberge in Heidelberg kriege ich als Finne auf Englisch erklärt. Dafür muss ich Deutsch nicht lernen, also die Notwendigkeit war nicht da. In den Lehrbüchern, egal ob ich in Finnland oder in Schweden unterrichtet habe, da ging es immer schön einfach zu: „Ich heiße so. Und ich so. Können wir was zusammen machen?“ Immer diese Nonsens-Dialoge. Die Kultur, das Deutsche als Bildungssprache, das wurde völlig rausgeschmissen. Das war nicht mehr der Deutschunterricht des 19. Jahrhunderts. Früher gab es noch etwas, was man den Schülern zugemutet hat, auch in Deutsch als Fremdsprache. Uns ist es nicht gelungen, in der Fremdsprachendidaktik zu überlegen, wofür ich die Sprachen lerne. Englisch natürlich, damit ich weltweit

durchkomme. Damit ich mich in der Jugendherberge, im Hotel, am Bahnhof, mit Leuten aus verschiedenen Ländern unterhalten kann, Smalltalk machen kann. Da hätte Deutsch doch eine andere Funktion aufzuweisen, oder? Zwar ist es ein bisschen anstrengender, zwar ist es ein bisschen anders, aber es ist doch auch etwas Interessantes, vielleicht das Lesen zu lernen oder das Denken. Vielleicht wäre das was gewesen. Ich bin altmodisch. Ich finde, da haben wir etwas verpasst. Das ist auch nicht mehr aufzuhalten. Die sinkenden Schülerzahlen bedeuten sinkende Lehrerzahlen, die sinkenden Lehrerzahlen bedeuten eine Bedrohung für die germanistischen Institute in der Masse. Moskau wird immer eine Germanistik behalten, Peking auch. Dass Kanada selbst die Spitzeninstitute schließt halte ich für eine hoffentlich weltweite Ausnahme. Ich denke, an vielen Spitzenuniversitäten wird es immer eine gute Germanistik geben. Da habe ich keine Zweifel. Vielleicht auch als Orchideenfach, vielleicht als ein Orchideeninstitut. Besonders die Germanistik, die sich auf Linguistik, Sprachgeschichte, Literaturwissenschaft konzentriert. Dafür ist in vielen Ländern kein Riesenmarkt mehr vorhanden. Unsere direkten Nachbarländer, Polen und Tschechien sind da vielleicht noch Ausnahmen, aber so ganz wohl auch nicht mehr. In den Niederlanden – wir hatten in Weimar ein Treffen vor wenigen Monaten – gibt es 120 Germanistik Studenten. In ganz Holland 120 Studenten! Wir hatten vor 10 Jahren 7 Germanistikniederlassungen in den Niederlanden, es sind nur noch 2 da. Frankreich stabilisiert sich auf niedrigem Niveau. Es sind überall dieselben Nachrichten.

Was tun? Was man jetzt in vielen Ländern überlegt, ist z.B. der Bereich Tourismus. Sie [zu *Odyseas Athanasiadis*] nannten den Bereich der Technik, Sie nannten erneuerbare Energie, aber Sie haben auch schon darauf hingewiesen, das machen die Germanisten nicht. Die bilden nur die Deutschlehrer aus, aber die braucht man nicht mehr, daher ist jetzt die Frage, wen wir dann noch ausbilden könnten. Nach Experten für Linguistik, für Feinheiten der deutschen Grammatik, für die Sprachgeschichte, nach Experten für die deutsche Literatur ist der Bedarf nicht so sehr sehr groß, also für das, was eigentlich die Kerngermanistik ausmacht. Den Bedarf an Experten für Deutsch gibt es aber durchaus, wie wir hören, in der Wirtschaft, im Energiebereich, in den politischen Bereichen, Übersetzer, Dolmetscher. Es gibt allerlei Bereiche. Ob das Fach es schafft, sich neu zu profilieren durch Fachsprache, durch interkulturelle Kommunikation, wie immer das Stichwort sein wird, ist eine spannende Frage. Es geht aber auch um die Identität des Faches. Ich bin Literaturwissenschaftler und ich will jetzt nicht die Fachsprache im Bereich der erneuerbaren Energien unterrichten. Ich weiß auch nicht, ob Germanistikstudenten mit Fachsprache die Richtigen für die Wirtschaft sind, ob man dort nicht doch Techniker selbst braucht, die dann Deutsch lernen. Also Deutsch in Sprachenzentren, studienbegleitender Unterricht, Fachsprachenunterricht. Dann hätte Germanistik die Ausbildung der Lehrkräfte dafür zu verantworten.

Langer Rede kurzer Sinn: Ich habe eine Formulierung, die benutze ich seit 15 Jahren. Ich habe schon mehrere Aufsätze unter dem immer etwas variierten Titel veröffentlicht: „VOM DEUTSCHEN LEBEN“. Darunter kann man zweierlei verstehen: „Deutsch“ als Adjektiv und „Leben“ als Substantiv, oder „Deutsch“ als Substantiv, „Leben“ als Verb. Es ist im Ausland ja anders als in Deutschland, wo wir im

Studium der Geisteswissenschaften traditionell kaum eine Berufsorientierung haben. Dort aber muss man es schaffen, den Studenten zu zeigen, was man wofür und für welchen Zweck gelernt hat. Es ist weltweit nicht so wie bisweilen noch im reichen Deutschland, dass der Sohnmann und die Tochterfrau 5 oder 7 Jahre lang etwas an der Uni machen können, Hauptsache, der Nachwuchs stört die Eltern bei ihren wichtigen Geschäften nicht. In vielen Ländern müssen junge Leute eine klare Perspektive haben, dass sie nach dem Studium auch Arbeit finden werden, dass sie vom Deutschen werden leben können. Dieses Bedürfnis muss unser Fach ernst nehmen. Das reine Bildungsstudium ist wunderbar, ich schätze es, aber ausschließlich kann es so nicht gehen.

Sandro M. Moraldo: Die Italiener bilden schon lange keine Germanisten mehr aus. Sie haben schon längst eine praxisbezogene Germanistik. Wenn Sie in Italien in der neuen Philologie studieren, dann studieren Sie ein überdisziplinär angelegtes Studienfach. Die Italiener haben da sehr schnell reagiert, denn bereits Mitte der 90er Jahre haben die Neuphilologien darauf angesprochen. Wir bilden keine Lehrer mehr aus. Diese bekommen jetzt eine eigene Ausbildung. Wir haben interdisziplinär angelegte Studiengänge, in denen sie natürlich die Sprache lernen, Touristikmanagement oder für den Betrieb auch interdisziplinär Vorlesungen besuchen müssen. Die Italiener sind auf all das sofort eingegangen. Wir haben diese interdisziplinären Studiengänge, also nicht nur Sprache und Literatur.

Gertrud Maria Rösch: Auf das lange Plädoyer von Andreas F. Kelletat kann ich antworten: Unser Fach braucht eine Öffnung zum Sowohl-als-auch. Ich will es an den Punkten der Wissenschaftssprache klarmachen. Dass Englisch die Wissenschaftssprache und die lingua franca der Naturwissenschaften ist, kann kein Mensch bestreiten und rückgängig machen. Wenn wir allerdings im Neuenheimer Feld alle unsere naturwissenschaftlichen Kollegen fragen, was sie mit ihren Doktoranden machen und ihren Humboldt-Stipendiaten und den Leuten, die für drei Jahre nach Heidelberg kommen, um sich dort weiter bilden zu lassen, dann raten sie ihnen allen zu Sprachkursen im Deutschen. Die Leute kommen ja mit Bewerbungen auf Englisch, mit perfekten Englischkenntnissen und können sich im Labor perfekt verständigen und bewegen, aber sie werden von sich aus Deutsch lernen und werden von ihren Doktorvätern ermuntert, das in dieser Zeit zu tun. Denn die Mehrsprachigkeit ist der Gewinn, nicht die Konkurrenz zwischen Englisch und Deutsch, sondern eben die Mehrsprachigkeit. Ob diese Mehrsprachigkeit Englisch-Deutsch, Polnisch-Deutsch, oder Polnisch-Englisch-Deutsch ist, das bleibt ganz offen. Es ist also eine Öffnung zum Sowohl-als-auch. Wir als Lehrenden dieses Faches – so habe ich das in meiner Karriere erfahren – auch wir sind in diese Situation bestellt, dieses Sowohl-als-auch tun zu müssen. Wenn ich meine Stationen im Ausland überblicke, dann war ich 1989 in Neuseeland. Dort habe ich das ganze Fach unterrichtet. Ich war eine Literaturwissenschaftlerin, ich hatte promoviert in der Literatur des 20. Jahrhunderts und ich musste in Neuseeland Grammatik Stufe 3 unterrichten, ich musste 19. Jahrhundert, 20. Jahrhundert und auch noch Landeskunde unterrichten. Da wurde überhaupt nicht

diskutiert. Germanisten sind Germanisten. Ich habe Studenten ausgebildet, die Psychologie, Computerlinguistik, Geschichte, Anthropologie studierten und sie lernten Deutsch als Teil ihres Faches, und um in ihrem Fach weiter zu kommen, als sie nur mit Englisch gekommen wären. Wie das im Moment ist in Neuseeland, wie es dort in der Zwischenzeit aussieht, kann ich nicht sagen. Genau zehn Jahre später war ich in der Tschechischen Republik. Ich war vom DAAD gebeten worden, dort zu helfen. Ich hatte den Eindruck, die tschechischen Universitäten haben sich totgesiegt, denn diese Universitäten sind in der Zwischenzeit so gut wie ihre deutschen Gegenstücke. Man hat dort Bachelor-Studiengänge eingeführt, zum Teil vor den deutschen Universitäten. Sie werden von deutschen, österreichischen Kollegen und Kolleginnen getragen. Diese Studiengänge werden zum Teil auf Deutsch unterrichtet. Sie sind wirklich konkurrenzfähig. So haben wir keinen Grund auf unsere Auslandskollegen herabzuschauen. Das war 1999. Und jetzt bekommen wir die Folge dieser guten Politik zu sehen: die Studierendenzahlen aus Ländern wie Tschechien und Ungarn gehen zurück, weil die Leute nun einfach in Deutschland oder Österreich studieren. Mein dritter Auslandsaufenthalt war 2009. Ich war in den USA als Max-Kade-Professorin. In dieser Zeit haben dort auch Schreckensmeldungen überwogen. Eine davon lautete: „Im Staate Florida gibt es keine Germanistik-Ausbildung auf Graduate-Niveau mehr.“ Was heißt das? Von 51 Staaten gibt es in einem Staat keine Germanistik mehr. Natürlich ist es ein Schlag. Es ist ein Schlag gegen die Geschichte der Universität, an der ein Studiengang eingestellt worden ist, und der Institute der jeweiligen Staaten. Aber, wenn wir uns die amerikanische Germanistik anschauen, wie sie im Nordosten und im Nordwesten aussieht, in Seattle, in Bloomington, an all diesen berühmten Instituten, die heute noch weltweit ihren guten Ruf als germanistische Institute haben, dann ist das eine kleine Zufälligkeit, die man zu einer Untergangsmeldung nicht übersteigern soll. In Amerika ist in der Zwischenzeit die Germanistik ein Elite-Fach geworden, das heißt: Wer Germanistik studiert, hat den Anspruch, etwas mehr an Kompetenz zu erwerben, als derjenige, der die Sprache nicht erwirbt.

Giulio Pagonis: Zur Lage der Germanistik im Ausland kann ich ja kaum etwas sagen. Ich habe in Athen Deutsch unterrichtet, bevor ich hier ans Institut kam und Deutsch als Fremdsprachenphilologie studiert habe. Dann bin ich auch hier geblieben. Ich hatte ursprünglich vor, nach Griechenland zurückzugehen, um dort Deutsch zu unterrichten. Das hat sich aber so nicht ergeben.

Wenn die Situation insgesamt kritisch aussieht, was die Stellung des Deutschen im Ausland betrifft, dann kann man dagegen in Deutschland feststellen –hier gibt es ja auch Menschen, die Deutsch erwerben, und zwar als Zweitsprache –, dass sich hier die Situation des Deutschen gravierend verbessert. Wir haben einen riesigen Fundus an Menschen, die prädestiniert sind, als Mittler zwischen den Kulturen aufzutreten, beidsprachig, eine Sprache z.B. Türkisch, Polnisch, Albanisch usw., die andere Deutsch, und diese Vermittlerrolle prototypisch ausführen könnten, auch im Ausland. Es gibt im Wesentlichen zwei Sachverhalte, die lassen sich ganz gut beschreiben, erstens ist die Situation nicht befriedigend, das heißt die Kinder, die aus Familien mit Migrationshintergrund in Deutschland kommen, sind häufig diejenigen, die aus dem

Bildungssystem aussortiert werden, und zwar u.a. aufgrund fehlender Kompetenz im Deutschen als Zweitsprache.

Das ist ein Sachverhalt, der ist bedauernswert und er ist relativ präzise beschreibbar. Aber gleichzeitig beobachten wir, dass die politisch Verantwortlichen, aber auch die Wissenschaft auf diesen Umstand mit dem geschlossenen Willen reagieren, Ressourcen bereitzustellen, um dieser Situation entgegen zu arbeiten. Ich finde, dass es in den letzten 15 Jahren viele Bemühungen gab, damit den Kindern, die in Deutschland geboren werden, die hier in das Schulsystem über die Kindertagesstätte hineinkommen, geholfen wird, Zugang zum Leben in Deutschland finden, sich als bilinguale, kompetente multikulturelle Individuen auszubilden. Der Zustand ist noch immer nicht befriedigend, aber der Wille ist da. Darum sollten wir zuversichtlich sein, dass ein Impuls bei einer gut funktionierenden Gesellschaft über die deutschen Grenzen hinausgeht.

Stimme aus dem Publikum: Ich bin Romanist und vermisse auf dem Podium jemand für Spanisch. Ich bin seit 25 Jahren im europäischen Spanischlehrer- und Dozentenverband und war jetzt auf einem Kongress in Cuenca. In Spanien ist eine Tendenz wie in den 60er Jahren zu beobachten. Nicht dass die Gastarbeiter kommen, sondern Akademiker. Es gibt 45% Jugend-Arbeitslosigkeit. Warum? Weil es kein System der dualen beruflichen Bildung gibt. Dort war ich 30 Jahre beschäftigt und habe in der Fachsprache BASF-Leute ausgebildet. In Spanien ist dies eine neue Entwicklung. Außerdem habe ich in Havanna in Cuba unterrichtet. Die Universität Mainz hat ein Alumniprogramm, das nun aber aus politischen Gründen abgebrochen wurde. Ich würde gerne wissen, ob viele Studierende aus dem spanisch-sprachigen Raum da sind, in Deutschland?

Andreas F. Kelletat: Ich muss sagen, dass bei uns in Germersheim die Zahlen der Studierenden aus Spanien und Lateinamerika drastisch zurückgegangen sind. Wir bekommen noch relativ viele Studenten im Erasmus-Austausch. Das sind meist Studenten, die im ersten Jahr ihres Studiums erst angefangen haben, Deutsch zu studieren. Sie kommen dann für ein Semester nach Deutschland, um endlich Deutsch zu lernen. Vom Germanistik-Studium im engeren Sinne kann man da nicht reden. Es sind Spracherwerbskurse, die diese Studenten machen müssen. In Lateinamerika ist die Nachfrage im Moment auch relativ gering. Man kann natürlich nach wie vor einiges finden, wenn man zum Beispiel die Studiengebühren erlassen würde, dass man sich selbst das Studium finanzieren könnte. Für die Mittelschicht in den weniger wohlhabenden Ländern ist es immer noch attraktiv, Kinder nach Deutschland zu schicken. Es ist einfach billiger. Natürlich würden sie viel lieber nach England oder Amerika gehen, aber das können sie sich oft nicht leisten. Das ist wohl auch die Politik des DAAD, in diesen bestimmten Sozialschichten zu fischen und dort *brain drain* zu verursachen, und den deutschen Markt zu verstärken.

Stimme aus dem Publikum (Romanist): Ergänzend zu Spanien. Es gibt in Spanien spezielle Escuelas, Sprachhochschulen. Auf den Kanaren z.B. ist die Arbeitslosigkeit

besonders hoch. In Las Palmas gibt es dort nun eine eigene Fakultät, die übrigens Heidelberg in den 90er Jahren mit gefördert hat. Herr Wechsler war ein anerkannter Dolmetscher dort, er hat Philippe Gonzalez gedolmetscht. Auf den Kanaren ist logischerweise der Tourismus stark und mit ihm die Nachfrage nach entsprechenden Sprachkursen. Die Leute stehen bei den Kursen Schlange. Sogar im „Weltspiegel“ und im „Auslandsjournal“ haben sie gezeigt, wie groß die Nachfrage nach diesen Kursen ist. Diese Escuelas sind wie unsere Hochschulen, aber qualitativ höher, weil sie Prüfungen machen. Sie sind auch relativ preiswert.

Andreas F. Kelletat: Das ist eine Tendenz, die wir in ganz Europa sehen können: Dort, wo der Arbeitsmarkt wächst, wird das Interesse am Deutschen größer. Die Frage ist, was das am Ende dem Fach Germanistik bringt. Wir haben es in Litauen, Lettland und Estland gesehen. Der deutsche Markt war für die Arbeitskräfte von dort nach dem EU-Beitritt verschlossen. Wir haben in Deutschland gesagt, dass wir sieben Jahre Zeit haben wollen, bevor die ganzen „polnischen Arbeiter“ kommen, um uns die Arbeit wegzunehmen. Die sind dann eben nach England und nach Irland gegangen. Jetzt ist auch Deutschland offen. Nun werden in Litauen jede Menge Deutschkurse für Leute angeboten, die als Krankenschwestern kommen wollen oder als Facharbeiter. Und so ist für einen Germanisten dort ein Arbeitsplatz für ein paar Jahre zu finden. Ich glaube nicht, dass das eine grundsätzliche Lösung für unser Fach ist. Es ist natürlich eine interessante Entwicklung und es ist natürlich schön, dass Deutschland so viele Arbeitskräfte bekommt, die schon erwachsen sind, gut ausgebildet und integrationsfähig. Aber ob das der Germanistik hilft?

Gertrud Maria Rösch: Darf ich da etwas hinzufügen? Mich würde jetzt interessieren, ob die Germanistikinstitute in diesen Ländern wie Polen, Litauen auf die veränderte Situation reagiert haben. Haben sie dort Anfängerkurse eingeführt? Was in Tschechien zum Beispiel passiert ist. Haben sie darauf mit einer Verstärkung von Fremdsprachendidaktik reagiert, um genau solche Leute zu gewinnen, die ansonsten ans Goethe-Institut gehen, Geld bezahlen, oder an private Sprachschulen gehen, und dort innerhalb von 2 Jahren soviel lernen, dass sie erreichen können was sie wollen, nämlich Sprachkenntnisse für die Arbeitsmigration?

Jürgen Joachimsthaler: Ich kann für Polen und generell für die Länder Ostmitteleuropas sagen, dass es ein großes Problem ist. Es besteht da nämlich eine große Spannung: Wollen wir konsequent Philologie betreiben oder sollen wir Germanistik als eine Art Sprach- und Kulturkurs betrachten? Wenn jemand aus beruflichen Gründen nach Deutschland gehen möchte, braucht er ein bestimmtes Maß an allgemeinem Deutsch, er braucht vielleicht eine spezifische Fachsprache, je nachdem in welchen Bereich er geht. Und die Nachfrage entwickelt sich in diese Richtung. Ich kann dies jetzt über den Mitteleuropäischen Germanistenverband in verschiedenen Ländern beobachten: Polen, Tschechien, Ungarn, die baltischen Länder, Slowenien, Kroatien, mit etwas Zeitverzögerung auch Rumänien und Bulgarien. Das verursacht eine Spannung, die unter den Kollegen zu fachlichen Identitätsproblemen führen kann. Da gibt

es welche, die sagen: „Wir sind Wissenschaftler! Wir wollen die Krise der Germanistik so diskutieren, dass wir uns wissenschaftlich weiterentwickeln, wissenschaftlich verbessern“ – in der Hoffnung, dass dann die Studenten nachkommen. Das ist die eine Lösung. Die andere Lösung ist der radikale Schnitt: Wir müssen schauen, dass wir möglichst viele Interessenten bekommen, und das bedeutet dann praktisch einen Sprachkurs statt Germanistik. Das sind die zwei Extrempositionen, die es gibt und irgendwo dazwischen müssen sich die meisten Fächer platzieren.

Gertrud Maria Rösch: Ich habe eine direkte Frage ins Publikum. Ist jemand da, der eine germanistische Ausbildung an einer amerikanischen Universität durchlaufen hat?

Eine Studentin: Ich komme aus Kanada. Wir hatten Deutsch in der Schule gehabt, aber nur zwei Jahre lang, und zwar in der 10. und der 11. Klasse. Zu wenig Leute wollten da mit machen, deswegen wurde es abgebrochen. So musste ich leider an der Uni von Anfang an beginnen. Das hat mich sehr viel Zeit gekostet. Ich habe meinen Abschluss an der University of Western Ontario gemacht. Bis zum dritten Jahr konnte ich ziemlich viel gut verstehen, aber Kommunikation hat mir schon gefehlt. Ab dem dritten Jahr mussten wir Literatur machen, was für manche der Grund war, dass sie kein Deutsch mehr studieren wollten. Denn es ist nicht nutzbar, Literatur zu studieren. Man kann das nur aus Interesse tun. Für diejenigen, die nur kommunizieren wollen, wäre mehr Praxis, vielleicht fachsprachlich, sinnvoller. Das hat mich schon betroffen; in Queens, wo ich schon eine Zusage für mein Masterstudium bekommen habe, habe ich es abgelehnt, da ich eigentlich Sprachwissenschaft studieren wollte. Deshalb bin ich hierher gekommen, zu den Linguisten. Wie jetzt meine Perspektiven für eine Doktorarbeit aussehen, habe ich eigentlich Angst davor, was ich danach mache. Da ich jetzt 6 Jahre studiert habe, muss sich jetzt natürlich etwas finden. Ich glaube, ich werde dann wahrscheinlich eher zu einem allgemein psycholinguistischen Aspekt neigen als zu einem germanistischen. Das wäre auch meine Frage. Wie könnte es für eine Person in meiner Situation im nordamerikanischen Raum aussehen? Ich interessiere mich für Sprachwissenschaft, natürlich auch zum Teil für Literatur. Aber am Anfang wollte ich hauptsächlich Deutschunterricht machen. Jetzt glaube ich, dass es fast unmöglich ist, vor allem zu Hause.

Caitlyn Westbrooke: Ich komme aus Neuseeland. Ich habe dort Deutsch im Bachelor als Hauptfach studiert, im Master Deutsch als Fremdsprache mit Literaturwissenschaft im Hauptfach, Didaktik im Beifach. Deine Aussage hat mich überrascht. Wenn man aus Neuseeland kommt, ist man daran gewöhnt, dass es eine Heterogenität im Unterricht gibt, sowohl im Sprachkurs, als auch in den Kursen, die eher Literatur oder Landeskunde und Kultur vermitteln, die dann oft auf Englisch gehalten werden. Meine Frage wäre, ob es allgemein in Europa diese Heterogenität beim Einstieg steigt, ob es dann wichtig oder möglich ist, angehende Lehrer darauf vorzubereiten.

Andreas F. Kelletat: Sie meinen angehende Hochschullehrer?

Caitlyn Westbrokke: Ja, also Generalisten.

Andreas F. Kelletat: Es ist natürlich von Land zu Land unterschiedlich. In Polen ist es wohl an vielen Standorten nach wie vor nicht allzu schwierig, Leute zu finden, die mit einem gewissen Maß an vorausgesetzten Deutschkenntnissen an die Hochschulen kommen. In anderen Ländern, wo aufgrund der offiziellen Sprachpolitik nur eine Fremdsprache obligatorisch vorgeschrieben ist, sieht es schlechter aus. So kann man das nicht generell beantworten. Jeder, der die Germanistik kennt, muss jeweils in dem eigenen Land schauen, wie sind da die Bedingungen und dann darauf reagieren. Wer nicht reagiert, der wird geschlossen.

Jürgen Joachimsthaler: Was wir beobachten können, ist dass jetzt in vielen Ländern viele Institute anfangen, spezifische Programme unter dem breiten Deckmantel „kulturwissenschaftlich“ zu entwickeln, auf den ganze Institute zugeschnitten werden können. In anderen versucht man eher, die traditionelle Germanistik zu wahren und zunächst vielleicht mit wirtschaftlichen Aspekten zu kombinieren. Oft geht die Orientierung auch in die Richtung Übersetzung. Die einzelnen Institute versuchen für sich jeweils ein Modell zu entwickeln. Dabei verunsichert in vielen einst sozialistischen Ländern zusätzlich die noch neue Situation, dass sie jetzt in Konkurrenz um die Studenten zueinander stehen. Wenn man während der Rekrutations- bzw. Bewerbungszeit da ist, hängen dort manchmal schon große Banner aus, die für bestimmte Studiengänge werben. Man versucht wirklich mit allen Methoden, die Studenten für sich zu gewinnen. Und dann, plötzlich, wird auch Wissenschaft wieder wichtig, weil man sagen und im Werbematerial mitteilen kann, unser wissenschaftliches Profil ist so und so, unsere Mitarbeiter veröffentlichen das und das. Es ist wahrscheinlich nicht das, was das Berufsleben der Studenten sein wird, aber sie bekommen durch solche Informationen das Gefühl, fachlich gut aufgehoben zu sein. Und vielleicht interessiert sie sogar der eine oder andere Inhalt. Und die Institute können zeigen, was sie machen. Auch wenn Studenten nur Sprache lernen wollen, wollen sie das Gefühl haben: „Ich bin hier bei Spezialisten, die sich gut auskennen, bei wichtigen und angesehenen Wissenschaftlern.“ Deshalb wird von vielen Studienbewerbern doch darauf geachtet, wie das wissenschaftliche Renommee einer Einrichtung ist. In diesem Feld, in dem sich die Universitäten neu platzieren müssen, gibt es also ein breites Spektrum an Möglichkeiten und eine wachsende Differenzierung.

Andreas F. Kelletat: Als ich 1984 nach Finnland ging, hatten wir 20 Germanistikprofessoren, davon sind weniger als die Hälfte übrig. Wie das Fach auf die sinkenden Schüler- und Studentenzahlen reagiert hat, darüber lassen sich von unserem Kollegen aus Tampere bestimmt ein paar Sätze aus finnischer Sicht sagen.

Ewald Reuter: In Finnland hat sich das Fach zunächst natürlich vehement gegen Veränderungen gewehrt, man sagte: „Die finnische Germanistik ist gut, sie ist international anerkannt, wir haben starke eigene Reihen, wir sind die Experten für die deutsche Sprache in Finnland. Aus welchem Grund sollten wir irgendwas anders machen?“

Heutzutage werden die Germanisten einfach nicht mehr gefragt, was sie selbst über ihr Fach denken oder was man anderswo über die finnische Germanistik denkt. Auf Anweisung des Ministeriums diktiert heutzutage in Finnland die Uni-Leitung, worauf es in den Studiengängen ankommt: Wir *müssen* uns „profilieren“, wir *wollen* uns eigentlich gar nicht „profilieren“, aber der Wunsch oder besser: der Auftrag, der wird von oben an uns herangetragen. Wissenschaftliche Bildung ist dabei nur das Eine, das zählt, wogegen auch keiner etwas einzuwenden hat. Was aber mittlerweile genauso viel zählt oder was eigentlich noch wichtiger ist, das ist die Eingliederung der Absolventen in das Arbeitsleben! Mit „Profilierung“ des Faches wird heutzutage in Finnland hauptsächlich die berufsbildende Seite des Faches gemeint. Im Klartext bedeutet das: Wer sich nicht bewegt, der wird irgendwann abgeschafft. Entweder Ihr weist nach, dass Eure Absolventen 3-5 Jahre nach dem Abschluss in solchen Bereichen tätig sind, für die sie ausgebildet wurden, oder man braucht Euch nicht. Das Studium, so die Message der Uni-Leitungen, das Studium darf in keine beruflichen Sackgassen führen. Und ich meine, daran sollte man auch andernorts denken! Nur zur Erläuterung: Bis vor Kurzem ist es in Finnland fast immer so gewesen, dass es 5 bis 10 Jahre gedauert hatte, bis eine mittel- oder westeuropäische Innovation in den Norden kam. Mittlerweile hat sich das Verhältnis umgekehrt, also im Bereich von Erziehung und Wissenschaft, siehe PISA und Bologna. Da sind die nordischen Länder nun zum Trendsetter geworden, von denen Mittel- und Westeuropa lernt oder lernen kann. Denken Sie mal daran: Was ich hier aus Finnland berichte, könnte bald auch auf Sie zukommen.

Frage aus dem Publikum: Ich habe zwei Fragen, eine an Herrn Pagonis, eine an Herrn Kelletat. Das erste wäre: Kann man, nach dem was Sie über die Entwicklung in Deutschland gesagt haben, davon ausgehen, dass an den Instituten wie diesem hier verstärkt Lehrkräfte für den einheimischen Markt ausgebildet werden? Und in welche Richtung ginge es dann? Ist es eher der universitäre Bereich?

Giulio Pagonis: Es wird demnächst, um ganz konkret Ihre Frage zu beantworten, ein neuer Masterstudiengang in diesem Hause eingerichtet, Deutsch als Zweitsprache. Dieser Studiengang wendet sich an Interessenten, die in Deutschland für die Vermittlung von Deutsch als Zweitsprache Experten werden wollen. Das sind häufig Menschen, die monolingual mit Deutsch aufgewachsen sind, die bereits ein anderes Studium abgeschlossen haben, oder an einer Hochschule zu Lehrern ausgebildet worden sind, und eine neue Profilbildung suchen. Damit wollen wir auf den Bedarf für solche Leute reagieren. In Deutschland bilden sich zunehmend Studiengänge für Deutsch als Zweitsprache, die dann wirklich getrennt von Deutsch als Fremdsprache laufen.

Stimme aus dem Publikum: Anschließend gleich die zweite Frage zu Deutsch als Wissenschaftssprache. Ich habe in Neuseeland unterrichtet. In den Bibliotheken habe ich gemerkt, dass ganze Regale deutschsprachig sind. Man hat mir gesagt, Deutsch ist besonders bei den Geisteswissenschaftlern die Wissenschaftssprache. Wie ist da der Stand allgemein: Deutsch als Wissenschaftssprache?

Andrea F. Kelleat: Es gibt Statistiken und Untersuchungen dazu, getrennt nach den einzelnen Bereichen, nach Maschinenbau oder Technik, Ingenieurwissenschaften, Medizin. Für die Naturwissenschaften scheint es relativ eindeutig zu sein, dass Englisch die fast alleinige Wissenschaftssprache geworden ist. In den Geisteswissenschaften sieht es anders aus. Das Problem ist eben: Dadurch dass Deutsch als Schulsprache so stark zurückgegangen ist, dass wir kaum noch Leser haben und Übersetzungen stark gefordert sind. Sie finden weltweit kaum noch Soziologen, die Habermas auf Deutsch lesen können, und kaum auch Philosophen, die Kant auf Deutsch lesen können. Was das für Konsequenzen auf die Dauer haben wird, darüber sollte man nachdenken. Ich fürchte, dass wir die Welt nur noch durch die Brille einer einzigen Sprache wahrnehmen werden. Eine Ursache war natürlich der Faschismus. Wenn jemand ins Exil gejagt wird, der in deutscher Sprache Physik gelehrt hat, dann muss man sich nicht wundern, wenn dieses Fach international kein Deutsch mehr sprechen will. So ist es in vielen Fächern gegangen. Es hat lange gedauert, bis die Konsequenzen kamen, und auf das Deutsche verzichtet wurde. Dennoch glaube ich, dass wir in bestimmten Bereichen etwas tun sollten. Ich erinnere mich an ein Gespräch in Rumänien mit einem Kunsthistoriker auf einer DAAD-Alumni-Tagung. Da wies er mich darauf hin, dass es Publikationsorgane in der Kunstgeschichte gibt, die auf Deutsch erscheinen. Er kann auf Deutsch gut lesen und sogar schreiben, aber nicht so gut, dass er selbst etwas an eine deutsche Redaktion schicken kann, damit es dort gedruckt wird. Er braucht jemanden, der ihm hilft und noch mal über den Text 'rübergibt, einen Kollegen in Deutschland. Ich glaube, dies gilt auch in anderen Disziplinen. Man müsste sehr genau gucken, wie sieht es in der Theologie aus, in der protestantischen Theologie. Die protestantischen Theologen weltweit lesen Luther nach wie vor auf Deutsch. Das mögen Nischen sein, aber man sollte nicht auch die noch aufgeben. Da könnten auch der Deutsche Akademische Austauschdienst, die DFG, oder die Humboldt-Stiftung mal was tun.

Wir hatten nach 1989, nach der Wende ein großes Interesse am Deutschen in vielen Ländern. Das ist völlig verscherzt worden. Da ist bildungspolitisch, das kann man als Germanist sagen, sehr viel Porzellan zerdeppert worden, wenn ich z.B. sehe, dass der DAAD jahrelang Englisch gepuscht hat, dass wir unsere Bewerbungen bei der DFG nur noch auf Englisch einreichen dürfen. Da ist in Deutschland manches wirklich verdorben worden. Wir sehen erst seit 5-6 Jahren wieder eine Wende. Sie kommt sehr spät. Goethe-Institut, DAAD und DFG versuchen jetzt ein neues Schlagwort: „Deutsch als Wissenschaftssprache!“ Ob da noch etwas gut zu machen ist, wird man noch abwarten müssen. An der Spitze des DAAD ist ein Wandel eingetreten. Die englische Karte wird nicht mehr so gezogen, wie noch vor 10 Jahren. Ich habe es in Bangkok bei einem Germanisten-Kongress erlebt. Germanisten aus ganz Südostasien, aus Vietnam, die hatten in Leipzig Deutsch studiert und konnten kein Englisch. Was macht der DAAD bei der Germanisten-Tagung? Da setzt sich jemand hin und verteilt englische Broschüren und erzählt auf Englisch, man solle für den Studienstandort Deutschland Werbung betreiben. Das vor Menschen, deren Lebensarbeit die deutsche Sprache und Kultur ist! Da könnte man sagen: „Lieber DAAD, Du bist durchgedreht!“

Andererseits bedient man sich in vielen Ländern einer Fremdsprache für die internationale Wissenschaft. Ein finnischer Philosoph, der auf Finnisch schreibt, wird nur in Finnland gelesen. Er muss auch auf Englisch oder Deutsch schreiben. Die Diskussion ist ein bisschen zwiespältig. Ich glaube, dass in den nächsten Jahren Spielraum da ist, es hängt aber im Wesentlichen davon ab, dass aus anderen Disziplinen und nicht aus dem Fach Germanistik die Kollegen sagen: „Mit dieser Englisch-Jacke, das ist uns zu eng. Es ist wie ein zu enger Anzug. Ich möchte meinen Vortrag auf Deutsch halten.“ Wenn wir im Ausland sind, wenn wir in Athen sind, kann man um den Kaffee auf Deutsch bitten. Ich muss es nicht auf Englisch machen. Ich mache immer wieder die Erfahrung, dass ich auf Deutsch eine vollständige Antwort bekomme. In der Wissenschaft kann es genauso gut gelingen wie in unserem Alltag. Bei der Übersetzung in andere Sprachen funktioniert es mit der Förderung durch deutsche Institutionen wunderbar, aber wir sollten uns auch die andere Richtung anschauen, nämlich das Übersetzen ins Deutsche, besonders im wissenschaftlichen Publikationsbereich.

Jürgen Joachimsthaler: Ja, die deutsche Arroganz anderen Sprachen gegenüber ist manchmal erschütternd. In unserem Nachbarland Polen weiß man mehr von Deutschland als umgekehrt, es gibt da ein Sprichwort „Polonica non leguntur“. Das ist bitter, wenn man sich um gute Nachbarschaft bemüht und von der anderen Seite kaum wahrgenommen wird. Aber ich fürchte, das Problem reicht tiefer. Viele verantwortliche Deutsche missachten nicht nur die Sprachen unserer Nachbarn, besonders derer im Osten, sie achten, und vielleicht hängt das ja zusammen, auch die eigene nicht. Man könnte endlose Anekdoten über die Selbstaufgabe der deutschen Sprache erzählen – und wie diese Selbstaufgabe auch ein Akt der Arroganz gegenüber freundlichen Kontaktversuchen seitens unserer Nachbarn ist. Es gibt da eine Geschichte, die immer wieder kolportiert wird. Ich weiß nicht, ob sie wahr ist, aber dass ich sie seit 20 Jahren in unseren östlichen Nachbarländern, und zwar in mehreren, immer wieder zu hören bekomme, zeigt zumindest, was man dort von der deutschen Sprachpolitik denkt: Nach der Wende trafen sich die Außenminister von Polen, Tschechien, Ungarn und Deutschland. Alle konnten Deutsch, die Außenminister der anderen Länder wollten Deutsch reden, aber dies wurde von dem deutschen Außenminister unterbunden – man kommunizierte mit Hilfe von Dolmetschern auf dem Umweg über das Englische.

Hans-Günther Schwarz: Ich möchte noch eine Anekdote, das heißt eine wahre Geschichte erzählen. In Kanada müssen Sie als Universitätslehrer Anfänger unterrichten, Sprachunterricht. Ein Mathematiker kam auf mich zu und sagte: „Why have the Germans given up on science?“ Die Zeitschrift für Mathematik, die Zeitschrift für Chemie – all das erscheint nur mit englischen Beiträgen, die Zeitschriften selbst aber behalten den deutschen Titel bei. Der Student glaubte, alle Artikel seien von Amerikanern geschrieben, und nicht von Deutschen. Es schien ihm unmöglich, dass jemand auf Englisch schreibt, wenn er ein Deutscher ist. Ich habe ihn aber darauf hin aufgeklärt und sagte: „Es sind Deutsche, die auf Englisch schreiben.“

Jürgen Joachimsthaler: Ja, es kann ganz absurde Formen annehmen. Bei der Vorbereitung des Podiums habe ich verschiedene Alumni, die sich zur Jubiläumsfeier angemeldet hatten, angefragt, ich habe versucht, Interessenten für die Teilnahme hier zu finden. Einer hat mir geantwortet: „Germanistik beschäftigt mich schon lange nicht mehr. Deutsch spricht in ein paar Jahren eh keiner mehr. Alles wird sowieso auf Englisch laufen.“ Das war also eine glatte Absage.

Gertrud Maria Rösch: Dieselben Bücher, die einer meiner Vorredner in Neuseeland gesehen hat, habe, glaube ich, ich selbst vor 20 Jahren auch schon gesehen. Es ist tatsächlich bewundernswert, wie viel Substanz dieses Fach in Neuseeland hat, was ja wirklich eine kleine Volkswirtschaft mit einer kleinen Bevölkerung ist, die dieses Universitätssystem erhalten muss. Zum Thema Wissenschaftssprache: Ich glaube zu diesem Thema gibt es auch ein Sowohl-als-auch. Die Publikationen auf Englisch sollten uns absolut möglich sein, sie sollten kein Verabschieden der eigenen Wissenschaftstradition sein, sondern ein Zugeständnis an die Wissenschaftssprache, die international verbreitet ist. Nichtsdestoweniger entbindet uns das nicht von der Pflicht, eine eigene Wissenschaftssprache zu entwickeln und zu pflegen und dafür zu sorgen, dass sie richtig übersetzt wird. Ich habe mich vor kurzem mit einem Chemiker unterhalten, der meinte, auf ihn wird ein massiver Druck ausgeübt, englischsprachige Studiengänge einzurichten, denn das wäre eine ganz großer Konkurrenzvorteil gegenüber den englischsprachigen angelsächsischen Universitäten. Da könnte man wirklich punkten in den Naturwissenschaften und auch mehr Absolventen und Doktoranden gewinnen. Das kann sein Institut nicht leisten. Er selbst hat in Cambridge gearbeitet, aber nicht sein ganzes Institut, nicht jeder der Mitarbeiter ist in der Lage eine passable Vorlesung auf Englisch zu halten, die wirklich konkurrenzfähig und wissenschaftlich haltbar in ihrer Präsentation ist. Wir begeben uns da einer Kompetenz, wenn wir in das reinschlüpfen, was Du (*zu Andreas F. Kelletat*) „eine zu enge Jacke“ genannt hast. Nichtsdestoweniger soll es nicht heißen, dass es nicht Formen des Lernens und der Unterstützung des Lernens geben kann, die genau in solchen Fächern für Studierende greift, die noch nicht genug Deutsch können, die aber trotzdem bereits hier studieren wollen. Es spricht absolut nichts dagegen, eine Vorlesung auf Deutsch zu halten und gleichzeitig eine *moodle*-Version auf Englisch zu haben – wenn es wenigstens exaktes Englisch ist.

Jürgen Joachimsthaler: Ich will noch eine Sache nachtragen. Für mich ist es auch ein demokratisches Problem. Es gab Zeiten, in denen die Wissenschaftssprache Latein war und der Großteil der Bevölkerung von ihr ausgeschlossen war. Ich halte es schon für eine grundsätzliche Frage, ob man in der Sprache des Landes, in dem man wissenschaftlich arbeitet, auch die wissenschaftlichen Erkenntnisse in dieser Sprache veröffentlicht, oder ob das davon abgehoben wird. Es spricht nichts dagegen, auch das Englische zu benutzen, aber die Nutzung des Englischen befreit uns nicht von unserer Verpflichtung, die wir den Menschen hier gegenüber haben.

Ewald Reuter: Dass sich die Germanistik ändern muss, kam in Finnland, wie vorhin gesagt, von oben, also durch die Hochschulreform nach dem Motto: „Friss oder stirb!“ Das Institut wird überleben oder es wird nicht überleben. Wenn keine Absolventen ins Arbeitsleben gelangen, dann wird geschlossen. Das war keine Erfindung der Germanisten, das kam von oben. Aber wichtig ist auch zu sehen, dass das natürlich eben nicht nur von oben kam. Es kommt eben auch von unten. Bereits im ersten Semester, also manchmal schon bei den Bewerbungen, fragen die jungen Leute: „Was kann ich werden, wenn ich Germanistik studiere, aber nicht Deutschlehrer werden will?“ Was antwortet man darauf? Früher sagte man einfach: „Wenn du erst mal fünf bis sieben Jahre Germanistik studiert hast, dann willst du gar nichts Anderes mehr werden als Deutschlehrer.“ Die Frage, die Herr Kelletat so schön auf die griffige Formel gebracht hat: „Wie kann man vom Deutschen leben?“, diese Frage hat es schon lange gegeben, aber das Fach hat sie ignoriert, wenigstens in Finnland. Also selbst wenn die Germanistik mein Traumfach ist: „Was kann ich nach fünf Jahren Studium damit anfangen?“ Das also ist heute die entscheidende Frage. Und wie reagiert die Germanistik heute darauf, in Finnland und anderswo? Ich meine, dass es im Prinzip zwei Antworten gibt. Es gibt die *additive* Lösung: Der germanistische Fächerkanon wird einfach um zusätzliche Kurse erweitert. Man kauft in anderen Fakultäten oder benachbarten Universitäten zum Beispiel BWL, VWL, Kulturmanagement usw. als zusätzlichen Unterricht ein. Das eigene Fach, die eigene fachliche Identität wird davon überhaupt nicht berührt. Die andere Lösung würde ich die *integrative* Lösung nennen: Man arbeitet mit anderen Fächern oder Fachbereichen zusammen und etabliert multi- oder interdisziplinäre Lern- und Forschungsgegenstände. In Finnland gibt es so etwas im Bereich der Wirtschafts- und Technikkommunikation: Substanzwissen erwerben Studierende in anderen Fächern, für die Analyse von Sprache und Kommunikation in diesen Wissens- und Arbeitsgebieten sind die Philologen zuständig. So etwas gibt es bereits, da braucht man nicht lange suchen, zum Beispiel bei uns in Tampere im Rahmen der interkulturellen Wirtschaftskommunikation bereits seit Jahren. Da Literatur in der finnischen Germanistik leider unterrepräsentiert ist, fällt mir so spontan als additive Lösung nicht so viel Handfestes ein. Aber in Finnland, so unter Kollegen, würde ich mit folgendem Brainstorming anfangen: Was kann man in dieser Hinsicht von Deutschland lernen? Oder von den anderen DACHL-Ländern? Was ist da literaturmäßig oder kultur- und kunstmäßig los? Und kuck an: Da gibt es das dichteste Bildungsnetz der Welt mit allen bildungsbürgerlichen Bastionen, Theater boomen, Museen boomen, Konzerte boomen. Kunst und Kultur sind *in*, sind *event*! Im kulturwissenschaftlichen Sinne kann man da, wenn man nur will, in der Grundlagenforschung Brücken bauen zu den Wirtschaftswissenschaften: „Wie wird diese event-Kultur gemacht? Wie hat man das geschafft?“ Das ist etwas, was viele andere Länder auch interessiert. Finnische Medien berichten mit Staunen darüber, Berlin ist für finnische Künstler und Kulturleute ein Muss, natürlich auch London und New York. Aber Berlin liegt vor der Haustür, man kann praktisch mit der Straßenbahn hin. Solche Projekte, solche Events mit allem ihrem Drum und Dran, kann man nicht nur kulturwissenschaftlich betrachten, sondern auch zusammen mit Betriebswirten. Die Kulturwissenschaften können nach meiner Meinung eine Klammer dafür sein.

Solche Sachen kann man untersuchen, also zum Beispiel event-Management, Moden und Stile der Jugend, nicht nur bildungstheoretisch, sondern auch hinsichtlich ihrer Widerspiegelung zum Beispiel in den neuen Medien. So etwas liest man heute immer häufiger bei fachfremden Kollegen, ob in Finnland, Nordamerika, Australien oder Neuseeland: Da schreiben philologisch nicht vorgebildete Wirtschaftswissenschaftler Artikel. Sie haben ihren Bourdieu, ihren Foucault gelesen. Die Texte könnten, so wie sie geschrieben sind, auch von Kulturwissenschaftlern geschrieben worden sein, werden aber in betriebswissenschaftlichen Journalen publiziert. Natürlich auf Englisch, Deutsch kann da nicht dominieren. Man kann das aber auch mehrsprachig machen, etwa wenn man eine Marktuntersuchung macht, zum Beispiel Modeblogs auf Finnisch, Englisch und auf Deutsch. Also: In diese Richtung würde ich denken, wenn ich über die Praxisrelevanz deutscher Sprache und Kultur in Finnland nachdenken müsste. Ich würde nachdenken über den Konnex von deutscher Literatur, Kunst und Kultur auf der einen Seite und der Lebens- und Arbeitswirklichkeit der Studierenden auf der anderen Seite. Und natürlich über neue Horizonte, neue Ideen, was man tun könnte! Vielleicht ist Ihnen das aber schon alles viel zu pragmatisch, trotzdem: Ich denke, man kann sehen, dass ein Denken und Vorgehen in diese Richtung die eigene fachliche Identität stark betreffen würde. Dazu müsste man bereit sein. Nach meiner Meinung und auch nach meiner Erfahrung lohnt es sich, in diese Richtung grundlagentheoretisch und anwendungstheoretisch weiterzudenken. Dazu kann man auch Einiges in Herrn Kellertats Artikelserie „VOM DEUTSCHEN LEBEN“ nachlesen. Und dabei kann und muss man heute immer die Sprachenfrage, ob also Deutsch oder Englisch, abwägen.

Fritz Heuer: Wir Philologen können uns natürlich selbst die Frage stellen: „Was machen wir eigentlich falsch?“ Ob eine Wissenschaftssprache eine einzige lingua franca sein müsse, ist uns zum Problem geworden. Durch Literatur zu Souveränität, zu inspirierendem Reichtum gelangte Nationalsprachen wurden im Übersetzen, im Lehren und Forschen, auf den Märkten der Publizistik der Motor der Aufklärung. Im Austausch bewegten sie den unglaublichen Aufschwung moderner Wissenschaften. Zum Austausch trugen und tragen sie das in jeweils eigener Weise entdeckte, übersetzte und unverwandelte gemeinsame Erbe der Weltgeschichte der Kultur. So bilden sie immer noch das breite Fundament für die Konsolidierung einer politisch mündigen Öffentlichkeit in den Ländern der Welt, wo eine studierfähige und studierwillige Jugend den Raum einer zukunftsfähigen föderalistischen Kultur offen halten und beleben muss. Kant, Schiller, Hegel haben ihre Dissertationen noch auf Latein geschrieben, nicht in dem Latein von Cicero und Horaz, sondern in dem auslaufenden code einer abgeschotteten, geschlossenen Gesellschaft. Soll eine zentralistisch gesteuerte globale Weltbewirtschaftung ihre Jugend mit der rationellen Einweisung in einen abgespeckten neuen universalen code kostengünstig und ratingstark programmieren wollen, rasant anwachsende Informationsdaten aus der Forschung umgehend profitabel zu vermarkten? Als Modell weit voraus wäre inzwischen der global emanzipierte code von Finanzmärkten, an deren politischer Kontrolle einst die Parlamente erstarkten. Wie können Sprachen wie seit dem 18. Jahrhundert das Deutsche, das Französische und

das Englische für eine föderale Ordnung der gemeinsamen Erde werben, gewissermaßen für ein Oberhaus gegenüber einer global instrumentalisierten Exekutive? Indem sie den eigenen wie den jeweils anverwandten Reichtum auf dem eigenen wie auf den Märkten der Welt in der originellen Kraft selbständiger Sprachen präsent halten. Dazu gehört professionelle und geschickte Werbung, eine weitere Sprache zu erlernen, zu lesen, was es in ihr zu lesen gibt, auch in Übersetzungen aus anderen Sprachen, deren Zugang sich sonst verweigerte, selbst aus ihr und in sie zu übersetzen, mit ihr ein erfahrener Weltbürger zu werden. – Regierungen und Öffentlichkeit sollten wohl bedenken, was zur Unterstützung solcher Märkte ansteht.

Stimme aus dem Publikum: Ich wollte nochmal auf die Sprachausbildung im Ausland zurückgehen. Was ich bislang vermisst habe, ist die Erwähnung der deutschen Auslandsschulen, die es doch noch in großer Zahl gibt. Wenn es dort jetzt Probleme gibt, scheint es mir, dass es vor allem finanzielle Probleme sind. Gerade diese Auslandsschulen müssen einen größeren privaten Förderkreis zu finden, um ihre Aufgaben wahrnehmen zu können. Wir hatten jetzt bei einem Alumnitreffen einen libanesischen Arzt, der ein großer Förderer der Schule in Beirut ist. Ich war selbst in dieser Schule. Damals hat es dort 4.000 Schüler gegeben. Er erzählte nun, es wären in dieser deutschen Schule in Beirut nur noch 1.000 Schüler. Die Schule hat finanzielle Probleme, sich mit Mitteln aus der Wirtschaft und von deutschen Förderern über Wasser zu halten. So etwas sind doch Leuchtfeuer! Wir sollten nicht immer klagen, wir sollten zusehen, dass solche Institutionen im Ausland unterstützt werden! Es gibt ja auch deutschsprachige Universitäten. An der deutschsprachigen Andrassy-Universität in Ungarn gibt es sehr viele Studenten, die auf Deutsch unterrichtet werden. In Istanbul ist jetzt auch eine deutschsprachige Universität ins Leben gerufen worden. Es gibt also auch solche Entwicklungen. Deswegen meine ich, es ist noch nicht ganz zu spät.

Andreas F. Kellertat: Darf ich direkt darauf antworten? Ich danke sehr für den Hinweis sowohl auf die Schulen, als auch auf die Entwicklung im Hochschulsektor, also den Export von deutschen Studiengängen oder den neuen Gründungen. Das ist von Land zu Land verschieden, aber Auslandsschulen leisten hervorragende Arbeit. Wir hatten jetzt die Finanzkrise mit der Folge, dass an einzelnen Auslandsschulen Gehälter nicht bezahlt werden konnten wegen der Haushaltskonsolidierung. Andererseits gab es viele Neugründungen, wiederum mit dem Hintergedanken, dass man in der Breite für das Deutsche nicht mehr viel machen kann, also lieber einzelne Schulgründungen mit einem starken Deutschunterricht fördern, aus denen man in fünf, zehn Jahren Studierende nach Deutschland holen wird, die vielleicht auch hier bleiben, oder als Elite in ihre Heimatländer zurückgehen. Die Auslandsschulen in Athen, in Helsinki, in Alexandria das Borromäerinnen-Gymnasium – eine hervorragende Schule – sind, natürlich häufig für die obere Mittelschicht, oft die erste Adresse für ihre Kinder. Die Elite geht auf diese Schulen. Die Germanistik erntet aus diesen Schulen natürlich nicht sehr viel. Ganz böse formuliert, viele sind einfach zu gut, um dann Germanistik zu studieren. Die Germanisten bilden aber Deutschlehrer aus. Wenn man zuvor ein Elite-Gymnasium absolviert hat, ist der Lehrerberuf meist kein Traumberuf. Da

möchte man auch keine Fremdsprachensekretärin werden, obwohl das vielleicht auch nicht schlecht bezahlt wird. Wie also kommt man mit dem Deutschen so an diese Leute heran, dass sie es dann weiter betreiben? Ganz wichtig ist die Stellung des Deutschen im Bereich der deutschen Kulturpolitik. Für das Fach Germanistik bringt es wenig. Wir haben jetzt aus dem Borromäerinnen-Gymnasium eine wunderbare Studentin bekommen. Jedes Jahr kommt eine für die Dolmetscher-Ausbildung. Die ersten sind inzwischen als Dolmetscher beim Auswärtigen Amt in Berlin. So z.B. kommt das Fach an die Elite heran, aber ansonsten wird sie nicht erreicht.

Ewald Reuter: Nur am Rande. Wir haben letztes Jahr in Helsinki ein Humboldt-Kolleg zu „Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum“ veranstaltet mit interessanten Einsichten. Ich könnte Sie jetzt zum Beispiel fragen: „In welchem Fach wurden die meisten deutschsprachigen Dissertationen außerhalb der Germanistik geschrieben?“ Das ist – die Theologie. In den protestantischen Ländern waren es in 70, 80 oder 100 Jahren – ich weiß es nicht mehr genau – an die 300 Dissertationen. Das ist auch immens zurückgegangen. Wenn keiner in die Kirche geht, braucht man offenbar auch keine theologischen Dissertationen mehr. Nicht alles ist selbstverschuldet.

Andreas F. Kelletat: Kurz zur Wissenschaftssprache, wenn wir schon bei Finnland sind. 1975, 1977 wenn man die Vorlesungsverzeichnisse durchguckt, was die Studierenden lesen müssen, waren 50, 60% deutschsprachige Fachliteratur. Und nicht nur in der Theologie, sondern es war so beim Maschinenbau, in der Soziologie und Philosophie. Wenn ich heute dieses Verzeichnis durchgehe, finde ich kein einziges Fach mehr, das deutschsprachige Literatur für die Prüfungen obligatorisch verlangt. Nicht mal bei der Germanistik schaffe ich es ohne englische Fachliteratur. Selbst dort sind englischsprachige Titel in der obligatorischen Literatur. In 30 Jahren sind die deutschen Texte vollständig rausgefallen. In anderen Ländern weniger, es sieht dort anders aus, zum Beispiel in Polen, Ungarn, Tschechien. In Mitteleuropa spielt das Deutsche noch eine andere Rolle. In Nordeuropa war es Jahrzehnte, Jahrhunderte stärker als das Englische, aber dort es ist jetzt aus. Die Niederlande sind komplett auf Englisch umgestellt, im Bildungsbetrieb, im Universitätsbetrieb. Langsam heißt es aber auch dort: „Wir müssen doch auch in unserer eigenen Sprache wissenschaftlich kommunizieren können.“

Stimme aus dem Publikum: Ich komme aus China. Ich bin 1969 gekommen, um hier Deutsch zu studieren. Ich habe oft erfahren, dass, wenn ich auf Deutsch zu einem Deutschen spreche, der Deutsche mir auf Englisch antwortet. Ich rede weiter Deutsch, er Englisch. Ich frage: „Warum ist es so?“

Jürgen Joachimsthaler: Das ist eine Beobachtung, die ich auch mache. Ich glaube, es gibt einen gewissen Druck, oder einen Drang zum Englischen, die die Deutschen verinnerlicht haben. Man will nicht als deutscher Nationalist gelten, man will als Weltbürger gelten, also zeigen, dass man Englisch kann.

Stimme aus dem Publikum: Ich spreche aber Deutsch.

Gertrud Maria Rösch: Ich habe noch eine Sache auf der Seele. Ich prüfe mich regelmäßig darauf hin, wohin muss sich unser Fach bewegen, um diesen geänderten Anforderungen gerecht zu werden, also mehr Sprachausbildung an den Universitäten, größerer Bedarf nach Deutsch als Arbeitsmigrationsprache. Das ist jetzt meine Frage an lehrende Kollegen im Ausland: Wohin wünschen Sie sich, dass dieses Fach sich bewegt, um Ihnen Hilfe, Unterstützung bei Ihren Ausbildungsaufgaben zu geben?

Hans-Günther Schwarz: Für uns an der Dalhousie Universität in Halifax im Osten von Kanada ist es völlig klar, dass die Germanistik im Ausland nie dieselbe Form annehmen kann, wie die Germanistik in Deutschland. Wir haben dezidiert nie Germanisten ausgebildet, sondern wir haben uns immer im Verbund mit der Philosophie, mit der Kunst gefühlt. Wir haben einen sehr guten Markt dafür. Bei uns gibt es das University of King's College und sie haben ein Foundation Year, wo man in der Tradition der *liberal arts* die kulturellen Hintergründe lernt, von den Griechen bis zur Moderne. Ich glaube, Germanisten vergessen es oft, dass das Deutsche die Moderne begründet hat. Im 19. Jahrhundert war Deutsch die wichtigste Sprache für die Wissenschaften, das Englische ist im 20. Jahrhundert gekommen. Das fruchtbar zu machen geht aber nur durch die Ausweitung des Begriffes Germanistik hin zur Philosophie und indem wir auch die Kunst und Musik betrachten. Das Deutsche hat viel mehr Facetten als die Einengung auf das rein Literarische. Das scheint mir sehr wichtig zu sein. Mein Department besteht noch, weil wir diese Einengung vermeiden.

Sandro M. Moraldo: Ich habe vorhin schon fast darauf geantwortet. Die italienische Germanistik hat die Entwicklung schon durchgemacht, die wir jetzt in Deutschland wahrnehmen, dieses Fächerübergreifende, dieses Interdisziplinäre. Das haben wir seit der Mitte der 1990-er Jahre umgesetzt. Wir können trotzdem noch wissenschaftlich forschen, und das aus einem ganz einfachen Grund. Ich möchte jetzt auch doch Positives zum DAAD äußern. Er kam hier bisher eher negativ rüber, als ob er jetzt das Deutsche aufgeben wollte. Wenn der DAAD nicht wäre und Institutionen wie die Humboldt-Stiftung, dann wäre es aus mit der italienischen Germanistik, mit der italienischen Linguistik. Es gäbe sie gar nicht mehr. Wir haben ganz tolle Nachwuchswissenschaftler und Nachwuchswissenschaftlerinnen. Wir müssen uns alle fragen, was für die Nachwuchswissenschaftler gemacht wird. Da muss ich Ihnen gleich sagen: Die Italiener machen fast gar nichts. So eine Institution wie den DAAD haben sie nicht. Und wenn der DAAD und die Humboldt-Stiftung nicht wären, wäre die ganze Ausbildung und die Wissenschaft nicht zu schaffen. Wir haben natürlich Promotionsstipendien, aber vieles läuft übers Ausland. Ich habe selbst in den letzten Jahren sehr viel vom DAAD profitiert. Die Leute beim DAAD mögen ihre Flyer auf Englisch publizieren und dennoch muss ich dem DAAD und dem Goethe-Institut und den anderen Stiftungen ein ganz großes Kompliment machen. Wir allein hätten ja gar kein Geld für die Wissenschaft, für die Fortbildungskurse etc. Was die Ausbildung betrifft, sind wir jetzt interdisziplinär, also fächerübergreifend geworden, ohne

die Kernaspekte Literatur und Linguistik aufzugeben. Die deutsche Literatur in Italien hat im Laufe der Hochschulreform der 1990-er Jahre etwas an Boden verloren. Früher ging es nur um die Literatur, nicht um die Sprache. In den 1990-er Jahren haben wir umgestellt. Jetzt liegt der Schwerpunkt auf der Sprache.

Andreas F. Kelleat: Direkt noch dazu, weil ich im Beirat Germanistik des DAAD bin. Ich will nicht missverstanden werden. Ich weiß gut um die Leistungen des DAAD. Wir haben derzeit gut 550 Lektoren im Einsatz, weltweit, das Budget zur Förderung der Germanistik ist ein Riesenanteil im Gesamthaushalt des DAAD, mit den Stipendien, mit den Semesterstipendien, mit den Sommerkursstipendien, mit der Doktorandenförderung. Da wird sehr sehr viel getan. 15 Jahre lang war es bei solchen Diskussionen immer schwer als Germanist, diesen Anteil zu wahren und zu verteidigen. Er ist geschrumpft, Lektorate sind umgewidmet worden. Aber es ist nach wie vor erfreulich viel. Im Juni 2011 ist ein Band erschienen: *Evaluation des DAAD-Programms 4*. Da wird die Förderung der Germanistik und der deutschen Sprache im Ausland von externen Evaluatoren untersucht. Die Evaluation ist ungeheuer positiv ausgefallen, als einer der besten Bereiche, die der DAAD hat. Ich empfehle es zur Lektüre. Meine kritischen Bemerkungen galten eher der damaligen Spitze des DAAD, nur der Sprachpolitik an dieser Spitze.

Ewald Reuter: Ich möchte jetzt etwas noch zum Austausch der Studierenden sagen. Es ist ganz wichtig, wenn Sie Gäste aus der Auslandsgermanistik für ein halbes oder ein ganzes Jahr haben, dass Sie ein offenes Ohr für diese Leute haben. Vielleicht sind sie etwas schüchtern und vielleicht sind Sie aus der Inlandgermanistik einen Standard gewohnt, den die Gäste nicht erfüllen, aber Sie sollten sich trotzdem um solche Leute kümmern. Das ist ganz wichtig für sie. Das bezieht sich jetzt wirklich keinesfalls auf Gernersheim oder Heidelberg, aber es gibt Rückmeldungen, vor allen Dingen aus Exzellenzuniversitäten, die besagen, dass sogar im eigenen Fach Austauschstudierende wie Leute zweiter Klasse oder gar marginalisierend behandelt werden. Sowa darf natürlich nicht passieren, nach der Rückkehr sollte die Inlandsgermanistik und sollten InlandsgermanistInnen Leitssterne sein.

Jürgen Joachimsthaler: Unser Institut ist von seiner Anlage her sehr spezifisch und besonders auf ausländische Studierende ausgerichtet. Deshalb sollte – Konjunktiv! – es selbstverständlich sein, dass man hier auf die besonderen Bedürfnisse dieser Studierenden Rücksicht nimmt. Aber natürlich müssen wir uns das immer wieder bewusst machen. Ich hätte noch eine Abschlussfrage: „Warum heute noch überhaupt Germanistik studieren?“ Was würden Sie den Leuten sagen, die Germanistik studieren möchten?

Odyseas Athanasiadis: Meine Erfahrung ist, wenn ich mit meinem Geschäftspartner in seiner Muttersprache spreche, habe ich bessere Kommunikationsmöglichkeiten und Kanäle, um ihm verständlich zu machen, was ich erwarte und was ich anbieten kann – und natürlich auch, um ihm menschlich näher zu kommen. Außerdem: Wenn

ich auf dem deutschen Markt mit kleineren und mittleren Firmen als Grieche arbeiten möchte, ist es doch einfacher, wenn man Deutsch spricht. Bei größeren Firmen sprechen vielleicht alle unter sich auch Englisch, aber bei kleinen und mittleren Firmen ist Deutsch immer behilflich. Was Griechenland betrifft, gibt es zudem es eine sehr enge emotionale Beziehung. In Deutschland haben sich im Rahmen der Migration über eine Millionen Griechen aufgehalten. Sie haben hier Familien gegründet, haben hier studiert. Sie hatten hier gute oder auch weniger gute Zeiten gehabt, aber es ist eine starke Bindung da, die man nicht einfach wegfeigen kann.

Hans-Günther Schwarz: Ich würde sagen, dass man nicht Germanistik studieren sollte, sondern man sollte Deutsch als Sprache und auch als denkerische Aufgabe innerhalb der Philosophie studieren und wahrnehmen. Ich glaube, dass die Germanistik das sträflich vernachlässigt mit ihrer Überbetonung der Literatur.

Sandro M. Moraldo: Ich habe darauf praktisch auch schon geantwortet, als ich gesagt habe, dass wir eine Krisensitzung mit dem Oberschulamt in Mailand und mit dem Goethe-Institut planen. Wir werden im Oktober diese Veranstaltung machen und wir werden – so leid es mir tut –,ein Argument in den Vordergrund rücken: das Wirtschaftsargument. Alles andere zählt nicht. Und zwar nach dem Motto: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.“ Mit Österreich und der Schweiz haben wir den größten Markt. Das muss eines der überzeugendsten Argumente sein. Alles andere zählt anscheinend nicht. Sonst wäre Spanisch bei uns nicht so bedeutsam. Eine Untersuchung aus dem Jahr 2006, eingeleitet von der Berlusconi-Regierung, hat klar ergeben, dass nach Englisch Deutsch in den kleinen und mittelständischen Unternehmen die zweite Fremdsprache ist, und zwar mit 20,6%, erst dann folgen abgeschlagen Französisch und Spanisch. Damit müssen wir ankommen. Das ist leider der einzige Joker. Es zeugt doch von interkultureller Höflichkeit, wenn jemand mit seinem Geschäftspartner auf Deutsch spricht.

Gertrud Maria Rösch: Wenn ich von einem Elternpaar gefragt würde, warum man Germanistik studieren sollte, würde ich sagen: Das ist eine Sprache, die einen Konkurrenzvorteil gibt. Wer die kann, wird einen großen Markt vorfinden. Wenn der Studienwillige, die Studienwillige fragt, würde ich sagen: Eine neue Sprache ist in unserer Welt immer ein großer Vorteil und dann noch solch eine wunderbare Kultur kennen zu lernen! Sich einmal in einem langen Leben von, sagen wir, 105 Jahren, drei Jahre für sich selber genommen zu haben, um das zu tun, was faszinierend und interessant ist, das ist die Chance!

Giulio Pagonis: Ich kann nur aus meiner Perspektive antworten. Was wir brauchen, ist eine didaktische Spezialisierung in diesem Bereich, also Maßnahmen, die versuchen, die deutsche Sprache effektiv zu vermitteln. Das ist ja Realität, das passiert ja millionenfach. Deshalb sollten wir die Leute, die Sprachförderung in den Kitas usw. faktisch umsetzen, dazu bringen, dass sie kritisch und objektiv handeln und reflektieren. Damit sie die sprachliche Entwicklung der Kinder besser fördern, als das jetzt der Fall ist.

Teona Djibouti: Ich glaube, es wurde ausreichend viel darüber gesagt. Aber ich kann noch subjektiv sagen: Man hat diese Hingebung zum Fach, oder man hat sie nicht. Man muss es einfach mögen.

Otto Forst-Battaglia (1889-1965): Bibliographischer Status und Desiderata, biographische Materialien in der Österreichischen Nationalbibliothek¹

Otto Forst-Battaglia wurde als Sohn eines aus Przemyśl stammenden Vaters und einer aus Schlaining in Deutsch-Westungarn, dem heutigen Burgenland, stammenden Mutter in Wien geboren und wuchs in deren deutschsprachigem Haushalt auf. Das hervorstechende Charakteristikum dieses außergewöhnlichen Mannes bildet seine doppelte, oder besser: transnationale Identität als Österreicher und Pole. Es ist wenig bekannt, dass es sich dabei um einen bewussten Akt der „nationalen Anreicherung“ handelt. Am Anfang steht ein Entschluss, den der kleine Otto Forst als Schüler des Wiener elitären Schottengymnasiums fasst: Angeregt von seinem Schulfreund Oskar Halecki, dem Sohn eines k.u.k. Generals und späteren Historiker, beginnt er polnisch zu lernen und sich dem Land seiner väterlichen Vorfahren zuzuwenden. Diese frühe Option für Polen sollte später die „genealogische Optimierung“ mittels Adoption durch eine polnische Adelsfamilie vollenden.

1.

„Bücher habe ich eine unerlaubte Menge geschrieben, [...] sie sind in deutscher, französischer, italienischer, englischer, niederländischer, spanischer, polnischer Sprache, eines auch in Esperanto erschienen. Und sie behandeln österreichische, polnische, allgemein-mitteuropäische Geschichte, deutsche, französische, polnische Literatur, Politik und Genealogie. Das habe ich mir noch gemerkt, doch worüber die rund 4000 Artikel handeln, die ich seit 45 Jahren in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht habe, daran mich zu erinnern, und zwar ohne wesentliche Lücken, das vermag ich nicht.“² Mit diesen Worten fasst Otto Forst-Battaglia sein publizistisches Oeuvre, lan-

¹ Der vorliegende Artikel basiert auf dem Beitrag der Verf. u.d.T.: *Forst Battaglia heute*. In: B. Dybaś, J. Forst-Battaglia, K. Huszcza (Hrsg.): *Otto Forst de Battaglia, der unersetzlicher Vermittler zwischen den Kulturen*. Wien 2011. (Polnische Akademie der Wissenschaften, Wissenschaftliches Zentrum in Wien: Symposien und Seminare; 8) [Im Weiteren: OFB 2011], S. 91-128. – In der vorliegenden Arbeit wird durchwegs die Namensform „Forst-Battaglia“ verwendet, da diese Form in den benützten Quellen am häufigsten aufscheint, und vom Autor in seinen letzten Lebensjahren ausschließlich benützt wurde.

² O. Forst-Battaglia: *Ich über mich*. Zit. nach: R. Taborski, W. Leitsch, J. Forst-Battaglia: *Otto Forst-Battaglia zum dreissigjährigen Todestag*. Wien 1996. (Polnische Akademie der Wissen-

ge vor dessen Abschluss, zusammen. Wer solches behauptet – und keine verlässliche Publikationsliste hinterlässt – stellt an seine Bibliographen und Biographen schier unerfüllbare Anforderungen.

Versucht man, sich einen Überblick über die Rezeption dieses ungeheuer vielfältigen und schwer überschaubaren Werkes zu verschaffen, fällt sofort auf, dass die Polen daran einen unverhältnismäßig großen Anteil haben. Schon früh taucht der Name Forst de Battaglia auch in polnischen Nachschlagewerken auf. Das Polen betreffende Oeuvre wurde 1992 von dem Breslauer Germanistik-Professor Marek Zybura in der Auswahl *Ein Erasmus unserer Zeit*³ in deutscher Sprache herausgegeben und mit einer umfangreichen Einleitung versehen. Zum dreißigsten Todestag im Jahr 1995 lud die Wiener Niederlassung der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu einem kleinen Symposium, dessen Vorträge im Jahr darauf publiziert wurden.⁴ 2002 erschien dann die Dissertation des ebenfalls am Germanistischen Institut der Universität Breslau tätigen Krzysztof Huszcza im Druck – in polnischer Sprache.⁵ Der Autor hat darin entlang einer chronologischen Achse sämtliche Polen betreffenden Aktivitäten und Publikationen des Gelehrten dargestellt und, weit über sein eigentliches Thema hinausgreifend, zugleich die erste um Vollständigkeit bemühte Biographie Otto Forst-Battaglias vorgelegt. Einen besonderen Wert hat diese Arbeit durch den reichen wissenschaftlichen Apparat, den Nachweis aller vom Autor berücksichtigten Quellen und Fundorte in Polen, Österreich, Deutschland, der Schweiz und den USA.

Zahlreiche Arbeiten polnischer Germanisten, Polonisten und Historiker, wie insbesondere Marek Zybura mit zahlreichen Veröffentlichungen, Roman Taborski, Krzysztof Kuczyński und andere, sind diesem Werk vorausgegangen. Das für die Rezeption des Werkes von Otto Forst-Battaglia singuläre Engagement der polnischen Wissenschaft hat – aus österreichischer Sicht – ein Kuriosum hervorgebracht, nämlich den Umstand, dass die Erforschung eines österreichischen Themas die Kenntnis der polnischen Sprache zwingend voraussetzt. Denn wer sich heute seriös mit diesem polnischen Österreicher und österreichischen Polen beschäftigen will, kommt um das Studium von Huszczas Werk nicht herum. Deshalb ist zu hoffen, dass diese Arbeit bald auch in deutscher Übersetzung vorliegt.

Eine vergleichbare Annäherung an das Phänomen Otto Forst-Battaglia von österreichischer bzw. deutschsprachiger Seite steht 47 Jahre nach seinem Tod noch immer aus. Die Tagung „Der unersetzliche Vermittler zwischen den Kulturen“ im Oktober 2009 am Wissenschaftlichen Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien⁶ hat den Reichtum von Otto Forst-Battaglias Hinterlassenschaft eindrucksvoll vor

schaften, Wissenschaftliches Zentrum in Wien: Konferenzen; 2) [im Weiteren: OFB 1996], S. 31f. Der Text dürfte zuerst in der Zeitung *Deutsche Tagespost* (1955, 30/31.12., S. 12) erschienen sein.

³ O. Forst de Battaglia: *Ein Erasmus unserer Zeit. Schriften zur polnischen Literatur*, Hrsg. M. Zybura. Darmstadt 1992.

⁴ OFB 1996 (s. Anm. 2).

⁵ K. Huszcza: *Polska i Polacy w pracach Ottona Forst de Battaglii*. Kraków 2002 (*Polonica leguntur*; 1) [im Weiteren: Huszcza 2002].

⁶ OFB 2011 (s. Anm. 1).

Augen geführt und zugleich die posthume Vernachlässigung dieser Persönlichkeit in seiner Heimat bewusst gemacht. Das offizielle Österreich hatte ihn zu Lebzeiten durch die Verleihung des Ehrenkreuzes 1. Klasse für Wissenschaft und Kunst (1960) und des Großen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik (1965) gewürdigt. Natürlich wurde Forst-Battaglias von Wiener Freunden, Zeitgenossen und Weggefährten in zahlreichen Nekrologen gedacht⁷, wobei der Nachruf seines Schülers, des Slawisten Günther Wytrzens im *Wiener Slavistischen Jahrbuch*⁸, der umfassendste ist, schon wegen der bei dieser Textsorte üblichen umfangreichen Bibliographie. 1970 ist dann in Graz eine Dissertation⁹ nach dem damals gängigen „Leben und Werk“-Schema entstanden, ihr Betreuer war Forst-Battaglias langjähriger Freund, der Historiker Alexander Novotny.

Wo sind die österreichischen und deutschen Historiker, die sich mit Forst-Battaglias Abrechnung mit den Diktaturen seiner Zeit¹⁰ beschäftigen und das überzeitliche Fazit daraus ziehen, wo die Experten für die Geschichte des Ersten Weltkrieges, die sich seiner noch ganz unerforschten politischen Tätigkeit annehmen? Wo sind die Germanisten, die sich getrauen, Forst-Battaglias literatur- und zeitkritisches Hauptwerk, *Der Kampf mit dem Drachen*¹¹, und die komplementär dazu angelegte große Anthologie *Deutsche Prosa seit dem Weltkriege*¹² anders als unter ideologischem Vorbehalt zu lesen? Die Kulturhistoriker und vergleichenden Literaturwissenschaftler, die seinen Editionsprojekten nachgehen und seine wissenschaftlich-organisatorischen Projekte untersuchen, die letztlich immer aufs Politische, nämlich auf die Schaffung geistiger Grundlagen für ein versöhntes Miteinander der europäischen Völker abzielen. Freilich, der „Zwischeneuropäer“¹³ Otto Forst-Battaglia macht es seinen wissenschaftlichen Nachfahren nicht leicht. Gibt es einen anderen Autor, der gleichermaßen als Historiker, literaturkritischer Polonist, Germanist und Romanist auftritt, dazu noch als Journalist, politischer Organisator und Kommentator? Der mit seiner souveränen Beherrschung ganz unterschiedlicher Disziplinen und einer daraus resultierenden Interdisziplinarität *avant la mode* heutige Kulturwissenschaftler beschämt und distanziert? Es scheint, dass gerade die schwer

⁷ Nekrologe s. Huszicza 2002 (Anm. 5), S. 368.

⁸ G. Wytrzens: *Otto Forst-Battaglia 21. IX. 1889 – 2. V. 1965*. In: *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 13.1966, S. 127-147.

⁹ R. Sonnek: *Leben und Werk des Gelehrten Otto Forst de Battaglia*. Graz, Univ.-Diss. 1970.

¹⁰ O. Forst de Battaglia: *Prozess der Diktatur. Die führenden Persönlichkeiten aller Länder und Parteien über das brennendste Problem der Gegenwart*. Wien-Zürich 1930; englischspr. Ausgaben erschienen mit einem Vorwort Winston Churchills u.d.T. *Dictatorship on its trial, by eminent leaders of modern thought*, 1930 in London, 1931 in New York und, als Reprint in der Zeit des Kalten Krieges, 1970 in New York.

¹¹ Forst de Battaglia: *Der Kampf mit dem Drachen. Zehn Kapitel von der Gegenwart des deutschen Schrifttums und von der Krise des deutschen Geisteslebens. Eine Abrechnung mit den falschen Größen der Zeit*. Berlin 1931.

¹² *Deutsche Prosa seit dem Weltkriege. Dichtung und Denken*. Eine Anthologie von O. Forst de Battaglia. Leipzig 1933.

¹³ O. Forst de Battaglia: *Zwischeneuropa. Von der Ostsee bis zur Adria*. T. 1: *Polen, Tschechoslowakei, Ungarn* [mehr nicht ersch.] Frankfurt 1954.

fassbare Vielfalt der Kenntnisse und Fähigkeiten dieses Polyhistor eine nachhaltige kritische Rezeption in Österreich, wo er sich nota bene die meiste Zeit seines Lebens aufgehalten hat – und auch anderswo im Westen, ob als österreichischer Privatgelehrter, als staatenloser Flüchtling oder als polnischer Diplomat! – verhindert haben dürfte.

Eine bisher wenig beachtete Besonderheit im Schaffen Otto Forst-Battaglias, die ihn von anderen wissenschaftlich und publizistisch tätigen Autoren unterscheidet, ist zweifellos seine Fähigkeit des Ausdrucks in so gut wie allen nicht-fiktionalen Textsorten. Er konnte für jeden Inhalt die rechte Form finden, für jede vorgegebene Form den rechten Ausdruck. Als Literaturkritiker entwickelt Forst-Battaglia sieben „verpflichtende und fruchtbare Grundsätze“ für den Rezensenten, darunter: „1. Die selbstverständliche Unbefangenheit eines durch keine persönlichen, nationalen, politischen Sympathien oder Antipathien getrübbten Urteils. 2. Keine Menschenfurcht, keine Liebedienerei gegenüber Mächtigen, Einflussreichen: also nie die Verleugnung oder gar Umkehrung der vom Kritiker gewonnenen Ansicht [...].“ Nie geht es ihm nur um die isolierte Betrachtung eines Textes: „Außer der Alltagsarbeit, von neuen Büchern zu berichten, hat die Kritik noch eine zweite, höhere Aufgabe: das Gesamtwerk von Dichtern und Gelehrten zu würdigen, und eine dritte, höchste Sendung: die künstlerischen Strömungen der Zeit dem Publikum zu zeigen, zu deuten und zu bewerten.“¹⁴ Diesem hohen Anspruch wird Forst-Battaglia in jedem seiner literaturkritischen Texte gerecht. Dass er sich dabei auch gelegentlich selbst zitiert, eigene Schriften dank unterschiedlicher Pseudonyme verdeckt in den argumentativen Zusammenhang einbezieht, gehört schon zur perfekten Beherrschung der Klaviatur des politischen Publizisten.

Um einen Überblick über die ganze „unerlaubte Menge“ seiner Werke zu schaffen, müsste die sehr umfangreiche „Polska bibliografia Ottona Forst de Battaglii“ Huszczas¹⁵ um weitere, in ihr noch nicht erfasste Titel ergänzt werden. Nun ist aber deren Anzahl nicht bekannt, nicht einmal die ungefähre Größenordnung. 1955, zehn Jahre vor seinem Tod, gibt Forst-Battaglia in einem Zeitungsartikel an, „rund 4000 Artikel“ verfasst zu haben,¹⁶ fünf Jahre davor waren es in einem „seriösen“ Kontext noch „viele Hunderte von Aufsätzen“.¹⁷ Diese beinahe unglaublich hohe Zahl von Publikationen erklärt sich insbesondere aus seiner intensiven journalistischen Aktivität in den Schweizer Jahren. Dazu eine Stimme aus Forst-Battaglias Zeit als Honorarattaché. Sein Kollege Stanisław Edward Nahlik erinnert sich an eine Depesche aus Warschau: „12 lutego dwusetna rocznica urodzin Kościuszki, spowodujcie aby prasa szwajcarska to odnotowała‘ [...] I oto po kilku tygodniach dostaliśmy – nie przesadzam – bodaj ze trzydzieści wycinków z dzienników, miesięczników wszystkich możliwych odcieni, wycinków krótszych i dłuższych zależnie od charakteru danego pisma [...] Każda wzmianka czy artykuł podpisany innym nazwiskiem lub inicjałem.“ Was Jerzy Putrament, der damals ebenfalls an der Polnischen Botschaft

¹⁴ s.o. *Der Kampf mit dem Drachen* (Anm. 11), S. 265 ff.

¹⁵ Huszcza 2002 (Anm. 5), S. 289-354.

¹⁶ s. OFB 1996 (Anm. 1).

¹⁷ ÖNB Autogr. Sign. 677/6-1. Han. s. Hüttl-Hubert (Anm. 1), S. 111.

in Bern tätig war, zu dem denkwürdigen Ausspruch veranlaßte: „Ten Battaglia to nie człowiek to instytucja!“.¹⁸

Eine seriöse Bibliographie erfordert die autoptische Erfassung sämtlicher unselbständig erschienener Texte. Zu deren Identifizierung müssten die 20 und mehr Pseudonyme¹⁹ herangezogen werden, deren sich Forst-Battaglia – gezwungenermaßen in seiner Schweizer Emigration im 2. Weltkrieg, und danach freiwillig und freudig – bediente:

Paul Auzisky
dr. Franciszek Bitnicki
dr. Franciszek Bojarski
Cyril / Cyrille / Kyrill / Zyrill Boldireo / Boldirev / Boldirew
Francois de Bury
Roger de Craon-Poussy
Diplomaticus
Louis Dauneau
dr. Jan Kanty
Teodor Kowalewski
Jean Lamy
M.T.K.P.
Cyrille / Zyrill Mew / Mev / Mevius / C.M.
Georges Montalban
Polonius
Tadeusz Poraj-Kobielski
Michael Psellos
P.T.K.
Prof. / Dr. / T. / Theodor Rall
Dr. / Z. / Zyrill Supmark
Peter de Swart
dr. F. Walczyński

Wie er seine Alias einsetzte, lässt sich am Jahrgang 8.1953 der *Frankfurter Hefte, Zeitschrift für Kultur und Politik*, ablesen: Im Heft 1 findet sich eine Analyse *Polen zwischen Staat und Nation* von Tadeusz Poraj-Kobielski, Heft 2 bringt einen Artikel über den österreichischen Schriftsteller *Franz Theodor Csokor* und eine kleine Rezension eines deutschen Buches, beides von Otto Forst-Battaglia, im Heft 4 liest man u.d.T. *In Österreich ist alles beim alten* einen mit Z. Supmark gezeichneten Kommentar zur politischen Situation nach den Nationalratswahlen. Für polnische Themen bürgt also eines der polnischen Pseudonyme, für österreichische Inhalte ist die Kombination Slawenapostelvorname plus Anagramm von „Krampus“ eine

¹⁸ St. E. Nahlik: *Przesiane przez pamięć*, t. 2: *W polskiej służbie zagranicznej*, Kraków 2002, S. 388 ff., zit. nach: K. Huszcza, *Działalność Ottona Forst de Bataglii w świetle badań archiwalnych*. In: *Człowiek Śródeuropy*, Otto Forst de Battaglia (1889-1965). Red. K. Huszcza et al. Wrocław 2011 (Seria Biblioteka Austriacka; 40), S. 36 ff.

¹⁹ Die Pseudonyme sind entnommen: Huszcza 2002 (Anm. 5), S. 246 f. sowie dem Personenverzeichnis.

Option. Für französische Themen verwendet er französische Pseudonyme (übrigens auch für allgemein-europäische Inhalte, was die tiefsitzende Frankophilie Otto Forst-Battaglias offenbart). Analog dazu benützt er für russische und sonstige Osteuropa-relevante Materien ein russisches Pseudonym in unterschiedlichen Schreibweisen. Wie bei einem Autor, der einen derart lustvollen Umgang mit der Sprache pflegt, nicht anders zu erwarten, steht jedes einzelne Pseudonym in einem Bedeutungskontext, den zu erfassen Teil der Rezeption sein sollte.²⁰

Möglicherweise ließe sich die Reihe dieser Noms de plume bei genauer Nachforschung noch verlängern. Bei der Recherche nach alten Zeitschriftenartikeln wird man die entsprechenden elektronischen Datenbanken konsultieren müssen.²¹ Mit der fortlaufenden Digitalisierung der Inhaltsverzeichnisse auch älterer Periodica wird in internationalen Datenbanken vielleicht noch mancher unbekannter Artikel von oder über Forst-Battaglia auftauchen.

„Das schönste Dokument der weltweiten Ausstrahlung des Wirkens von Otto Forst-Battaglia“, schreibt Günther Wytzens in seinem Nekrolog, „ist freilich sein epistolarischer Nachlass.“²² Darin finden sich Einzelbriefe und ganze Korrespondenzen bedeutender Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik mehrerer Länder. Die polnische Literatur ist hier besonders stark vertreten unter anderen mit Juliusz Kaden-Bandrowski, Adolf Nowaczyński, Kazimiera Hłakowiczówna, Zofia Kossak-Szczucka, Zofia Nałkowska, Tadeusz Boy-Żeleński, Emil Zegadłowicz. Diese höchst wertvolle Korrespondenz-Sammlung – die allerdings keine Briefentwürfe oder Kopien von Antwortschreiben Forst-Battaglias enthält²³ – befindet sich im Besitz der Familie in Wien. Sie wurde und wird von den Erben der Forschung zugänglich gemacht. So konnten bereits die Briefe Thomas Manns in einer Monographie ediert werden.²⁴ Doch ist die Sammlung, die in ihrer Gesamtheit ein Dokument europäischen intellektuellen Lebens des 20. Jahrhunderts darstellt, größtenteils noch unerschlossen und harret der systematischen Bearbeitung und Veröffentlichung.

Eine kritische Edition der Korrespondenz Forst-Battaglias stellt, ebenso wie die Erstellung einer vollständigen Personalbibliographie und die Auswertung noch ungenutzten Archivmaterials, eine unverzichtbare Voraussetzung für die umfassende Aufarbeitung seines Werkes dar. Auf dem Weg dorthin kann Otto Forst Battaglia heute dem immer themenhungrigen universitären Betrieb, insbesondere für die diversen Disziplinen innerhalb der Geschichte, für die Publizistik, die Polonistik, Neugermanistik, Romanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft, ein lohnendes Betätigungsfeld bieten.

²⁰ s. dazu Huszcza 2002 (Anm. 5), S. 246 f.

²¹ Z.B. die Datenbank *Periodicals Index Online* (PIO), die Titel der Artikel von 5.500 Periodica aus der Zeit von 1665 bis 1995 suchbar macht. Eine Volltextsuche in 442 osteuroparelevanten Zeitschriften ermöglicht *Central and Eastern European Library Online* (CEEOL).

²² Wytzens, (Anm. 8), S. 129.

²³ Für diese Information dankt die Verf. Herrn Botschafter Dr. Jakub Forst-Battaglia.

²⁴ Th. Mann: *Listy do Ottona Forst-Battaglii*. Hrsg. R. Taborski, Warszawa 1973.

2.

Sucht man nach Spuren von Otto Forst-Battaglia in der Österreichischen Nationalbibliothek,²⁵ wird man zunächst die elektronischen Kataloge der Druckschriftensammlung konsultieren. Die Bibliothek war und ist, wie alle Nationalbibliotheken, verpflichtet, die inländische Produktion an Büchern und Periodica lückenlos zu dokumentieren. Im Ausland erschienene Publikationen von österreichischen Autoren oder zu österreichrelevanten Themen gehören darüber hinaus zum bevorzugten Sammelauftrag der Bibliothek, daher müssten alle im Inland, und sollten alle im Ausland erschienenen Bücher Otto Forst-Battaglias in den Beständen des Hauses zu finden sein. Von den nichtdeutschsprachigen Werken fehlen jedoch etliche, wie z.B. die *Literatura francuska* (Warszawa 1932) oder die italienische Übersetzung seiner Poniatowski-Biographie *Stanislaw August Poniatowski, l'ultimo re di Polonia* (Milano 1930); doch auch manche deutschsprachigen Werke, wie das unter dem Pseudonym Tadeusz Poraj-Kobielski veröffentlichte Buch *Polen – woher, wohin?* (Köln 1958) sucht man hier vergebens.

Die Präsenz der in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelwerken erschienenen Beiträge ist naturgemäß abhängig vom Vorhandensein des jeweiligen Mediums in den Beständen der Bibliothek. Da gibt es viele Lücken, da Forst-Battaglia die meisten seiner Texte in ausländischen Periodica erscheinen ließ. Einige Publikationen sind in Form von Separata als Geschenk des Verfassers in die Nationalbibliothek gelangt. Eine komplette Sammlung aller gedruckten Texte Otto Forst-Battaglias wird aufgrund der bekannten Umstände seiner Vita wohl in keiner Bibliothek der Welt zu finden sein, nicht einmal in seiner ehemaligen Privatbibliothek, deren Polonica-Bestand im Jahr 2009 von den Erben dem Ossolineum geschenkt wurde, mit der Auflage, sie als ständige Leihgabe der Wiener Niederlassung der Polnischen Akademie der Wissenschaften²⁶ zu überlassen.

Auch im *Bildarchiv* des Hauses ist Otto Forst-Battaglia zu finden. Er zählte zum Kreis jener in- und ausländischen Prominenten, die in den Fünfziger Jahren gebeten wurden, ein Bild von sich zur Verfügung zu stellen, um in einer Portraitgalerie moderner Prägung vertreten zu sein. So gelangte die Österreichische Nationalbibliothek in den Besitz der bekannten Fotografie von Großvater Forst-Battaglia mit seinem Enkel.

Weiters scheint Forst-Battaglias Name im Hausarchiv der K.k. Hof- bzw. Österreichischen Nationalbibliothek auf. Im Jahr 1916 suchte er um Verwahrung seiner auf Studienreisen gesammelten Materialien (Manuskripte, Korrespondenzen, ein Zettelkatalog genealogischer Werke etc.) in der Hofbibliothek an. Ein sehr ungewöhnlicher Vorgang, der meines Wissens einmalig ist und für das Organisationstalent des jungen Gelehrten spricht. Im Jahr 1917 wurde Forst-Battaglia vom K.u.k. Ministerium des Äußeren in die Schweiz gesandt, wo er unter anderem für die so genannte Kriegssammlung der Hofbibliothek Bücher und anderes Propagandamaterial

²⁵ www.onb.ac.at

²⁶ www.viennapan.org

aus dem neutralen und feindlichen Ausland erwerben sollte. Auch diese Aktion hat Spuren im Hausarchiv der Bibliothek hinterlassen.

Die Sammlung von Handschriften und alten Drucken besitzt in ihrem Autographenbestand eine kleine Kollektion von Schriftstücken von der Hand Otto Forst-Battaglias – zehn Schreiben an sechs Adressaten.²⁷ Es handelt sich dabei um keine Sammlung im eigentlichen Sinne, sondern um eine recht zufällige Ansammlung von Schriftstücken unterschiedlicher Bestimmung und Provenienz, entstanden zwischen 1927 und 1964, beginnend mit einer Korrespondenz mit dem Herausgeber der deutschen Literaturzeitschrift *Euphorion* aus den Jahren 1927-30; über ein Ersuchen um Bekanntgabe einer Radiorezension eines seiner Bücher; ein Brieffragment an die Adresse des österreichischen Lyrikers Josef Weinheber; aus der Nachkriegszeit hat sich ein Fragebogen eines Personenlexikons samt einem Brief an dessen Redakteur erhalten; dann ein Brief mit handschriftlichem Lebenslauf als Beilage zu seinem Portrait, das er der Nationalbibliothek als Präsent überließ; schließlich findet sich aus seinem Todesjahr ein ganz privates Schreiben an seinen Freund Willy Lorenz, den Redakteur der Wochenschrift „Die Furche“.

Ungeachtet ihrer geringen Zahl scheint die Zusammenschau dieser Schriftstücke, gerade durch die unterschiedlichen Themen, die sie behandeln und den großen Zeitraum, den sie umfassen, eine zutreffende Vorstellung von dem charakterlichen und intellektuellen Profil des Schreibers zu geben. Die in der Autographensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek befindlichen Schriftstücke aus der Hand Forst-Battaglias wurden vollständig in einer ausführlich kommentierten Edition im rezenten Wiener Tagungsband publiziert.²⁸ Im Folgenden soll nur auf einige charakteristische Fakten und Polenbezüge in diesen Schriftstücken hingewiesen werden.

2.1.

Die in Stuttgart erscheinende Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“ war vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus programmatisch „an allen Aufgaben und Problemen der deutschen und fremdsprachigen Geistesgeschichte“ interessiert und war damit ein geeignetes Medium für Forst-Battaglias Bemühungen, deutsche Philologen mit polnischer Literatur bekannt zu machen. Er publizierte darin einen umfangreichen Überblicksartikel *Die polnische Literatur der Gegenwart*, je eine Rezension eines Werkes von K. Wojciechowskis *Wiek oświecenia* und L.H. Morstins *W kraju Łatynów* sowie eine Sammelrezension von Schriften zur polnischen Theatergeschichte. Im Brief an den Herausgeber berichtet er von dem äußerst positiven Echo, das diese Publikationen in Polen, sowohl in der Fachpresse als auch in den

²⁷ Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass sich in der Handschriftensammlung der Österr. Nationalbibliothek auch ein Schreiben von Ottos Sohn Roger Forst-Battaglia befindet. – Eine Sammlung von 15 an österreichische Intellektuelle gerichteten Schriftstücken von der Hand Otto Forst-Battaglias besitzt die Handschriftensammlung der Wienbibliothek im Rathaus www.wienbibliothek.at

²⁸ Hüttl-Hubert (Anm. 1), S. 100-126.

Tageszeitungen hervorgerufen haben. Er weist auf seine Mittlerfunktion im deutsch-polnischen Kulturaustausch hin, unter anderem bezeichnet er sich als „...einzigster polnischer Gelehrter, der, ohne dabei seinem Patriotismus etwas zu vergeben, immer für deutsches Geisteswerk eingetreten ist.“²⁹ Die nächsten zur Veröffentlichung im *Euphorion* vorgesehene Artikel über polnische Themen, (darunter eine umfangreiche Präsentation des Editionsprogrammes der *Biblioteka Narodowa*, im Vergleich mit ähnlichen Unternehmungen im Ausland) fielen schon der Änderung der Blattlinie im Jahr 1927 zum Opfer; Forst-Battaglia verlangte die Manuskripte zurück und veröffentlichte sie in anderen Zeitschriften.

2.2.

Einige auch aus polnischer Sicht interessante Selbstaussagen Forst-Battaglias finden sich im Fragebogen eines Personenlexikons aus dem Jahr 1949. Im Jahr zuvor war er, zunächst noch als Honorarattaché in polnischem diplomatischem Dienst stehend, und bereits mit einem Lehrauftrag für Polnische Literatur an der Universität Wien, aus der Schweizer Emigration zurückgekehrt. Nun musste er sich im vom Krieg noch schwer gezeichneten Wien wieder eine neue Existenz aufbauen. Er hatte die originelle Idee, aus der Kombination seiner beiden Hauptinteressensgebiete – Polen und Genealogie – eine völlig neue Institution zu schaffen, die unter seiner Leitung stehen sollte. Das *Studium Polonicum* sollte in das bestehende Universitätsinstitut für Slavische Philologie eingebunden sein, das *Institut für wissenschaftliche Genealogie* im Rahmen des renommierten *Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* tätig werden. Als „Morgengabe“ für das neu zu schaffende Institut, dem er auf längere Sicht kulturpolitische und sogar wirtschaftliche Wirksamkeit voraussagte, bot er an, seine Privatbibliothek und seine umfangreiche Sammlung genealogischer Materialien beizusteuern und für weitere kostenlose Versorgung mit polnischer Literatur zu sorgen.³⁰ Diese Idee hatte jedoch unter den gegebenen Zeitumständen keine Chance auf Realisierung.³¹ Forst-Battaglia wurde von der Universität Wien zusätzlich zu seinem Lehrauftrag für Polnische Literatur und Geschichte lediglich eine nicht remunerierte Vorlesungsreihe für Wissenschaftliche Genealogie zugestanden.

Otto Forst-Battaglia war ja ein Selfmademan im ursprünglichsten Sinne. Zeitlebens in keinem offiziellen Dienstverhältnis stehend, war die Präsenz in den Netzwerken der Qualitätspublizistik, der Hochbürokratie und der Wissenschaft für ihn von vitalem

²⁹ Hüttl-Hubert (Anm. 1), S. 100-103.

³⁰ Archiv d. Univ. Wien, Personalakt O. Forst-Battaglia, S. 23f.; zugl. Phil. Dekanat, Zl. 3585 aus 1947/48, S. 1f.

³¹ Heute erfüllen in Wien drei Institutionen die dem *Studium Polonicum* von Forst-Battaglia zugeordneten Aufgaben: das Universitätsinstitut für Slawistik (<http://slawistik.univie.ac.at>), das Polnische Kulturinstitut (www.polnisches-institut.at/) und das Wissenschaftliche Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien (www.viennapan.org), das nun, nicht zuletzt durch die Schenkung der Forst-Battaglia'schen Privatbibliothek im Jahr 2009, dessen Idee des *Studium Polonicum* am nächsten kommt.

Interesse. Die Anfrage aus der Redaktion einer prestigeträchtigen Publikation war also hochwillkommen.

Das Nachschlagewerk mit dem Arbeitstitel *Lexikon schöpferischer und schaffender Österreicher* war die erste Bemühung, das führende Personal der jungen Zweiten Republik aus allen Fachgebieten zu identifizieren und sichtbar zu machen, der erste Versuch einer intellektuellen „Heerschau“ nach dem Wiedererstehen des Landes.³² Der Redakteur des Lexikons hatte bereits an dem 1937 erschienenen Vorgängerwerk³³ mitgearbeitet, in dem Forst-Battaglia nicht aufscheint. Sämtliche für die Erarbeitung des neuen Lexikons verwendeten Unterlagen wurden nach Drucklegung der Autographensammlung der Nationalbibliothek einverleibt. Dieses aussagekräftige Material bietet ein Panorama der Selbstdarstellung der österreichischen Eliten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Im Fragebogen schreibt Forst-Battaglia:³⁴

[...]

I. Familienname: FORST-BATTAGLIA **Vorname:** Otto

II. Beruf, Titel:

Universitätsprofessor, polnischer Diplomat

[...]

VII. Akademischer Grad: Dr. i. J. 1915, **Habil.-Jahr:** 1917

VIII. Lebenslauf in knapper Fassung:

Aus poln. Familie, die seit Mitte des 19. Jh. in Wien begütert war. Schottengymnasium, nach Hochschule Wien, Bonn, Studien in Polen, Schweiz, Frankreich. Widmete sich 1916 der akadem. Laufbahn. Später weite Reisen, langj. Aufenthalte in Frankreich, Schweiz, Belgien, Deutschland. Privatgelehrter. Mannigfache Interessensgebiete: Polnische Geschichte und Literatur, Französ. Literatur, Österr. u. deutsche Literatur der neueren Zeit, Genealogie und Ständegeschichte. Aufmerksamster Zaungast des polit. Geschehens, Freundschaft und persönl. Berührung mit zahlreichen führenden europ. Politikern, Gelehrten u. Autoren.

1940 in poln. diplomat. Dienst. Seit 1948 Gastprofessor an der Wiener Universität.

IX. Wichtigste Leistungen (außer Druckwerken und Kompositionen):

[...] Vermittelte die Kenntnis des polnischen Geisteslebens sowohl dem europäischen Westen, als auch, und vorab, dem deutschen Sprachraum. „Botschafter des polnischen Geistes“ (Worte Prof. Wędkiewicz, des Direktors des Poln. Instit. in Paris). Bemühte sich ums Verständnis österreichischer Eigenart, die er in Polen schilderte. (Aufsätze in führenden Zeitschriften). Wortführer eines zeitverbundenen und zeitnahen Katholizismus.

Als akademischer Lehrer bestrebt, der Genealogie ihren Rang unter den Wissenschaften zu sichern und junge Kräfte heranzubilden.

³² Zur gleichen Zeit wurde von der Österr. Akademie der Wissenschaften die Arbeit am retrospektiven Nachschlagewerk *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815-1950* in Angriff genommen.

³³ *Wer ist wer: Lexikon österreichischer Zeitgenossen*. Wien 1937.

³⁴ Die fettgedruckten Textteile bezeichnen das Formular.

Vor allem aber erblickt er seine Lebensaufgabe darin, die geistigen Bande zwischen Österreich und Polen immer enger zu verknüpfen und durch gegenseitige Kenntnis zum herzlichen Verstehen zwischen den beiden ihm so teuren Ländern beizutragen.³⁵

Das Buch erschien 1951 im Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei unter dem Titel *Österreicher der Gegenwart: Lexikon schöpferischer und schaffender Zeitgenossen* und enthält rund 2650 Biographien. Primärer Zweck der Publikation war die Verwendung durch öffentliche Stellen, darum sollte, anders als in den englischen *Who is Who's*, das „Schaffen“ der aufgenommenen Personen vorrangig sein, ihr Privatleben zurücktreten.

Auf das fertige Lexikon reagiert Forst-Battaglia mit einer positiv-konstruktiven Rezension und mit einem freundlichen Schreiben an den Redakteur, dem er die Kritikpunkte erläutert und eine lange Liste von Anregungen für die geplante Neuauflage anschließt. Die kollegiale Anteilnahme an der Arbeit des Lexikon-Redakteurs entstammt dem wachen Interesse des homo politicus, mag aber auch dadurch motiviert gewesen sein, dass er sich einst selbst mit Ähnlichem beschäftigt hatte: Forst-Battaglias Anthologie *Deutsche Prosa seit dem Weltkriege* enthält unter dem mehr als bescheidenen, ja fast irreführenden, Titel „Bibliographie“ einen sehr umfangreichen Anhang (S. 483-551) mit Kurzbiographien der über 100 Autoren. Die Einträge entsprechen formal den Lemmata biographischer Lexika (Name, Lebensdaten, Lebenslauf, Werke, Literatur), unterscheiden sich jedoch inhaltlich stark von anderen Vertretern dieser Textsorte. Er konnte hier ohne Einengung durch redaktionelle Vorgaben die ihm wichtig erscheinenden Daten und Fakten zusammenstellen und erweist sich in der pointierten Darstellung des künstlerischen und wissenschaftlichen Profils seiner Autoren als Meister der kleinen Form.

Wie intensiv Forst-Battaglia zeitweise mit lexikographischer Arbeit beschäftigt war, zeigt ein Brief aus dem Dezember 1954, worin er Freunden seine Agenden schildert. Er war mit der Arbeit an Beiträgen für Sammelwerke, Vorlesungsmanskripten, Verhandlungen über Buchprojekte und zahllosen Aufsätzen eingedeckt und sollte nebenher sämtliche Artikel über Österreich und Polen für eine spanische Enzyklopädie verfassen, für die Pariser *Encyclopédie Larousse* die Einträge über Österreichische und Polnische Geschichte schreiben und das Lemma Polen für die deutschen Konversationslexika *Brockhaus* und *Herder* bearbeiten.³⁶ Auch in seiner umfangreichen Rezensionstätigkeit scheint die Beschäftigung mit Enzyklopädien eine besondere Stellung eingenommen zu haben.

Wenn man heute in der elektronischen Datenbank *World Biographical Information System* (WBIS) die überwiegend Personenlexika auswertet, nach „Jakob Forst-Battaglia“ bzw. „Jakob Forst de Battaglia“ sucht, erhält man elf deutschsprachige und vier polnische Treffer. Es ist reizvoll, diese kurzen Texte in Beziehung zu einander zu setzen, und etwa zu prüfen, welche Fakten aus seiner Vita zu welcher Zeit in welcher

³⁵ Das komplette von Forst-Battaglia ausgefüllte Formular und die Korrekturfahne des Druckes s. Hüttl-Hubert, (Anm. 1), S. 109-116 u. 127.

³⁶ Brief Otto Forst-Battaglias an Betty und Robert Schmeichler vom 14. 12. 1954, in: OFB 1996, (Anm. 2), S. 30.

Publikation aufscheinen; weiters welcher Text unter Beteiligung des Betroffenen erstellt und welcher etwa aus einem anderen Lexikon übernommen wurde. Der in der Österreichischen Nationalbibliothek erhaltene Fragebogen kann auch – sozusagen im Gegenlicht – als Dokument des an seiner Position in der Nachkriegsgesellschaft arbeitenden Remigranten gelesen werden. (So wäre etwa zu verstehen, dass er hier eine Habilitation angab, während er in den später erschienenen Personenlexika auf diese nicht der Wahrheit entsprechende Behauptung verzichtete.)

Die Bandbreite der Werke, in denen er figuriert, ist beachtlich, ebenso die Lemmata, die ihn bezeichnen: Diplomat, Genealoge, Historiker, Kritiker, Kulturhistoriker, Literaturkritiker, Philosoph, Publizist, Schriftsteller, Universitätsprofessor. Als Curiosum sei hier der Eintrag in *Sigilla veri: Lexikon der Juden, -Genossen und Gegner aller Zeiten und Zonen* [etc.] genannt, dessen Herausgeber sich in Nazi-Manier redlich bemüht, Negatives zu Tage zu fördern. Doch alles was er gegen Forst-Battaglia vorbringen kann, sind einige wenige kritische Bemerkungen zu dessen politischer Haltung, genealogischen Arbeiten und „abstoßender Vorliebe für Fremdwörter“ sowie die durchaus sympathische Charakterisierung: „Leben und leben lassen; im Übrigen Genuss von allem, was Herz, Kopf und Magen erfreut; Globetrotter, – Verehrer von Auto und Operette.“³⁷ Das Aufscheinen seiner Person in den Nachschlagewerken setzte Forst-Battaglia mit der ihm eigenen Nonchalance zur weiteren Erhöhung seines Renommées ein:

Sollte es wirklich Menschen geben, die über die Stationen meiner irdischen Pilgerschaft Näheres wissen wollen, dann mögen sie zu irgendeinem der biographischen Werke greifen, in denen darüber das Nötigste und manches Unnötige schwarz auf weiß steht, also etwa zum International Who's who?, zu Who's who in Central Europe, zum Kürschner'schen Gelehrtenkalender, zu Wer ist wer in Österreich oder gar zu den Österreichern der Gegenwart (ja, so einer bin ich), zu den Enzyklopädien, wie dem Großen Herder, dem Schweizer Lexikon und so fort bis zur Enciclopedia Espanola des Espasa-Calpe-Verlages und zur Wielka Encyklopedia Powszechna. Dort, in diesen achtenswerten Bänden berichtet man von meinen Vorfahren, dem Ort und Tag meiner Geburt (21. September 1889), meinem Studiengang und meinem Lebenslauf, der mich über ein beschauliches Dasein als unbeamteter Historiker und Literaturfreund zur Diplomatie und zuletzt als Professor an die Wiener Universität geführt hat.³⁸

Mittlerweile ist der Name Otto Forst-Battaglia aus den aktuellen Ausgaben der Nationalenzyklopädien wieder verschwunden. Doch er figuriert in zwei repräsentativen Nachschlagewerken aus den 90-er Jahren, in der *Deutschen biographischen Enzyklopädie* von Walter Killy (als „österreichischer Schriftsteller, Historiker, Genealoge“)³⁹ und in Felix Czeikes *Historischem Lexikon Wien* (als „Schriftsteller,

³⁷ *Sigilla Veri*, hrsg. v. E. Ekkehart, 2. Aufl. Bd. 2, Erfurt 1929, S. 387.

³⁸ OFB 1996 (Anm. 2), S. 31. – Den tschechischen *Ottův slovník naučný nové doby* in dem er schon 1932 mit einem eigenen Lemma als „deutscher Kritiker und Genealoge aus Wien“ aufscheint, lässt er hier unerwähnt.

³⁹ W. Killy: *Deutsche biographische Enzyklopädie*, Bd. 3, München 1996, S. 375.

Genealoge, Kulturhistoriker“⁴⁰ Auch in der Online-Edition des *Österreichischen Biographischen Lexikons*, das ab 2010 Ergänzungen und Nachträge zu dem mit dem Todesjahr 1950 limitierten Grundwerk bringt, wird es demnächst einen Eintrag zu Forst-Battaglia geben – über die passenden Lemmata denkt die Verfasserin noch nach.

Abstract

Otto Forst-Battaglia was an Austro-Polish intellectual of European significance. His activities covered a wide range of topics, such as history, literary critics, political journalism etc. The first part the article deals with his till today incomplete personal bibliography and the fact of his split reception, which is vivid in Poland and poor in the western countries. The second part gives an overview of relevant material owned by the Austrian National Library, with special stress on Polish issues.

⁴⁰ F. Czeike: *Historisches Lexikon Wien*, Bd. 2, Wien 1993, S. 346.

Dativobjekt vs. Dativus commodi – zu den Möglichkeiten ihrer Abgrenzung aus kognitiver Sicht

0. Zielsetzung

Der Kern des vorliegenden Beitrags besteht in einer semantischen Beschreibung des Profils¹ von Verben und des Profils des Dativs hinsichtlich ihrer Übereinstimmung oder Diskrepanz aus Sicht der kognitiven Grammatik. Ziel einer solchen Analyse ist es, die Möglichkeiten der Abgrenzung des Dativobjekts als einer valenzbedingten Ergänzung vom Dativus commodi als einer freien Angabe aufzuzeigen.² Sie stellt zugleich einen Schritt in Richtung einer Spezifizierung von semantischen Aspekten des Valenzkonzepts dar.

1. Dativobjekt und Dativus commodi in der traditionellen Grammatik vs. Dependenzgrammatik

In der deutschen traditionellen Grammatik wird das Dativobjekt als eine valenzbedingte Ergänzung mit dem so genannten freien Dativ konfrontiert, der durch die Valenz des Verbs nicht determiniert ist, in die Relation mit dem ganzen Satz tritt und immer frei ist.³ Einer der semantischen Typen des freien Dativs ist Dativus commodi, auch Dativ des Vorteils genannt. Aus semantischer Sicht bezeichnet er eine Person, zu deren Gunsten/Vorteil oder an deren Stelle und für die die im Prädikat

¹ In der kognitiven Linguistik wird der Begriff *Profil* auf eine ihm übergeordnete Struktur, nämlich die kognitive Basis bezogen. Die kognitive Basis meint konzeptuelle Inhalte, die durch den jeweiligen Ausdruck hervorgerufen werden, wobei das Profil eine aus der Basis ausgesonderte kognitive Struktur bildet, auf die die Aufmerksamkeit gerichtet wird. Vgl. z.B. E. Tabakowska: *Gramatyka i obrazowanie. Wprowadzenie do językoznawstwa kognitywnego*, Kraków 1995, S. 60-61.

² Die Unterscheidung zwischen dem Dativobjekt als einem von der Verbvalenz determinierten Satzglied und dem freien Dativ als einem nicht valenzdeterminierten Satzglied stützt sich auf die traditionelle Grammatik. Vgl. z.B. G. Helbig, J. Buscha: *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Leipzig-Berlin-München 1996, S. 552-554.

³ Vgl. z.B. Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich 1998, S. 677-678; G. Helbig, J. Buscha: *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*, Leipzig-Berlin-München 1996, S. 552-554; E. Hentschel, H. Weydt: *Handbuch der deutschen Grammatik*, Berlin-New York 1994, S. 334-335.

des jeweiligen Satzes ausgedrückte Handlung ausgeführt wird (im Gegensatz zum *Dativus incommodi*, der auf einen Nachteil der durch den Dativ designierten Person referiert).⁴ Eine gemeinsame semantische Komponente für alle syntaktischen-semantischen Dativtypen manifestiert sich in einer Ausrichtung der Handlung auf die jeweilige Person oder Sache.⁵

Die Grammatiken des Deutschen sind aber über die Unterscheidung der Dative nicht einig. Beispielsweise spricht H.-W. Eroms (2000) vom *Dativus commodi* als einer valenzbedingten Ergänzung, und zwar von einer spezifischen Valenzerhöhung.⁶

In der Dependenzgrammatik von U. Engel (1988) kommt der *Dativus commodi* als eine valenzbedingte Ergänzung vor, weil sie für eine bestimmte Subklasse des Verbs spezifisch ist (im Unterschied zu Angaben, die als aspezifisch gelten, d.h. bei beliebigen Verben stehen können). Die Erklärung für diesen Sachverhalt bildet die Auffassung der Valenz bei Engel als einer für die jeweilige Subklasse einer Wortart, hier des Verbs, spezifischen Rektion.⁷

Die traditionelle Grammatik, z.B. von G. Helbig, J. Buscha oder die Duden Grammatik, bietet zur Unterscheidung des valenzbedingten Dativobjekts vom freien *Dativus commodi* eine Ersatzprobe an, in der die Nominalphrase mit dem *Dativus commodi* durch eine Präpositionalphrase – die *für*-Phrase – zu ersetzen ist. Die *für*-Phrase deckt sowohl die Bedeutung „an Stelle der jeweiligen Person“ als auch die „zu Gunsten der jeweiligen Person“ ab, z.B. *Der Sohn wäscht der Mutter das Auto* – *Der Sohn wäscht für die Mutter das Auto*. Im Falle des Dativobjekts besteht die Ersetzungsmöglichkeit nicht, z.B. *Er hilft der Mutter* vs. **Er hilft für die Mutter*. Jedoch erscheinen auch Argumente gegen eine solche Ersetzungsprobe. Es handelt sich beispielsweise um das Verb *kaufen*, bei dem die Nominalphrase mit dem Dativ durch die *für*-Phrase zwar ersetzbar ist, trotzdem hätten wir es nicht mit einem *Dativus commodi* zu tun, sondern mit einem Dativobjekt, z.B. *Er kauft dem Kind Bonbons* oder *Er kauft für das Kind Bonbons*.⁸

Übrigens lässt sich die Ersetzungsprobe bei anderen Typen des freien Dativs, z.B. beim *Dativus incommodi* nicht anwenden. Aber analog zur Substitution des *Dativus commodi* durch seine Paraphrase „zum Vorteil der Person“ besteht eine Möglichkeit der Paraphrasierung des *Dativus incommodi* in Form „zum Nachteil der Person“, z.B. *Er hat mir den Urlaub verdorben* oder *Er hat zu meinem Nachteil den Urlaub verdorben* vs. *Er schadet mir*, aber nicht **Er schadet zu meinem Nachteil*.⁹

Die Grammatik von E. Hentschel, H. Weydt macht auch auf die Tatsache aufmerksam, dass die Stellung des *Dativus commodi* im Verhältnis zum Akkusativobjekt festgelegt ist, so dass das Umtauschen ihrer Reihenfolge ausgeschlossen ist. Dagegen

⁴ Vgl. Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich 1998, S. 657.

⁵ Vgl. Duden. Grammatik, 1998, S. 657.

⁶ Vgl. H.-W. Eroms: *Syntax der deutschen Sprache*, Berlin-New York 2000, S. 194-196, 231.

⁷ Vgl. U. Engel: *Deutsche Grammatik*, Heidelberg 1988, S. 183, 193.

⁸ Vgl. P. Eisenberg: *Grundriß der deutschen Grammatik*, Stuttgart 1989, S. 305-306.

⁹ Vgl. E. Hentschel, H. Weydt: *Handbuch der deutschen Grammatik*, Berlin-New York 1994, S. 160-161.

kann das Dativobjekt sowohl vor als auch nach dem Akkusativobjekt stehen. *Sie hat ihrem Sohn den Lolli geschenkt* oder *Sie hat den Lolli ihrem Sohn geschenkt* vs. *Er hat seiner Freundin das Mittagsessen gekocht*, aber nicht **Er hat das Mittagsessen seiner Freundin gekocht*.¹⁰ Problematisch ist dabei nur die Anwendung der Regel für Deutschlernende, bei denen das Wissen darüber, ob die Reihenfolge der Stellungsglieder geändert werden kann, von dem Wissen über ihren Status abhängt, also sekundär ist. So kann dieses Kriterium der Abgrenzung dieser Dative mindestens bei manchen linguistisch orientierten Deutschsprechern scheitern.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die traditionelle Grammatik keine ausreichende Erklärung für die Unterscheidung zwischen dem valenzgebundenen und dem freien Dativ liefert. Sie beschränkt sich entweder auf die Obligatheit des Dativobjekts oder auf seine enge Verbindung mit dem Verb im Vergleich zu einer lockeren Beziehung des freien Dativs zum Verb, somit basiert sie mindestens teilweise auf der Intuition des Forschers. In der Dependenzgrammatik werden die beiden Dative, d.h. das Dativobjekt und der Dativus commodi, als valenzdeterminiert betrachtet.

Der Grund für die Inadäquatheit einer solchen Beschreibung der Dativ-Problematik ist in dem Konzept der Valenz zu suchen, und zwar ist dieses in der traditionellen Grammatik unterbestimmt. Bei dem traditionellen Valenzkonzept ist m. E. die Bestimmung des semantischen Aspekts vernachlässigt worden, der den syntaktischen Aspekt bedingt (ein-, zwei- oder dreiwertige Verben werden als solche erst in Folge der Spezifizierung der semantischen Subtypen von Verben bezeichnet).

2. Revision der Valenzgrammatik – Konstruktionsgrammatik

Im Falle der traditionellen, generativen oder der Dependenzgrammatik spielt in der Valenztheorie das Verb als Valenzträger die größte Rolle. Der Kasusrahmen wird aus der Perspektive des Verbs festgelegt, d.h. das Verb regiert den Kasus und enthält Informationen über die möglichen Satzkonstruktionen bezüglich der Ergänzungen bzw. Angaben. Umgekehrt ist es in der Kasusgrammatik bei Ch. Fillmore (1968) und in der Konstruktionsgrammatik, als deren Vertreter beispielsweise A. Goldberg, G. Lakoff, aber auch Ch. Fillmore zu nennen sind. Entscheidend für die Auffassung der Valenz ist hier der Kasusrahmen. Die Konstruktionsgrammatik liefert auf die Frage, wie eine fakultative Ergänzung von einer freien Angabe, deren morphosyntaktische Formen gleich sind, abgegrenzt werden kann, eine Antwort aus der Sicht der Konstruktion und des Valenzbegriffs, der auf die Konstruktion gerichtet ist. Den ersten Schritt in diese Richtung tut V. Ágel (1995, 2000), der eine Unterscheidung zwischen der Valenzpotenz und der Valenzrealisierung einführt.¹¹ Ziel eines solchen Verfahrens ist es, die prototypische Realisierung der Valenz als Kern der lexikographischen Beschreibung auszusondern und die Abweichungen von diesem zu

¹⁰ Beispiele nach E. Hentschel, H. Weydt: *Handbuch der deutschen Grammatik*, Berlin-New York 1994, S. 161.

¹¹ Vgl. V. Ágel: *Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz*. In: *ZfgL* 23 (1995), S. 3-5; V. Ágel: *Valenztheorie*, Tübingen 2000, S. 197-198.

bestimmen. Das Auslassen eines Aktanten wird als Reduktion im Hinblick auf den Valenzkern/die Grundvalenz (Valenz mit lizenzierten Aktanten) betrachtet, und kritische Fälle sowie z.B. freier Dativ als deren Erweiterung.¹² Die Valenzreduktion und Valenzerweiterung werden mit dem Terminus der Ad-hoc-Valenzen umfasst.¹³ Für die Annahme von Valenzreduktion und Valenzerweiterung in der lexikographischen Valenzbeschreibung plädiert auch K. Welke.¹⁴ Er ist zugleich ein Befürworter der Integration der Valenztheorie mit der Konstruktionsgrammatik.

Bei der Bestimmung der Valenz bedient sich A. Goldberg des Prinzips des Prototypen, der Analogie und Familienähnlichkeit. Es handelt sich um eine konzeptuelle Anpassung eines Verbs an ein syntaktisch-semantisches Muster eines anderen Verbs. Beispielsweise kann das grundsätzlich zweiwertige Verb *bauen* (*Er baut ein Haus*) in Folge der Anpassung an die Konstruktion mit dem Verb *geben* (diese enthält außer der Information über die Handlung mit einem Objekt/Akkusativobjekt auch eine über die Ausrichtung der Handlung auf einen Adressaten/Dativobjekt) zum aktuell dreiwertigen Verb werden (*Er baut seinen Nachbarn ein Haus*). Somit gilt ein freier Dativ als Valenzerweiterung, weil semantische und syntaktische Voraussetzungen für die Realisierung einer solchen konzeptuellen Anpassung (auf Grund der Analogie mit anderen Konstruktionen, z.B. mit der *geben*-Konstruktion) bestehen. Sowohl die Valenzreduktion als auch die Valenzerweiterung werden als gleichrangig in Bezug auf die Grundvalenz betrachtet.¹⁵

3. Die kognitive Grammatik

Das primäre Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, das semantische Profil des Verbs hinsichtlich des Profils des Dativs zu untersuchen.

Für die folgende Analyse wird angenommen, dass der Dativus commodi als ein freier Dativ nicht valenzgebunden ist und keine Valenzerweiterung im Sinne der Konstruktionsgrammatik bildet. Das heißt aber nicht, dass sich die Autorin für eine solche Valenzauffassung ausspricht, sondern dass sie einen Vorschlag zur Lösung der Valenzproblematik darbietet.

3.1. Zum Wesen der Satzkonstruktionen in der kognitiven Grammatik

In der kognitiven Grammatik wird der Satz als eine symbolische Struktur betrachtet. Die grammatischen Konstruktionen werden nach bestimmten konzeptuellen Mustern,

¹² Vgl. K. Welke: Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. In: ZfgL 37 (2009), S. 92-93.

¹³ Vgl. V. Ágel: Valenztheorie, Tübingen 2000.

¹⁴ Vgl. K. Welke: Einführung in die Valenz- und Kasustheorie, Leipzig 1988; K. Welke: Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. In: ZfgL 37 (2009), S. 81-124; K. Welke, Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. In: ZfgL 37 (2009), S. 514-543.

¹⁵ Vgl. K. Welke: Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. In: ZfgL 37 (2009), S. 96-98.

Schemata genannt, gebildet, die die Art der Handlung, des Vorgangs oder Zustands, ihre Teilnehmer und die Relationen zwischen den Teilnehmern eines Ereignisses widerspiegeln. Ein Satz drückt ein Ereignis so aus, wie dies der Sprechende wahrnimmt. Das Verb impliziert die Teilnehmer des Ereignisses auf Grund seiner Semantik. Die semantischen Hauptteilnehmerrollen umfassen das Agens, das eine die Handlung ausführende Person oder eine Quelle der Energie bezeichnet und das Patiens, das sich auf ein Objekt bezieht, dem die Energie geliefert wird und das sie absorbiert. Zu den weiteren Rollen gehören beispielsweise das Instrumental, ein Objekt zur Überlieferung der Energie, das Experiens/Erfahrungszentrum, eine Person, die mentale Erfahrungen macht, d.h. etwas wahrnimmt, spürt, gedanklich oder gefühlsmäßig verarbeitet, und der Adressat/Empfänger, eine Person, auf die ein Objekt übertragen wird. Je nachdem, ob und auf welche Weise die Energie vom Agens zum Patiens fließt, unterscheidet man folgende Ereignisschemata: *Essivschema*, *Vorgangs-* oder *Prozessschema*, *Handlungsschema*, *Erfahrungsschema*, *Besitzschema*, *Bewegungsschema* und *Übertragungsschema*.¹⁶

Die Kasus stellen Kategorien dar, hinter denen sich semantische Rollen verstecken, die durch einzelne Valenzrahmen ausgedrückt werden. Die Kasus Kategorien weisen prototypische Effekte auf. Im Bereich einer Kategorie gelten manche als zentral, repräsentativ, dagegen andere als peripher.¹⁷ Im Falle des Dativs führen die semantischen Erweiterungen von der typischen Rolle des Adressaten über das Experiens bis zu Rollen, die solche Bezugspunkte wie Ziele, Rechte, Ideologien, moralische Werte, Mittel der Dominanz, Unterordnung, Opposition, Manipulation oder solche wie Maßstab für Ähnlichkeiten, Unterschiede, Übereinstimmung u.a. ausdrücken.¹⁸

3.2. Die Adressatenrolle als Profil des Dativs bezüglich des Profils von Verben – eine semantische Analyse

3.2.1. Dativobjekt vs. Dativus commodi

Für die vorliegende Analyse sind vorwiegend das Übertragungsschema und das Handlungsschema von Bedeutung. Das Übertragungsschema antwortet auf die Frage „Wer gibt wem was?“ und umfasst zwei Zustände. Im Anfangszustand tritt ein Teilnehmer/Agens als Besitzer von etwas auf, der seinen Eigentum/Patiens einem anderen Teilnehmer/Adressaten übergibt. Im Endzustand besitzt der andere Teilnehmer

¹⁶ Vgl. R. Pörings, U. Schmitz (Hgg.): *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*, Tübingen 1999, S. 80-90; E. Tabakowska (Hg.): *Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa*, Kraków 2001, S. 112-125; J. R. Taylor: *Gramatyka kognitywna*. (Hg.) E. Tabakowska, Kraków 2007, S. 495-504.

Vgl. auch Ch. J. Fillmore: *The Case for Case*. In: E. Bach, R. J. Harms (Hgg.): *Universals in Linguistic Theory*, New York 1968, S. 1-88; R. Langacker: *Wykłady z gramatyki kognitywnej*, Lublin, 1995, 2005.

¹⁷ Vgl. B. Rudzka-Ostyn: *Z rozważań nad kategorią przypadku*, Kraków 2000, S. 65-67.

¹⁸ Vgl. B. Rudzka-Ostyn: *Z rozważań nad kategorią przypadku*, Kraków 2000, S. 83-92.

das übergegebene Objekt. Das Verb profiliert einen Übertragungsprozess, den das Agens ausführt und der auf den Empfänger ausgerichtet ist. Es kann sich um die Übertragung von materiellen Gegenständen, aber auch von Relationen u.dgl. handeln. Ein prototypischer Fall des Übertragungsschemas kommt beim Verb *geben* vor. Im Satz *Der Lehrer gibt seinem Schüler ein Buch* gilt *Lehrer* als Agens, *Buch* als Patiens und *Schüler* als Adressat.¹⁹

Zwei unterschiedliche Verben können zwar die gleiche kognitive Basis hervorrufen, d.h. die Basis enthält gleiche Teilnehmerrollen, trotzdem profilieren die Verben, falls sie nicht synonym sind, unterschiedliche Teile der kognitiven Basis. Im Vergleich zum Verb *geben* oder *übergeben*, das die Handlung des Agens profiliert, hebt beispielsweise das Verb *bekommen* die Handlung des Empfängers hervor.²⁰

Das Profilieren erfüllt bei der Bestimmung von grammatischen Kategorien eine wesentliche Funktion. So profiliert eine Dativergänzung, aber auch ein freier Dativ die Rolle des Empfängers. Diese Rolle bildet zugleich einen obligatorischen Bestandteil des Übertragungsschemas. So fallen das Profil des Dativs als Konkretisierung einer ausgesonderten semantischen Substruktur des jeweiligen Verbs im Übertragungsschema mit der Empfängerrolle, die durch das Verb impliziert wird, zusammen.

Dagegen kommt der Dativus commodi überhaupt nicht im Übertragungsschema vor, sondern im Handlungsschema, für das die Frage „Was tut jemand?“ charakteristisch ist, z.B. *Peter hat mir das Zimmer gestrichen*. Im Handlungsschema tritt der primäre Teilnehmer als Energiequelle auf, der bewusst die Handlung aufnimmt (im Gegensatz zum Vorgangsschema, bei dem die Frage „Was geschieht?“ lautet, z.B. *Das Wetter wird schlechter*). Zwar gilt für den Dativus commodi die Empfängerrolle, jedoch ist diese Funktion in diesem Schema keinesfalls obligatorisch, ganz im Gegenteil, immer fakultativ.²¹ Außerdem bildet die Empfängerrolle hier kein Element der kognitiven Basis des jeweiligen Verbs. Die kognitive Basis des Verbs im Handlungsschema umfasst ein Agens, das die Energie generiert und die auf das Patiens ausgerichtet ist. Das Verb profiliert die Empfängerrolle nicht. Der Dativus commodi stellt kein Ziel der generierten Energie dar, sondern lediglich einen Empfänger der Folgen der ausgeführten Handlung. In unserem Beispiel für das Handlungsschema entspricht *Peter* dem Agens, *Zimmer* dem Patiens und *mir* dem Empfänger, wobei die vom Agens erzeugte Energie in Form der Handlung des Streichens auf das Patiens/*Zimmer* angewandt wird und die Empfängerrolle dem *mir* auf Grund des Profils des Dativs zugeschrieben wird. Im Satz *Der Vater kauft der Tochter Schuhe* profiliert das Verb *kaufen* eine Transaktion: der Kaufende/*Vater* ist Agens, das Objekt der Handlung *Schuhe* ist Patiens. Das Profil dieses Verbs enthält eine Übertragung des Objekts *Schuhe* vom Verkäufer zum Kaufenden, leider nicht

¹⁹ Vgl. R. Pörings, U. Schmitz (Hgg.): *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*, Tübingen 1999, S. 82-83, 90; E. Tabakowska (Hg.): *Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa*, Kraków 2001, S. 124-125.

²⁰ Vgl. R. Langacker: *Wykłady z gramatyki kognitywnej*, Lublin, 1995, S. 25-26.

²¹ Vgl. R. Pörings, U. Schmitz (Hgg.): *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*, Tübingen 1999, S. 82-86; E. Tabakowska (Hg.): *Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa*, Kraków 2001, S. 117-119.

zum Empfänger/*Tochter*. Das Verb impliziert grundsätzlich eine Austauschrelation, in der der Kaufende dem Verkäufer Geld übergibt und selbst dafür den Gegenstand der Transaktion bekommt. Die Transaktion stützt sich auf das Agens und nicht auf den Empfänger, der als ein solcher durch den Dativ designiert wird. Das Profil des Verbs *kaufen* weist eine Diskrepanz bezüglich des Profils des Dativs auf. Somit wird vorgeschlagen, im Kasusrahmen von *kaufen* das Satzglied im Dativ als Dativus commodi und nicht als einen von der Valenz des Verbs geforderten Dativ anzusehen. Das Designat des Dativs stellt zwar einen Adressaten/Empfänger dar, jedoch keinen direkten Empfänger des Kaufgegenstandes, sondern einen sekundären in Folge des Übergabens dieses Objektes nach der Kauf-Transaktion.

Das Übertragungsschema ist ein prototypisches für eine valenzbedingte Dativergänzung. In zentralen Schemata erscheinen Agens, Patiens und Empfänger von Gegenständen oder Relationen (z.B. bei *geben, übergeben, überreichen*). Generell implizieren auch Verben aus dem semantischen Bereich der Kommunikation einen Empfänger, an den der Kommunikationsakt gerichtet ist, z.B. *Er erzählt dem Kind ein Märchen* (ähnlich: *antworten, berichten, drohen, empfehlen, erlauben, raten, sagen, verbieten, versprechen, wiederholen, wünschen*), wobei die Rolle des Patiens nicht unbedingt explizit erscheint.

Von einem peripheren Übertragungsschema kann man bei manchen Verben sprechen, die ein Dativobjekt sogar obligatorisch fordern. In Sätzen mit solchen Verben wie *glauben* oder *vertrauen* haben wir es mit einem Transfer von Energie im mentalen Sinne zu tun. Von daher kann das Designat des Dativs auch als Adressat konzeptualisiert werden. Im Satz *Ich vertraue dir* generiert das Agens eine Energie, die ein Gegenstand der Übertragung darstellt. Das Verb profiliert einen mentalen Kontakt mit dem Empfänger. Dagegen profilieren beispielsweise solche Verben wie *helfen* oder *begegnen* eine Empfängerrolle als Ziel der bezeichneten Handlung, nämlich ein Ziel des Helfens oder Begegnens. Das Profil des Dativs bildet einen obligatorischen Bestandteil der kognitiven Basis solcher Verben, somit deckt es sich mit dem Profil der Verben, ähnlich wie dies der Fall im zentralen Übertragungsschema ist, überein.

Es gibt im Deutschen auch ein anderes Ereignisschema, in welchem zweifellos eine valenzbedingte Dativergänzung vorliegt. Es handelt sich um ein Erfahrungsschema, in dem die Hauptrolle prototypisch einem Experiens zukommt. Diese Rolle betrifft mentale Erfahrungen wie Wahrnehmen, Gefühle, Sinneseindrücke und Gedanken.²² Für unsere Analyse sind Sätze mit dem Experiens im Dativ interessant. Es handelt sich um solche Sätze wie *Die Suppe schmeckt mir, Es scheint mir, dass... , Es tut mir Leid*. Beispielsweise kommt im Satz *Es tut mir Leid* das Designat des Dativs als Empfindungsträger/*mir* vor und zugleich das logische Subjekt des Satzes: *ich leide, ich empfinde Leid*.

Als periphere Schemata im Verhältnis zum Erfahrungsschema können solche gelten, in denen auch kein Energieüberfluss, sondern ein gewisser Zustand ausgedrückt wird. Das Designat des Dativs ist ein solcher Teilnehmer des Ereignisses, der

²² Vgl. R. Pörings, U. Schmitz (Hgg.): Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung, Tübingen 1999, S. 86-87.

weder die Energie erzeugt noch sie überträgt, jedoch ist es ihr potentieller Träger. Als Beispiele dienen die Sätze *Es liegt dem Mädchen viel an der Reise* und *Das Kleid steht/passt dem Mädchen gut*. In solchen Schemata kann die Nominalphrase im Dativ als valenzbedingter Dativ schon auf Grund seiner Obligatheit betrachtet werden. Sie wirft der durch das Verb profilierten semantischen Struktur eine Konkretisierung auf, und zwar erscheint das Designat des Dativs/*Mädchen* als Empfänger/Ziel der im Zustand des Stehens oder Liegens kummulierten Energie.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass im Falle des valenzbedingten Dativobjekts sein Designat einen Bezugspunkt für die jeweilige Relation bildet. Außer der dargestellten semantischen Funktion des Adressaten als Benefizient der Handlung (*gehorschen, helfen, verzeihen*), unter anderem als Benefizient in Folge eines Transfers vom Materiellen und Mentalen, der durch das Agens ausgeführt wird (*berichten, geben, erzählen, leihen, schenken, schicken, übergeben, vermitteln*), kann man bei weiterer Forschung auf solche Designate des Dativs stoßen, die als ein Maßstab für Ähnlichkeit, Übereinstimmung, Unterschied (*ähneln, entsprechen, widersprechen*) bzw. als ein Mittel der Kontrolle oder der Dominanz (*unterliegen, unterordnen, vorbeugen*) gelten.²³

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass im Deutschen das Dativobjekt bei Verben mit dem Präfix *zu-* auftritt, das eine Ausrichtung, oft auf eine Person bezeichnet (*zuflüstern, zuordnen zusehen, zuweisen*).

Das Designat des Dativus commodi bezeichnet einen Benefizienten in Folge einer durch das Agens auf das Patiens ausgerichteten Handlung, auch eines Transfers (z.B. bei *bestellen, bringen, holen, kochen, putzen, vorbereiten, waschen*). Es wird als Konsequenzträger der jeweiligen Handlung konstruiert. In vielen Fällen kann es als Adressat eines Gegenstandes nicht betrachtet werden, und zwar wenn sich der jeweilige Gegenstand im Einflussbereich des Designats des Dativs befindet. Im Satz *Ich putze dir die Wohnung (Ich putze deine Wohnung)* ist das Designat des Dativs eigentlicher Besitzer des Gegenstandes oder der Gegenstand bleibt in seinem Einflussbereich.²⁴

3.2.2. Dativobjekt vs. Dativus incommodi – ein Exkurs

Kurz wird die Aufmerksamkeit der Autorin auf Verben gelenkt, bei denen das Designat des Dativs eine benachteiligte Person ausdrückt. Solche Verben können in zwei Gruppen hinsichtlich der semantischen Funktion des Dativs eingeteilt werden. Zu der Verbgruppe (a) gehören beispielsweise *abnehmen/wegnehmen, rauben, schaden, stehlen*, dagegen bilden die Verbgruppe (b) solche Verben, die kein Wegnehmen eines Gegenstandes vom Designat des Dativs profilieren, z.B. *herunterfallen, töten, vernichten, zerstören*. Die Folgen der vom Verb ausgedrückten Handlung sind im

²³ Vgl. B. Rudzka-Ostyn: *Z rozważań nad kategorią przypadku*, Kraków 2000, S. 83-92.

Aus Platzgründen wird auf die Analyse von anderen peripheren Schemata mit obligatorischen Dativobjekten verzichtet.

²⁴ Vgl. B. Rudzka-Ostyn: *Z rozważań nad kategorią przypadku*, Kraków 2000, S. 108.

Fälle der beiden Verbgruppen als negativ in Bezug auf das Designat des Dativs einzuschätzen. Das Designat des Dativs kann als Empfänger von Handlungsfolgen genannt werden. Die Überprüfung des Profils des Verbs unter dem Aspekt der Obligatheit einer solchen Empfängerrolle lässt das valenzbedingte Satzglied im Dativ vom freien Dativ, hier vom Dativus incommodi, unterscheiden. Zu diesem Zweck vergleichen wir Schemata mit Verben aus den beiden Gruppen, die ein Akkusativobjekt fordern. Im Schema mit Verben aus der Gruppe (a) stellt das Designat des Dativs eine Person dar, in deren Einflussbereich sich der jeweilige Gegenstand oder die jeweilige Relation im Anfangszustand befindet. Im Endzustand erscheint das Agens als neuer Besitzer bzw. der Gegenstand liegt in seinem Einflussbereich. Der Schaden, den das Designat des Dativs trägt, wird durch das Agens mit der Handlung beabsichtigt. Die semantische Rolle des Dativs bildet einen Bestandteil der durch das Verb ausgesonderten semantischen Struktur. Es ist ein ausreichender Grund dafür, den Dativ in solchen Schemata als valenzbedingt anzusehen. Dagegen wird im Schema mit Verben aus der anderen Gruppe keine Übertragung des jeweiligen Gegenstandes vom Designat des Dativs als Ausgangspunkt zum Agens als Ziel ausgedrückt, sondern eine mit negativen Folgen für das Designat des Dativs verbundene Handlung. Es kann sich beispielsweise um einen Verlust des jeweiligen Gegenstandes für das Designat des Dativs als negative Konsequenz der Handlung handeln. Dies wird jedoch durch das Verb nicht als vom Agens beabsichtigt profiliert. Im Satz *Er tötet mir einen Hund* führt das Agens/er die Handlung des Tötens an dem Patiens/*Hund* aus. Die Semantik des Verb sagt nichts über den Adressaten dieser Handlung oder ihrer Folgen aus, dies kommt in der jeweiligen Konstruktion erst durch den Dativ zum Ausdruck, wobei zugleich durch das Profil des Dativs sein Designat als Besitzer des Hundes erkannt wird.

4. Zusammenfassung

In semantischer Hinsicht bezeichnet das Designat des Dativs prototypisch einen Benefizienten der Handlung, der auf der syntaktischen Ebene sowohl mit dem Dativobjekt als auch mit einem freien Dativ korreliert.

In dem vorliegenden Beitrag wurde gezeigt, dass die Untersuchung des Profils von Verben unter dem Aspekt der Adressatenrolle als Profil des Dativs zur Lösung der Valenzproblematik beitragen kann, und zwar in Hinsicht der Abgrenzung des valenzbedingten vom freien Satzglied im Dativ.

Es wurden prototypische Schemata mit dem Dativobjekt, nämlich das Übertragungsschema, und mit dem Dativus commodi, das Handlungsschema genannt. Der Unterschied zwischen den Schemata steht mit dem Profil des Verb im engen Zusammenhang. Es wurde an Beispielen illustriert, dass die semantische Funktion des Adressaten im Handlungsschema sich lediglich aus dem Kasus *Dativ* ergibt. Es besteht hier keine Übereinstimmung der Profile von Verb und Dativ. So wurde der Dativ im Handlungsschema als Dativus commodi identifiziert. Der Dativus commodi erscheint keinesfalls als eine semantische Substruktur der kognitiven Basis des jeweiligen Verbs in diesem Schema.

Im Übertragungsschema, sowohl dem prototypischen als auch in peripheren Schemata, oder im Erfahrungsschema profiliert das Verb einen Adressaten einer Handlung, eines Zustands oder ein Erfahrungszentrum als eine Substruktur seiner kognitiven Basis. Der Prototyp der semantischen Rolle des Dativs umfasst Empfänger von Gegenständen, Relationen, intellektuellen Prozessen, Emotionen oder Sinneseindrücken u.dgl. Das prototypische Übertragungsschema wirft zugleich einen Wechsel des Einflussbereiches des jeweiligen Objektes auf, und zwar erscheint das Designat des Dativs als Endpunkt der Handlung, aktueller Besitzer des übertragenen Objektes.

Der Begriff des Adressaten wurde als ein prototypischer aufgefasst. Nicht zentrale Bedeutungsvarianten des Dativs sind bei dem Dativobjekt im großem Spektrum vorhanden, je nach Semantik des Verbs, dagegen lassen sich die Bedeutungsvarianten des Dativus commodi als Adressat und Träger der Folgen der jeweiligen Handlung zusammenfassen.

Literaturverzeichnis

- Vilmos Ágel: Valenzrealisierung, Grammatik und Valenz. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 23 (1995), S. 2-32.
- Vilmos Ágel: Valenztheorie, Tübingen: Narr 2000.
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Dudenredaktion (Hg.), 6., neu bearbeitete Aufl., Bd. 4, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich: Dudenverlag 1998.
- Peter Eisenberg: Grundriß der deutschen Grammatik, 2., überarbeitete und erweiterte Aufl., Stuttgart: Metzler 1989.
- Ulrich Engel: Deutsche Grammatik, Heidelberg: Groos 1988.
- Hans-Werner Eroms: Syntax der deutschen Sprache, Berlin-New York: de Gruyter 2000.
- Charles J. Fillmore: The Case for Case. In: E. Bach, R. J. Harms (Hgg.): Universals in Linguistic Theory, New York: Holt, Rinehart and Winston 1968, S. 1-88.
- Joachim Helbig, Gerhard Buscha: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht, 17. Auflage, Leipzig-Berlin-München: Langenscheidt, Verl. Enzyklopädie 1996.
- Elke Hentschel, Harald Weydt: Handbuch der deutschen Grammatik, 2., durchges. Aufl., Berlin-New York: de Gruyter 1994.
- Ronald Langacker: Wykłady z gramatyki kognitywnej. Kazimierz 1993. H. Kardela (Hg.), Lublin: UMCS 1995.
- Ronald Langacker: Wykłady z gramatyki kognitywnej. Lublin 2001. H. Kardela, P. Łozowski (Hgg.), Lublin: UMCS 2005.
- Ralf Pörings, Ulrich Schmitz (Hgg.): Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung, Tübingen: Narr 1999.
- Brygida Rudzka-Ostyn: Z rozważań nad kategorią przypadka. E. Tabakowska (Hg.), Kraków: Universitas 2000.
- Elżbieta Tabakowska: Gramatyka i obrazowanie. Wprowadzenie do językoznawstwa kognitywnego, Kraków: PAN 1995.

- Elżbieta Tabakowska (Hg.): Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa, Kraków: Universitas 2001.
- John R. Taylor: Gramatyka kognitywna. E. Tabakowska (Hg.), Kraków: Universitas 2007.
- Klaus Welke: Einführung in die Valenz- und Kasustheorie, Leipzig: Bibliographisches Institut Leipzig 1988.
- Klaus Welke: Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37 (2009), S. 81-124.
- Klaus Welke: Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37 (2009), S. 514-543.

Abstract

This paper deals with the valency of the licensed dative complement versus the free dative *dativus commodi* from the cognitive point of view. What is problematic is the distinction between these two forms in constructions in which the dative is optional. A solution to this problem can be found by studying the profile of a given verb and of the dative case regarding their semantic correspondence. The paper shows that the dative case can build a conceptual component of the profile of some verbs (in the prototypical thematic role of recipient). In a case like this it is proposed to assume that the given dative object is a valent one.

Keywords

cognitive grammar, dative object, *dativus commodi*, valency

Fortunato Bartolomeo de Felice et l'*Encyclopédie* d'Yverdon

Francesco Placido Bartolomeo de Felice est né le 24 août 1723 à Rome, dans une famille d'origine napolitaine. Il était le premier des six enfants de Gennaro de Felice (1701-1783) et de sa femme Caterina Rosetti¹. Il a fréquenté le Collegio Romano jésuite à Rome. Puis, l'âge de dix-huit ans atteint, il a étudié la philosophie et les mathématiques à Brescia, sous la direction de Fortunato da Brescia (1701-1754) de l'Ordre des Frères mineurs réformés. De retour à Rome en 1743, à l'âge de vingt-et-un ans, il est entré au couvent des Frères mineurs observants, choisissant comme nom monastique Fortunato (Fortunatus). Trois ans plus tard (le 18 mai 1746), il a été ordonné prêtre. En 1750, il est devenu professeur associé de géographie ancienne et moderne à l'Université de Naples, rénovée par Celestino Galiani (1681-1753). En 1752, il y a reçu la chaire de physique expérimentale, devenant propagateur des théories d'Isaac Newton (1642-1727) en Italie. Il s'est lié à un groupe d'intellectuels, supporteurs de réformes sociales, politiques et économiques. Raimondo di Sangro, VII^{ème} prince de San Severo (1710-1771)² – occultiste, savant, anatomiste, écrivain, académicien, militaire et franc-maçon, un des rénovateurs de l'Université de Naples – était un personnage très important de ce groupe. C'est de cette période d'activité universitaire à Naples que date un ouvrage particulièrement important de Fortunato Bartolomeo de Felice – *Scelta de' migliori opuscoli...* (Naples 1755), contenant des textes traduits en italien, commentés et dotés de notes bibliographiques d'auteurs tels que: Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698-1759), René Descartes (1596-1650) et Vincenzo Viviani (1622-1703)³.

¹ Je cite les faits de base concernant la vie et l'activité de Francesco Placido Bartolomeo Fortunato de Felice d'après: Giulietta Pejrone, *Fortunato Bartolomeo De Felice: educateur, publiciste, éditeur*, (in) *L'Encyclopédie d'Yverdon. Bilan et perspectives. Actes de la table ronde (Yverdon 26-27 octobre 1992)* [ci-après *EVB*], „Annales Benjamin Constant” 1993, n° 14, p. 57-62; Jean Daniel Candaux, *Felice Fortunato de*, (in) *Dictionnaire de la presse 2: Dictionnaire des journalistes (1600-1789)*, sous la dir. de Jean Sgard, vol.1, Oxford 1999, p. 389-390; *Id.*, *Felice Fortunato Bartolomeo de (1723-1789)*, (in) *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), chefredaktor Marco Jorio, vol. 4, Basel 2005, p. 462.

² „La volonté de rénovation des études universitaires est évidente, si l'on considère par exemple la création d'une chaire d'économie politique, en 1753, la première d'Europe, où Genovesi professe en italien et non en latin. Parmi ceux qui ont voulu cette nouvelle chaire, soutenue par des finances privées, nous trouvons Raimondo di Sangro, Prince de San Severo, grand maître de la maçonnerie napolitaine, ami de Genovesi et de De Felice” (G. Pejrone, *op. cit.*, p. 57-58).

³ F.B. de Felice, *Scelta de' migliori opuscoli, tanto di quelli che vanno volanti, quanto di quelli che inseriti ritrovansi negli atti delle principali accademie d'Europa concernenti le scienze e le*

Bartolomeo de Felice n'a pas achevé sa *Scelta de' migliori opuscoli...*, censée avoir vingt volumes. Il a pris part à une querelle d'amour qui a par la suite changé sa vie. En 1756, il a enlevé Agnès, comtesse de Panzutti, que son mari avait enfermée pour infidélité dans un des monastères de Naples, et s'est enfui avec elle à Berne en Suisse. Le manque d'argent a contraint les fugitifs à retourner en Italie: la comtesse s'est retrouvée dans un cloître de Naples, et de Félice, par décision du tribunal pénitentiaire, dans un monastère d'Alvernia en Toscane. N'étant pas en état de supporter les rigueurs de la vie au monastère – surtout après une carrière universitaire si bien commencée et brusquement interrompue, liée à une activité intellectuelle intense – de Felice a entrepris au printemps 1757 une autre évasion, cette fois solitaire. Il a obtenu d'un médecin renommé rencontré à Padoue, Jean Baptiste Morgagni (1682-1771), une lettre de recommandation adressée à Albert de Haller (1708-1777), et après un voyage périlleux à travers les Alpes il est arrivé à Berne sous le faux nom de Matteo Ughi.

À Berne il a soutenu une dissertation préparée en latin, commentaire à la physique de Newton⁴, en 1757 il a adopté la foi protestante, en 1758 il a fondé la Société Typographique, financée par Vincent Bernhard de Tscharnher (1728-1778). Il tenait aussi un „Café littéraire”, genre de club, où à l'époque se rencontraient les éminents intellectuels de Berne. En 1761, on lui a refusé la chaire de philosophie de l'Académie de Lausanne, il pouvait cependant enseigner à Berne. En 1762, il a déménagé à Yverdon, où il a fondé une pension pour jeunes et une maison d'édition dont la renommée à très vite dépassé les frontières de la Suisse. Dans sa pension il a introduit des méthodes pédagogiques modernes, initiant ainsi une tradition du travail pédagogique continuée par la suite dans la même ville par Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827). De Felice enseignait lui-même la philosophie, les mathématiques, la physique, l'histoire, la géographie, la loi naturelle et la religion. Il a publié pour l'usage de ses élèves des *Eléments abrégés de grammaire latine* (1765), des *Leçons de droit* (1768) et des *Leçons de logique* (1770). Dans sa nouvelle patrie de Felice a vu sa fortune changer: il est arrivé à Berne sans un sou, au cours de ses 27 ans d'activité il a gagné une fortune importante, acheté quelques propriétés, mais à la fin de sa vie sa situation financière s'est considérablement détériorée. De ses trois mariages en Suisse il a laissé treize enfants⁵.

arti che la vita umana interessano, tradotti in italiana favella, commentati, illustrati, accresciuti, Napoli 1755, p. 3-93 [*Discorso accademico del sign. di Maupertuis sul progresso delle scienze*], p. 95-263 [*Dissertazione del sig. Renato Des-Cartes sul metodo di ben condurre la sua ragione e di cercare la verità nelle scienze*], p. 269-368 [*Discorso storico-critico del chiarissimo Vincenzo Viviani sulla vita e i ritrovati del sig. Galileo Galilei*].

⁴ F.B. de Felice, *De Newtoniana attractione, unica cohaerentiae naturalia causa, adversus Clar. Hambergerum*, Bernae 1757.

⁵ „Fortunato de Felice s'est marié trois fois: 1) à Berne, le 29 décembre 1759, avec Suzanne Catherine Wavre, morte en couches à Yverdon le 16 mars 1769, après lui avoir donné cinq enfants [...]; 2) à Yverdon, en juin 1770, avec Louise Marie Perrelet, morte d'un accident de voiture à Yverdon le 17 septembre 1774, après lui avoir donné trois autres enfants; 3) à Yverdon, en novembre 1774, avec Jeanne Salomé Sinnet (1741-1825), dont il eut encore cinq enfants [...]. F. a donc eu treize enfants au total, soit sept garçons et six filles” (J.D. Candaux, *Felice Fortunato de*, (in) *Dictionnaire de la presse 2...*, p. 389).

Comme l'a souligné Jean Daniel Candaux „Felice est l'un des rares journalistes du XVIII^e siècle qui ait publié ses périodiques en trois langues différentes”⁶. Dans les années 1758-1762 il a publié l'*Excerptum totius Italicae nec non Helveticae Literaturae* (16 volumes); l'édition de l'*Estratto della letteratura europea* (36 volumes) marque les années 1758-1766, alors que dans les années 1779, 1782 et 1783 est paru le *Tableau raisonné de l'histoire littéraire du dix-huitième siècle* (36 volumes). Les autres œuvres signifiantes de cet auteur sont: *Lettre aux désœuvrés* (Yverdon 1766), *Tableau philosophique de la religion chrétienne* (Yverdon 1779, 4 vol.), *Le Développement de la raison* (Yverdon 1789, 3 vol., à titre posthume). Dans sa maison d'édition il a publié environ 180 ouvrages appartenant à des domaines tels que: l'histoire naturelle, l'histoire, la logique, la géographie, la médecine, les arts et métiers, le théâtre et la poésie, le droit et la législation, la pédagogie et la morale⁷. Parmi les auteurs publiés nous retrouvons des noms du rang de⁸: Cesare Beccaria (1738-1794) [*Traité des délits et des peines*, 1766], Elie Bertrand (1713-1797) [*Sermons pour les Fêtes de l'Eglise chrétienne*, tomes 1-2, 1776], Joseph Raulin (1708-1784) [*Instructions succinctes sur les accouchements, en faveur des sages-femmes*, 1770], Charles Bonnet (1720-1793) [*Contemplation de la nature*, tomes 1-2, 1767], Jean Jacques Burlamaqui (1694-1748) [*Principes du droit de la nature et des gens avec la suite du Droit de la nature qui n'avait point encore paru. Le tout considérablement augmenté par Mr. Le Professeur de Félice*, tomes 1-8, 1766-1768], Pierre Alexandre Du Peyrou (1729-1794) [*Lettre à Monsieur*** relative à J.-J. Rousseau avec la réfutation de ce libelle, par le professeur de Montmollin*, 1765; *Seconde lettre relative à M. J.-J. Rousseau, adressée à Milord, comte de Wemyss*, 1765; *Recueil de pièces relatives à la persécution suscitée à Môtiers-Travers contre M.J.-J.Rousseau*, 1765], Albert de Haller [*Lettres sur les vérités les plus importantes de la Révélation, traduites de l'allemand*, 1772], Joseph Jérôme Le François de Lalande (1732-1807) [*Voyages d'un François en Italie*, tomes 1-8, 1769-1770 et 1-7, 1787-1788], Philippe Macquer (1720-1770) [*Dictionnaire portatif des arts et métiers*, tomes 1-3, 1766-1767], Jean François Marmontel (1723-1799) [*Bélisaire*, 1767; *Contes moraux et Bélisaire*, tomes 1-4, 1781], Jean Baptiste Morgagni, *De sedibus et causis morborum per anatomem indagatis libri quinque. Praefatus est S.A.D. Tissot, M.D. Editio a mendis expurgata et aucta*, tomes 1-3, 1779], Jean Georges Pillichody (1715-1783) [*Essai sur cette question: serait-il utile de convertir en fonds clos ou particuliers, les communes soit pâturages, champs, etc ?*, 1766], François Quesnay (1694-1774) [*Physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain. Recueil publié par Pierre-Samuel Du Pont de Nemours*, tomes 1-6,

⁶ J.D. Candaux, *Felice Fortunato de*, (in) *Dictionnaire de la presse 2...*, p. 389.

⁷ „Pendant ses 27 ans d'activité yverdonnoise, l'homme infatigable que fut de Félice déploya ses qualités d'écrivain, directeur, imprimeur et pédagogue. Erudit, intelligent, véritable esprit encyclopédique, protestant sincère, il consacra toutes ses forces à son œuvre de propagandiste et apologiste du christianisme agissant” (Léon Michaud, *Yverdon à travers son passé*, Yverdon 1969, p. 48).

⁸ Sur ce sujet voir Henri Cornaz, *Histoire de l'imprimerie yverdonnoise*, Yverdon 1989, p. 11-12.

1768-1769], Pierre Verri (1728-1797) [*Pensées sur le bonheur; traduites de l'italien par Gabriel Mingard, 1766*], et Voltaire (1694-1778) [*Commentaire sur le Livre des délits et des peines par un avocat de province, 1766*].

L'entreprise la plus ambitieuse de sa vie était cependant l'*Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*⁹, publiée à Yverdon dans les années 1770-1780. En 48 volumes de texte, sur 37 378 pages, elle contenait 75 000 articles, et 1261 planches dans dix volumes supplémentaires. Bartolomeo de Felice vendait son produit à des libraires de la Suisse romande ainsi qu'à la Société Typographique de Berne. Une entreprise de libraires de la Hague connue et ayant beaucoup d'influence, Gosse & Pinet, s'est chargée de la distribution de 1600 exemplaires de l'encyclopédie. De Felice profitait aussi de l'intermédiaire des libraires français (aussi bien ceux à Paris qu'en province), il avait accès au marché espagnol, portugais, allemand, autrichien, polonais, anglais. On évalue que le tirage de l'encyclopédie était d'environ 2500 exemplaires¹⁰. La distribution de l'*Encyclopédie* d'Yverdon causa la jalousie des encyclopédistes parisiens. Voltaire démontra une animosité particulière: „Les éditeurs de Paris ont paru craindre un rival dans un apostat italien nommé Félice. C'est un polisson, plus imposteur encore qu'apostat qui demeure dans un cloaque du Pays de Vaud. Ce fripon, qui a été prêtre autrefois et qui en était digne, qui ne sait ni le français ni l'italien, prétend qu'il a 4000 souscripteurs, et il n'en a pas une seule”¹¹.

Le point de référence de l'entreprise d'édition de Felice était l'*Encyclopédie* de Diderot et de D'Alembert. Cependant, le projet d'une nouvelle édition ne se fondait pas sur la règle des „lumières de la raison éclairée”, mais sur la „croyance de notre sainte religion”. Ce devait être une encyclopédie – écrit Léon Michaud – à inspiration nettement chrétienne¹², il n'est donc pas étonnant que ses principaux collaborateurs soient des protestants: les pasteurs Elie Bertrand, Gabriel Jean Henri Mingard, Alexandre César Chavannes, l'astronome Joseph Jérôme Le François de Lalande, les mathématiciens: Léonard Euler (1707-1783) et son fils, Jean Albert Euler (1734-1800), ainsi que „le grand Haller” – Albert de Haller¹³.

L'*Encyclopédie* d'Yverdon, d'ailleurs injustement oubliée pour quelque temps, est devenue objet d'un nouvel intérêt dès qu'on s'est tourné vers de vives réflexions sur le problème de l'encyclopédisme. Rappelons ici des travaux importants de chercheurs suisses de la première moitié du XX^e siècle: Eugène Maccabez en 1903, Jean Pierre Perret en 1945 et Charly Guyot en 1955¹⁴. Le vrai tournant des recherches sur l'*Encyclopédie* d'Yverdon était cependant la thèse de doctorat de Clorinda Donato, sou-

⁹ *Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines*. Mis en ordre par M. de Felice, 58 volumes in-quarto, Yverdon 1770-1780. Je cite les autres informations d'après H. Cornaz, *op. cit.*, p. 12.

¹⁰ H. Cornaz juge même que le tirage pouvait être de 3000 exemplaires: „Le tirage de l'*Encyclopédie* d'Yverdon peut être estimé à 2500 ou 3000 exemplaires” (H. Cornaz, *op. cit.*, p. 12).

¹¹ L. Michaud, *op. cit.*, p. 50.

¹² *Ibid.*, p. 49.

¹³ H. Cornaz, *op. cit.*, p. 13.

¹⁴ Eugène Maccabez, *F.B. de Félice (1723-1789) et son Encyclopédie. Yverdon 1770-1780 (d'après des documents inédits)*, Bâle 1903; Jean Pierre Perret, *Les imprimeries d'Yverdon au XVIIe et*

tenue à l'Université de Californie à Los Angeles en 1987, indiquant l'apport original de Felice dans l'œuvre de création des encyclopédies du dix-huitième siècle¹⁵. Une analyse comparative minutieuse de l'*Encyclopédie* de Diderot et de D'Alembert et de l'*Encyclopédie* d'Yverdon a mené Clorinda Donato à une conclusion qui mérite d'être soulignée: „L'*Encyclopédie* d'Yverdon offre une vision du monde plus précise

XVIIIe siècle, Lausanne 1945; Charly Guyot, *Le rayonnement de l'Encyclopédie en Suisse française*, Neuchâtel 1955.

- ¹⁵ Clorinda Donato, *Inventory of the Encyclopédie d'Yverdon: A Comparative Study with Diderot's Encyclopédie*, Ph.D. dissertation, University of California, Los Angeles 1987, 3 vol. (XXII, 1765 p.). Voir aussi: C. Donato et Hardesty Doig Kathleen, *Notice sur les auteurs des quarante-huit volumes de discours de l'Encyclopédie d'Yverdon*, „Recherches sur Diderot et sur l'Encyclopédie” 1991, n° 11 [octobre], p. 133-141; C. Donato, *La otra cara del enciclopedismo del siglo XVIII: Fortunato Bartolomeo de Felice y la Encyclopédie d'Yverdon*, „Trienio. Ilustración y Liberalismo. Revista de Historia” 1991, n° 18 [novembre], p. 25-40; *An Intellectual Exile in the 18th Century: Fortunato Bartolomeo de Felice in Switzerland*, „Romance Languages Annual” 1992, p. 243-247; *The Letters of Fortunato Bartolomeo de Felice to Pietro Verri*, „MLN” 1992, n° 107, p. 74-111; *L'Encyclopédie d'Yverdon et l'Encyclopédie de Diderot et de D'Alembert: éléments pour une comparaison*, (in) *EVB*, „Annales Benjamin Constant” 1993, n° 14, p. 75-83; *Réfutation ou réconciliation? Fortunato Bartolomeo de Felice, critique des Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie et le livre de l'Esprit*, (in) *Les ennemis de Diderot*, éd. par Anne Marie Chouillet, Paris 1993, p. 101-111; *From Switzerland to Europa through Leipzig. The Swiss Book Trade and the Leipziger Messe (1770-1780)*, „Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte” 1994, Jahrgang 4, p. 103-133; *An Unwritten Chapter in the Encyclopaedia Wars: J.H.S. Formey, Pierre Rousseau and the Encyclopédie d'Yverdon*, (in) *Transactions of the Ninth International Congress on the Enlightenment*, Voltaire Foundation, vol. 2, Oxford 1996, p. 707-711; *F.B. de Felice e l'edizione di Yverdon dell'Encyclopédie*, „Studi Settecenteschi” 1996, n° 16, p. 373-396; *Jean Henri Samuel Formey's Contribution to the Encyclopédie d'Yverdon*, (in) *Schweizer im Berlin des 18. Jahrhunderts*, hrsg. von Martin Fontius und Helmut Holzhey, Berlin 1996, p. 87-98; *Zürich dans l'Encyclopédie d'Yverdon*, (in) *Alte Löcher-neue Blicke. Zürich im 18. Jahrhundert: Aussen- und Innenperspektiven*, Zürich 1997, p. 41-51; *A Commercial, Personal and Philosophical Foe: F.B. de Felice, Disseminator of Anti-Voltarian Sentiment from Florence to Berlin*, (in) *Voltaire et ses combats*, sous la dir. de Ulla Kölving et Christian Mervaud, Voltaire Foundation, vol. 2, Oxford 1997, p. 997-1006; *La Géographie Républicaine: Republic and Representation in Vincenz Bernhard von Tschanner's Dictionnaire géographique, historique et politique de la Suisse 1775*, (in) *Republikanische Tugend. Ausbildung eines Schweizer Nationalbewusstseins und Erziehung eines neuen Bürgers / Contribution à une nouvelle approche des Lumières helvétique*, sous la dir. de Michael Böhler et alii, Genève 2000, p. 301-337; *Heresy in the Encyclopédie d'Yverdon*, (in) *Histories of Heresy in Early Modern Europe*, ed. by John Christian Laursen, New York 2002, p. 239-262; *Rewriting Heresy in the Encyclopédie d'Yverdon (1770-1780)*, „Cromohs” 2002, n° 7, p. 1-26; *Sur les traces de Charles Bonnet: une comparaison électronique de ses Notices Raisonnées de l'Encyclopédie et de l'Encyclopédie d'Yverdon*, „Recherches sur Diderot et sur l'Encyclopédie” 2002, n° 31-32 [avril], p. 233-250; *The Hidden Population Debate in the Swiss Encyclopédie d'Yverdon*, „Studies on Voltaire and the Eighteenth Century” 2003:01 (2003), p. 243-255; *Religion et Lumières en Italie, 1745-1775: le choix protestant de Fortunato Bartolomeo de Felice*, (in) *L'Encyclopédie d'Yverdon et sa résonance européenne. Contextes–contenus–continuités*, sous la dir. de Jean Daniel Candaux et alii, Genève 2005, p. 89-120; *The Yverdon Encyclopédie and Holland. Transmission, translation, adaptation and missed collaboration*, (in) *Lectures de Jacques Proust*, sous la dir. de Muriel Brot et Sante A. Viselli, Montpellier 2008, p. 149-172.

et scientifique. Alors que l'*Encyclopédie* de Paris apparaîtrait en quelque sorte comme un itinéraire guidé vers les connaissances, l'*Encyclopédie* d'Yverdon mènerait à ces mêmes connaissances d'une façon plus structurée. En même temps, pourtant, elle garde une ressemblance avec l'*Encyclopédie de Paris* dans la façon dont elle se présente aux lecteurs : l'arbre des connaissances et l'ordre alphabétique y sont conservés"¹⁶.

Le 29 avril 1998, on a créé à Lausanne la Fondation de Felice, avec siège à Yverdon-les-Bains, dont le but est : „de susciter et maintenir l'intérêt public, promouvoir et animer la recherche et la discussion scientifiques, enrichir et diffuser le savoir à propos de l'œuvre de Fortuné Barthélemy de Felice, en particulier, soit plus spécialement de l'*Encyclopédie ou Dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines* [...] et, plus généralement, à propos de l'encyclopédisme et des Lumières suisses; d'acquiescer et de rassembler en un lieu précis, pour les y conserver et les mettre à disposition du public et des chercheurs, tous objets, livres et documents en relation avec la personne et l'œuvre de Fortuné Barthélemy de Felice. Pour atteindre son but, la Fondation pourra en particulier: allouer des subsides de recherches ou de publication, organiser et subsidier des colloques et des échanges de spécialistes, publier un bulletin d'information, entreprendre la publication de l'ensemble de l'*Encyclopédie* d'Yverdon sur CD-Rom, allouer à intervalles réguliers un prix destiné à récompenser les meilleurs travaux concernant la personne et l'œuvre de Fortuné Barthélemy de Felice, l'encyclopédisme ou les Lumières suisses"¹⁷. Depuis les débuts de son existence la Fondation de Felice a soutenu les colloques scientifiques organisés¹⁸, mais aussi a contribué à une édition numérique de l'*Encyclopédie* d'Yverdon¹⁹. Actuellement elle supporte le projet d'une édition critique de la correspondance de Fortunato Bartolomeo de Felice²⁰, réalisée à l'Université de Lausanne sous la direction de Léonard Burnand, financé par le Fonds National Suisse de la Recherche Scientifique.

¹⁶ C. Donato, *L'Encyclopédie d'Yverdon et l'Encyclopédie de Diderot et de D'Alembert...*, (in) *EVB*, „Annales Benjamin Constant” 1993, n° 14, p.82-83.

¹⁷ La Fondation de Felice. Voir <http://encyclopedie-yverdon.org/fondation-de-felice.html> [18-04-2012].

¹⁸ Deux d'entre eux au moins méritent d'être énumérés: Journée d'étude de la Fondation De Felice le 8 avril 2000 au Centre culturel luthérien de Paris sur le thème „Le pluralisme confessionnel de l'Encyclopédie d'Yverdon” et „Auf dem Weg zur europäischen Enzyklopädie / Une Encyclopédie à vocation européenne: le *Dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines* de F.-B. De Felice (1770-1780)” du 6 au 9 septembre 2001 à Potsdam. A ce sujet voir: *L'Encyclopédie d'Yverdon et sa résonance européenne...*, p. 7-8.

¹⁹ *Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines (1770-1780)* [Edition électro-nique intégrale], éd. par Claude Blum, Champion électronique, Yverdon-les-Bains 2003, 1 DVD-ROM.

²⁰ „L'encyclopédisme en Suisse au temps des Lumières d'après la correspondance de l'éditeur F.-B. De Felice (1723-1789). Ce projet d'histoire culturelle entend contribuer au renouvellement des études sur l'encyclopédisme dans la Suisse des Lumières, en procurant une édition critique intégral d'une source majeure et presque entièrement inédite: la correspondance de Fortunato Bartolomeo de Felice. [...] Véritable mine d'informations, cette correspondance documente, de façon extrêmement détaillée, les modalités de rédaction, d'impression et de diffusion d'une encyclopédie au XVIIIe siècle. Elle apporte aussi un éclairage précieux sur l'éditeur et son parcours singulier” (<http://unil.ch/defelice/page73868.html> [18-04-2012]).

Abstract

Fortunato Bartolomeo de Felice and Yverdon Encyclopedia

Published in the years 1770-1780 in Yverdon Encyclopédie, ou dictionnaire universel raisonné des connaissances humaines brought fame not only to this Swiss town, but also to its creator – Fortunato Bartolomeo de Felice (1723-1798).

De Felice's initial publishing plan included the Encyclopedia by Diderot and D'Alembert, but due to changes in content, an original piece of work was written which was much different from the first one. The following are the most important differences between the Paris and the Swiss encyclopedias: 1o Yverdon Encyclopedia does not include criticism of the Church, which is characteristic for the spirit of the Paris encyclopedia and many of its co-authors; 2o the Swiss encyclopedia includes notions on theology and religious issues, which were elaborated anew, following the Protestant ideology instead of the Catholic or anticlerical ones; 3o de Felice dispensed with the subjective, critical and philosophical way of presenting considered issues, which was characteristic for the Paris encyclopedia, in favor of a more neutralized, even 'anti-philosophical' (as it is described nowadays) one. If we take into account such a vision of the encyclopedia and its Protestant character, it is not surprising that we have Protestant authors among its creators, such as Elie Bertrand (1713-1797), César Alexandre Chavannes (1731-1800), Gabriel Mingard (1729 -1786).

The creators of Yverdon Encyclopedia gave a new orientation to the Encyclopedia by Diderot and D'Alembert. They made their work not only more Swiss and Protestant, but also more European. De Felice collected vast knowledge, which is the result of merging of Swiss and European Enlightenment, and included it in the book. Therefore, he achieved his goal which consisted in spreading ideas to a large extent and the associated demand for human development through education.

Keywords

enlightenment, encyclopedia, Protestantism, education.

L'intemporalité du message des Guidar dans leurs récits

Le présent texte est une tentative de présenter le tableau du monde et des valeurs des Guidar – peuple du Nord-Cameroun. Nous faire la connaissance de cette tribu grâce à la littérature orale ; les récits contiennent l'ensemble des informations, des données traitant de l'univers des Guidar. Ces textes racontent leurs croyances et leurs vérités, ils montrent leurs traits de caractère, leurs attitudes et leurs comportements, ils parlent de la vie quotidienne des Guidar et enfin, ils témoignent des modalités de perception de la réalité par cette société. Après la présentation générale de la communauté, nous démontrerons les attributs de la littérature orale africaine et ensuite nous passerons à la description générale des vérités racontées. Enfin, nous citerons les histoires elles-mêmes qui dévoileront les relations entre les membres de la communauté. Les textes que nous aborderons ici sont des messages oraux enregistrés et traduits du guidar en polonais au Cameroun par Władysław Koziół de la Communauté des Oblats, Missionnaires de Marie Immaculée. La traduction du polonais en français a été effectuée par l'auteur tâchant de garantir un maximum de fidélité envers le texte de base.

Les Guidar

Avant de passer à la représentation de l'homme, du monde et de ses valeurs dans les récits, nous présenterons brièvement la société de ce peuple du Nord du Cameroun – sa genèse, ses croyances et ses mœurs. La compréhension du monde des Guidar, donc de leurs mythes et d'autres récits, semble possible si nous nous rendons compte qu'être Guidar signifie 'appartenir à la communauté' (au sens large du terme c.à.d. en comptant les morts et les nouveau-nés), en restant soumis à ses règles de vie et à ses lois. *Mangylva* – le Créateur est le juge suprême ; *Mangylva* veut dire 'bouche parlante' et 'tout devient'. Les Guidar respectent la grandeur divine et se sentent soumis face au Créateur. La perception de *Mangylva* joue un rôle important dans la vie du peuple ; le Créateur est bon, omniprésent et omnipuissant. Les Africains montrent leur foi en lui dans les prières, dans les champs et à l'université. En Afrique, le Créateur est partout ; Zofia Sokolewicz cite ces paroles des membres de la tribu d'Ila : « Dieu vient de nulle-part » et les paroles des Shilluk pour qui « (...) dieu est

comme le vent et l'air »¹. L'univers des Guidar est, après tout, habité par *Mangylva* mais également par le fantôme de *Tuya* qui est un mensonger ; les mânes des ancêtres, la nature, les hommes et les objets morts – tout a un caractère religieux. John S. Mbiti ressent une certaine « force qui transgresse l'univers »² africain et Léopold Sédar Senghor proclame : « la Négritude, c'est essentiellement, cette chaleur humaine qui est présence à la vie : au monde. C'est un existentialisme [...] enraciné dans la Terre-Mère, épanoui au soleil de la foi. Cette présence au monde est participation du sujet à l'objet, participation de l'homme aux forces cosmiques, communément de l'homme avec les autres hommes, et, par delà, avec tous les existants, du caillou à Dieu »³.

Le peuple Guida vit le long de la route Maroua-Garoua autour des villes telles que Lam, Guider, Figuil. Dans le mot 'guidar' se cache le nom d'un peuple qui autrefois demeurait au Soudan du Nord et en Egypte du Nord. Les Guidar ont quitté ces territoires pour enfin se désunir près de la chaîne montagneuse de Mygdara. Aujourd'hui, ce peuple se nomme lui-même '*Diyi na kada*' – les hommes en marche.

La parole

La force de la parole en Afrique subsaharienne est inestimable. Zofia Sokolewicz en parle à l'occasion de la description des cultures africaines qui, en tant que cultures de la parole, n'abusent point de cette dernière⁴. Chez les Dogon la conception de la parole est semblable ; d'après Marcel Griaule cité par Andrzej Szyjewski, les cultures ethniques se caractérisent par « la sensation de l'unité des forces de l'univers, par la vision particulière de la place occupée par l'homme et par la foi dans la force de la parole et du rite »⁵. Pour les Guidar la parole se présente comme un fruit qui doit mûrir afin d'avoir une signification. Déjà *Mangylva* est 'celui qui parle'. Janusz Krzywicki montre la spécificité des transmissions orales ; la sagesse transmise à travers les mythes ne peut qu'avoir « une importance seulement pour le milieu où le message passe »⁶, en outre, « chaque transmission est (...) une improvisation »⁷ et entre le narrateur et les auditeurs se tissent un lien, « une interaction »⁸ accompagnée des applaudissements, de la mimique, des chants. Stanisław Piłaszewicz parle d'un « effet artistique particulier » garanti par « les moyens extra-verbaux de l'expres-

¹ Zofia Sokolewicz, *Mitologia Czarnej Afryki*, Wydawnictwa Artystyczne i Filmowe, Warszawa, 1986, p. 280.

² John S. Mbiti, *Afrykańskie religie i filozofia*, tr. Krystyna Wiercieńska, PAX, Warszawa, 1980, p. 15.

³ Léopold Sédar Senghor, *Liberté, Négritude et humanisme*, Éditions du Seuil, Paris, 1964, p. 317.

⁴ Zofia Sokolewicz, *op. cit.*, p. 95.

⁵ Marcel Griaule, *Dieu d'eau* [in :] Andrzej Szyjewski, *Religie Czarnej Afryki*, Kraków, WAM, 2005, p. 7.

⁶ Janusz Krzywicki, *W kręgu tradycji* [in :] *Wprowadzenie do imaginarium literatury afrykańskiej*, Wydawnictwo Akademickie Dialog, Warszawa, 2002, p. 12.

⁷ *Ibidem*.

⁸ *Ibidem*, pp. 21-22.

sion » comme le changement de la tonalité de la voix du narrateur qui met en relief les entrées des « *dramatis personae* »⁹.

Les vérités de la communauté

C'est un être suprême qui reste le législateur des lois des Guidar. « Le naturel sens religieux »¹⁰ se détermine par l'action qui est accomplie par le sujet humain dans les conditions socioculturelles. Zofia Zdybicka souligne que : « Ce sont les actions cognitives, morales, (...) qui – en naissant de la culture actuelle et en se développant (...) en accord avec le but primordial de la religion, en l'occurrence, celui de la construction du lien de l'homme avec la réalité divine – co-crèent la religion comme un événement socioculturel »¹¹. *Homo religiosus* participe à une réalité qui est divine. Les Guidar croient qu'il est indispensable de répondre 'oui' à la réalité vu que ceci est un attribut de l'homme. On peut parler ici de l'amour de la réalité parce qu'ils aiment, respectent, craignent et adorent – par l'intermédiaire des offrandes – le Créateur dont est rempli le réel. C'est pourquoi, le mot *engela* – 'aimer, désirer', contient l'idée de la transgression du monde spirituel dans le monde matériel. Parmi les vérités sur l'homme et sur son univers, se met au premier plan le motif des relations humaines au sein du mariage et de la famille ; les qualités de la femme en tant que donatrice de la vie, son intelligence et sa jalousie sont souvent soulignées et l'intervention des personnes étrangères à la famille dans le milieu habituel paraît significative. Les Guidar mettent en relief l'honnêteté, la sincérité et la capacité de voir ces traits chez les autres. A part cela, cette communauté affirme l'importance de l'esprit astucieux et de l'entraide. Selon les Guidar, ces valeurs comblent toute la vie, toute l'action concrète. En ce qui concerne les antivaleurs, elles n'existent pas dans la conscience de cette tribu. La vie d'un Guidar se déroule selon un ordre naturel dessiné par la nature ; le silence, quand le blé mûrit, dure 40 jours et il est impensable qu'il soit rompu. Le mensonge n'a pas de raison d'être s'il n'est pas prononcé en bonne foi. Lorsque les vérités habituelles restent dérogées ou transgressées, c'est alors que l'homme commet une faute contre sa famille ; dans le cas de la recherche d'un assassin d'enfant, les Guidar peuvent éliminer le coupable, étant donné que l'enfant est décédé prématurément donc, non-naturellement. L'homme guidar réagit contre ses valeurs uniquement lorsqu'il a peur, en cherchant à se défendre. L'individu constitue une partie d'un ensemble. Il vient au monde, apprend, fonde une famille, travaille, meurt au sein de la communauté. L'indépendance et l'individualisme sont impensables. En outre, les Guidar s'intéressent à autrui et savent tout sur les membres de leur famille. Selon John S. Mbiti, l'enfant appartient à la communauté : à la mère, à la tante, aux sœurs. La majorité des notions concernant les relations humaines peuvent être conçues comme un système d'inter-

⁹ Stanisław Piłaszewicz, Eugeniusz Rzewuski, *Wstęp do afrykanistyki*, Warszawa, Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego, 2004, p. 183.

¹⁰ Zofia Zdybicka, *Religia w kulturze*, „Formy religii”, Polskie Towarzystwo Tomasza z Akwinu, Lublin, 2010, p. 41.

¹¹ *Ibidem*.

dépendances. La cérémonie du mariage est une occasion pour toute la communauté d'une rencontre pour les vivants, les morts et pour ceux qui doivent venir au monde. L'appartenance à la communauté est très forte, ainsi, elle garantit la sensation de stabilité, la reconnaissance des points de repère et la connaissance de la vérité historique. De surcroît, la communauté indique les valeurs selon lesquels vivent les Guidar. Janusz Krzywicki peint le tableau de l'oralité où « le fonctionnement du monde de l'imagination commune est singulièrement évident »¹². Les Guidar racontent leurs histoires inspirées de la réalité quotidienne « car la totalité de leurs activités reste basée sur la vie (...) de tous les jours »¹³.

Les mythes et d'autres récits

Passons à la littérature. Les mythes ainsi que d'autres récits qui seront transmis ici racontent ; les histoires « passés *in illo tempore* »¹⁴ constituent la source des valeurs reconnues par le peuple. Le mythe et le récit étiologique a le pouvoir de se faire entendre et peut servir de base pour la vie et pour toute la littérature. Dans sa *Poétique du mythe*, Eleazar Mielezynski décrit la fonction des mythes en soulignant les rapports entre les composants du récit et le rythme général de la vie du peuple et celui de la nature : les récits sanctionnent socialement et moralement ces rapports à l'aide des paradigmes narratifs.¹⁵ La pensée mythologique se concentre sur les questions du commencement. Elle traite de la naissance du monde guidar, du mystère de la vie et de la mort. Elle aborde les attitudes de l'homme à l'égard du Créateur ; la dépendance, l'obéissance et la petitesse humaine. Les mythes et les autres récits guidar touchent également le mensonge, la fuite devant la mort, l'intelligence et la jalousie des femmes. Ils expliquent aussi la fondamentale et réelle nature humaine et ils racontent la création du peuple. Bref, les mythes guidar racontent la vie – valeur primordiale des Guidar. Voici quelques récits racontés par ce peuple :

Autrefois, le ciel était tout près de la terre. Sur la terre a poussé un arbre zula mewne qui arrivait jusqu'au ciel. Les hommes pouvaient monter sur l'arbre et descendre par terre. Un jour, les hommes ont cessé de revenir. Alors, un fils a dit à sa mère : « J'irai, moi aussi, vérifier pourquoi les hommes ne reviennent pas. » Il a donc monté sur l'arbre mais il n'est pas revenu. C'est alors que la mère a eu peur que la terre devienne vide sans hommes. Elle a donc pris une hache avec laquelle elle a coupé l'arbre. À cet instant-là, le ciel s'est éloigné de la terre en sorte que personne ne puisse y entrer.

Ce mythe cosmogonique raconte la création du monde. Il témoigne également qu'un Créateur existe. Le ciel symbolise la réalité, bonne et sereine, la réalité qui rend l'homme heureux, celle qui manque à tous ; Mircea Eliade parle de « la nostalgie du

¹² Janusz Krzywicki, *op. cit.* pp. 15–16.

¹³ Окоп п'Битек, *Африканские традиционные религии*, Москва 1979, p. 77 [in :] Andrzej Szyjewski, *Ibidem*, p. 64.

¹⁴ Mircea Eliade, *Traité d'histoire des religions*, Éditions Payot, Paris, 1949, p. 360.

¹⁵ Eleazar Mielezynski, *Poetyka mitu*, tr. J. Dancygier, PIW, Warszawa, 1981, p. 282.

paradis »¹⁶. Il ajoute que les hommes éprouvent un « désir de se retrouver, en permanence (...) dans une zone sacrée par excellence. »¹⁷ Ainsi, autrefois l'homme était heureux. Le ciel et la terre se trouvaient l'un près de l'autre. La femme – donatrice de la vie, s'est inquiétée de la disparition de la vie, donc elle se sentait obligée d'intervenir afin de changer la situation ; elle n'a pas pu permettre que la terre devienne déserte. La séparation de la terre et du ciel a provoqué le malheur de l'homme qui dès lors, ne se sentait plus heureux. Ici, ce n'est pas le Créateur, mais l'être humain qui a suscité la séparation du ciel et de la terre.

Eleazar Mieletyński décrit la conception de la cosmogénèse qui s'effectue dans le processus de la séparation de la terre et du ciel comme une vision propre à de nombreux « archaïques systèmes mythologiques »¹⁸. L'espace entre le ciel et la terre est uni par « un gigantesque arbre cosmique » qui en tant qu' « arbre de l'univers (...) soutient le ciel afin qu'il ne tombe pas ».¹⁹

Et voici un autre mythe :

À un moment donné, lorsque les hommes ont commencé à peupler la terre, Dieu a posé une question : « Quel avenir y aura-t-il ? Y aura-t-il la vie ou bien la mort ? » Dieu a proposé le chemin de la vie. Cependant, il a voulu en parler avec la grenouille. Il l'a donc invitée. Hélas, le lézard l'a entendu parler. Puisqu'il a été très intéressé à ce dont Dieu parlait avec la grenouille, il y est parti en vitesse. Il a voulu entendre le message secret. Voici ce que Dieu a dit à la grenouille : « Choisis-tu le chemin de la vie ?, choisis-tu le chemin de la mort ? » La grenouille a choisi la vie. Dieu a accepté son choix. Il a demandé à la grenouille d'annoncer aux hommes qu'il y aurait la vie sur la terre. Le lézard a aussi entendu ces instructions. Comme il était plus agile que la grenouille sautillante, il est allé annoncer que Dieu avait décidé que la mort serait introduite sur la terre. Et c'est ainsi que la mort est apparue sur la terre.

Ce mythe cosmogonique raconte non seulement la vie et la mort, mais aussi la désobéissance des hommes à l'égard de Dieu et en particulier, il parle du mensonge. Le Créateur a souhaité la vie pour l'homme. Cela était également l'état de base du monde. Le médiateur – la grenouille – symbolise la femme qui donne la vie, c'est pour cela que Dieu l'a choisie pour transmettre le message de la vie qui devrait régner sur la terre. La désobéissance du lézard – l'homme – provient de son inconscience et de l'inconnaissance de l'expérience de la mort.

D'après Zofia Sokolewicz, « les animaux qui ont le contact avec l'au-delà peuvent être messagers (...) : lièvre, tortue, caméléon, crapaud, chien. »²⁰ Par la suite, l'auteur explique le lien entre la mort et la parole ; la désobéissance du lézard se révèle la cause du malheur. La mort est le résultat du vol du secret, « d'un secret de la parole ou d'un secret de ce qu'elle implique »²¹.

¹⁶ Mircea Eliade, *op. cit.*, p. 375.

¹⁷ *Ibidem*.

¹⁸ Eleazar Mieletyński, *op. cit.*, p. 258.

¹⁹ *Ibidem*, pp. 264-267.

²⁰ Zofia Sokolewicz, *op. cit.*, p. 179.

²¹ *Ibidem*, p. 180.

Voici le mythe suivant :

Le Créateur a rassemblé toutes les créatures. Il a dit que toutes celles qui ne l'écoulaient pas, mourraient. Aucun invité n'a rien compris de ce que le Créateur avait dit. Comme ils n'avaient pas compris les paroles du Créateur, ils ont apporté un cadavre d'animal. C'est alors que le Créateur a dit que tous ceux qui mangeraient ce cadavre, mourraient. La hyène a répondu qu'elle mangerait la viande de cet animal. « Bien, lui a-t-on dit, mange autant que tu veux ! » Après l'avoir mangée, la hyène a eu peur et elle s'est mise à fuir. Fatiguée, elle s'est arrêtée en criant : « Je vais mourir ! » Et elle a continué à fuir. Elle s'est encore dit : « Je mourrai ! » Davantage fatiguée, elle a poussé le cri : « Je suis morte ! »

Ce mythe cosmique parle de l'obéissance envers le Créateur. Autrefois, lorsque le Créateur avait parlé, les hommes ne comprenaient pas exactement ses paroles. Afin de vérifier s'ils avaient bien entendu leur Créateur, ils ont apporté le cadavre que la hyène a commencé à dévorer. Elle n'a pas obéi au Créateur ; après avoir dévoré le cadavre, elle a eu peur de la mort. La hyène a voulu fuir cette dernière mais elle n'a pas su s'arrêter ; comme d'ailleurs tout homme craignant la mort ne peut pas s'y échapper. Ce mythe parle de la mort ; il est donc l'archétype de toutes les morts. Dans le présent récit, il est également question du caractère de la hyène ; cet animal est considéré comme celui qui ne veut rien comprendre. Par exemple, son hurlement de nuit est perçu par les Guidar comme absurde.

Une autre histoire :

Autrefois, les Guidar communiquaient entre eux à l'aide d'un tam-tam nommé *gyma na melenge*, fait de l'or. Ils se transmettaient différentes informations que les hommes savaient rapidement déchiffrer. Ce tam-tam a beaucoup intéressé d'autres peuples qui ont tenté de le voler même avec force. Pour cette raison il y a eu des guerres. Les anciens, comprenant la situation, ont caché cet inestimable objet dans une grotte.

Le tam-tam est le cœur du peuple – c'est la fierté des Guidar. Il transmet le rythme en accompagnement du chant et de la danse. Sans lui, il n'y a aucune fête ni événement important. Cette histoire parle de l'aspect historique du peuple. Ainsi, raconte-t-il l'histoire mythique de la création du peuple. La communauté des Guidar a vécu sous le règne de différents chefs. Les interdictions de parler leur propre langue ont suscité la transmission de différents messages effectuée par les rythmes de *gyma* – rythmes inconnus pour d'autres peuples. Personne d'autre ne les comprenait et c'est pour cela que le rythme du tam-tam est devenu le 'langage d'or'. Ainsi, le tam-tam présente-t-il une signification primordiale pour ce peuple dont il accompagne l'avènement.

Et voici une autre histoire :

Il était une fois une belle-mère qui a invité son beau-fils pour travailler dans le champ avec les autres. Pour le jour de travail, elle a préparé de nombreux vases de bière. Le beau-fils a rassemblé d'autres hommes et il est venu chez sa belle-mère. Ils ont commencé à travailler tôt le matin et ils ont travaillé jusqu'au soir. Le beau-fils était tellement occupé par le rassemblement des personnes pour travailler dans le champ qu'il avait oublié de manger le matin. À un moment donné, il a quitté le champ pour

se rendre dans un petit coin. Les autres ne l'ont pas aperçu. Cependant, il est allé par derrière et s'est mis à boire de la bière. Néanmoins, comme il buvait d'un vase, il ne pouvait pas le vider trop rapidement. C'est alors qu'il a mis la tête dans le fond du vase et a bu penché comme un animal. À un moment donné, sa tête est restée bloquée. Il n'avait pas d'autre choix que de se lever en gardant la tête dans le vase. En dépit de ne rien voir, il a tâché de s'enfuir. Quand les enfants l'avaient aperçu, ils l'avaient pris pour un fantôme et se sont mis à crier. C'est alors que tout le monde rassemblé a levé la tête, en croyant voir un fantôme. Les gens l'ont arrêté et ont enlevé le vase avec force. Ensuite, ils ont demandé de l'eau pour laver le visage de l'homme. De cette façon, ils ont découvert que ce fantôme était le beau-fils. Ils étaient tous morts de rire. Ensuite, sa femme a demandé la parole pour son mari. Cependant, elle ne voulait plus attendre et a expliqué que son mari l'avait fait dans le but d'avoir des enfants. Elle a ajouté que c'était le chef des pierres qui lui avait conseillé de faire quelque chose de honteux, contre sa dignité afin qu'elle puisse avoir des enfants. Tout le monde a accepté ce qu'elle avait dit et la femme a bientôt accouché.

Les Guidar disent que dans les situations difficiles, il faut dire simplement ce que le cœur nous dicte. Ici, il est question de la parole mûre – 'unach wuna' – la vérité qui est abordée, contre 'uwa wuna' – le mensonge. Dans ce récit, le problème est un manque d'enfant. Le mari a fait un geste qui l'a auparavant privé de dignité, ensuite, il s'est exposé au sarcasme des autres villageois. Néanmoins, le but final a été atteint – le couple a eu des enfants. En outre, la femme a défendu l'honneur de son mari. Nous pouvons y apercevoir l'intelligence de la femme. Les Guidar croient en la valeur de la vie qui n'a pas de prix pour eux ; ils se montrent même capables de sacrifier la dignité afin d'avoir des enfants. Le « chef des pierres » existe vraiment ; il donne des conseils aux habitants du village qui l'écourent.

Voici un autre récit :

Autrefois, les Guidar composaient un très grand groupe. Ils avaient tous le même emblème. Un jour, il a beaucoup plu et comme c'était le début de la saison des pluies, les hommes sont sortis le soir afin de ramasser les termites qui s'en allaient avec ce temps-là de leurs termitières. Chacun voudrait en ramasser davantage. Les gens ont entassé les termites dans des grands vases. Parmi eux, il y avait deux voisins qui avaient ramassé beaucoup de termites ; l'un d'eux avait un chien et l'autre avait une fille. Comme c'était la coutume, le lendemain, tous sont allés travailler au champ. Toutefois, le chien et la petite fille sont restés à la maison. Le soir, tout le monde est revenu. Un des voisins qui avait ramassé beaucoup de termites s'est aperçu que le vase avec les termites était devenu complètement vide. Ainsi, il a invité d'autres voisins afin de trouver le voleur coupable. Après une longue discussion, ils ont accusé la petite fille d'avoir mangé les termites. Afin de le vérifier, ils ont ouvert le ventre de ladite fille et ont constaté que dans son ventre il n'y avait point de termites. En le voyant, les villageois se sont retournés vers l'accusateur – le maître du chien : « Que faire maintenant ? Est-ce qu'il faut ouvrir le ventre du chien ? » Ils ont donc ouvert le ventre du chien et y ont trouvé les termites. Les gens ont commencé à réfléchir sur la possibilité de vivre ensemble en accord après ces événements : « Mais que faire maintenant pour pouvoir rester ensemble comme auparavant ? » Finalement, cela n'a pas été possible. Pendant ce temps-là, le père de la fille a juré qu'il ne mangerait plus la viande du chien. La nuit, le maître du chien s'est enfui. Il est allé tout droit mais à un

moment donné, il s'est mis à errer en reculant. Il a été suivi par un groupe de gens qui a tenté de l'attraper. Cependant, ils étaient incapables de l'attraper avant la tombée de la nuit. Après ces événements, les gens se sont dispersés en créant de nouveaux groupes avec leurs emblèmes.

C'est ainsi que sont nés deux groupes : le groupe des blancs (portant les habits blancs) et le groupe des rouges (portant les habits rouges). Le groupe des blancs s'occupait des questions de la pluie, de la sécheresse et de la chasse. Le groupe des rouges, quant à lui, construisait les villages (le chef de la terre appartenait à ce groupe en gérant le pouvoir moral), préparait les enterrements, s'occupait des affaires de la mort, des danses, des festivités lors de la naissance de jumeaux, de l'initiation au métier de chasseur. Cette histoire, parée de traits anthropologiques, raconte les raisons des créations des clans.

La nuit n'est pas privée de signification. Elle cache en elle un mystère et un espoir. Autant le jour comporte le mystère de la naissance, autant la nuit se montre comme celle qui voile le mystère de la conception. Un Guidar participe au mystère de la création. En plus, la nuit a des valeurs purificatrices ; le maître du chien a commis un crime dans la journée mais la nuit il aura la possibilité de se réhabiliter. C'est aussi la raison pour laquelle les habitants du village doivent réussir à l'attraper le jour-même. Ainsi, l'espoir existe toujours et chacun a sa deuxième chance.

Afin d'achever les réflexions sur les mythes et les récits étiologiques, nous pouvons poser la question suivante : est-ce que leur compréhension est totale ? En se basant sur l'opinion de Zofia Sokolewicz, auteur de *Mitologia Czarnej Afryki*, il est impossible de comprendre les mythes parce qu'ils « sont faits pour les vivre » et enfin, « ils sont vivants »²².

Conclusion

Voici l'univers de la communauté des Guidar. C'est un monde où se fait sentir l'unité de la nature, de *Mangylva*, des fantômes du mal, des ancêtres et des hommes vivants. La vie de ce peuple camerounais est fondée sur sa dépendance de *Mangylva*, de *Tuya*, de la magie, de la nature et d'autres hommes. Aimé Césaire présente cet univers d'une façon poétique lorsqu'il dit que les Noirs

s'abandonnent, saisis, à l'essence de toute chose
ignorants des surfaces mais saisis par le mouvement de toute chose
insoucieux de dompter, mais jouant le jeu du monde
véritablement les fils aînés du monde
poreux à tous les souffles du monde
aire fraternelle de tous les souffles du monde
lit sans drain de toutes les eaux du monde

²² Zofia Sokolewicz, *op. cit.*, p. 290.

étincelle du feu sacré du monde
chair de la chair du monde palpitant du mouvement même du monde !²³

L'univers et les valeurs de la communauté guidar démontrés dans les mythes et les autres récits sont racontés de manière métaphorique et dramatique afin de peindre le réel de « la métaphysique »²⁴ africaine. Ces histoires témoignent du fait que « le monde naturel et surnaturel sont très liés et l'homme n'est pas maître unique de la terre et il en a conscience. »²⁵ Les hommes participent harmonieusement à ce « jeu du monde »²⁶, la maternité est un trait naturel de la femme, la naïveté est ridiculisée et la ruse vaut la peine, ceux qui transgressent les lois risquent d'être punis par d'autres ou par *Tuya* et ce sont des tierces personnes qui viennent en aide car les Guidar vivent en communauté. Bref, la sagesse décrite dans les récits guidar est une sagesse qui découle de la relation entre cette tribu et la réalité qui l'entoure et dont elle fait partie.

Bibliographie:

Afrique:

- Césaire, Aimé, *Cahier d'un retour au pays natal*, Éditions Présence Africaine, Paris, 1983.
- Davidson, Basil, *L'Afrique ancienne*, François Maspero, Paris, 1978.
- Mbiti, John Samuel, *Afrykańskie religie i filozofia*, tr. Krystyna Wiercieńska, PAX, Warszawa, 1980.
- Piłaszewicz, Stanisław et Rzewuski, Eugeniusz, *Wstęp do afrykanistyki*, Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego, Warszawa, 2004.
- Senghor, Léopold Sédar, *Liberté, Négritude et humanisme*, Éditions du Seuil, Paris, 1964.
- Sokolewicz, Zofia, *Mitologia Czarnej Afryki*, Wydawnictwa Artystyczne i Filmowe, Warszawa, 1986.
- Szyjewski, Andrzej, *Religie Czarnej Afryki*, WAM, Kraków 2005.

Guidar :

- Collard, Chantal et Abélès, Marc, *Sexe, aïnesse et générations chez les Guidar* (in:) *Âge, pouvoir et société en Afrique Noire.*, Montréal / Paris, 1985.

Mythe:

- Mieletinski, Eleazar, *Poetyka mitu*, tr. J. Dancygier, PIW, Warszawa, 1981.
- Eliade, Mircea, *Traité d'histoire des religions*, Éditions Payot, Paris, 1949.
- Griaule, Marcel, *Dieu d'eau – Entretiens avec Ogotemmêli*, Fayard, Paris, 1966.

²³ Aimé Césaire, *Cahier d'un retour au pays natal*, Éditions Présence Africaine, Paris, 1983, p. 47.

²⁴ Marcel Griaule, *Dieu d'eaux – Entretiens avec Ogotemmêli*, Fayard, Paris, 1966, p. 13.

²⁵ Zofia Sokolewicz, *op. cit.*, p. 188.

²⁶ Aimé Césaire, *op. cit.*

Conte :

Krzywicki, Janusz, *W kregu tradycji* (in:) *Wprowadzenie do imaginarium literatury afrykańskiej*, tom I, Wydawnictwo Akademickie Dialog, Warszawa, 2002.

Autres :

Zdybicka, Zofia, *Religia w kulturze*, Polskie Towarzystwo Tomasza z Akwinu, Lublin, 2010.

Abstract

Transcendence of Gidar Message

The drama of the creation myth underlies the ancient man's beliefs. The craving for the real, attested by those beliefs, goes hand in hand with searching for evidence of man and world thus created. Myth, a dramatised archetype of human customs, fills with meaning the whole life of Cameroonians, who see myth as reality. Its social aspect is due to the effect of *in illud tempus* events upon the world and human fate. Holy parables live on in rites, morals, and literary activity, they shape the conscious and subconscious, keep tabs on the conduct of authors, listeners, and readers – and also fictional characters. Their holiness makes them transcendental and universal. The longing for heaven, cause of death, disobedience – are all found in punch lines of Gidar oral tradition and in modern Cameroonian novel. Man's values and world are told as myths, fables, and parables. Because it conveys the identity of people, family, and nation, literature is a vehicle for truth and a true picture of human condition.

Keywords

Myth, Gidar, tradition, identity, human condition, archetype, rite, custom

The Values of Internet Chatters Revealed in Lexis. Elements of a corpus-based study of Polish online chats

1. Introduction

The present article unveils linguistic analyses of values treasured by Internet chatters and revealed in their language utilized in online interaction. The work begins with a short background outline of research conducted so far, with the emphasis on research tendencies. After that, the author delineates his methodology, which is corpus-based language study. Then, the reader becomes acquainted with the language material on which the referred research was carried out. Equipped with this knowledge, one receives an empirical data analysis, in which the author unveils the values of Internet chatters. The further-invoked linguistic investigations concern four speech acts (of greetings, farewells, thanks and apologies), as well as three non-normative spelling conventions, namely: the use of diacritic marks, small and capital letters, and finally, phonetized spelling. This depiction leads to final conclusions.

2. The background

Research on Internet communication has been an issue present in linguistic investigations for around 20 years. Such a timing may be assumed due to the fact that in 1995 the first edition of “Journal of Computer-Mediated Communication” appeared. Since then, the journal has published a considerable number of articles on the previously mentioned matter. Their authors approach CMC from a variety of perspectives and in various environments. In 2001 a book publication on Internet communication appeared on the market. That was “Language and the Internet” by David Crystal. In fact, that volume was (said to be) the first book to discuss Internet communication entirely. Those publications, however, did not treat about the Polish language. The first book devoted to Internet communication published in the Polish language and based on this language was “Komunikacja Językowa w Internecie [Language Communication on the Internet]” by Jan Grzenia, which came out in 2006¹. Grzenia claims his 2006 book to be the introduction to the study of Internet-based communication and the language used on the Internet.

¹ Although this author saw the table of contents for this book in 2003. (see <http://prac.us.edu.pl/~grzenia/kjwi-spis.html>)

3. Research tendencies

Notwithstanding the above, the research on Internet interaction so far has tended to be conducted in three manners. For one thing, Internet communication has been treated holistically. This means that language scientists do not differentiate between various forms of online interaction (Szymański, 2007) and study this type of communication as one wholeness; whereas each form generates at least one genre (see Grzenia, 2006 or Giltrow and Stein, 2009). A key problem with this method is that such an approach does not take into account the diversification of language used in each of these virtual environments. Another tendency in research on Internet communication has been the depiction of mannered characteristics of usually text-based online communication. This attitude has led to the production of numerous lists of non-normative communication conventions. The third type of Internet communication investigations has been the reception of especially Internet text-based chat room interaction as a mixture of spoken and written communication. A number of scientists have supported this idea; some even proposed new tools for chat room analysis to be developed (see e.g. Crystal 2001).

4. This author's approach and methodology

The research referred to in the present article differs from those aforementioned approaches for several reasons. First of all, the language material was collected from one online environment, namely a text-based chat room; and therefore this article moves away from the holistic approach. Also, the author departs from fascination with non-normativism as such; he rather investigates language on an empirical basis. In order to carry out his research, the author created a corpus of Internet text-based interaction.

The choice of corpus methodology was motivated by, first of all, the author's desire to present research results based on concrete and undeniable data. A corpus is "a collection of (1) *machine-readable* (2) *authentic* texts (including transcripts of spoken data) which is (3) *sampled* to be (4) representative of a particular language or language variety" (McEnry et al, 2006: 5). Therefore, one may say that corpora provide empirical data, which makes the corpus-based research results the most objective. Additionally, a corpus encompasses an area and gives reliable information which might be impossible to gather in any other measure (Biber, 1996). This is so because corpora provide statistical data, on the basis of which, linguists find what is common and typical of a studied language (McEnry et al, *ibid*, Biber, *ibid*). Moreover, statistics-based analyzes often provide information which might not be revealed even through in-depth qualitative studies (Sambor, 2001).

Having presented the methodology, let us now acquaint the reader with the material analyzed in the discussed study. First of all, a need to define an Internet chat arises. In this study, a chat is understood as one of the forms of Internet communication. This mode of interaction is synchronous, which means that both partners of the

interaction (the sender and the receiver(s)) are simultaneously present in the same place which is called a chat room. What is more, the interaction participants utilize writing in the process of communication, so a chat is text-based.

5. Corpus “Warsztat”

For the purpose of the referred research, the author created a corpus of Internet text-based chat room communication (see Szymański 2009 and 2011)². This corpus is a collection of real-time online chats conducted in one of chat rooms of the Direct Connect network (see Protekta, 2005). The chat room was named “Warsztat”, and the same name is used to refer to the discussed corpus. This chat was text-based, and the conversations were conducted between February 20, 2004, 17:32 and March 27, 2006, 22:54.³ During that time, one of the chat room operators saved the interaction into a text file. No specific time was chosen, nor any prompts were given to interlocutors. Therefore all the collected conversations are natural and spontaneous. Besides, the observer’s paradox (Labov 1972) was eliminated.

The raw language material captured from the chat room needed some editing. That action was necessary in order to obtain only human interaction. Therefore software-generated text, as well as other non-human communication (for instance time stamps, bots’ reactions, weather announcements) were deleted. Having revised the material, the author resulted in a corpus “Warsztat” consisting of 1,629,823 words.⁴ In corpus linguistics, a word is viewed in graphic terms; that is as a sequence of signs (letters) between two boundary markers. These might be the first or the last letters in a sequence, spaces or punctuation marks.

Corpus “Warsztat” consists of utterances in the Polish language expressed within a short period of time. Therefore this is a synchronous, monolingual corpus. One may say that this study discusses the picture of contemporary Polish. Additionally, “Warsztat” is a balanced corpus, as this sample of language is representative for this type of chat rooms. Furthermore, since this collection of texts includes varieties of the Polish language, “Warsztat” might be called a mixed corpus.⁵

In this article, the author tries to establish what values are treasured by Polish Internet chatters on the basis of corpus-based analyses of four speech acts and three selected spelling conventions.

² In Szymański (2009) the author introduces the corpus in question and states some anticipated research areas. In Szymański (2011), however, the author presents selected aspect of empirical analyses of chat room lexis. Both these articles were published in the Polish language.

³ The precise timing was sensed from time markers of the chat logs.

⁴ All the calculations were done with Wordsmith. This is an application for text analysis. See www.lexically.net/wordsmith

⁵ Typology of corpora based on Piotrowski (2003a).

6. Data analysis

The results presented below were obtained from a large-scale in-depth study of lexis used by Polish Internet chatters in the speech acts of greetings, farewells, thanks and apologies. In fact, the information presented in this paper constitutes part of the research outcome. For descriptions of other statistics-based conclusions the reader is advised to see other works by Szymański (e.g. 2009, 2011 and 2012).

6.1 Speech acts

6.1.1 Greetings

420 greeting expressions were found in corpus “Warsztat”. These were characterized with the frequency of 17,320 occurrences. Szymański (2011: 181) categorizes these expressions into: universal (associated also with formal contexts), informal, foreign, verbal (deriving from verbs) and religious.

An analysis of these greetings allows for certain reflections. First of all, what is easy to notice is that Polish Internet chatters mingle a variety of genres of expressions in one context. In an informal context of a chat room, they use expressions reserved for certain formal contexts, for example *dzień dobry* (1232 occurrences), *dobry wieczór* (197 occurrences), or those restricted to the formal contacts with the clergy, for instance *niech będzie pochwalony* and *szczęść Boże*. This intermixing of styles is done on purpose. Chatters simply want to create a jocular atmosphere, and hence they mix genres.

In addition to the above, Polish chatters play with formality-associated greetings. Several instances of this were reported in corpus “Warsztat”. Chatters write the phrase *dzień dobry* in the reverse direction *dobry dzień* (20 occurrences). This is an example of a word play, whose task is to minimize the level of formality of the expression. Additionally, chatters make diminutives of formality-associated expressions, whose task is to minimize the formality level as well, for example *dzieńdoberek*. This word is labeled as a humorous form of *dzień dobry* in a dictionary (see Słownik Języka Polskiego 1997-2011). Chatters also mix the two phrases *dzień dobry* and *dobry wieczór* into one expression *dzieńdobrywieczór*, which also adds an element of fun to the interaction. As far as religious greetings are concerned, there was really no purpose for using them, aside from jocularly. Concordance investigations showed that there were no clergy members, nor any other religious context, which would have required such expressions to be applied. As shown in this paragraph, expressions associated with formality tend to be emotionally-tinged, which is to help create an informal atmosphere.

Notwithstanding the above, however, users’ hurry is also blatant in the expressions they use in two manners. One of the examples of chatters’ haste is visible in intrusive letters. These are letters which appear in words in places where they should not. Intrusive letters are a result of an accidentally-pressed key or rearranged letters

due to a user's hurry. Examples include *cfześć* (*cześć*), *siemka* (*siemka*), *witajvie* (*witajcie*). Interestingly, words with intrusive letters were observed to have the frequency of one. This means that such words are produced accidentally due to hurry. Additionally, chatters try to speed their conversations up with the use of shortened forms. Hence *cze* (*cześć*) and *bry* (*dzień dobry* or *dobry wieczór*) perform two functions. First, they hasten communication through economizing typing (there are fewer letters to type); and secondly, they add informality to the chat.

Furthermore, Polish chatters utilize phonetic similarity of words. *Szczala* [vulgar meaning: *she urinated*] is used as a substitute for *strzala* (here a greeting) or *ściemka* (a diminutive for an innocent deception) for *siemka* (a greeting). In this way chatters attempt informality provocatively. Besides, the users in question entangle foreign words into conversations in Polish. Although most of the times these borrowed expressions are spelled in their first language manner, Poles utilize also provocative spelling. These examples: *helol*, *joł*, *zdrastfuj* prove that borrowings tend to be spelled in a humorous fashion as well. This mannered spelling reflects how Polish speakers hear or pronounce these words themselves.

As one may easily notice, Polish chatters aim at informality of contact from the very beginning of a communication act. This is how they are going to create a friendly atmosphere in a chat room which is supposed to be a nice place for users to stay.

6.1.2 Farewells

Another step in the research on Internet chat room speech acts was an analysis of farewells. Having analyzed 299 forms of good-bye expressions with the total frequency of 8545 occurrences, the conclusions depicted below were arrived at.

Similarly to greetings, Polish chatters employed farewell expressions categorized by (Szymański 2011: 181): universal (associated also with formal contexts), informal, foreign, verbal (deriving from verbs). No religious expressions were employed to say good bye in the chat room. This proves that religious contexts were non-existent in the chat room.⁶

An examination of the farewell phrases collected from the studied corpus shows that Polish chatters attempt to maintain the informal and friendly atmosphere till the end of a conversation act. Naturally, after an informal interaction they part with their interlocutor(s) with the use of an informal expression. However, in the studied sample, 22 instances of the formal phrase *do widzenia* [*good bye* – formality-associated] were found. Additionally, *dobranoc* [*good night*] was found 2,918 occurrences. One may argue that the latter is also formality-associated, yet if a conversation finishes at night, such a meeting (either real or virtual) is rather not formal.

Considering the above, high frequency of expressions classified beyond formal proves that the conversations were conducted in informal contexts. In addition to this,

⁶ So one may feel more convinced that there was no other purpose than jocularity in using religious greetings.

lexical experiments were found in the corpus. These included shortenings *dozo* [do zobaczenia], *branoc* [dobranoc], *narx* and *nara* [narazie]. Also non-standard spelling, for instance *3maj sie* [trzymaj się] or *paaaaa* [pa], exemplify such experiments, which, again, were informality attempts.

De novo, foreign expressions were employed, whereas the Polish language offers expressions with similar functions. Although chatters might have parted utilizing a mother-tongue phrase, they made use of a foreign borrowing. There might have been two reasons for such a choice. For one thing, the already-mentioned informality attempt. The other reason might have been a willingness to boast about one's command of foreign languages or foreign expressions. For example one user gathered and is proud of his collection of 13 good-bye expressions from different languages:

[2004-08-09 13:01] <Retor> <Norka> <Mariusz> do widzenia / good bye / auf Wiedersehen / arrivederci / au revoir! / adiós / lehitraot / sayonara / Gxis revido! / naschledanou / dovidenia / farväl / nakemiin ... moja kolekcja :)

6.1.3 Thanks

Further, a detailed analysis of the speech act of thanking was conducted. From corpus "Warsztat", a list of 2,291 words performing the thanking function was generated. This inventory included 1842 Polish phrases and 449 foreign phrases (English, German, French and Russian).

The investigation of phrases expressing gratitude brought a number of conclusions. Anew, strong informality attempts were reported. These were realized through the creation of diminutives, typically associated with informality, for instance *dziękówka*, *dziękóweczka*. Also, a jocular use of non-standard phonetized spelling (see below) was found, for example *dziękujem*. This word is to reflect a childlike mispronunciation of the word *dziękuję*. The jest was also achieved by the employment of borrowings, whose knowledge chatters boasted about.

Not only do the chatters borrow words or expressions, yet they also stylize Polish words in a foreign manner. Corpus "Warsztat" includes a gratitude expression *dzięks*. This word is realized in the following graphic representations: *dzięks* (23 occurrences), *dzienks* (2), *dziex* (14), *dziexx* (1), *dzięks* (4), *dzięx* (11) and *dzx* (2) (Szymański, 2011: 182). This expression was created, beyond any doubt, by taking the Polish root *dzięk-* and adding the English plural morpheme *-s*. There is also no doubt that these forms are not accidental or created under the influence of emotions, as their frequencies are higher than one occurrence. Even the shortening *dzx* is motivated by the shortening *thx*, which is so characteristic of text-based electronic communication⁷. Notwithstanding this, however, low frequencies of these forms mean that this expression (*dzięks*) has not been rooted in the system of the Polish language (yet).

⁷ The author means here not only Internet chats, but also smses and other forms of distant mediated communication.

6.1.4 Apologies

This researcher carried out also a detailed examination of language constructions performing the speech act of apologies. Chatters were observed to utilize both Polish and foreign phrases to express apologies. Altogether, 1,097 words of apology were listed from corpus “Warsztat”.

Although chatters showed repentance, they still tended to aim at informality. For one thing, they created diminutives *sorki*, *sorka*, or played with the language in other ways, for example through adding jocular endings such as in the words *so-ros* or *przepraszos*. They also had fun with the language transcribing provocatively the pronunciation of lisping children, for example *pseplasam*. Due to users’ hurry, accidental word forms with intrusive letters appeared, for instance *przepraszam* or *przepraszam*. Their occurrences prove that chatters did not really care much about expressing repentance. Is then the regret sincere?

Frequency analyzes of words performing the speech act of apology present some other interesting findings. First of all, the total number of foreign apologies (675 occurrences) outweighs the total number of Polish apologies (421 occurrences) in the researched corpus. Secondly, as the achieved numbers prove, whereas the occurrence of the Russian borrowing, *izwinitje*, is single, and the French, *pardon* (6 occurrences), is rare, the English *sorry* (669 occurrences) is more frequent than all the Polish apologies altogether.⁸ One may state, therefore, that Polish chatters find apologizing with a foreign expression easier or more convenient than with their native-language expression. This might be motivated with the fact that the studied language users do not feel any emotional bond with foreign expressions and treat them as emotionally neutral. A question may then arise whether they want to hide behind a shield of a borrowing which comes from a language they do not feel attached to? This might be an attempt to satisfy an offended interlocutor and not to lose one’s face at the same time.

6.2 Spelling conventions

Examining Internet text-based chat room communication, one cannot miss unconventionally spelled words. This issue has already been explored (see Schulze, 1999, Crystal, 2001 or Szymański, 2007-2008). In the previous studies, however, non-standard spelling was summoned only to present peculiarities of textual interaction mediated electronically. In the corpus-based study, on the other hand, qualitative analyzes are supported with quantitative data.

In the study referred to in the present article, the use of several non-standard spelling conventions were researched (see Szymański, 2012). In the consecutive sections, the reader will find a discussion on non-normative use of diacritic marks, small and capital letters, as well as phonetized spelling.

⁸ The deep-setting of the internationalism *sorry* in the Polish language is discussed by Piotrowski (2003b).

6.2.1 Diacritic marks

Polish is a Latin-alphabet-based language. In addition to the Latin letters, there are also nine letters with diacritic marks, which are: *ą, ć, ę, ł, ń, ó, ś, ź, ż*. Although these diacriticized letters are similar to their Latin originators, they are entirely different letters which differentiate meanings. Consider the following examples: *też* (also, too) and *tez* (genitive of *theses*) or *część* (a part) and *cześć* (hello).

As shown above, violation of diacritic spelling influences the meaning. Therefore the use of diacritic marks in writing seems to be essential for users (here chatters) of Polish. One may think that technical limitations do not allow to use Polish diacritic marks (Dąbrowska, 2000). Nevertheless, this assumption fails, since corpus “Warsztat” includes 26,921 words spelled with diacritic marks (Szymański, 2012). With regards to this fact, then, the alleged technical limitations should be rejected.

Following the above-mentioned conclusions and findings with reference to the use of diacritic marks, this author compared the frequencies of words with diacritic marks with their equivalents with non-diacritic spelling, for example *już* and *juz*, *może* and *moze* or *się* and *sie*. The quantitative study revealed that the frequencies of words spelled without diacritic marks outweigh the frequencies of their conventionally spelled equivalents. Therefore, an argument that Polish chatters have created a convention of replacing diacritic marks with Latin letters might be proposed. (see Szymański, 2012 in press).

6.2.2 Small and capital letters

Following the topic of non-standard spelling, one cannot help noticing the non-standard use of small and, especially, capital letters (Szymański, 2007-2008 and 2012 in press). Typically, chatters habitually use small letters, even though the rules of orthography might state the reverse. Of course, a question might be raised whether such an unorthographic spelling should be treated as a language error or not. To answer this question, this author proposes that in case a user violates the rules of orthography consciously in a chat room context, such an instance should not be treated as an error.

The above statement is based on the author’s analyses of chatters’ behavior. In fact, normatively spelled utterances might be found in a chat room; these, however, are extremely rare. This is so because a typical keystroke causes a small letter appear on the screen. In order to receive a capital letter a user has to press the “Shift” key plus the desired letter key. This action is considered to slow the communication process. Therefore chatters, who aim at fast communication, are reluctant to do additional activities at their keyboards.

On the other hand, though, chatters utilize a convention characteristic of text-based communication. As Schulze (1999) notices, a piece of text spelled with capital letters stands out in a string of small letters. Wherefore, capital letters are used in text-based communication for emphasis. A word or a sequence of words which the sender wants to bring forth are capitalized, for instance

[2004-10-12 23:34] «#[IP][psv]hatchet» no to musisz byc BARDZO madry :)
[you have to be VERY wise then]

6.2.3 Phonetized spelling

The term *phonetized spelling* covers purposeful attempts to represent properties of spoken communication in a graphic form. In the discussed research, three types of phonetized spelling were found (compare Szymański, 2012).

To begin with, Polish chatters play with letters which they substitute with others. One of the reasons is to represent the actual pronunciation, especially of a devoiced consonant, for instance *jusz* for *już* or *tesz* for *też*. In addition to this, words including the *sh* cluster appeared in the corpus. Surprisingly, since this combination of letters is not typical of the Polish language. Among these words one may distinguish *jush* [już] (292 occurrences), *tesh* [też] (112) or *cisha* [cisza] (15). This borrowed cluster of letters appeared in places where Polish speakers pronounce the sound /s/ (a voiceless retroflex sibilant). The frequencies higher than one occurrence show that these substitutions were not occasional, yet they might constitute a certain jest-motivated tendency. Similar letter replacement was observed with *q* for *k* or *ku*, for example *sorqa* (sorka), *szakaliczq* (szakaliczku), as well as *x* for *ks*, as in *sex* [seks].

Further, another spelling tendency observed in corpus “Warsztat” concerns foreign words. Polish chatters simply apply polonized spelling to foreign words, for example *szit* [shit] (10 occurrences), *sajonara* (8) and *sayonara* (4) [Japanese *bye*], *spasiba* (1) [Russian *thank you*], *helol* (131) [hello], *senkju* (14) or *fenkju* (1) [thank you]. All these words were spelled according to how Poles hear or pronounce them. Even though those users may have known the proper foreign spelling; the chatters decided to add an element of jocularly and typed the way they speak. This might mean that chatters utilize written communication to substitute for spoken communication. As far as the languages not based on the Latin alphabet are concerned, chatters try to spell their words in a latinized form (see the Russian and Japanese examples above).

Finally, non-standard spelling refers also to the multiplication of letters. Much as this area has been researched (see Szymański, 2007-2008), this author, however, found some inconsistencies in the application of this method.

A commonly-held belief is that “reduplicated letters are [always] used to represent drawn-out or expressive intonation” (Werry, 1996: 57). This is true in words such as *rafaaaaal* [a male name *Rafał*], *szkoooda* [a pity] or *gooooooooooooooooooooooooooooo* (a goal). In speech, people have a tendency to extend the pronunciation of stressed vowels. Notwithstanding this, words with multiplied letters which do not follow this pattern were found in corpus “Warsztat”. These included both: unstressed vowels, for example: *reweeeelacyjne* (rewelacyjnie), *mlodddyyy* (młody), *duzoooooooooooooooooo* (dużo), and impossible to extend in pronunciation consonants, for example: *psychollllllllll* (psychol), *lattttttttttt* (lat), *niccccccc* (nic). These instances of multiplication of letters demonstrate users’ inconsistency in utilizing the convention of graphic realization of extended pronunciation. The method, meant originally to substitute for

a feature of speech, was further reconventionalized to represent emphasis and express the sender's emotional attitude at the time of the interaction (see Szymański, 2012).

7. Conclusions

Having analyzed the empirical data from corpus "Warsztat", one may arrive at a number of findings as far as the values cherished by Polish Internet chatters are concerned. Insistent informality attempts come to the forefront. Users try to achieve friendly and informal atmosphere from the very beginning of an interaction instance till the very end of one. This is how they avoid the rise of distance between the interlocutors. The achieved informality causes chatters treat this mode of communication in the same manner as they interact in face-to-face contacts. Therefore they want their interaction to be fast and full of expressiveness and emotions. Moreover, informal atmosphere entails jocularity and lots of play with the language. In their fully-expressive utterances, chatters do not pay (or pay less) attention to following the established language norms. In fact, the power of self-expressiveness is more important for them than maintaining the normativity of their language. This is also a method of marking one's personal identity. Furthermore, users want to maintain their face in the interaction. When their self-image is threatened, they hide behind a language shield; let alone the fact of physical displacement of chatters who cannot see each other. Further, these people see the importance of foreign languages. What is even more, they boast about the command of foreign languages or non-native expressions. This is also a method of creating one's image in an online environment.

Besides, Polish Internet chatters are very creative. In order to fulfill the desire to express what they want, they invent or modify writing conventions; especially such which allow them to substitute for elements of speech in a graphic form. Some users deliberately violate established language norms, and apply those characteristic of a chat room. On the one hand, such textual manipulations might constitute one's attempt to manifest their individuality. On the other hand, however, the use of the shared non-normative code acts as a group membership marker. Such an indication of unity might additionally serve other extralinguistic purposes, such as group membership. Such a distinctive code shared by a certain group of people adds ennoblement to the communication channel (see Grzenia, 2006).

Bibliography

- Biber, D. (1996). Investigating Language Use through Corpus-based Analyses of Association Patterns. 'International Journal of Corpus Linguistics 1 (2)' (pp. 171-197). Amsterdam: John Benjamins.
- Crystal, D. (2001). *Language and the Internet*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dąbrowska, M. (2000). *Jezyk e-maila jako hybryda mowy i pisma*. In G. Szpila (Ed.) 'Jezyk trzeciego tysiąclecia. Zbiór referatów z konferencji (Kraków, 2-4 marca 2000). Seria "Jezyk a komunikacja" 1' (pp. 95-111). Kraków: TERTIUM.

- Giltrow, J. and Stein, D. (2009). Genres in the Internet: Innovation, Evolution, and Genre Theory. In J. Giltrow and D. Stein (Eds.), 'Genres in the Internet: Issues in the theory of genre' (pp. 1-25). Amsterdam: John Benjamins.
- Grzenia, J. (2006). *Komunikacja językowa w Internecie*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN S.A.
- 'Journal of Computer-Mediated Communication' (1995-2011). Retrieved from <http://jcmc.indiana.edu>.
- McEnry, T., Xiao, R. and Tono, Y. (2006). *Corpus-based language studies: an advanced resource book*. London: Routledge.
- Piotrowski, T. (2003a). Językoznawstwo korpusowe: wprowadzenie do problematyki. In: Gajda S. (Ed.) 'Językoznawstwo polskie. Stan i perspektywy.' Warszawa, Opole: PAN, Uniwersytet Opolski.
- Piotrowski, T. (2003b). Internacjonalizm sorki jako element polskiego systemu językowego. In Tichá, Z. and Rangelova, A. (Eds) 'INTERNACIONALIZMY V NOVÉ SLOVNÍ ZÁSOBĚ. Sborník příspěvků z konference Praha, 16. – 18. června 2003.' Praha : Ústav pro jazyk český AV ČR Lexikograficko-terminologické oddělení.
- Sambor, J. (2001). Język polski w świetle statystyki. In Bartmiński, J. (Ed.) 'Współczesny język polski' (pp. 503-526). Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej.
- Schulze, M. (1999). Substitution of Paraverbal and Nonverbal Cues in the Written Medium of IRC. In Naumann, B. (Ed.) 'Dialogue Analysis and the Mass Media. Proceedings of the International Conference, Erlangen, April 2-3, 1998' (pp. 65-82). Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Słownik Języka Polskiego (1997-2011). Wydawnictwo Naukowe PWN. S. A. Retrieved from <http://sjp.pwn.pl>.
- Szymański, L. (2007). Formy komunikacji internetowej. 'Scripta Comeniana Lesnensia nr 5' (pp. 175-185). Leszno: PWSZ.
- Szymański, L. (2007-2008). Substytuty elementów parawerbalnych i niewerbalnych w komunikacji tekstowej w Internecie. 'Media – Kultura – Komunikacja Społeczna (nr 3-4). Zeszyty Naukowe Instytutu Dziennikarstwa i Komunikacji Społecznej UWM' (pp. 148-157). Olsztyn: Wydawnictwo Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego.
- Szymański, L. (2009). Analiza wypowiedzi z czatu internetowego. 'Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego. Zeszyt LXV.' Kraków: Universitas.
- Szymański, L. (2011). Empiryczna analiza leksyki czatu internetowego. 'Język Polski XCI 2-3' (pp. 179-187). Kraków: Towarzystwo Miłośników Języka Polskiego.
- Szymański, L. (2012). Konwencje zapisu wyrazów na czacie internetowym. 'Język Polski XCII' (pp. 20-28). Kraków: Towarzystwo Miłośników Języka Polskiego.
- Werry, Ch. C. (1996). Linguistic and Interactional Features of Internet Relay Chat. In Herring, S.C. (Ed.) 'Computer-Mediated Communication: Linguistic, Social and Cross-Cultural Perspectives' (pp. 47-63). Amsterdam: John Benjamins.

Abstract

This article refers to a corpus-based study of Polish chat room lexis. In this research, the author investigated the use of lexical elements in selected speech acts (greetings, farewells, thanks and apologies). The experiment was based on a corpus of 1,629,823 words. On the basis of the quantitative analyses, the author tries to establish what values of the chatters are revealed in their lexis.

Keywords

chat, chat corpus, lexis, values, chat speech acts

Abstrakt

Niniejszy artykuł nawiązuje do badania leksyki polskojęzycznego czatu internetowego. W swoich analizach, autor zbadał użycie elementów leksykalnych w wybranych aktach mowy (powitaniach, pożegnaniach, podziękowaniach i przeproszeniach). Badanie wykonano przy użyciu korpusu składającego się z 1.629.823 wyrazów. Na podstawie analiz kwantytatywnych, autor podejmuje próbę ustalenia jakie wartości użytkowników czatu ujawniają się w stosowanej przez nich leksyce.

Słowa kluczowe

czat, korpus czatu, leksyka, wartości, akty mowy na czacie

◆ IV ◆

Historia i terażniejszość germanistyki gdańskiej w zarysie

1.

Wcześniejsze próby powołania uniwersytetu w Gdańsku nie powiodły się. Zbliżony do uniwersytetu charakter miało Gimnazjum Akademickie (*Gymnasium Dantiscanum*) założone w 1558 roku i przekształcone w r. 1580 w *Gymnasium Academicum sive Illustre* (zob. Mokrzycki 2008). Gimnazja akademickie przygotowywały do studiów na wyższych latach na uniwersytecie, stąd też można powiedzieć, iż dawały one wykształcenie na poziomie bakalarriatu – lub w dzisiejszej terminologii – pierwszego stopnia (tzn. licencjatu).

Dwie klasy akademickie o cztero-pięcioletnim okresie nauczania realizowały program przynajmniej dwóch lat studiów wyższych, stąd słuchacze i absolwenci byli przyjmowani zwykle na trzeci rok akademii polskich (Kraków), niemieckich (Królewiec, Lipsk, Wittenberga, Rostok, Greifswald, Heidelberg, Frankfurt nad Odrą, Altdorf, Jena), niderlandzkich (Lejda, Utrecht, Franeker, Groningen), francuskich (Montpellier) lub włoskich (Sienna, Rzym). (Mokrzycki 2006: 13)

Pisząc o rozwoju germanistyki w Gdańsku należy wspomnieć o założeniu w roku 1904 Technische Hochschule, której oficjalnego otwarcia dokonał cesarz Wilhelm II. nastąpiła Reorganizacja tej uczelni w okresie Wolnego Miasta przyczyniła się do wzmocnienia nauk humanistycznych – w roku 1925 utworzono Katedrę Germanistyki, a w 1929 Katedrę Romanistyki i Katedrę Anglistyki. Katedrą Germanistyki kierowali wybitni uczeni m.in. Paweł Kluckhorn (1924-1926), Heinz Kindermann (1927-1934), który należał do znanych literaturoznawców i wypromował w Gdańsku kilkunastu doktorów. Katedrą Językoznawstwa kierował przez kilka lat Walter Mitzka (1929-1932). W roku 1945 Technische Hochschule przekształcona została w Politechnikę Gdańską, Status wyższej uczelni miała również utworzona w roku 1934 Wyższa Szkoła Kształcenia Nauczycieli (Hochschule für Lehrerbildung).

Dla kształceniem humanistów utworzono w roku 1945 dwuletnie Pedagogium, przekształcone w roku 1946 w Państwową Wyższą Szkołę Pedagogiczną i przemianowaną w 1952 r. na Wyższą Szkołę Pedagogiczną. Uniwersytet Gdański założony w roku 1970 powstał z połączenia Wyższej Szkoły Pedagogicznej i Wyższej Szkoły Ekonomicznej.

2.

Filologia germańska, jako jednostka organizacyjno-naukowa byłego Wydziału Humanistycznego, została powołana decyzją ówczesnego Rektora Uniwersytetu Gdańskiego, prof. dr hab. Janusza Sokołowskiego, w dniu 1 października 1979 roku. Kierowanie jednostką powierzono prof. dr hab. Stefanowi Zabłockiemu (1932-2001), który pełnił tę funkcję do 1990 roku; był on również twórcą filologii klasycznej na Uniwersytecie Gdańskim (1984) i na Uniwersytecie Śląskim. Studiował filologię polską i klasyczną na Uniwersytecie Wrocławskim, po uzyskaniu tytułu profesora przeniósł się do Gdańska. Zainteresowania naukowe skupił głównie na łacińskich poetach polskiego Renesansu; gościł z wykładami na uniwersytetach niemieckich i austriackich (por. np. wydane pośmiertnie jego rozproszone prace: *Studien zur neulateinischen Literatur und zur Rezeption der antiken Dichtung*. Frankfurt 2009 [w opracowaniu Piotra Urbańskiego]).

Pierwszą rekrutację na studia dzienne magisterskie przeprowadzono dopiero po transformacji ustrojowej w lipcu 1989 roku. W latach 1991-93 funkcję kierownika Zakładu Filologii Germańskiej sprawował prof. dr hab. Jan Watrak, a w latach następnych Katedrą (status Katedry od 1.09.1992) kierowali kolejno: prof. dr hab. Tomasz Czarnecki (1993-94), prof. dr hab. Marian Szczodrowski (1994-96) i prof. dr hab. Marek Jaroszewski (od 1996). Dzięki ilościowemu i jakościowemu rozwojowi kadry z dniem 1.10.1997 Katedra przekształcona została w Instytut; funkcję dyrektora instytutu pełnił w latach 1997-2002 prof. dr hab. Marek Jaroszewski, a przez następne trzy kadencje – prof. dr hab. Andrzej Kątny (2002-2012). Funkcję wicedyrektora ds. naukowych sprawowali kolejno prof. Andrzej Kątny (1997-2002), dr Jan Sikora (2002-2008) i prof. dr hab. Danuta Olszewska (2008 – 2012). Funkcję zastępcy dyrektora ds. studenckich sprawowali dr Anatol Michałow, dr Katarzyna Lukas i dr Marta Turska.

Utworzenie Katedry i Instytutu było możliwe dzięki sprowadzeniu profesorów z innych ośrodków naukowych, a mianowicie z Uniwersytetu Warszawskiego – prof. Marka Jaroszewskiego (od roku 1993), prof. Tomasza Czarneckiego (od r. 1992; w 2005 wraca na Uniwersytet Warszawski, a na jego miejsce zatrudniona została w drodze konkursu dr hab. Grażyna Łopuszańska-Kryszczuk z Uniwersytetu Warmińsko-Mazurskiego w Olsztynie), prof. Mariana Holony (od 1993 r.; w 2003 r. przeniósł się na Uniwersytet w Olsztynie), z Wyższej Szkoły Pedagogicznej w Rzeszowie – prof. Andrzeja Kątnego (1996), prof. Mirosława Ossowskiego (1996) oraz prof. Józefa Grabarkę z Akademii Bydgoskiej (2004). Po tych tzw. „transferach” Instytut okrzepł i obecnie bazuje na własnej kadrze, zwłaszcza iż kolejni pracownicy uzyskują stopień dra habilitowanego: Hanna Biaduń-Grabarek (2004), Marion Brandt (2005), Sławomir Leśniak (2006), Danuta Olszewska (2008).

Obecnie (marzec 2012) w Instytucie zatrudnionych jest 30 pracowników, w tym 1 prof. tytularny (Andrzej Kątny), 4 prof. UG (Marion Brandt, Sławomir Leśniak, Danuta Olszewska, Mirosław Ossowski), 21 doktorów i 4 magistrów (w tym 1 pracownik administracyjny); w ostatnich kilku latach kadra profesorska została znacznie uszczuplona – 2 profesorów tytularnych przeszło na emeryturę (prof. Marek

Jaroszewski, prof. Marian Szczodrowski), 3 natomiast wzmocniło kadrowo (samodzielną) Katedrę Językoznawstwa Stosowanego i Translatoryki (prof. Józef Grabarek, Hanna Biaduń-Grabarek i Grażyna Łopuszańska-Kryszczuk).

Od 1993 roku wydawany jest rocznik naukowy *Studia Germanica Gedanensia* (= SGG) – funkcję redaktora naukowego pełni każdorazowo urzędujący dyrektor jednostki¹; wydawanie czasopisma jest możliwe dzięki wsparciu finansowemu Fundacji J.G. Herdera przy Uniwersytecie Gdańskim i władz Uczelni. W roku 2002 utworzono serię *Danziger Beiträge zur Germanistik* wydawaną przez wydawnictwo Peter Lang (Frankfurt nad Menem) – funkcję red. naukowego pełni prof. Andrzej Kątny (dotychczas wydano **40 tomów**); celem tej serii jest promocja nauki polskiej (prac germanistycznych) poza granicami kraju. Od roku 2011 wydawana jest w tym samym wydawnictwie kolejna seria *Studien zur Germanistik, Sclandinavistik und Übersetzungskultur* pod red. Stefana Kaszyńskiego, Andrzeja Kątnego i Marii Krysztofiak.

W 1997 r. działało w Instytucie 5 Zakładów:

- Zakład Historii Literatury Niemieckiej (kierownik: prof. dr hab. Marek Jaroszewski)
- Zakład Językoznawstwa Germańskiego (kierownik: prof. dr hab. Tomasz Czarniecki)
- Zakład Historii i Kultury Niemiec (kierownik: prof. dr hab. Marian Holona)
- Zakład Teorii Komunikacji Obcojęzycznej (kierownik: prof. dr hab. Marian Szczodrowski)
- Zakład Językoznawstwa Stosowanego (kierownik: prof. dr hab. Andrzej Kątny).

W 2002 r. *Zakład Historii Literatury Niemieckiej* podzielony został na dwie jednostki – *Zakład Niemieckojęzycznej Literatury Gdańska* (kierownik: prof. dr hab. Mirosław Ossowski) oraz *Zakład Literatury Niemieckiej XIX i XX wieku* (kierownik prof. dr hab. Marek Jaroszewski). W 2004 r. utworzony został *Zakład Translatoryki* – funkcję kierownika powierzono prof. dr hab. Józefowi Grabarkowi; pięć lat później jednostka ta usamodzielniała się tworząc *Katedrę Językoznawstwa Stosowanego i Translatoryki* (2009).

W roku 2011 (uchwała Senatu z dnia 27.10.2011) nastąpiła reorganizacja Wydziału Filologicznego – zlikwidowano nadmiernie rozdrobnione zakłady w instytutach i na ich miejsce powołano Katedry; z istniejących 7 zakładów wyłoniły się 2 Katedry pozostające w strukturze instytutu:

Katedra Literatury i Kultury Niemiec – kierownik prof. M. Ossowski

Katedra Językoznawstwa i Teorii Przekładu – kierownik prof. A. Kątny.

¹ Tom 1 – J. Watrak, tom 2: T. Czarniecki, tom 3: M. Szczodrowski, 4-10: M. Jaroszewski, 11-25: A. Kątny (w tym jeden tom w kooperacji z M. Szczodrowskim, jeden – z M. Brandt oraz jeden z K. Lukas); od numeru 11 wydawane są tomy tematyczne (w serii ukazały się też 3 monografie i kilka tomów specjalnych). Spis treści poszczególnych tomów dostępny jest na stronie domowej Instytutu; większość nowszych tomów dostępna jest w postaci plików *pdf*. Od roku 2012 planowana jest edycja 2 numerów w ciągu roku.

3.

W roku akademickim 2005/2006 wprowadzono na Uniwersytecie Gdańskim boloński system kształcenia; jednolite studia magisterskie zastąpione zostały poprzez system dwu stopniowy: studia I stopnia kończące się dyplomem licencjata i studia II stopnia (studia magisterskie). Wypełniając zalecenia systemu bolońskiego i Ministerstwa opracowałem nowe siatki i nowe programy, które pozwoliły na uruchomienie 2 specjalizacji zawodowych na studiach licencjackich – specjalizacji nauczycielskiej z językiem niemieckim jako podstawowym i angielskim jako językiem dodatkowym oraz specjalizacji tłumaczeniowej (ta druga specjalizacja realizowana jest na obu stopniach studiów). W specjalizacji tłumaczeniowej koncentrujemy się na przekładzie tekstów ogólnych i tekstów fachowych w wybranych dziedzinach. Program studiów zorientowany jest na praktykę przekładu; przekład literacki traktowany jest marginalnie. Dzięki tym atrakcyjnym specjalnościom zwiększony został nabór na studia I stopnia (mimo niżu demograficznego). W systemie niestacjonarnym prowadzone są studia I i II stopnia, tak iż łącznie kadra Instytutu obsługuje 10 roczników studentów.

Instytut współpracował lub współpracuje z germanistykami na uniwersytetach niemieckich w Bremie, Essen, Koblencji i Siegen; prowadzi wspólne projekty naukowo-badawcze z Uniwersytetem w Lipsku (Instytut Sławistyki), Oldenburgu oraz z Instytutem Języka Niemieckiego w Mannheimie. W ramach programu „Erasmus” studenci odbywają semestralne lub jednoroczne studia zagraniczne, a pracownicy naukowo-dydaktyczni mogą zapoznać się z warsztatem dydaktycznym w kraju docelowym (Niemcy, Austria, Dania, Finlandia, Włochy, Czechy) i nawiązać kontakty naukowe. W ramach tego programu Instytut współpracuje z instytutami germanistycznymi w Aarhus, Bratysławie, Bremie, Essen, Joensuu (Finlandia), Koblencji, Kolonii, Wiedniu, Weronie oraz ze sławistycznymi w Lipsku i Berlinie.

4.

Na podkreślenie zasługują liczne konferencje międzynarodowe (ponad 25) zorganizowane przez poszczególne Zakłady lub Instytut; są one wyrazem zainteresowań i badań poszczególnych zespołów:

Kultur in Gdańsk im Wandel der Zeiten (1992), *Johann Gottfried Herder: 1744-1994* (1994), *1000 Jahre Danzig in der deutschen Literatur* (1997), *Literatur, Werte und Europäische Identität* (2003), *Literatur, Sprache und Kultur in Danzig und der Ostseeregion* (wspólnie z Uniwersytetem w Bremie, 2004), *Grenzüberschreitungen. Zu einigen Aspekten der deutsch-polnischen Beziehungen in Kultur und Literatur der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts* (2005), *Günter Grass – Literatur, Kunst, Politik* (2007), *Artur Schopenhauer – filozof z Gdańska* (wraz z Instytutem Filozofii, Socjologii i Dziennikarstwa, 2008), *Problemy frazeologii i leksykografii* (wraz z Wszechnicą Mazurską w Olecku i Instytutem Lingwistyki Stosowanej UW, 1999), *Aspektualität in germanischen und slawischen Sprachen* (1999), *Języki fachowe – problemy dydaktyki*

i translatoryki (wraz z Wszechnicą Mazurską w Olecku i Instytutem Lingwistyki Stosowanej UW, 2000), *Teoria i dydaktyka przekładu* (wraz z Wszechnicą Mazurską w Olecku i Instytutem Lingwistyki Stosowanej UW, 2001), *Kontakty językowe w Europie Środkowej* (wraz z Wszechnicą Mazurską w Olecku, 2003), *Słowiańsko-niesłowiańskie kontakty językowe* (wraz z Wszechnicą Mazurską w Olecku, 2005), *Sprach- und Kulturkontakte in Europa* (2007), *Modalität/Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht* (2008), *Sprache und Kultur als gemeinsames Erbe im Grenzgebiet – Inspirationen, Aufgaben, Herausforderungen* (2009), *Translation im Spannungsfeld der Cultural Turns* (2010).

Działalność naukowa i wydawnicza możliwa jest dzięki funduszom na działalność statutową, grantom na „Badania Własne”, stypendiom naukowym uzyskiwanym z DAAD, KAAD, Unii Europejskiej, wsparciu Fundacji J.G. Herdera, Fundacji Konrada Adenauera, Deutsche Forschungsgemeinschaft (granty na książki).

Na uwagę zasługuje też działalność popularno-naukowa pracowników – przejawia się ona w tłumaczeniu literatury pięknej i wspomnieniowej na język polski lub niemiecki (M. Borzyszkowska-Szewczyk, A. Haas, K. Lukas, D. Wilma, E. Wojacek) edycji tekstów literackich (M. Brandt, A. Kątny, S. Leśniak), opracowywaniu podręczników do nauczania języka niemieckiego dla uczniów i studentów oraz słowników (E. Andrzejewska, H. Biadań-Grabarek, J. Grabarek, A. Kątny, A. Michałow, D. Olszewska, M. Szczodrowski). Wykładowcy są członkami wielu krajowych i zagranicznych towarzystw naukowych, takich jak: Gdańskie Towarzystwo Naukowe, Polskie Towarzystwo Językoznawcze, Polskie Towarzystwo Neofilologiczne, Towarzystwo Lingwistyki Stosowanej, Stowarzyszenie Germanistów Polskich, Stowarzyszenie im. Günтера Grassa w Gdańsku, Zrzeszenie Kaszubsko-Pomorskie, Alfred-Döblin-Gesellschaft, Anna-Seghers-Gesellschaft, Else-Lasker-Schüler-Gesellschaft, E.T.A.-Hoffmann-Gesellschaft, Gesellschaft für Exilforschung, Theodor-Fontane-Gesellschaft, Internationaler Arbeitskreis *Kanzleisprachenforschung*, Internationale Vereinigung für Germanistik, Mitteleuropäischer Germanistenverband. Pracownicy Instytutu działają jako eksperci MEN (dopuszczanie podręczników do nauczania języka niemieckiego), Uniwersyteckiej Komisji Akredytacyjnej, tłumacze przysięgli i konferencyjni. Nazwiska pracowników IFG spotykamy w komitetach redakcyjnych czasopism i serii wydawniczych, w zarządach towarzystw naukowych i środowiskowych, komisjach i radach naukowych.

5.

Działalność naukowa i dydaktyczna realizowana jest w 7 zakładach² (od października 2011 w ramach 2 katedr):

- **Zakład Językoznawstwa Stosowanego:** prof. zw. dr hab. Andrzej Kątny (kierownik), dr Katarzyna Lukas, dr Izabela Olszewska, dr Jan Sikora, dr Anna Socka.

² Przedstawiamy tu stan kadrowy z początku roku 2009.

Główne kierunki prac badawczych obejmują: studia kontrastywne polsko-niemieckie, gramatykę komunikatywną języka niemieckiego, kontakty językowe niemiecko-polskie i angielskie, języki specjalistyczne, ewidencjalność w języku niemieckim i polskim, przedwojenne czasopiśmiennictwo gdańskie, multimedia w nauczaniu języków obcych, problemy kulturowe w przekładzie literackim, recepcję i przekład wybranych utworów literackich.

- **Zakład Teorii Komunikacji Obcojęzycznej:** prof. zw. dr hab. Marian Szczodrowski (kierownik), dr Ewa Andrzejewska, dr Magdalena Rozenberg, dr Adam Szeluga i mgr Anna Pior-Kucińska. Tematyka badawcza koncentruje się na konstruowaniu modeli percepcji, recepcji, magazynowania i reprodukcji struktur języków obcych, teorii sterowania w procesie dekodowania i kodowania informacji językowych oraz na właściwościach glottokodematyki obcojęzycznej (M. Szczodrowski); dydaktyka wczesnoszkolna, świadomość językowa i interkulturowa w szkołach podstawowych (E. Andrzejewska); multimodalne uczenie się języków obcych na podstawie wielokanałowej percepcji; wpływ sztuki na procesy uczenia się i opanowywania języków obcych (M. Rozenberg); interkulturowa hermeneutyka tekstu, problemy psycho- i socjolingwistyki (A. Szeluga).
- **Zakład Językoznawstwa Germańskiego:** prof. dr hab. Grażyna Łopuszańska (kierownik), prof. dr hab. Danuta Olszewska, mgr Doris Wilma. Badania dotyczą języka regionalnego i miejskiego, języka kancelaryjnego XVI i XVII wieku w Gdańsku, bilingwizmu na pograniczu polsko-niemieckim. Problemy związane z tekstologią, w tym przede wszystkim zjawiska w obrębie tekstów specjalistycznych i naukowych stanowią drugi istotny kierunek poszukiwań.
- **Zakład Translatoryki:** prof. dr hab. Józef Grabarek (kierownik), dr Iwona Legutko-Marszałek, dr Ewa Wojacek. Działalność naukowa skupia się na teoretycznych zagadnieniach związanych z przekładem tekstów użytkowych i literackich, na tendencjach rozwojowych języka niemieckiego, metodologii nauczania translatoryki na studiach neofilologicznych, wybranych problemach psycholingwistyki.
- **Zakład Historii i Kultury Niemiec:** prof. dr hab. Hanna Biaduń-Grabarek (kierownik), prof. UG dr hab. Sławomir Leśniak, dr Marek Perlikiewicz. Badania koncentrują się m.in. na narodowych wariantach języka niemieckiego, związkach literatury z kulturą, prądach filozoficznych XX wieku i ich wpływie na politykę i literaturę.
- **Zakład Niemieckojęzycznej Literatury Gdańska:** prof. dr hab. Mirosław Ossowski (kierownik), dr Agnieszka Haas, dr Miłosława Borzyszkowska-Szewczyk oraz mgr Astrid Popien (lektor DAAD). Pracownicy Zakładu prowadzą badania reprezentatywnych zjawisk literatury niemieckojęzycznej w różnych okresach historycznych, m. in. dotyczące problematyki twórczości literackiej i życia literackiego okresów klasyki weimarskiej, *biedermeier* i realizmu mieszczańskiego. Zajmują się także zagadnieniami estetyki dzieła literackiego, przekładu literackiego, mechanizmów recepcji dzieł obcojęzycznych oraz wpływów literatury polskiej na powojenną literaturę niemiecką. Drugi kierunek badań koncentruje się na twórczości niemieckojęzycznych pisarzy dawnego Gdańska i regionu Prus

Wschodnich i obejmuje zagadnienia więzi regionalnych, świadomości historycznej i tożsamości lokalnej, wkład Gdańska do niemieckiego regionalizmu literackiego, twórczość wspomnieniową arystokracji niemieckiej.

- **Zakład Literatury Niemieckiej XIX i XX wieku:** prof. dr hab. Marion Brandt (kierownik), dr Janina Gesche, dr Anatol Michałow, dr Eliza Szymańska; do 30.12.2008 Zakładem kierował prof. zw. dr hab. Marek Jaroszewski.

Badania realizowane w Zakładzie dotyczą polsko-niemieckich stosunków literackich, wybranych zagadnień literatury niemieckiej pierwszej połowy XIX wieku, literatury niemieckiej po roku 1945 ze szczególnym uwzględnieniem twórczości Güntera Grassa, literatury i prasy w Wolnym Mieście Gdańsku oraz adaptacji scenicznych Kafki w Polsce.

Dla unaocznienia bogatej działalności naukowej pracowników Instytutu³ prezentujemy poniżej ważniejsze monografie i tomy zbiorowe.

6. Monografie

Biaduń-Grabarek Hanna: *Das Bild der Ereignisse des Jahres 1989 in Polen im Organ des ZK der SED Neues Deutschland als Beispiel der Sprachmanipulation*. Gdańsk 2004.

Borzyszkowska-Szewczyk Miłoslawa: *Pamięć dla przyszłości. Literatura wspomnieniowa potomków szlachty pruskiej z Pomorza Zachodniego i Prus Wschodnich po roku 1945*. Wrocław 2009.

Brandt Marion: *Für Eure und unsere Freiheit? Der Polnische Oktober und die Solidarność-Revolution in der Wahrnehmung von Schriftstellern aus der DDR*. Berlin 2002.

Brandt Marion: „*Polacy potrafia!*“ *Polski Październik i ruch Solidarności w oczach pisarzy wschodnioniemieckich*. Wrocław 2010.

Czarnecki Tomasz: *Aspektualität im Polnischen und Deutschen*. Gdańsk 1998.

Haas Agnieszka K.: *Polskie przekłady Fausta I Goethego. Próba krytyki i zarys recepcji w Polsce* (=SGG 12). Gdańsk 2005.

Jaroszewski Marek: *Powieść E.T.A. Hoffmanna „Kota Mruczysława poglądy na życie”*. Próba monografii. Warszawa 1994.

—: *Literatur und Geschichte. Studien zu den deutsch-polnischen Wechselbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Warszawa 1995.

—: *Życie i twórczość E.T.A. Hoffmanna 1776-1822*. Gdańsk 2006.

Kątny Andrzej: *Das Verb [w:] Engel Ulrich et al. Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*, tom 1. Heidelberg 1999; Warszawa 2000; ss. 541-698.

Leśniak Sławomir: *Der Begriff der Einbildungskraft bei Rudolf Kassner*. Frankfurt/Main 1999.

³ Wymieniam tu tylko pozycje opublikowane w okresie zatrudnienia na Uniwersytecie Gdańskim; pełniejszy spis publikacji pracowników dostępny jest na stronie domowej Instytutu Filologii Germańskiej.

- : *Thomas Mann, Max Rychner, Hugo von Hofmannstahl und Rudolf Kassner – eine Typologie essayistischer Formen*. Würzburg 2005.
- Lukas Katarzyna: *Obraz świata i konwencja literacka w przekładzie. O niemieckich tłumaczeniach dzieł Adama Mickiewicza*. Wrocław 2008.
- Lukas Katarzyna: *Das Weltbild und die literarische Konvention als Übersetzungsdeterminanten. Adam Mickiewicz in deutschsprachigen Übertragungen*. Berlin 2009.
- Olszewska Danuta: *Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie – Funktionalität – Stilistik*. Gdańsk 2007.
- Olszewska Izabela: *Zur Übersetzung der Judaica in ausgewählten Werken der jiddischen Literatur*. Gdańsk 2011.
- Ossowski Mirosław: *Literatura powrotów. Powrót literatury. Prusy Wschodnie w prozie niemieckiej po roku 1945*. Gdańsk 2011.
- Rozenberg Magdalena: *Die Aneignung eines integrativ-ästhetischen Konzepts beim Fremdsprachenlehren und -lernen*. Frankfurt/Main 2006.
- Sikora Jan: *Sprechhandlungen im publizistischen Material der „Danziger Neusten Nachrichten“ in der Freien Stadt Danzig (= SGG 19)*. Gdańsk 2009.
- Socka Anna: *Sprachliche Merkmale der erlebten Rede im Deutschen und Polnischen*. Tübingen 2004.
- Szczodrowski Marian: *Steuerung fremdsprachlicher Kommunikation*. Gdańsk 2001.
- : *Glottokodematyka a nauka języków obcych*. Gdańsk 2004.
- : *Fremdsprachliche Lehr-Lern-Vorgänge im kodematischen Blickfeld*. Gdańsk 2009.
- Szymańska Eliza: *Adaptacje sceniczne „Procesu” Franza Kafki w Polsce*, Wrocław 2008.

7. Tomy pokonferencyjne i inne prace zbiorowe:

- Böning Holger, Hans Jäger, Andrzej Kałny, Marian Szczodrowski (red.): *Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik*. Bremen 2005.
- Borzyszkowska-Szewczyk Miłoslawa, Pletzing Christian (red.): *Śladami żydowskimi po Kaszubach. Przewodnik. / Jüdische Spuren in der Kaschubei. Reisehandbuch*. München.
- Brandt Marion (red.): *Grenzüberschreitungen. Deutsche, Polen und Juden zwischen den Kulturen (1918-1939)*. München 2006.
- Brandt Marion, Jaroszewski Marek, Ossowski Mirosław (red.): *Günter Grass. Literatur – Kunst – Politik*. Dokumentation der internationalen Konferenz 4.-6.10.2007 in Danzig. Gdańsk 2008.
- Brandt Marion, Jaroszewski Marek, Ossowski Mirosław (red.): *Günter Grass: Literatura – Sztuka – Polityka*. Materiały z międzynarodowej konferencji naukowej Gdańsk 4-6.10.2007 r. Gdańsk 2009.

- Brandt Marion, Kałny Andrzej (red.): *Die Natur und andere literarische Orte. Festschrift für Professor Marek Jaroszewski zum 65. Geburtstag* (= SGG 18). Gdańsk 2008.
- Data Jan, Szczodrowski Marian (red.): *Johann Gottfried Herders humanistisches Denken und universale Wirkung*. Gdańsk 1997.
- Jaroszewski Marek (red.): *1000 Jahre Danzig in der deutschen Literatur* (= SGG 5). Gdańsk 1998.
- Jaroszewski Marek, Drost Wolfgang (red.): *Standpunkte / Punkty widzenia. Zum Verständnis der deutsch-polnischen Probleme / O problemach polsko-niemieckich*. Gdańsk/Siegen 1999.
- Kałny Andrzej (red.): *Aspektualität in germanischen und slawischen Sprachen*. Poznań 2000.
- (red.): *Języki fachowe, problemy dydaktyki i translacji*. Olecko 2001.
- (red.): *Deutsch-polnische Wechselbeziehungen in Sprache und Kultur* (= SGG 11). Gdańsk 2003.
- (red.): *Kontakty językowe w Europie Środkowej. Sprachkontakte in Mitteleuropa*. Olecko 2004.
- (red.): *Das literarische und kulturelle Erbe von Danzig und Gdańsk*. Frankfurt/M. 2004.
- (red.): *Literatouren zwischen Oder und Memel* (= SGG 13). Gdańsk 2005.
- (red.): *Kultur in Danzig und Gdańsk im Wandel der Zeit* (= SGG 15). Gdańsk 2007.
- (red.): *Słowiańsko-niesłowiańskie kontakty językowe. Slawisch-nichtslawische Sprachkontakte*. Olecko 2007.
- (red.): *Studien zur Angewandten Germanistik* (= SGG 16). Gdańsk 2008.
- (red.): *Kontakty językowe i kulturowe w Europie. Sprach- und Kulturkontakte in Europa* (= SGG 17). Gdańsk 2008.
- (red.): *Heinz Vater, Linguistik und deutsche Grammatik im Fokus. Ausgewählte Schriften* (= SGG 20). Gdańsk 2010.
- (red.): *Studien zur Angewandten Germanistik II* (= SGG 23). Gdańsk 2010.
- Kałny Andrzej/Hejwowski Krzysztof (red.): *Problemy frazeologii i leksykografii*. Olecko 2000.
- Kałny Andrzej, Lukas Katarzyna (red.): *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog*. Frankfurt/M. 2011.
- Kałny Andrzej, Lukas Katarzyna (red.): *Sprach- und Kulturkontakte aus interkultureller Sicht*. (= SGG 25). Gdańsk 2011.
- Kałny Andrzej, Schatte Christoph (red.): *Das Deutsche von innen und von außen. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag*. Poznań 1999.
- Kałny Andrzej, Socka Anna (red.): *Modalität/Temporalität in kontrastiver und typologischer Sicht*. Frankfurt/M. 2010.
- Kałny Andrzej, Stüben Jens (red.): *Willibald Omankowski/Omansen: Danzig zur Nacht. Gdańsk nocą. Gedichte, wiersze*. Wrocław / Dresden 2007.
- Kałny Andrzej, Szczodrowski Marian (red.): *Studien zur Angewandten Linguistik* (= SGG 14). Gdańsk 2006.

- Lermen Birgit, Ossowski Mirosław (red.). *Europa im Wandel. Literatur, Werte und Europäische Identität*. Sankt Augustin 2004.
- Łopuszańska Grażyna (red.): *Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft*. Gdańsk 2007.
- (red.): *Sprache und Kultur als Gemeinsames Erbe im Grenzgebiet*. (= SGG 21). Gdańsk 2010.
- (red.): *Studien zur sprachlichen Kommunikation. Festschrift aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. habil. Marian Szczodrowski*. (= SGG 22). Gdańsk 2010.
- Moroz Grzegorz, Ossowski Mirosław (red.): *Tożsamość i odrębność w Zjednoczonej Europie. Motyw podróży w literaturze anglo- i niemieckojęzycznej* (= Episteme 66). Olecko 2007.
- Moroz Grzegorz, Ossowski Mirosław (red.): *Miejsca magiczne w literaturze anglo- i niemieckojęzycznej*. (= Episteme 77). Olecko 2008.
- Moroz Grzegorz, Ossowski Mirosław, Sztachelska Jolanta (red.): *Tożsamość i odrębność w Zjednoczonej Europie. Obraz krajów i stereotypy narodowe w literaturze anglo- i niemieckojęzycznej* (= Episteme 56). Olecko 2006.
- Szeluga Adam (red.): *Glottodydaktyczne implikacje we współczesnych badaniach germanistycznych*. Włocławek 2006.

Bibliografia

- Chodurski Andrzej: *Nauka, kultura i sztuka w Wolnym Mieście Gdańsku*. Toruń 2000.
- Cieśla Michał: *Działalność i rola polityczna katedr filologicznych Politechniki Gdańskiej w latach 1925 – 1944*. Gdańsk 1969.
- Joachimsthaler Jürgen: Germanistik in Mitteleuropa: Geschichte, Funktion und Aufgaben eines Faches. Überlegungen aus Anlass des 20-jährigen Jubiläums des Germanistikstudiums in Gdańsk/Danzig, [w:] Andrzej Kątny, Katarzyna Lukas (red.): *Germanistik in Polen. Geschichte – Perspektiven – interdisziplinärer Dialog*. Frankfurt/M. 2011, 31-51.
- Kątny Andrzej: Zur Umsetzung des Bologna-Prozesses in Polen und die Folgen für DaF (= Podiumsdiskussion während des IVG-Kongresses in Warschau am 7.08.2010), [w:] GRUCZA, Franciszek et al. (red.): *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Kongresses der IVG*, Warschau 2010 (w druku).
- Mokrzycki Lech: Dawne i nowsze tradycje gdańskiej nauki i edukacji, [w:] Marek Andrzejewski, Lech Mokrzycki, Józef A. Włodarski (red.): *Zarys dziejów Uniwersytetu Gdańskiego*. Gdańsk 2006, 9-24.
- Mokrzycki Lech: Gdańskie Gimnazjum Akademickie. Zarys dziejów, [w:] Edmund Kotarski (red.): *Gdańskie Gimnazjum Akademickie*. Tom I: Szkice z dziejów. Gdańsk 2008.
- Ossowski Mirosław: Germanistik in Polen, [w:] Rathmann Thomas (red.): *Texte, Wissen, Qualifikationen: ein Wegweiser für Germanisten*. Berlin 2000, 169-174.
- Szczodrowski Marian: Gdańskie neofilologie: geneza, stan i perspektywa, [w:] *Tradycje gdańskiej humanistyki*. Suplement. Gdańsk 2009.

Schlüsselwörter

Danziger Universität, Germanische Philologie, Geschichte im Abriss

Abstract

The outline of history and the contemporary situation of German philology in Gdańsk

In his article the author mentioned the German Department of the Technische Hochschule in pre-war Gdańsk and then he presented the 30-year history of the German Department at the University of Gdańsk. The author described the more important scientific achievements of its scholars and enumerated both monographs and collective works published by them. He went on to survey the research profiles of individual units (or chairs) which make up the department as well as the conferences which were organised. In the article there were outlined specializations offered to BA and MA students.

Keywords

the University of Gdańsk, German philology, historical outline

Odkrycie Angelusa Silesiusa przez romantyków oraz jego wczesna recepcja do połowy XIX w.

Wstęp

Związane z recepcją Angelusa Silesiusa stereotypy mówią o jego całkowitym zapomnieniu w XVIII w. oraz ponownym odkryciu w gronie niemieckich romantyków. To ostatnie wydarzenie przedstawia się jako punkt zwrotny, po którym miał nastąpić szybki powrót wrocławskiego poety do świadomości czytelników oraz swoista restytucja jego pozycji w dyskursach literackim i teologicznym. Zważywszy znaczenie owej wczesnodziewiętnastowiecznej fazy, badacze poświęcili jej do tej pory niewiele uwagi, pośrednio przyczyniając się do tworzenia nie do końca prawdziwych kalk myślowych i z gruntu fałszywych wyobrażeń.

Kryją się one już w obrazie XVIII-wiecznego zapomnienia, które wbrew obiegowym opiniom nie było aż tak jałowe. Do 1737 r. ukazywały się reedycje świetnego wydania zbioru *Cherubinischer Wanders=Mann* z 1701 r. pod redakcją i ze wstępem Gottfrieda Arnolda. Jeszcze w 1735 r. światło dzienne ujrzało drugie wydanie potężnej antologii traktatów teologicznych wrocławianina *Ecclesiologia oder Kirche=Beschreibung*. W połowie stulecia sylwetkę Ślązaka przypomniano w prominentnym *Allgemeines Gelehrten=Lexicon* Christiana Gottlieba Jöchera¹, gdzie w niewolnym od błędów biogramie przywołano jednak zasadnicze fakty z życia poety, sprawiedliwie dzieląc uwagę między jego piśmiennictwo poetycko-mistyczne i teologiczno-polemiczne. Przez cały ten czas Scheffler obecny był również w śpiewnikach kościelnych, tak katolików jak i protestantów. Nie była to obecność ani przypadkowa ani incydentalna, zważywszy że paradoksalnie na lata czterdzieste XVIII w. przypada okres najsilniejszej obecności poety w kancjonałach w ogóle. Świadectwem szczególnej sympatii środowisk pietystycznych do wrocławianina jest choćby wydany po śmierci Johanna Anastasiusa Freylinghausena, choć nadal pod jego nazwiskiem, *Geistreiches Gesang=Buch*, w którego wydaniu z 1741 r. znajduje się ponad 50 pieśni Ślązaka.

Niniejszy przyczynek poświęcony jest działaniom podjętym w pierwszej połowie XIX w. na rzecz intensyfikacji recepcji Johanna Schefflera alias Angelusa Silesiusa, zwłaszcza w środowiskach świeckich niemieckiego obszaru językowego.

¹ Vierter Teil, Leipzig 1751, s. 234-235.

Gute Perlen

Początki przywracania Schefflera jako poety – a więc jako (Johanna) Angelusa Silesiusa – do szerokiej religijnej i kulturowej świadomości Niemców związane są z niepozorną monachijską antologią sentencji *Gute Perlen im irdenen Gefäße. Aus Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann* z 1815 r. Autor wyboru, katolicki duchowny i profesor teologii w St. Gallen – Herenäus Haid (1784-1873), poświęcił tę pracę przyjacielowi Lorenzowi Koorowi, od którego sam zresztą otrzymał w 1809 r. wybór aforyzmów Ślązaka w formie rękopiśmiennej². Będąc pod dużym wrażeniem tych sentencji, postanowił zapoznać z nimi swoich przyjaciół oraz grono bliskich mu uczonych³. Opisując ich reakcje, Haid stwierdza, że dystychy u wszystkich zjednywały sobie sympatię, zawsze spotykając się z dużym zainteresowaniem.

Taki całkowicie intymno-osobisty, drugoobiegowy, wyzwolony z krępującej perspektywy kanonizacyjnej i pozbawiony wszelkich dwuznaczności, ciężaru konfesyjnych polemik oraz związanych z nimi uprzedzeń i uproszczeń charakter miał załączek nowej recepcji Anioła Ślązaka na początku XIX w. Z braku wydań drukowanych, dość przypadkowo wybrane utwory wrocławskiego poety rozchodziły się wówczas z tego źródła w prywatnych odpisach, zataczając coraz szersze kręgi i szybko zyskując rzesze zwolenników. Wkrótce ta swoiście „towarzyska” recepcja stała się na tyle intensywna, że pojawiły się głosy nawołujące do wydania gnom drukiem. Po sześciu latach Haid, sam coraz bardziej zauroczony utworami Schefflera, zdecydował się w końcu wyjść tym życzeniom naprzeciw.

Intytulacja skromnej antologii *Gute Perlen im irdenen Gefäße (Perły w glinianym naczyniu)* adekwatnie jego zdaniem odnosi się tak do wielkiej wartości publikowanego materiału, wskazując jednocześnie na skromność jego formy. Według wydawcy sam „Duch Święty przyrównuje sentencje mędrców do złota, srebra i pereł”⁴, zaś zebrane w zbiorze utwory są z pewnością „sentencjami mającymi swe korzenie w mądrości [uniwersalnej]” („Sprüche der Weisheit“ [23]). Do tej ostatniej łatwo byłoby – jego zdaniem – odnaleźć analogie w innych religiach, począwszy od chińskich przez indyjskie, perskie aż po arabskie, podobnie jak bez trudu na podobne treści można się natknąć u wielkich myślicieli starożytności, jak Hafiz, Konfucjusz, Platon, Arystoteles czy Plutarch.

Abstrahując od jednostronnie owacyjnej oceny aforyzmów składających się na antologię, wartość historyczną ma relacja Haida dotycząca ich autorstwa, wskazując na stopień zapomnienia Schefflera wśród szerokiej opinii publicznej. Jak podkreśla teolog, mimo podejmowanych starań, nie udało mu się ustalić, „kim był oraz gdzie żył autor tych wyborynych sentencji”⁵. Stwierdzenie to może o tyle dziwić, że – jak

² Haid, Herenäus: *Geliebter Freund!* [w:] . *Gute Perlen im irdenen Gefäße. Aus Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann*, hrsg. v. idem, s. 5, 21.

³ Ibidem, s. 21.

⁴ „der heilige Geist vergleicht die Sprüche der Weisen mit Gold, Silber und Perlen”, ibidem, s. 22.

⁵ „Ich fragte viel nach dem Verfasser dieser köstlichen Sprüche, wer er gewesen sey und wo er gelebt habe?“, Ibidem, s. 29.

już wyżej nadmieniono – począwszy od drugiej połowy XVII w. śląski poeta był nieprzerwanie obecny w śpiewnikach kościelnych katolików i protestantów, te zaś poza wykazami autorów zawierają niekiedy również krótkie noty biograficzne. Jako że Haidowi nikt nie potrafił pomóc, zaś wielu osobom, do których skierował swoje pytanie, obce było nawet samo nazwisko poety, jako redaktorowi nie pozostało mu nic innego, jak tylko „zadowolić się i cieszyć tym, co [poeta] pozostawił, a co jest obecnie wielkim rarytasem”⁶. Antologia Haida, będąca z punktu widzenia norm edytorskich swoistym kuriozum, w całości bazując na odpisie rękopiśmiennym nieznanego pochodzenia, niezweryfikowanym i nieporównanym z żadnym z XVII lub XVIII-wiecznych wydań drukowanych tekstu, stanowi niezwykle świadectwo rodzącego się spontanicznie oddolnego zainteresowania czyjąś twórczością literacką. Mimo wspomnianych braków odegrała ona ważną rolę w nieco przesuniętym w czasie procesie przyswajania dorobku Angelusa Silesiusa w kręgach intelektualistów niemieckich.

Schlegel

Wspomniane słabości wydawnictwa Haida odróżniają je od działań Friedricha Schlegla, od którego tradycyjnie datowana jest nie tylko wzmogona recepcja czytelnicza Anioła Ślązaka, ale również początek badań naukowych nad jego twórczością. W przeciwieństwie do swojego poprzednika posiadał on pierwsze, wiedeńskie wydanie zbioru sentencji, wówczas jeszcze pod tytułem *Geistreiche Sinn- und Schlußreime* (1657). Udało mu się ponadto ustalić kilka ogólnikowych faktów z życia poety, w którym ze względu na ówczesne uwarunkowania polityczne upatrywał Austriaka. Wg własnej relacji Schlegel poznał poezję Schefflera ok. 1812 r., potrzebował jednak paru lat, aby się z oswoić z poglądami wrocławianina. W końcu stał się jego gorącym orędownikiem, chętnie prezentującym w swoim najbliższym otoczeniu dystychy z *Cherubinowego wędrowca*, uznawanego przez Schlegla za szczytowe osiągnięcie Ślązaka. To właśnie tą drogą z XVII-wiecznym poetą mistycznym zaznajomili się w latach 1815-1818 m.in. Karl August Varnhagen von Ense i jego żona Rahela. Wielkie zainteresowanie tej ostatniej poezją gnomiczną Angelusa Silesiusa miało potem zaowocować ciekawym, kilkakrotnie wznawianym wyborem *Angelus Silesius i Saint Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel*, wydanym po raz pierwszy w 1834 r., a więc już po śmierci kobiety, przez jej męża. Abstrahując od propagowania liryki wrocławianina w kręgu zaprzyjaźnionych intelektualistów, najważniejszym efektem zainteresowania Schlegla śląskim poetą było kluczowe dla recepcji i badań nad Schefflerem studium *Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens. Nach den Sprüchen des Angelus*, opublikowane w pięciu numerach wiedeńskiego czasopisma „Ölzweige“ między 8 marca a 14 czerwca 1820 r. Tekst ten, jakkolwiek opublikowany anonimowo, silnie stymulował zainteresowanie wrocławskim poetą, zwłaszcza że anonimowość autora była raczej tajemnicą poliszynela, a o autorstwie Schlegla

⁶ „Ich gab mich also zufrieden und genoß, was er uns hinterlassen hat und was jetzt eine große Rarität ist.” Ibidem, s. 29-30.

wiedzieli już wcześnie komentatorzy twórczości Ślązaka, m.in. David August Rosenthal, przytaczający opatrzone nazwiskiem tekst romantyka w bibliografii do swojego wydania *Zebranych dzieł poetyckich Johanna Schefflera (Angelusa Silesiusa)*⁷.

W swoim tekście Schlegel przywołał wprawdzie w przypisie wcześniejszą antologię Haida, jednak z niej nie korzystał. Przyczyną tego stanu był nie tyle wybredny gust autora *Lucyndy* w kwestii poprawności edytorskiej, ile charakter antologii Haida. O ile bowiem wybór tego ostatniego hołduje kryterium moralnemu, o tyle Schlegel koncentruje się na problemach filozofii chrześcijańskiej⁸. O samym autorze sentencji filozof potrafił powiedzieć tylko tyle, że żył na Śląsku w końcowym okresie wojny trzydziestoletniej, był z wykształcenia lekarzem, pochodząc z rodziny protestanckiej, przeszedł na katolicyzm, a swoją decyzję uzasadnił w osobnym piśmie. Schlegel wiedział, że Angelus Silesius był również autorem zbioru pieśni, jednak osobiście skłaniał się ku jego dystychom.

Das Vorzüglichste von ihm bleiben jene Sprüche und geistlichen Sinngedichte, die voll Geist und Leben, den höchsten Tiefsinn mit kindlicher Klarheit und herzlicher Einfalt auf das schönste verbinden und mehrenteils auch im Ausdrucke sehr glücklich und oft meisterhaft sind, wenn man hie und da einige Rauigkeit der damaligen Sprache nachsehen will.⁹

W centrum zainteresowania eseju Schlegla znajdują się trzy centralne punkty refleksji chrześcijańskiej: 1) poznanie Boga z głębi ludzkiego jestestwa („Erkenntnis Gottes aus der Ichheit”), a w konsekwencji akceptacja Boga w sobie samym, 2) przyrodzona człowiekowi obrazowość („Bildlichkeit”), najpełniej wyrażająca się w zmyśle dziecięcym („kindlicher Sinn”) oraz wyobraźni chrześcijańskiej, 3) ukierunkowana na Boga siła ludzkiej woli. Dystychy Anioła Ślązaka stanowią w tekście nie tyle problem zasadniczy, ile służą za ilustrację bardziej ogólnego wyводу romantyka.

Przyczynek *Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens* nie był bynajmniej pierwszym świadectwem głębszego zainteresowania Schlegla twórczością wrocławskiego poety. Już w 1819 r. również w periodyku „Ölzweige” (nr 103 i 104) ukazał się jego tekst *Von der wahren Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus*. Występując z pozycji katolickich przeciw zadufanemu rozumowi, filozof ustanowił w nim miłość jako jedyny czynnik, na bazie którego możliwe jest poznanie Boga. Również w tym przypadku Schlegel zilustrował swoje poglądy sentencjami z *Cherubinowego wędrowca*, których autor przytoczony został początkowo tylko jako „pewien poważny poeta chrześcijański” („ein sinnvoller christlicher Dichter”), bądź też „poeta pobożny” („frommer Dichter”), by w końcu pojawić się jako „Angelus”.

⁷ *Johann Scheffler's sämtliche poetische Werke*, hrsg. von David August Rosenthal, Regensburg: G.J. Manz 1862, Bd. 2, s. 245.

⁸ „Meine Auswahl hingegen war vielmehr auf die christlich philosophischen Sprüche gerichtet [...]” Schlegel, Friedrich: *Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens. Nach den Sprüchen des Angelus*, [w:] idem: *Studien zur Philosophie und Theologie*, eingel. v. E. Behler u. U. Struc-Oppenber, München u.a.: Thomas Verlag Zürich 1975. Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. v. E. Behler, Bd. 8, Abt. 1, s. 547.

⁹ *Ibidem*, s. 546.

Pierwsze perturbacje wokół osoby Aniola Ślązaka

Po publikacjach oraz popularyzatorskiej działalności środowiskowej zarówno Haida jak i Schlegla trzecim wydawnictwem, ważnym z punktu widzenia dalszego rozwoju recepcji Angelsa Silesiusa, był wybór aforyzmów wrocławianina dokonany przez Franza Horna, opublikowany w roczniku „Frauentaschenbuch für 1819”. Tekst ten z poprzednimi łączy fascynacja sentencjami Ślązaka przy jednoczesnym braku jakichkolwiek bliższych informacji na jego temat, choćby dotyczących właściwego nazwiska poety. Kilka lat później Horn wrócił do Schefflera w pracy *Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Von Luthers Zeit bis zur Gegenwart*¹⁰ (1822), nawiązując tam do swojej wcześniejszej publikacji.

Ein günstiger Zufall führte mir sein [Schefflers] wichtigstes Werk zu, und ich sah mich dadurch in den Stand gesetzt, eine Auswahl aus seinen Gedichten im Frauentaschenbuch für 1819 dem deutschen Publikum übergeben zu können.¹¹

Utrzymujące się luki w choćby skromnej wiedzy na temat poety, uzasadnia Horn prawie całkowitym zapomnieniem autora epigramów przez co najmniej jedno stulecie.

Es darf nicht befremden, daß diese Notizen von seinem Leben so dürftig sind, da auch seine Schriften wenigstens ein ganzes Jahrhundert fast gänzlich vergessen waren, und fast ungenutzt in dem Staube einiger alten katholischen Klosterbibliotheken lagen.¹²

Stan ten skłania komentatora do nazywania Schefflera wyrażeniem „poeta odnaleziony” („der wiedergefundene Dichter”), trafnie komentującym proces reinstalacji wrocławianina w środowisku kulturowym Niemiec początku XIX w.

W międzyczasie rosnące zainteresowanie twórczością wrocławianina doprowadziło do ujawnienia kilku podstawowych informacji biograficznych na jego temat. Te przedostając się do obiegu publicznego, zaczęły dość wyraźnie dzielić jego odbiorców. Wśród uczonych to właśnie Horn stał się pierwszą ofiarą syndromu, który dotknie później wielu wybitniejszych niż on sam badaczy twórczości Schefflera o korzeniach protestanckich, z Georgiem Ellingerem na czele, rozdartych między niekiedy egzaltowanym podziwem dla dokonań poetyckich wrocławianina, a standardowo negatywną oceną jego konwersji oraz – w jej konsekwencji – działalności polemicznej przeciwko luteranom. To znak wkraczania recepcji Ślązaka w fazę świadomą ze wszystkimi wynikającymi z tego faktu obciążeniami natury ideologicznej. Jako ewangelik, nie chcąc być posądzonym o zbytnią sympatię do śląskiego poety, Horn usiłuje zdystansować się od osoby wrocławskiego mistyka, w mało przekonujący sposób próbując ustalić rzekome słabe strony jego lyryki.

¹⁰ Berlin: Theodor Johann Christian Friedrich Enslin 1822, Bd. 1.

¹¹ Horn, Franz: *Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Von Luthers Zeit bis zur Gegenwart*, Berlin: Theodor Johann Christian Friedrich Enslin 1822, Bd. 1, s. 275.

¹² Ibidem.

Damit aber niemand glauben könne, ich überschätze den Angelus, so werde hier noch ausdrücklich erwähnt, daß ich keinesweges von allen seinen Gedichten lobend rede, daß[s. 282] manche einen stolzen Irrthum enthalten, manche der reinen Deutlichkeit ermangeln und deshalb gefährlich wirken können u.s.w. Im Ganzen aber ist er in sich selbst fast immer klar, und jene Undeutlichkeit entsteht zuweilen nur, weil er sich bemüht, das Klare noch klarer zu machen. Am liebenswürdigsten erscheint er in reiner Kindlichkeit.¹³

Dla ilustracji przytacza komentator kilkanaście epigramów, w duchu protestanckiej prawowierności ganiąc Angelusa Silesiusa paradoksalnie za to, co stanowi szczególnie wartościwą jego liryki: głębię doświadczenia mistycznego. Wszędzie tam, gdzie poeta opuszcza bezpieczne z punktu widzenia luteranizmu płytkie wody logiki, zasługuje na naganę.

Aber eben weil Angelus so klar denken, tief empfinden und rein anschauen kann, verdient er doppelten Tadel, wenn er, wie leider zuweilen der Fall ist, sich in eine gewisse Gattung von unersprießlich nüchterner Mystik, oder wohl in der Philosophie des absoluten Nichts zu verlieren scheint.¹⁴

Widoczne już u Horna starania o ponowną społeczno-religijną kontekstualizację osoby wrocławskiego poety przyczynią się w drugiej połowie XIX w. do energicznych starć między jego komentatorami o katolickich i protestanckich korzeniach, wpływając negatywnie na przebieg procesów recepcyjnych i obciążając ideologicznie dorobek pisarski Ślązaka.

Za próbę powrotu do wcześniejszego wolnego od balastu stadium można uznać szybko rosnącą liczbę coraz lepszych jakościowo antologii utworów lirycznych Angelusa Silesiusa. Jeszcze w 1820 r. ukazuje się szczególnie ważny, wznawiany aż po początek XX w., wybór pt. *Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlussreime. Von Angelus Silesius*¹⁵, zestawiony przez Karla Augusta Varnhagena von Ense. Na tle poprzedników zbiór ten wyróżnia nie tylko niezwykle staranny dobór utworów i dbałość o stronę wydawniczą, ale również bezkonkurencyjne, jeśli chodzi o ilość i ścisłość zawartych informacji, wprowadzenie do życia i twórczości wrocławskiego poety. Varnhagen identyfikuje Angelusa Silesiusa z Johannem Schefflerem, dopatruje się w Angelusie pseudonimu artystycznego, ustala daty urodzin i śmierci, śledzi studia medyczne, trafnie oznacza ważniejsze przyjaźnie późniejszego mistyka, szczególnie tę z Abrahamem Franckenbergiem, opowiada o konwersji na katolicyzm, święceniach kapłańskich, działalności publicznej konwertyty, polemice z teologami luteranckimi (wymieniając nawet kilku z nazwiska), a co najważniejsze – sprawnie szkicuje obraz twórczości poetyckiej Schefflera; uhonorowana zostaje również rola Fryderyka Schlegla w propagowaniu Anioła Ślązaka. Uzasadnienie dla edycji własnej antologii Varnhagen von Ense zyskuje, potwierdzając opinię Haida, że druki z niegdyś popularnymi tekstami wrocławianina stały się w XIX w. wielką

¹³ Ibidem, s. 281-282.

¹⁴ Ibidem, s. 283.

¹⁵ Hrsg. von K.A. Varnhagen von Ense, Lorch: Karl Rohm 1906.

rzadkością, oraz wskazując na brak woli do takiej publikacji u Schlegla. Jednak popularyzacja liryki Ślązaka ma być zaledwie pierwszym krokiem na drodze przyswajania poglądów mistyka. Varnhagen jest w pełni świadomy stopnia skomplikowania tego procesu. Wprawdzie już antologia Haida spotkała się z żywym odzewem ze strony czytelników, jednak jego zdaniem zrozumienie niektórych myśli poety nadal nastęcza sporych problemów. Stąd wynika po pierwsze, paląca potrzeba ich interpretacji, po drugie, konieczność badań naukowych nad życiem i twórczością Ślązaka, w ślad za którymi pójść powinno pełne wydanie *Cherubinowego wędrowca*. Z nieskrywaną satysfakcją przyznaje Varnhagen, że to głównie dzięki oddolnej aktywności grona miłośników tej liryki znacznie wzrosło w Niemczech zainteresowanie osobą Angelusa Silesiusa. W tym kontekście za szczególnie ważne uznaje zgodne, pozytywne nastawienie obu kościołów, katolickiego i ewangelickiego, do kwestii popularyzacji twórczości wrocławianina.

Streszczony tu krótki esej poświęcony Angelusowi Silesiusowi, poprzedzający antologię Varnhagena von Ense, wyraźnie zdominował w początkowym okresie perspektywę biograficzną oraz, definiując jej braki, sformułował pierwsze postulaty badawcze do późniejszych eksploracji twórczości Ślązaka. Poza rzeczowością i skrupulatnością w dociekaniu prawdy o sile oddziaływania tego tekstu zdecydowała wysoka częstotliwość jego ukazywania się. Poprzedza on bowiem nie tylko wspomniany wybór dystychów wrocławskiego poety, ale również późniejszą, cieszącą się sporą popularnością, dedykowaną Raheli i opatrzoną uwagami zmarłej antologię *Angelus Silesius und Saint-Martin* (Berlin: Veit & Comp. ¹1834, ³1849) oraz *Vermischte Schriften* samego Karla Augusta Varnhagena von Ense (Leipzig: Brockhaus ²1843). Nie mniej ważne jest, że Varnhagen wziął na siebie w tym okresie rolę, którą początkowo odgrywał Schlegel, niezmordowanie popularyzując w swoim otoczeniu postać Schefflera¹⁶. Jednym ze świadectw tej działalności są zachowane listy do Alexandra von Humboldta¹⁷.

O hermetyzmie ówczesnych grup i środowisk świadczy fakt, że, jak się wydaje, ani antologia Haida, ani publikacje Schlegla i Varnhagena von Ense, nie były znane Wilhelmowi Müllerowi (1794-1827), przedwcześnie zmarłemu poecie, zasłużonemu m.in. jako redaktor serii „Bibliothek poetów niemieckich XVII w.” („Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts“). W dziewiątym tomie tego monumentalnego przedsięwzięcia (1826) przedstawiona została sylwetka Schefflera oraz 45-stronicowy wybór jego utworów. W rysie biograficznym Müller nawiązuje do antologii Horna, błędnie przypisując mu zasługę przypomnienia opinii publicznej utworów Angelusa Silesiusa oraz ich stosunkowo szerokiego upowszechnienia.

Franz Horn hat sich das Verdienst erworben, durch eine kleine Auswahl im Frauentaschenbuche 1819 auf diese fast vergessenen Perlen wider hinzuweisen, und seit der

¹⁶ Por. Ellinger, Georg: *Angelus Silesius. Ein Lebensbild*, Breslau: W.G. Korn 1927, s. 127-128.

¹⁷ List Alexandra von Humboldta do Karla Augusta Varnhagena von Ense z dn. 3 grudnia 1833 r., [w:]. *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*, 5. Aufl., Leipzig: Brockhaus 1860, s. 17.

Zeit haben Bedürfniß und Mode dem Johannes Angelus viele Leser und Leserinnen in Deutschland verschafft.¹⁸

Müller zna tylko najbardziej podstawowe fakty z życia Schefflera. Jego konwersję składa na karb egzaltacji poety, poszukującego ukojenia, którego – jego zdaniem – ostatecznie nie znalazł jednak w kościele katolickim. W opozycji do Horna Müller dostrzega w Schefflerze prawdziwego poetę wyłącznie w jego mistycznych sentencjach, które powstały – wg. anonimowej opinii, na którą się powołuje – przed konwersją na katolicyzm. Wobec gnom pieśni religijne Ślązaka są dla Müllera zaledwie „pobożnymi igraszkami” („andächtige Tändeleien” [XXXVIII]), zaś z pism polemicznych bije fanatyczna nietolerancja („die fanatische Unduldsamkeit” [XXXVII]).

Als wahrer Dichter erscheint uns Johannes Angelus nur in seinen geistlichen Sprüchen, welche den Kern der tiefsten und höchsten Gedanken in kindlich anspruchsloser, von warmer Empfindung innig durchdrungener Form umschließen. Seine geistlichen Lieder sind größtenteils andächtige Tändeleien, in denen die verliebte Psyche schäferlich mit den Wunden des Erlösers, wie mit Blumen spielt, und ihnen fehlt fast durchaus der eindringliche Ton des wahren Gefühls, welcher seine Sprüche charakterisiert.¹⁹

Mimo tego krytycznego nastawienia Müller przytacza trzy kantyczki oraz ok. 130 sentencji z *Cherubinowego wędrowca*. Publikacji tej pisany był dłuższy żywot, aniżeli mogłaby do tego predestynować jej zawartość. Przejęte z tekstu fakty, niektóre wnioski oraz oceny, aż do cytowania całych wyrażen bez opatrywania ich niezbędnym aparatem, spotkać można jeszcze w *Historii literatury niemieckiej (Geschichte der deutschen Literatur. Von der ältesten bis auf die neueste Zeit)* Eugena Huhna (1852)²⁰.

Pierwsze nowe edycje utworów Anioła Ślązaka

Efektom wcześniej wymienionych działań i publikacji było rosnące zainteresowanie artystów tak treścią, jak i techniką poetycką Angelusa Silesiusa. Pierwszym twórcą jawnie nawiązującym do motywów zaczerpniętych z Schefflera był w swoim czasie popularny i ceniony, dziś już zapomniany, Ludwig Aurbacher (1784-1847). Pod wpływem esejów Schlegla opublikował on w 1823 r. pierwsze wydanie swoich *Perslenschnüre. Sprüche nach Angelus Silesius*²¹. Zbiór składa się z trzech „Sznurów pereł”, czyli zbiorów sentencji, przytoczonych w różnej formie stroficznej przy zachowaniu spójnej warstwy metrycznej. Opublikowane anonimowo utwory na tyle

¹⁸ Müller, Wilhelm: *Vorrede*, [w:] *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts*, hrsg. von idem, Leipzig: Brockhaus 1826, Bd. 9: *Auserlesene Gedichte von Georg Philipp Harsdörffer [...] und Johann Scheffler*, s. XXXVIII.

¹⁹ Ibidem, s. XXXVIII.

²⁰ Stuttgart: J.B. Müller's Buchhandlung 1852.

²¹ Luzern 1823.

sprawnie naśladowują epigramatyczną manierę Angelusa Silesiusa, że przez pewien czas uchodziły za przedruk jego utworów. Ponowny druk zbioru w 1831 r.²² oraz następujące po nim co najmniej trzy wydania²³ do roku 1847 świadczą o jego sporej popularności.

Po Aurbacherze wrocławskiego poetę odkryły większe osobistości twórcze. W 1835 r. Annette von Droste-Hülshof napisała liryczny *Nach dem Angelus Silesius*, włączony do jej późniejszego²⁴ wydania wierszy z 1844 r. Nie mniejszym miłośnikiem twórczości Schefflera okazał się Friedrich Rückert, którego wielki sześciotomowy inspirowany Ślązakiem zbiór *Die Weisheit des Brahmanen* ukazał się w Lipsku w latach 1836-1839. Zresztą również jego inny znany wiersz schweinfurckiego poety *Angereichte Perlen*²⁵ ze zbioru *Bausteine zu einem Pantheon (Fünftes Bruchstück. Zahme Xenien)*, po raz pierwszy opublikowany w 1843 r., odwołuje się do tego samego źródła inspiracji.

Własna twórczość Aurbachera na motywach utworów Angelusa Silesiusa nie wyczerpała zainteresowania tego pisarza wrocławskim poetą. Większe znaczenie mają dokonane przez niego pełne wydania dwóch centralnych dzieł poetyckich Ślązaka. W 1826 r. ukazał się pod jego redakcją zbiór kantyczek *Helige Seelen-Lust oder geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche*²⁶, pierwsza pełna edycja utworu od czasu poprawionego berlińskiego wydania z 1702 r. W przeciwieństwie do głosów kwestionujących wartość pieśni religijnych Ślązaka Aurbacher stwierdził tam, że odkąd *Cherubinischer Wandersmann*, choć znany do tamtej pory zaledwie w wyimkach, zyskał wielu zagorzałych miłośników („innige Verehrer”), nowej edycji kantyczek poety nikomu polecać nie trzeba²⁷. Wydanie takie stało się zresztą konieczne, ponieważ jego zdaniem stare druki wrocławianina „należą do najrzadszych, jakie posiada literatura niemiecka tamtego okresu”²⁸. Jak się wydaje, Aurbacher nie znał antologii Varnhagena, nie zapoznał się więc z esejem poprzedzającym to wydanie. Efektem tego są nieścisłości oraz przeinaczenia w sprawach biograficznych. Wydawcy nie jest bowiem znana nawet data urodzin wrocławskiego poety, za to powtarza stare, wywodzące się jeszcze z czasów polemiki z protestantami przeinaczenia, np. jakoby Ślązak był jezuitą²⁹. Mimo tych niedostatków w 1847 r. ukazało się drugie, niezmienione wydanie *Świętej radości duszy*³⁰.

W 1827 r. Aurbacher wydał najpopularniejsze dzieło poetyckie Ślązaka pt. *Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wanders-Mann, oder Geistreiche Sinn- Und*

²² München: George Jaquet 1831.

²³ München: George Jaquet 1832, Augsburg: George Jaquet ‘s Verlagsbuchhandlung 1847.

²⁴ *Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff*, Stuttgart und Tübingen: Cotta 1844.

²⁵ *Gesammelte Gedichte*, 1. Teil, Frankfurt a. M.: Sauerländer 1843.

²⁶ München: Michael Lindauer 1826.

²⁷ [Aurbacher, Ludwig]: *Nachwort*, [w:] *Helige Seelen-Lust oder geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Gesungen von Johann Angelo Silesio*, Neue vollständige Ausg., München: Michael Lindauer 1826, s. 217.

²⁸ „weil die ältern Ausgaben desselben, unsers Wissens, zu den seltensten gehören, welche die deutsche Literatur aus jener Zeit aufzuweisen hat”. Ibidem, s. 218.

²⁹ Ibidem, s. 220.

³⁰ Augsburg 1847.

*Schluss-Reime zur Göttlichen Beschaulichkeit anleitende*³¹, wokół którego wzbudziła się nowa recepcja barokowego poety. Historyczna wartość tego pierwszego pełnego wydania zbioru od 1737 r. jest bezsporna, choć jest to publikacja osobliwa. Abstrahując od stosunkowo licznych przekłamań i niedokładności, z właściwą pedagogowi przezornością podszedł Aurbacher do treści drukowanych gnom, pozwalając sobie niekiedy na ingerencję w sam tekst, o ile ten wydawał mu się nazbyt ryzykowny. Wolna od cenzury i nieporównanie lepsza okazała się kolejna edycja *Chrubinowego wędrowca* z 1829 r., wiernie oparta na wydaniu Gottfrieda Arnolda z 1701 r. Tym razem Aurbacher uczynił zadość wszelkim wymogom edytorskim, przytaczając teksty w oryginalnym brzmieniu i porównując pierwsze – wiedeńskie (1657) i drugie – kłodzkie (1675) wydanie *Wędrowca* ze wspomnianą redakcją Arnolda.

Aus denselben Gründen, um der Achtung willen, die man einem ältern Schriftsteller und seinem Werke, schon als einem historischen Denkmal schuldig ist, haben wir uns in dieser Ausgabe keine Veränderung, weder Zusatz noch Weglassung erlaubt, ungeachtet so manches gegen unsre heutige Vor- und Darstellungsweise, gegen Sprache und Geschmack verstoßen mag. Es handelt sich vorerst um die volle Wiederbelebung, um die getreue, ganze Wiederherstellung eines noch unlängst beynahe vergessenen, auch jetzt nicht genug gekannten religiösen[s. 252] Dichters, dessen Werke äußerst selten geworden sind. Wenn in der Folge irgend ein Mann, verwandten Geistes, das Brauchbarste, das Tiefsinnigste und Erhebendste für den Zweck religiöser Belehrung und Erbauung auslesen will, der mag sich dem Zeitgeiste, dem bessern, so fern accommodiren, und auf dessen billige Anforderungen Bedacht nehmen. Unsere Pflicht ist es aber, den Autor so zu geben, wie er sich gab, damit nicht um der Schönheit willen die Wahrheit des Charakters Schaden leide.³²

Ze względu na wysoką jakość strony edytorskiej, począwszy od lat 30-tych XIX. w aż do krytycznej edycji Georga Ellingera z 1895 r., na drugim wydaniu Aurbachera, choć wkrótce już nie jedynym, nadal często opierano ówczesne badania naukowe nad liryką Anioła Ślązaka.

Umiejscowienie Schefflera w systemie literatury niemieckiej

Wspomnianym publikacjom i wzrostowi popularności Schefflera towarzyszyły noty w rozmaitych leksykonach i encyklopediach. Podobnie jak w przypadku wydawnictw poważniejszych, ich poziom i objętość są bardzo różne: od kilkudzaniowego wzmiankowania w *Kurzgefaßtes Lexicon deutscher pseudonymer Schriftsteller* (1830) Christiana Friedricha Rassmanna³³ przez niewiele dłuższe, za to nieoczekiwane nader pochlebne hasło w *Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus*.

³¹ München: Michael Lindauer 1827.

³² [Aurbacher, Ludwig]: *Nachwort*, [w:] *Johannis Angel Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schluß-Reime, zur Göttlichen Beschaulichkeit anleitende*, Sulzbach: J.E. v. Seidel'sche Buchhandlung, s. 251-252.

³³ Leipzig: Wilhelm Nauck 1830, s. 13.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus Allen christlichen Jahrhunderten (1837) Alberta Knappa³⁴, po obszerny i bogaty tak w fakty jak i analizy, choć niewolny od błędów³⁵ i powielający stare schematy myślowe, artykuł w prominentnej *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* pod redakcją Johanna Samuela Erscha i Johanna Gottfrieda Grubera³⁶. Publikacje te umożliwiły Schefflerowi wejście do prominentnych encyklopedii powszechnych (*Realenzyklopädie*), jak np. 12-tomowy *Conversations-Lexikon* domu wydawniczego Brockhaus (1833)³⁷, 5-tomowy *Herders Conversations-Lexikon*³⁸, czy 19-tomowy *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*³⁹. W większości przypadków chodzi tu wprawdzie tylko o typowe hasła biograficzne, świadczą one jednak o dwóch rzeczach: rosnącym zainteresowaniu wrocławianinem i jego twórczością wśród opinii publicznej oraz stosunkowo wysokim stopniem upublicznienia postaci poety na poziomie typowego społecznego dyskursu kulturowego. Negatywną konsekwencją tego ożywienia było wciągnięcie Schefflera w wir typowych procesów kanonizacyjnych. Oznaczało to wzbudzenie starych uproszczeń i stereotypów na tle typowych uprzedzeń wyznaniowych, od których zaroi się w popularnej i naukowej recepcji Schefflera począwszy od drugiej połowy XIX w.

Póki co obecność Ślązaka w obiegu kulturowym stała się na tyle widoczna, że nie można go już było ignorować w opracowaniach historyczno-literackich. Wśród licznych publikacji tego typu na szczególną uwagę zasługuje *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* (1835-1842) Georga Gottfrieda Gervinusa. Starannością przeprowadzonych badań, realną siłą opiniotwórczą oraz szerokością perspektywy wyznaczyła ona całkowicie nowe standardy w dziedzinie narodowego dziejopisarstwa kulturowego⁴⁰. Duże obiekcje mogą jednak budzić ferowane tam wyroki i oceny estetyczne. Ich podważalność wynika z tego, że Gervinus, pisząc o twórczości artystycznej, rozumiał się wyłącznie jako historyk. „Ich wünsche nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen literarischen Handbüchern und Geschichten ab, daß es nichts

³⁴ Stuttgart-Tübingen: J.G. Cotta'sche Buchhandlung 1837, Bd. 2, s. 865.

³⁵ Scheffler miał studiować medycynę w Jenie. Do Holandii odbył tylko prywatną podróż.

³⁶ Leipzig: Brockhaus 1843, Zweite Section H-N, hrsg. von A. G. Hoffmann, 20. Theil: Johanne-Ionisches Portal, s. 161-163.

³⁷ *Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)*. In zwölf Bänden, 8. Aufl., Leipzig: Brockhaus 1833, Bd. 1 A-B1, s. 270.

³⁸ *Herders Conversations-Lexikon. Kurze aber deutliche Erklärung von allem Wissenswerthen aus dem Gebiete der Religion, Philosophie, Geschichte, Geographie, Sprache, Literatur, Kunst, Natur- und Gewerbekunde, Handel, der Fremwörter und ihrer Aussprache etc. etc.*, 2. Ausg. [der unveränd. ersten Auflage], Freiburg im Breisgau: Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1857, Bd. 1: A – Car, s. 189.

³⁹ 4. umgearbeitete und stark vermehrte Aufl., Altenburg: Verlagsbuchhandlung von H.A. Pierer, 1857, Bd. 1: A – Aufzwingen, s. 490-491.

⁴⁰ Hübinger, Gangolf: *Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984, s. 42.

ist als Geschichte.“⁴¹ Był on wprawdzie w pełni świadomy tej słabości, jednak duma z innowacyjności własnego podejścia, nie pozwalała mu na krytyczne spojrzenie na wyniki swojej pracy.

Ich habe mit der ästhetischen Beurteilung der Sachen nichts zu thun, ich bin kein Poet und kein belletristischer Kritiker. [s. 11]

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, dem Meisten wahrscheinlich mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelmensch Anstoß nehme, ehe er aus dem Ganzen erfahren hat, warum jenes Einzelne nicht anders lauten konnte. [s. 11-12]

Stosownie do tych słów, ocena twórczości Angelusa Silesiusa wypada u Gervinusa raczej surowo. Co ciekawe, historyk zalicza poetę *Cherubinowego wędrowca* do grupy autorów, którzy w przeciwieństwie do tych poetów religijnych, u których szata poetycka przesłoniła właściwe przesłanie duchowe, nie przywiązywali wagi do kwestii literackich („denen die Poesie und ihr Schmuck nichts galt”⁴²). Twórców tych należy jego zdaniem szukać na Śląsku, zaś sam Scheffler zajmuje wśród nich poczesne miejsce. W myśl swojej centralnej tezy, że to rozwój historyczny, nie zaś bezpośredni talent pisarza, wyznacza granice wolności artystycznej, Gervinus zaczyna od wizji Śląska jako „ojczyzny fanatyzmu” („Schlesien eine Heimath der Schwärmerei und des Fanatismus”⁴³), nieprzypadkowo wspominając też o centralnej roli Friedricha Schlegla w dziele przywracania wrocławskiego poety do łask czytelników oraz podejmowane zwłaszcza w Bawarii i Berlinie starania o wydanie jego utworów. Interesujący jest pogląd autora *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* na kwestię zawartości ideowej poezji Angelusa Silesiusa. Nie zgadza się on bowiem z często przytaczanymi przez stronę protestancką sądami, jakoby literatura ta, napisana zgodnie z powszechnym ówczesnym schematem periodyzacji twórczości wrocławianina – przed jego konwersją na katolicyzm, była pozbawiona elementów katolickich. Podobnie odważnie odmawia słuszności stawianej przez środowiska luterzańskie tezie, jakoby pisma liryczne Ślązaka generalnie tchnęły duchem protestantyzmu.

Obzwar seine Hauptschriften vor seiner Conversion geschrieben sind, so würde doch Luther darin so wenig wie in den Werken vieler der bereits angeführten Liederdichter, seinen Geist und seine Meinung anerkannt haben. Die Turteltaubenseufzer der „verliebten Psyche“ (1657) würden ihm ein Heidengreuel gewesen sein.⁴⁴

⁴¹ Gervinus, Georg Gottfried: *Einleitung*, [w:] idem: *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, Leipzig: Wilhelm Engelmann 1835, Teil 1: *Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts*, s. 10-11.

⁴² Ibidem, T. 3: *Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten*, 2. Aufl. Leipzig 1842, s. 349.

⁴³ Ibidem.

⁴⁴ Ibidem, s. 350.

Nie zmienia to faktu, że pieśni religijne Schefflera nie budziły entuzjazmu historyka („Die treffliche Poesie kann ich in diesen Gesängen nicht finden.“ [s. 350]); wrocławianin to dla niego w tej dziedzinie zaledwie słaby naśladowca Friedricha Spee. (Ten pozbawiony podstaw sąd zostanie ostatecznie obalony przez badania XX w). Ważniejsze od kantyczek były dla Gervinusa sentencje Ślązaka, przy czym historyk dostrzegał w poecie zaledwie naśladowcę i odtwórcę obcych poglądów. Wrocławianin przejął je bowiem jego zdaniem w stanie gotowym od (bardziej) znaczących mistyków, jak Tauler, Ruysbroek, Bonaventura itd., zaś jego rola ograniczała się, zdaniem przypisującego niewielką wagę do wszelkich talentów artystycznych Gervinusa, do zrymowania poszczególnych myśli („er fand seine Paradoxen dort schon zugespißt und brauchte sie nur zu reimen“ [s. 351]).

Poetische Sprache und Form ist nicht hier zu suchen; es sind nur plane doctrinäre Sätze. Man befindet sich hier zwischen unsinnlichen Bildern und bildlichen Abstractionen, zwischen sinnigem Unsinn und neblichen Paradoxen, zwischen tautologischen Widersprüchen, die nirgends so dunkel sind, daß man besondere Mühe hätte, die Meinung zu errathen: das verständige und logische Element dieser Zeit hob über diese Schwierigkeit, die den ältern Mystikern eigen ist, weg.⁴⁵

Związane z Schefflerem kwestie teologiczne w ogóle nie dochodzą u Gervinusa do głosu; o polemice konfesyjnej również nie ma ani słowa.

Scheffler ponownie w centrum sporów wyznaniowych

W latach 40-tych XIX w. do recepcji Angelusa Silesiusa z całą mocą powróciła kwestia wyznaniowa. Nieoczekiwanie stało się tak za sprawą środowisk naukowych. Pewne tendencje były już wprawdzie widoczne wcześniej w przyczynkach Horna i Gervinusa, jednak dopiero w pierwszym dużym studium monograficznym, nie tyle poświęconym Schefflerowi, ile nadużywającym jego osoby, wątek ten zdominował spojrzenie na wrocławskiego poetę. Chodzi o rzadką dziś, zapomnianą pracę Carla Friedricha Gauppa *Die Römische Kirche kritisch beleuchtet in einem ihrer Proselyten* (1840)⁴⁶. Gaupp był jako teolog ewangelicki przez kilkanaście lat drugim pastorem w Langenbielau (Bielawa) na Dolnym Śląsku, potem krótko proboszczem tej samej parafii. W 1831 r. został przeniesiony na stanowisko profesora teologii i radcy konsystorskiego do Wrocławia. Wspomniana 240-stronicowa praca, w wyzywający sposób zadedykowana katolikom, stawia sobie za cel dialektyczne udowodnienie „niekatolickości” („das Unkatholische”) Kościoła Rzymskiego i unaocznienie wewnętrznej sprzeczności tkwiącej w mieszaniu całkowicie niezbornych elementów zaimplementowanych w pojęciu kościoła rzymsko-katolickiego. Kościół ten – tyle centralna teza – o ile jest katolicki, nie jest rzymski, o ile jest rzymski, nie może być katolicki. Drogą do tego udowodnienia tej zasadniczej myśli jest zdefiniowanie

⁴⁵ Ibidem, s. 352.

⁴⁶ Dresden: Naumann 1840.

dwóch sprzecznych zasad: rzymskiej i katolickiej. Johann Scheffler, tytułowy prozelita, służy tutaj w gruncie rzeczy do ilustracji sposobu dowodzenia autora. Dzieje się tak przede wszystkim dlatego, że w swoich traktatach teologicznych i polemicznych najsilniej rozwinął on jego zdaniem zasadę rzymską. Zasada katolicka polega zdaniem Gauppa na silnej relacji wszystkich części do wspólnotowego centrum, z którym wiązana jest działalność Ducha Świętego. Taki kościół apostołski wsparty jest na trzech filarach: nauce, kulcie i dyscyplinie. Za główną część zasady kościoła rzymskiego uważa autor zorientowanie się na kwestie kościoła instytucjonalnego (zewnętrznego), będącego skutkiem unieważnienia tradycji wiążącej Ducha Bożego z pismem, na rzecz związania go z widzialnym kościołem, w szczególności za pośrednictwem osoby papieża. Efektem tego stanu jest „pełen przesądów, martwy ceremoniał” („abergläubischer, todter Ceremoniendienst”) oraz – podobnie nieewangeliczne – „magiczne przymioty ducha” („magische Geistesbesitzungen”), którymi obdarzeni są na bazie zasady rzymskiej – księża katolicy.

W tej sytuacji na miano pierwszego większego, choć ciągle jeszcze paranaukowego, studium poświęconego Ślązakowi zasługuje praca Patriciusa Wittmanna pt. *Angelus Silesius als Convertite, als mystischer Dichter und als Polemiker. Eine Charakteristik*⁴⁷. Wittmann (1818-1883), długie lata noszący się z myślą o wstąpieniu w stan duchowny, rezygnując ostatecznie z tego planu, został aktywnym publicystą katolickim, współredagującym takie czasopisma jak „Sendbote für Pius-Vereine“, „Sion“ oraz „Gottesgabe”. Jako doktor filozofii zajmował się w szczególności badaniami teologicznymi, głównie historią misji. Najwyżej cenionym owocem jego działalności naukowej jest studium *Die Christologie, oder die Wissenschaft von der Person des Gott-Menschen, nach katholischen Principien und mit besonderer Rücksicht auf die neueste speculative Philosophie* (Augsburg 1842). Niespełna stu-stronicowa monografia poświęcona Angelusowi Silesiusowi miała w zamyśle autora otwierać galerię słynnych konwertytów. Plan ten nie powiódł się, a ambitny projekt urzeczywistnił dopiero z górą dwadzieścia lat później prominentny w swoim czasie zwolennik ultramontanizmu, strasburski biskup Andreas Räß (1794-1887), inicjując w 1866 r. swoje 13-tomowe wydawnictwo pt. *Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt* (1866-1880)⁴⁸. Notabene siódmy tom tego chronologicznie zbudowanego zestawienia otwiera 24-stronicowy rozdział poświęcony Schefflerowi.

Ich war nämlich der Meinung, daß eine solche „Galerie“ nicht nur bloßes historisches Interesse haben, sondern auch vorzugsweise geeignet seyn dürfte, die Ehre unserer heiligen Kirche zu fördern und mit der ganzen Gewalt, welche großes Beispielen innewohnt, auf unsre verirrtten Brüder zu wirken, um sie wieder auf die rechten Wege und in den Rettungshafen zurück zu leiten, in welchem die Besten ihrer Irrfahrtsgegnossen Heil und Frieden gefunden haben.⁴⁹

⁴⁷ Augsburg: Karl Kolmann'sche Buchhandlung 1842.

⁴⁸ Freiburg im Breisgau: Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

⁴⁹ Wittmann, Patricius: *Vorwort*, [w:] ibidem, s. III.

Już takie określenie celu publikacji, stawia to wydawnictwo jako pracę naukową w dość dwuznacznym świetle, zwłaszcza, że Wittmann od początku nie robi tajemnicy ze swojej bezkrytycznie prokościelnej postawy.

Und so empfehle ich das kleine Büchlein geneigten Lesern, indem ich nur noch hinzufüge, daß ich, wenn, wider mein Wissen, irgend etwas in der Mystik des Angelus sich fände, was nicht nach dem Sinne unserer heiligen Kirche wäre, dasselbe unbedingt verworfen haben wollte.⁵⁰

Mimo tych zasadnych wątpliwości książka Wittmanna przynosi interesujące z punktu widzenia recepcji spostrzeżenia. Zadaniem, które sobie autor stawia, jest wypełnienie dotkliwej luki wydawniczej i informacyjnej, jako że „Es ist auffallend, daß eine eben so bedeutende als interessante Persönlichkeit, wie Angelus Silesius, noch immer keine gebührende Würdigung gefunden hat.”⁵¹ Określając przyczyny tego stanu, dochodzi Wittmann do tym bardziej intrygujących wniosków, że pokryją się one częściowo z późniejszymi spostrzeżeniami czynionymi we wczesnej fazie polskiej recepcji np. przez Lucjana Siemieńskiego. Do tej grupy poglądów należy interpretacja próby zdyskredytowania Schefflera jako człowieka. Winę za ten stan składa on z jednej strony na karb konwersji Schefflera, która w stereotypowym oglądzie jest rzeczą, objawiającą każdego prozelitę jako odszczepieńca, z drugiej naturę osobowości wrocławianina, do której właściwej oceny zaczynają dorastać dopiero współcześni autora tych wniosków.

Sollte der Umstand, daß er Convertit war, mit Schuld daran seyn? Einigermaßen wohl, da der Unverstand der Welt fast eine Unehre aus dem Convertiten gemacht hat. Doch ist auch überhaupt sein ganzes Wesen von der Art, daß erst die neuste Zeit es ganz zu fassen vermag. Denn es vertrug sich der Tiefsinn seiner Poesie nicht mit der Flachheit und Seichtigkeit der frühern Geschmacksbildung, noch weniger aber seine religiöse Verschiedenheit mit der herrschenden Gleichgiltigkeit. Kein Wunder also, wenn man sich um eine Persönlichkeit nicht kümmerte, deren Anerkennung das Bekenntniß eigenen Unwerthes gewesen wäre. Erst, als sich der Geist unsrer Zeit mit der Poesie jener frühern wieder mehr befreundet hatte, und als man anfieng, den Tiefsinn der Gedanken zu lieben, konnte man an einem Dichter, wie Angelus, wieder Geschmack finden.⁵²

Wittmann wskazuje na Schlegla i Varnhagena von Ense jako na tych, którzy pierwsi zwrócili uwagę na Anioła Ślązaka. We wrocławianinie zaś czci znakomitego poetę, autora żarliwych pieśni religijnych, biegunowo obcych oschłej logice protestantyzmu. Płomienny charakter tej poezji skłania Wittmanna do przeciwstawienia się głoszonej przez luteranów tezie, jakoby jedyna zasługująca na uwagę – liryczna część twórczości Schefflera powstała przed jego konwersją i jako taka była konsekwencją refleksji religijnej na gruncie protestanckim. Wittmannowi brakuje obycia filologicznego, stąd jego argumentacja dotycząca wartości literackich omawianej liryki nie jest

⁵⁰ Ibidem, s. IV.

⁵¹ Ibidem, s. 1.

⁵² Ibidem.

do końca przekonująca. Poezja łączy się dla niego z elementem religijnym i właśnie w tym sensie Angelus Silesius jest poetą prawdziwym, którego wersy i język wprawdzie i tak bronią się na tle epoki, jednak nie to stanowi wartość nadrzędną.

Mögen überfeine Kritiker, welche die Poesie in glatten Versen suchen, vieles an der Form dieser Lieder auszusetzen haben, mögen sie manche Wendungen, manche Verse gemein finden, – wahrlich wenn sie deßwegen diese Lieder herabsetzen, so haben sie vor lauter Geschmack, den Geschmack verloren, nämlich den an der höchsten Poesie, an der Poesie des liebeglühenden Christenherzens. Zudem ist aber auch die Form dieser Lieder die stets vom Inhalte reich überströmt wird, wenn gleich nicht immer regelrecht, so doch fast durchgängig höchst angemessen. Selbst die Sprache ist, so viel als für jene Zeit nur immer möglich war, rein und edel und erhebt sich weit über die Sprache damaliger Prosa.⁵³

Jeszcze większym poetą okazał się Ślązak w sentencjach *Cherubinowego wędrowca*, które czynią z niego jednego w pierwszych, a przy tym najgłębszego niemieckiego poetę gnomicznego⁵⁴. Z tego samego źródła, z którego wyrasta dominująca w liryce Angelusa Silesiusa miłość, wypływa jego duch walki, objawiający się w pismach polemicznych⁵⁵.

Neues Evangelisches Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schlesischen Lande

Jednym z paradoksów wczesnej XIX-wiecznej fazy recepcji Angelusa Silesiusa Niemczech był równoległy przebieg jej świadomego i nieświadomego wątku. Podczas gdy Haid, Schlegel, Varnhagen von Ense i in. błędzili w kwestii osoby poety, jego biografii i drogi twórczej po omacku, o wrocławianinie, jak się wydaje, nie zapomniwały kręgi kościelne. Trudno inaczej wyjaśnić fakt, że w czasie, kiedy popularność mistyka w XIX wieku gwałtownie rosła, zniknął on całkowicie z nowego śpiewnika kościelnego ewangelików śląskich.

Historia przygotowanego pod redakcją Davida Gottfrieda Gerharda (1734-1809) zbioru, ostatecznie po raz pierwszy wydanego w 1800 r. pt. *Neues Evangelisches Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schlesischen Lande*, sięga roku 1780. Wówczas bowiem, w toku działań centralizacyjnych, dwór Fryderyka II nakazał wprowadzenie na obszarze całych Prus, w tym na Śląsku, tzw. *Śpiewnika Berlińskiego* (*Berlinisches Gesangbuch*). Polecenie to nie zostało wykonane, ponieważ kancjonał ten został mocno oprotestowany nawet w samym Berlinie, zaś „na Śląsku, a w szczególności we Wrocławiu, jego wprowadzenie tym mniej mogło dojść do skutku”⁵⁶. Przyczyn

⁵³ Ibidem, s. 32.

⁵⁴ „der [*Cherubinische Wandersmann*] ihn zu einem der ersten und man darf sagen zu dem tiefsten Spruchdichter“, ibidem, 36.

⁵⁵ „wie sich aus näherer Betrachtung ergibt, aus derselben Quelle, wie sein Lieben, ist auch sein Kämpfen geflossen“, ibidem, s. 55.

⁵⁶ Gerhard, David Gottfried: *David Gottfried Gerhard's [...] Leben von ihm selbst beschrieben [...]*. Breslau: Johann Friedrich Korn 1812, s. 86.

tego stanu było kilka. Jedną z nich była objętość kancjonału, mocno odbiegająca od tradycyjnie opulentnych śpiewników luterzańskich, inną fakt, że zawierał on prawie wyłącznie nowe lub bardzo zmienione pieśni⁵⁷. W tej sytuacji narodził się pomysł odnowienia starego śpiewnika wrocławskiego. Plan ten mógł jednak zostać urzeczywistniony dopiero dwadzieścia lat później, po upadku znanego demagoga i szarej eminencji dworu Fryderyka Wilhelma II. – Johanna Christopha Wöllnera. Ten piastujący różne ministerialne urzędy w administracji państwowej, ultrakonserwatywny duchowny ewangelicki był m.in. odpowiedzialny za instytucjonalną walkę państwa pruskiego z tendencjami oświeceniowymi. Ofiarą jego niechęci do wszelkich zmian padł również pomysł wydania nowego śpiewnika śląskiego. Wraz ze śmiercią Fryderyka Wilhelma II. W listopadzie 1797 r. błyskotliwa, choć niechlubna, kariera dworska Wöllnera szybko dobiegła końca i w atmosferze skandalu został on w marcu 1798 usunięty ze wszystkich piastowanych urzędów. Jego odejście oznaczało wznowienie starań o nowy śpiewnik dla ewangelików śląskich.

Specjalnie w tym celu powołana komisja (3.11.1797) oraz miejscowy konsystorz (26.07.1798) powierzyły kierownictwo prac nad kancjonałem Gerhardowi, piastującemu wówczas urząd nadradcy konsystorskiego oraz pełniącemu funkcję Inspektora Wrocławskich Szkół i Kościołów. Jako redaktor został on obdarzony pełnią władzy, mogąc dowolnie dobierać sobie współpracowników i z nieskrępowaną swobodą podejmować decyzje o wyborze nowych, względnie modernizacji lub odrzuceniu starych pieśni. Nowy, datowany na 1800 r. kancjonał ujrzał światło dzienne *de facto* z końcem 1799 r. Mimo stosunkowo licznych wznowień w XIX w. śpiewnik nigdy nie cieszył się szczególną popularnością. Sporna wartość wielu nowych tekstów, będące na porządku dziennym okaleczanie starych, wyrugowanie bardzo wielu popularnych i chętnie śpiewanych kantyczek sprawiło, że w niczym nie przypominał on swojego poprzednika, pod wieloma względami świetnego i wysoko cenionego kancjonału pod redakcją Johanna Friedricha Burga (1689-1766) *Evangelisches Gesangbuch für die königlich schlesischen Lande*. Fundamentalna i często nieuzasadniona odmienność obu zbiorów początkowo napełniała samego Gerharda obawami.

Da es bey dem sonst ziemlich einstimmigen Wunsche der Communität dennoch an Widriggesinnten unter Gelehrten und Ungelehrten nicht fehlte, auch selbst einige mit boshafte[m] Witze abgefaßten Briefe dagegen im Druck erschienen, (die indeß bald vergessen wurde): so sah ich wirklich dem Palm-Sonntage [1800], an welchem zuerst daraus gesungen werden sollte, nicht ohne gewisse Bangigkeit entgegen.⁵⁸

W kwestii budzącego wiele emocji wyboru pieśni redaktor konstatuje:

Bey allen Mängeln des neuen Gesangbuches, welche ich sehr wohl kenne, bin ich mir wenigstens dessen bewußt, daß ich es an meiner redlichen Bemühung, das Beste zu sammeln, nicht habe fehlen lassen; auch bin ich, was den ersten von mir bearbeiteten Theil betrifft, bereit, einem jeden von der getroffenen Wahl Rechenschaft zu geben, zumal da ich kein Lied wüßte, welches in die Sammlung aufgenommen zu haben mich

⁵⁷ Ibidem.

⁵⁸ Ibidem, s. 102.

reute. [...] Die verschiedene Ansicht aber von den religiösen Bedürfnissen der Breslauerischen Gemeinden, die unter so vielen Mitarbeitern natürlich herrschen mußten, die sehr erklärliche Vorliebe mancher unter ihnen für gewisse Lieder und Abneigung gegen Gesänge entgegengesetzter Art, war die Ursache, daß manche nach meinem Gefühl sehr geistreiche alte Lieder, sonderlich von Caspar Neumann, von ihnen weggelassen und dagegen verschiedene, wie es mir scheint, trockne, blos dogmatische, Lieder aufgenommen worden.⁵⁹

Ofiarą tych zmian, noszących znamiona czystki ideologicznej, padła również cała twórczość Schefflera. Ze względu na jego ostrą polemikę z luteranami, podobne praktyki pojawiały się sporadycznie w XVIII w., kiedy to np. ewangelicki magistrat miasta Mühlhausen zabronił w 1738 r. wprowadzania pieśni Schefflera do miejscowego śpiewnika⁶⁰, jednak dokonana w ojczyźnie poety całkowita eliminacja jego utworów, do tego w sytuacji, gdy poprzedni śpiewnik (Burga), np. w wydaniu z 1745 r. zawierał ich ponad czterdzieści⁶¹, miała zupełnie inny ciężar gatunkowy. Gerhard tłumaczył zmiany głosami bliżej nieokreślonych osób wzywającymi do przeglądu zawartości śpiewnika i jego odnowy oraz wołą zwierzchników, przez których rozumie przede wszystkim Radę Miasta Wrocławia, której winien jest posłuszeństwo⁶². Zamiarem redaktora było więc radykalne zmniejszenie ilości pieśni w kancjonale do ok. 1000, co stanowiłoby ok. 50% stanu śpiewnika Burga (1929 pieśni). Skalę zmian ilustruje fakt, że ze starego kancjonału Gerhard wraz ze swoimi współpracownikami przejął zaledwie 350 pieśni⁶³, dodatkowo nierzadko znacząco zmieniając ich szatę językową. Drobiazgowość, z jaką konstruował zbiór wynikała – zgodnie z jego własnym wyznaniem – z troski o dobro wspólnoty, w sytuacji, gdy również za pośrednictwem pieśni religijnych tak wiele fałszywych poglądów religijnych przenikało do życia publicznego.

Wir haben zuviel böse Neuerungen, sonderlich in der Religion, erlebt. Es sind Irrlehrer von mancherley Art aufgestanden, welche das Gift verderblicher Lehren zum Theil unvermerkt ausgestreut, ja mit den besten Wahrheiten künstlich genung vermerkt haben. Daher ist ein gewisser nicht ungerechter Argwohn gegen neue Schriften und auch gegen Lieder entstanden [...].⁶⁴

Dlatego też niewzruszenie przez Gerharda przykładanym kryterium wyboru pieśni pozostała dbałość o czystość nauki kościoła ewangelickiego⁶⁵ w przekazie kancjonalnym. Takie właśnie ortodoksyjne podejście do zagadnień pieśni religijnej

⁵⁹ Ibidem, s. 103-104.

⁶⁰ Koch, Eduard Emil: *Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christliche insbesondere evangelischen Kirche*, 3. umgearb. u. vermehrte Aufl., Stuttgart: Chr. Belser'sche Buchhandlung 1868, 1. Haupttheil, Bd. 4, s. 17.

⁶¹ Ibidem.

⁶² Gerhard, David Gottfried: *Vorrede*, [w:] *Neues Evangelisches Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schlesischen Lande zur öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung*, hrg. von David Gottfried Gerhard, Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn 1800, s. V.

⁶³ Ibidem, s. XIII.

⁶⁴ Ibidem, s. XIX-XX.

⁶⁵ „Sorgfalt für die Aufrechterhaltung der reinen evangelischen Lehre”. Ibidem, s. XX.

(Ich bezeuge daher vor Gott, daß mit meinem Wissen und Willen kein anbrüchiges, oder gar gefährliches, böses Lied in diese Sammlung aufgenommen worden: so wie ich auch von meinen sämtlichen Mitarbeitern versichern kann, daß es keinem derselben auch nur eingefallen, bey den Liedern, die sie gesammelt haben, der reinen Lehre des Evangelii im mindesten zu nahe zu treten.⁶⁶)

należy traktować jako główny wyznacznik działalności kompilacyjnej Gerharda, której owocem była doktrynalnie przeprowadzona eliminacja wszystkich pieśni, legitymizujących się nie dość wąskim i nie dość jednoznacznym horyzontem religijno-swiatopoglądowym.

Podejście to jest biegunowo odległe od postępowania Burga, którego kancjonał wsparty został z jednej strony na poniekąd patriotycznym odczuciu dumy z szerokości kultury religijno-literackiej Śląska, z drugiej zaś na wszechstronnej wiedzy cenionego uczonego.

Wenn nun vollends ein Land an eigenen, auch geistlichen Dichtern einen inländischen Reichthum hat, wie man diesen Ruhm unserm Schlesien nicht streitig machen kann: So wächst dadurch die Anzahl von Liedern desto mehr, die nach den Umständen ihrer Verfasser, an verschiedenen einzelnen Orten bräuchlich worden, und doch alle in einem Gesangbuche sollen zu finden seyn, worinnen man was vollständiges vor die sämtlichen Gemeinen eines Landes zu liefern verspricht.⁶⁷

Bardzo *a propos* cenzorskiego nastawienia Gerharda brzmi przekonanie Burga, powołującego się w tej kwestii na list św. Pawła, o nieewangelicznym charakterze ograniczania rozbudowy śpiewnika⁶⁸. W przeciwieństwie do swojego następcy, Burg cieszył się ze wzbudzonego na przełomie XVII i XVIII w. bogactwa rodzimych pieśni, ponieważ świadczyło ono jego zdaniem o fali pobożności, jaka rozlała się na Śląsku⁶⁹. Stąd wynikało jego niewzruszone przekonanie, że śpiewnik, który ma ambicje stać się kancjonałem krajowym, musi uwzględniać preferencje i tradycje różnych jego zakątków, tak aby każdy biorący go do ręki mieszkaniec, mógł się w nim odnaleźć⁷⁰.

Podsumowanie

Wczesna XIX-wieczna recepcja Angelusa Silesiusa pełna jest sprzeczności. Jej najciekawszą cechą jest początkowo bardzo osobisty charakter spotkania zwłaszcza z liryką *Cherubinowego wędrowca*. Odkrycie śląskiego poety przez Haida, Schlegla i Varnhagena von Ense doprowadziło do wzmożonej lektury pism wrocławianina, przy czym on sam długo jeszcze pozostawał poetą opinii publicznej prawie

⁶⁶ Ibidem, s. XX-XXI.

⁶⁷ *Allgemeines und vollständiges Evangelisches Gesang-Buch für die Königl. Preußis. Schlesis. Lande*, hrsg. von Johann Friedrich Burg, Breßlau: Johann Jacob Korn 1751, s. 3-4.

⁶⁸ Ibidem, s. 2, 3.

⁶⁹ Ibidem.

⁷⁰ Ibidem, s. 3.

całkowicie nieznanym. Stopniowo wypływające fakty biograficzne, a zwłaszcza dość dowolnie interpretowana kwestia konwersji na katolicyzm oraz polemiki z teologami luteranскими, w jednoznaczny sposób zakłóciły tę płynącą całkowicie w nurcie prywatnego kontaktu z poezją, wolną od wszelkich obciążeń i uprzedzeń recepcję. Elementy te na nowo spolaryzowały opinie na temat poety, przyczyniając się walnie do wzbudzenia starych stereotypów, a co za tym idzie – podziałów. Skutkiem tego było swoiste upolitycznienie postaci Schefflera, na nowo nadużywanego do celów bieżącej polemiki wyznaniowej. W omawianej fazie tendencje te są szczególnie dobrze widoczne u Gauppa i Wittmanna oraz częściowo również u Horna i Gervinusa. Kolejna, obejmująca drugą połowę stulecia, faza XIX-wiecznej recepcji Schefflera przyniesie nie tylko pierwsze znaczące opracowania monograficzne, z pracą Augusta Kahlerta⁷¹ (1853) na czele, oraz towarzyszące im kuriozalne studia (Wilhelm Schader, 1853)⁷², ale doprowadzi na tle zapomnianych jeszcze niedawno konfliktów i uprzedzeń do dalszego antagonizowania atmosfery wokół osoby Anioła Ślązaka.

Literatura

- Allgemeines und vollständiges Evangelisches Gesang-Buch für die Königl. Preußis. Schlesi. Lande*, hrsg. von Johann Friedrich Burg, Breßlau: Johann Jacob Korn 1751.
- Angelus Silesius: *Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder*, bearb. u. als Andachtsbuch hrsg. von W. Winterer und H. Sprenger. Mannheim 1838.
- Angelus Silesius; *Der Cherubinische Wandersmann oder Geistreiche Sinn- und Schlußreime*, hrsg. von Ludwig Auerbacher. München 1827.
- Aurbacher, Ludwig: *Nachwort*, [w:] *Helige Seelen-Lust oder geistliche Hirten-Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche. Gesungen von Johann Angelo Silesio*, neue vollst. Ausg., München: Michael Lindauer 1826.
- Aurbacher, Ludwig: *Nachwort*, [w:] *Johannis Angel Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schluß-Reime, zur Göttlichen Beschaulichkeit anleitende*, Sulzbach: J.E. v. Seidel'sche Buchhandlung.
- Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*, 5. Aufl., Leipzig: Brockhaus 1860.
- Ellinger, Georg: *Angelus Silesius. Ein Lebensbild*, Breslau: W.G. Korn 1927.
- Gaup: *Die römische Kirche, beleuchtet in einem ihrer Prosyleten*, Dresden 1840.
- Gerhard, David Gottfried: *David Gottfried Gerhard's [...] Leben von ihm selbst beschrieben [...]*, Breslau: Johann Friedrich Korn 1812, s. 86.
- Gerhard, David Gottfried: *Vorrede*, [w:] *Neues Evangelisches Gesangbuch für die Königl. Preuß. Schlesi. Lande zur öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung*, hrsg. von David Gottfried Gerhard, Breslau: Wilhelm Gottlieb Korn 1800.
- Gervinus, Georg Gottfried: *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, Leipzig: Wilhelm Engelmann 1835.

⁷¹ *Angelus Silesius. Eine literar-historische Untersuchung*, Breslau: A. Gosohorsky's Buchhandlung 1853.

⁷² *Angelus Silesius und seine Mystik. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts*, Halle: Eduard Anton 1853.

- Gute Perlen im irdenen Gefäße. Aus Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann*, hrsg. von Herenäus Haid, München: Lentner 1815.
- Haid, Herenäus: *Geliebter Freund!* [w:] *Gute Perlen im irdenen Gefäße. Aus Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann*, hrsg. v. idem.
- Horn, Franz: *Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Von Luthers Zeit bis zur Gegenwart*, Berlin: Theodor Johann Christian Friedrich Enslin 1822, Bd. 1.
- Hübinger, Gangolf: *Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984.
- Johann Angelus Silesius: *Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesu verliebten Psyche*, neue vollständige Ausg. von Ludwig Aurbacher, München 1826.
- Johann Scheffler's sämmtliche poetische Werke*, hrsg. von David August Rosenthal, Regensburg: G.J. Manz 1862.
- Koch, Eduard Emil: *Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christliche insbesondere evangelischen Kirche*, 3. umgearb. u. vermehrte Aufl., Stuttgart: Chr. Belsers'sche Buchhandlung 1868, 1. Haupttheil, Bd. 4.
- Lindemann, Wilhelm: *Angelus Silesius, Bild eines Konvertiten, Dichters und Streittheologen aus dem 17. Jahrhundert*, Freiburg i.Br. 1876.
- Mahn, Paul: *Die Mystik des Angelus Silesius* [Diss. Rostock], Paderborn 1892.
- Müller, Wilhelm: *Vorrede*, [w:] *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts*, hrsg. von Müller, Wilhelm Leipzig: Brockhaus 1826, Bd. 9: *Auserlesene Gedichte von Georg Philipp Harsdörffer [...] und Johann Scheffler*.
- Schlegel, Friedrich: *Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens. Nach den Sprüchen des Angelus*, [w:] idem: *Studien zur Philosophie und Theologie*, eingel. v. E. Behler u. U. Struc-Oppenberg, München u.a.: Thomas Verlag Zürich 1975, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. v. E. Behler, Bd. 8, Abt. 1.

Abstract

Discovery of Angelus Silesius by Romantics and its early reception until the mid-nineteenth century

The issue of the text relates to an early reception of Wrocław mystical poet Angelus Silesius in Germany until the mid-nineteenth century. The chronological order allows to track gradually emerging types of perception of "Silesian Angel" poetry. After a period of natural, intimate contact with the lyric, which takes place through handwritten copies of works of the poet, an important event was the publication first choice of sentences of this Silesian Mystic, by Herenäus Haid in 1815. Therefore Haid initiated a large public reception of Silesius' works. Due to lack of biographical information it that time, the reception was free from ideological struggle, that has left its mark on later disputes about the poet. Only important publications by Frederick Schlegel and August Varnhagen von Ense bring to the German readers facts from life of Angelus Silesian. Two of them: convert previous Lutheran to Catholicism as well as his polemic with Protestant theologians, cause that the reception of the poet becomes a source of simplification and unfair assessments, especially from commentators associated with the

German Lutheran church. Despite this negative outlook, through publications of full set of Angelus Silesius' songs "Heilige Seelenlust" (1826) and mystical sentences "Cherubinischer Wandersmann" (1827) the reception of Silesian Mystic's works grows wider.

Keywords

Silesia, mystic, Angelus Silesius, Baroque, literature

Tatry Ferdynanda Goetla

Wśród utworów Ferdynanda Goetla (1890-1960) osobną (i osobiwą) kategorię stanowi niewielka pod względem objętości publikacja zatytułowana *Tatry*, wydana na emigracji w Londynie w 1953 r. Wyraźnie nie mieści się ona w głównych dziedzinach twórczości literackiej autora *Z dnia na dzień*: nowelistyce i powieściopisarstwie, podróżopisarstwie i dramaturgii, nie wspominając już o scenariuszach filmowych, słuchowiskach radiowych, a także bogatej, różnorodnej publicystyce. Szczupłych rozmiarów opracowanie nie poddaje się łatwo gatunkowej klasyfikacji, odbiega też od innych – nie tylko emigracyjnych – książek pisarza, ponieważ sytuuje się wyraźnie poza beletrystyką. Choć znać w nim nieraz felietonowe zacięcie, nie sposób zaliczyć go jednoznacznie do publicystyki; mimo że odwołuje się do doświadczeń i przeżyć autora, nie jest konsekwentnie prozą autobiograficzną. Zdecydowanie nie aspiruje do rangi naukowej monografii czy syntezy – bliżej mu do literackiego krajoznawstwa o popularyzatorskim charakterze, nieskrępowanego formalnymi rygorami oraz obowiązkiem merytorycznej ścisłości i przedstawienia pełnego stanu wiedzy. Chyba również – zwłaszcza wobec wymagań, jakie stawia autorom ta ambitna forma – trudno je bez zastrzeżeń nazwać esejem czy zbiorem esejów na wybrany temat... Sam swą pracę autor nazywał „rozważaniami”¹, natomiast emigracyjni recenzenci przeważnie omijali to zagadnienie, definiując *Tatry* przy pomocy rozmaitych określeń. Nie było też wśród nich zgodności. Jan Walewski twierdził, że Goetel „na osiemdziesięciu kilku stronach potrafił zmieścić całe bogactwo tematyki i dać jędrną i pełną syntezę Tatr”², zaś Jan Winczakiewicz uznał jedynie, że praca „jest raczej próbą syntezy i to dość powierzchowną”³. Nie rozwiązywał kwestii Józef Bujnowski, który (w poświęconym esejowi rozdziale *Literatury polskiej na obczyźnie 1940-1960*) stwierdzał jedynie, iż „jest to wyrazisty obraz życia kulturalnego i obyczajowego tego regionu, wpleciony w tok osobistych wspomnień pisarza”⁴ (przy tym badacz – w przyjętym przez siebie podziale – umieszczał utwór Goetla wśród esejów wspominkarsko-obyczajowych i autobiograficznych). Z uwagi na synkretyczny i pograniczny charakter ujęcia wątpliwości genologiczne zapewne nie zostaną raz na zawsze usunięte, jednak na użytek niniejszych uwag należałoby zaproponować własne określenie: *Tatry* moż-

¹ F. Goetel, *Tatry*, Londyn 1953 [reprint: Gdańsk 1991], s. 23, 30.

² J. Walewski, *Niepowtarzalne zjawisko*, „Orzeł Biały” [Londyn], 1953, nr 29.

³ J. Winczakiewicz, „*Tatry*” Goetla, „Dodatek Tygodniowy «Ostatnich Wiadomości»” [Mannheim], 1953, nr 42.

⁴ J. Bujnowski, *Esej*, [w:] *Literatura polska na obczyźnie 1940-1960*, pod red. T. Terleckiego, t. I, Londyn 1964, s. 229-230.

na uznać za cykl szkiców względnie rozbudowaną krajoznawczą gawędę na temat wskazanego w tytule regionu, opartą o perspektywę autobiograficzną i swobodnie łączącą refleksję kulturową, społeczną i obyczajową z przystępnie dozowaną wiedzą geograficzną, historyczną i etnograficzną.

W bieżących omówieniach, jakie pojawiły się w emigracyjnej prasie, interesujące wydaje się poszukiwanie odniesień i antecedencji dla tomu Goetla. Anonimowy recenzent paryskiego tygodnika „Syrena” (jak również londyńskiego dwutygodnika ilustrowanego „Głos”) uznał, iż „wydane obecnie przez «Veritas» *Tatry* są w formie najbardziej zbliżone do monografii [*sic!*] w rodzaju *Znaszli ten kraj Boya-Żeleńskiego*”, by w następnym zdaniu mówić o „wspomnieniach tatrzańskich”⁵. Inne powinowactwo podpowiadał Stefan Mękarski, twierdząc, że „ze współczesnych pisarzy jeden chyba Makuszyński mógł się być pokusić – chociaż nie był wysokogórcem – o napisanie szkiców tatrzańskich, pokrewnych ideowo tym, które ostatnio ogłosił Ferdynand Goetel. Ale, inaczej niż u zmarłego niedawno w Zakopanem powieściopisarza, formalne uroki jędrnej polszczyzny Goetla podporządkowane są surowo wewnętrznej własnej prawdzie, której daje wyraz, gdy pisze o tych «górach doskonałych»”⁶. Dodawał przy tym: „Ta własna wizja Tatr, w której obok artystycznego portretu przyrody znajdzie się głęboko przeżyta ideologia estetyczna i moralna tych gór, ich magia swoiście polska – stanowi o istotnej wartości essayów Goetlowskich. Szkice te nie mogą zastąpić nowoczesnej monografii o Tatrach na miarę witkiewiczowską, są – być może – jej szczęśliwym zadatkiem”⁷. Do tych prób znalezienia dla książki Goetla literackich wzorców (Tadeusz Boy-Żeleński jako autor *Znaszli ten kraj*, Stanisław Witkiewicz, przede wszystkim chyba jako autor *Na przełęczy*, oraz Kornel Makuszyński⁸) należałoby dodać przynajmniej jeszcze jedno nazwisko: Rafała Malczewskiego, którego kilka książek, zwłaszcza popularną monografię *Tatry i Podhale* (1935), zbiór felietonów tatrzańsko-zakopiańskich *Od cepra do wariata* (1939) oraz późniejsze „wspomnienia o Zakopanem” *Pepek świata* (1960), uznać wypada za kolejny punkt odniesienia (oczywiście ostatni z wymienionych tytułów, choć prezentuje nieobcy Goetlowi sposób potraktowania tematu, nie mógł – ze względu na czas powstania – być inspiracją dla autora *Tatr*).

Dwanaście rozdziałów względnie szkiców, z których składa się książka, wydobywa charakter i osobliwość omawianego regionu, koncentrując się wokół kluczowych problemów i tematów, związanych z warunkami naturalnymi, walorami krajobrazo-

⁵ *Nowa książka Goetla*, „Syrena” [Paryż], 1953, nr 30/31; [rec.:] *Ferdynand Goetel: Tatry*, [w rubryce:] *Nowe książki*, „Głos” [Londyn], 1953, nr 16. Do wniosku o tożsamości autorstwa skłania porównanie obu tekstów: końcowy fragment recenzji zamieszczonej w „Syrenie” jest identyczny z notatką opublikowaną w „Głosie”; w „Syrenie” początkowy fragment poświęcony jest omówieniu sylwetki twórczej autora *Tatr*, czego brak w „Głosie”.

⁶ S. Mękarski, *Góry doskonałe*, [w rubryce:] *Nowe książki*, „Dziennik Polski i Dziennik Żołnierza” [Londyn], 1953, nr 191.

⁷ *Ibidem*.

⁸ W przypadku tego autora problem jest bardziej złożony (a temat „rozproszony” w twórczości), by móc wskazać jeden czy dwa tytuły. Por. na ten temat: J. Kolbuszewski, *Tatry i Zakopane w twórczości Kornela Makuszyńskiego*, [w:] *100-lecie urodzin Kornela Makuszyńskiego*, Zakopane 1984 [Wydawnictwa Muzeum Tatrzańskie im. dra T. Chałubińskiego, vol. 10], s. 83-106.

wymi, folklorem, kulturą, historią... Treść rozdziałów, sygnalizowana w tytułach, nie zawsze jest precyzyjnie określona, niekiedy niepostrzeżenie rozszerza się lub zmienia swój zakres, przechodząc do innego, luźno związanego z wiodącym tematem zagadnienia, co zresztą koresponduje ze swobodną, dopuszczającą dygresje i uchylającą się rygorom kompozycją. Ujęcie Goetla rozwija kilka wątków refleksji, traktowanych raczej szkicowo i bez nadmiernej troski o szczegóły (zwraca uwagę choćby wstrzeźliwość w posługiwaniu się datami). Wprowadzana w miarę potrzeb wiedza przyrodnicza i historyczna styka się i przenika z geografią, socjologią, etnografią, polityką, ekonomią, obyczajowością czy rolą wybitnych indywidualności. Rozległa problematyka objętościowo niewielkiej książki podlega systematyzacji, choć kompozycja – bliska poetyce gawędy – jest swobodna, dopuszcza dygresje i anegdoty. Specyfikę Goetlowego ujęcia kształtuje zaplecze autobiograficzne, istotne oparcie na doświadczeniach własnych autora, który występuje w roli uczestnika, świadka, obserwatora, w końcu też interpretatora ukazujących zjawisk. Goetel – nie unikając pewnej powierzchowności – próbuje formuły syntetycznej, lecz zarazem nie zdradza ambicji przedstawienia erudycyjnej rozprawy; o ile można się zorientować, ogarnia całość problematyki, choć w zamierzonej, nader zwężonej, formule nie dąży do kompletności oraz przyznaje sobie prawo do wybiórczej bądź niepełnej wiedzy i subiektywizmu; często przechodzi od refleksji ogólnej do zbliżenia, operuje konkretem, przedstawia jako ilustrację charakterystyczny szczegół, postać, zjawisko lub zdarzenie... Swój osobistej postawie daje bezpośredni wyraz choćby przy okazji uwag o polskich – zdaniem autora: uzasadnionych i słusznych – pretensjach do części tatrzańskieg0 terytorium (w rozdziale *Spór o Jaworzynę*). Poniższy passus można przytoczyć jako charakterystyczny przykład pisarskiej postawy Goetla, manifestującej się w rezygnacji z erudycyjnego zaplecza:

„Nie jest rzeczą pisarza wdawać się w *pro* i *contra* politycznego sporu, wertować akty historyczne lennej Ziemi Spiskiej, wgłębiać się w różnice etniczne pomiędzy Podhalanami, Liptakami, Orawcami, Słowakami, zastanawiać się, kto miał więcej obszarów leśnych, Polska czy Czechosłowacja. Od tego są rzeczoznawcy. Dlaczegoż jednak piszę o Jaworzynie nie znając «obiektywnych elementów» sporu i nie myśląc się nimi posługiwać?

Otóż: elementy i elementy. Polityczne, gospodarcze, statystyczne znam tylko po łebkach. Inaczej z elementami psychicznymi. O tych coś wiem. Powołuję się na nie, gdyż miały wpływ decydujący nie tylko na postawę moją i bliskich mi ludzi, ale były motorem całej polskiej «agresji» jaworzyńskiej i uczyniły z drobnego granicznego sporu (o «kupę kamieni», jak utrzymywali mądrale) sprawę narodową”⁹.

Trudno przeczyć, że bardziej niż czynnik instytucjonalny zajmują autora nieprzeciętne osobowości, które wpisały się w dzieje Zakopanego i regionu. Ich napływ był wynikiem „pozytywistycznych idei Chałubińskiego, który odkrył Tatry jako lekarz i uczynił z Zakopanego uzdrowisko dla piersiowo chorych”. Jak dalej pisze Goetel, „choroby płucne związały przecież z Zakopanem i Tatrami ludzi tej miary co Dembowski, Witkiewicz, Pawlikowski, brat Albert, Karłowicz, że wymienię

⁹ F. Goetel, *op. cit.*, s. 60.

tylko tych, którzy w Tatrach znaleźli treść swego życia i treść twórczości. A inni, którzy podleczaali się w «bratniakach» i sanatoriach, chałupach i pensjonatach zakopiańskich? Liczba ich legion. Pół Polski intelektualnej. Nowicki, Żeromski, Reymont. Staff, Żuławski, Strug, Jaracz, Nowaczyński, Szymanowski, Rembowski, Filipkiewicz – wybieram tylko tych, którzy przyjechali do Zakopanego wyzbyć się bakcyła gruźliczego a nabawili się bakcyła zakopiańskiego, aby nie pozbyć się go już nigdy w życiu¹⁰. Nie była to oczywiście jedyna przyczyna górskiej ekspansji ze strony przybyszów z polskiego niżu, bo „nie tylko jednak zagrożeni gruźlicą związali się z Zakopanem. Nurt Goszczyńskiego przywiódł do podnóża Tatr wielu ludzi zdrowych, których emocjonalizm znajdował w Tatrach zarówno pobudkę jak strawę¹¹. Ten impuls płynął z postaw ukształtowanych przez romantyków, dla których „ołtarze wolności» miały spełnić swą rolę, pobudzając myśl polską do twórczości wielkiej i niezależnej¹²».

Charakterystyczną cechą Goetlowskiej metody wyjaśniania fenomenu Tatr jest spersonalizowanie refleksji. Pisarz eksponuje właśnie tę perspektywę, zauważając, że procesy, zachodzące na tatrzańskim i podtatrzańskim obszarze, dokonywały się za sprawą wybitnych postaci z różnych dziedzin aktywności. Byli wśród nich m.in. politycy i artyści, naukowcy i działacze społeczni. W książce przewija się cały poczet nieprzeciętnych indywidualności, w znacznej mierze ekscentryków i dziwaków. Jak zauważa Goetel, „każdy niemal człowiek wśród inteligencji miejscowej był kwestią godną zastanowienia i zapisywał się trwale w pamięci. Procent tzw. «oryginałów» był w Zakopanem niewspółmiernie wyższy niż w jakimkolwiek innym polskim mieście¹³. Różne przejawy (i przykłady) manii, dziwactw i osobliwości, zarówno indywidualnych jak zbiorowych, obserwowanych w środowisku zakopiańskim lat międzywojennych, odnotował pisarz w osobnym rozdziale pt. *Dziwaczni wielbiciele Tatr* (wśród nich znajdują się m.in. pasjonaci brydża, nart i alkoholu).

Wśród ekscentrycznych mieszkańców Zakopanego sporo miejsca poświęcił Goetel – nieznanej sobie bliżej – postaci Stanisława Ignacego Witkiewicza. Kreśląc (dość grubą kreską) jego portret, przeciwstawił go ojcu, Stanisławowi Witkiewiczowi, wcielającego ideał twórcy poprzedniej epoki: „Wielki pogrobowiec, urodziwy niesamowicie, poprzez ojca otoczony famą tamtych czasów, a przez to tym bardziej dla nich pogardliwy, tym bardziej «nowoczesny», błogosławiony wspaniałymi i różnorodnymi talentami, a pokarany brakiem koordynującego zmysłu¹⁴. W oczach Goetla Witkacy jawił się jako *exemplum* artysty nowych czasów, „arcywzór dekadenta, jedyne, jakiego Polska wydała w tych rozmiarach”, który jednak „popęłnił błąd większości nowatorów polskich, którzy nowoczesność pojmowali jako odwrócenie się od własnego kraju¹⁵. Znamienne, że Goetel uznał za właściwe opatrzeć swą –

¹⁰ *Ibidem*, s. 15.

¹¹ *Ibidem*, s. 16.

¹² *Ibidem*, s. 14.

¹³ *Ibidem*, s. 16.

¹⁴ *Ibidem*, s. 41.

¹⁵ *Ibidem*.

niewątpliwie upraszczającą, pomijającą wiele aspektów skomplikowanej osobowości Witkiewicza juniora – charakterystykę dodatkowym wyjaśnieniem:

„Dlaczegoż jednak rozwdzę się tak szeroko nad Witkacym i «orgiami» jego gminy? Raz, że były w owe czasy zjawiskiem, którego nie sposób pominąć, skoro w kręgu Witkacego znaleźli się, dłużej czy krócej, tak wybitni ludzie jak logista [*sic!*] Chwistek, pisarz Choromański, przyrodnik Domaniewski, architekt Karol Stryjeński, malarz Rafał Malczewski, rzeźbiarz August Zamoyski, drugie, że – może się tu ktoś zdziwi – łączę «witekacyzm» z tamtą, przedwojenną, romantyczną erą i upatruję w nim coś jakby czkawkę czy «kociokwik» po wielkim zaczadzeniu się haszyszem romantyzmu. Taką zgagą jest zresztą każdy dekadentyzm, choroba kulturalnego przesytu”¹⁶.

Wizerunek Stanisława Ignacego Witkiewicza w *Tatrach* wypada zdecydowanie negatywnie; jest on – w przekonaniu Goetla – przykładem niewykorzystanego (czy wręcz zaprzepaszonego) potencjału: „Gdyby Witkacy miał dość sił, aby znużoną duszę odświeżyć zetknięciem z autentycznym żywiołem Tatr, bynajmniej niezgłębionych przez pokolenie romantyków, byłby się może odrodził, tak jak ożył i umocnił się wśród gór wyrafinowany i arcywybredny Karol Szymanowski”¹⁷. Jego przeciwieństwem (oprócz Szymanowskiego, poniekąd także Kasprowicza) byłby Kazimierz Przerwa-Tetmajer, „arcywzór inteligenta polskiego z drugiej połowy XIX w.”, charakteryzowany w innym miejscu następująco: „Tetmajer, schyłkowiec w *Pannie Mary*, wieszcz w *Judaszu*, szlachecki gawędziarz w *Księdzu Piotrze*, w erotycznej liryce dionizyjczyk doszukujący się ostatniego słowa w rozkoszach miłości – w swych opowiadaniach tatrzańskich staje się człowiekiem z innego świata. Nikogo doprawdy jak jego nie wyprostowały i odmieniły Tatry”¹⁸ (a zarazem: „Nikogo tak nie wydziedziczyły”¹⁹).

Dwóm innym wybitnym postaciom, związanym z Podtatrzem, poświęcił Goetel cały rozdział, zatytułowany *Stryjeński i Szymanowski*. Autor *Tatr* obu twórców potraktował jako swego rodzaju następców Stanisława Witkiewicza (ojca) w „jego wysiłkach stworzenia w Zakopanem jakiegoś wspólnego stylu wspólnego dla miejscowych jak i przybyłych”, którego myśl w latach międzywojennych „wisiała nad Zakopanem jak nierozwiązane i niemal już zarzucone pytanie”²⁰. Zdaniem Goetla, „podjęli je na nowo z różnym założeniem i różnym szczęściem architekt Karol Stryjeński i muzyk Karol Szymanowski”²¹. Pierwszy z nich, artysta o wszechstronnych zainteresowaniach, próbował realizować w praktyce (m.in. jako dyrektor Szkoły Przemysłu Drzewnego w Zakopanem) własną ambitną ideę: „chciał tchnąć nowego ducha w całą sztukę góralską, potrzeby jej i utęsknienia poszerzyć, wewnątrznie utożsamić z pojęciami, które sam wyrażał, a które, jak wiemy, były wysokiej miary, gdyż

¹⁶ *Ibidem*, s. 42.

¹⁷ *Ibidem*, s. 41.

¹⁸ *Ibidem*, s. 16.

¹⁹ *Ibidem*.

²⁰ *Ibidem*, s. 48.

²¹ *Ibidem*.

mało kto w Polsce miał tak niezawodne poczucie istotnego piękna jak on”²². Inaczej autor *Harnasiów*: „Szymanowski przesunął się tylko przez Zakopane. Pamięci tak żywej, jak Stryjeński, po sobie nie zostawił. Bardzo nieliczni tylko górale słyszeli *Harnasiów*, choć o *Harnasiach* słyszeli niemal wszyscy. Niemniej Szymanowskiemu udało się uczynić coś, czemu nie podołał Stryjeński. Połączył góralszczyznę z nurtem swego czasu i kulturą całego świata”²³. Oceniając kolejno dokonania obu twórców, Goetel umieszczał je w swojej, niewątpliwie krytycznej, wizji kultury współczesnej. I tak Stryjeński, „mimo iż odszedł z Podtatrza nie dopiąwszy swego, do pogrobowców nie należał. Pytanie postawione przez Witkiewicza wznowił. Jeśli nie znalazł odpowiedzi, winien nie on, ale dramat człowieka naszych czasów, który wyjałowiony przez stworzoną przez się cywilizację na próżno szuka wyjścia, chcąc kulturę zawrócić do jej dawnego łożyska”²⁴. Fortunniej, a przynajmniej bardziej obiecująco – w opinii autora *Nie warto być małym* – wyglądał przypadek Szymanowskiego: „Dar jego jest dziś jeszcze niezrozumiany przez Podhale. Na losach jego ważyć będzie trwale, a w obliczu walki pomiędzy metafizyką ludowej kultury a spekulacjami cywilizacji przesądzi rzecz na stronę ludu, tak jak przesądził ją Szopen”²⁵.

Przedstawiając „wewnętrzną własną prawdę” (jak chciał Stefan Mękowski) o Tatrach i Podtarzu, Goetel w decydujący sposób kształtuje narrację w oparciu o autopsję, z perspektywy własnego uczestnictwa czy obecności w przedstawianych wydarzeniach. Dzieje zdobycia Tatr dla polskiej świadomości, znaczone wkładem Staszica, Goszczyńskiego czy Chałubińskiego, są przezeń ukazywane w dużym skrócie, rola zaś Pola czy Asnyka jedynie wzmiankowana. Znacznie dokładniej przedstawione zostały XX-wieczne przemiany, zwłaszcza te, które autor miał możliwość obserwować bądź w których sam brał udział. Uprzedzając reakcję odbiorcy na wyodrębnienie rozdziału pt. *Rok 1905*, Goetel na jego wstępie zamieścił następujący komentarz, mający uzasadnić podjętą decyzję: „Rok 1905... Czy to nie przesada wspominać go pisząc o Zakopanem? Wymieniam go nie dlatego, że właśnie w tym roku przyjechałem po raz pierwszy do Zakopanego. Lata rewolucji miały bowiem, szczególnym zbiegiem okoliczności, wycisnąć na Zakopanem piętno silne i trwałe. *Exodus* królewiałków do Galicji dotarł i do Zakopanego i osadził w nim na pobyt przejściowy czy trwałe całą gromadę wybitnych ludzi”²⁶. Na potwierdzenie tego stanu rzeczy wymieniał szereg znanych osobistości:

„«Komendant» czy, jak w owe czasy nazywano Piłsudskiego, «obywatel Ziuk» miał większe troski na głowie, aby wrosnąć trwale w zakopiańskie środowisko. Wrosli jednak inni. Kilka postaci zaważyło mocniej. Jedna z nich to Zaruski, eks-sybirak i żeglarz polarnych wód, następna to dr Dłuski i żona jego Bronisława, siostra Skłodowskiej-Curie, dr Kraszewski wreszcie, socjaliści Jędrzejowski i Kelles-Krauz. Obok nich jednak cała rzesza pepesowców, esdeków, czy po prostu «rewolucjonistów» i «bojowców», wtargnęła głęboko w nurt zakopiańskiego życia i atmosferę

²² *Ibidem*, s. 51.

²³ *Ibidem*, s. 57.

²⁴ *Ibidem*, s. 54.

²⁵ *Ibidem*, s. 57.

²⁶ *Ibidem*, s. 19.

jego wewnętrzną, indywidualistyczną i romantyczną, zbliżoną do atmosfery cygancerii, zabarwiła zadzierzystym nurtem radykalizmu²⁷.

Sam autor, przeżywający czas młodzieńczego buntu, również dostosowywał się do tej atmosfery, co podkreślał m.in. ubiorem, stylem zachowania i odpowiednio dobranym towarzystwem. Swą drugą wędrówkę do Tatr (w 1906 r.) tak przedstawiał:

„[...] gdym się wyłamał od kadetów, maszerowałem ku Tatrom od Babiej Góry, orawską szosą, w przepisowej dla szanującego się «radykała» pelerynie i z grubą łagą w ręku. Towarzyszący mi koledzy należeli, rzecz prosta, do «ludu». Jeden z nich, lat jak i ja szesnastu, syn chłopski z Tarnobrzesczczyzny, był znawcą Nietzschego i Strindberga, a Ibsenowskiego *Peer Gynta* cytował całymi stronami. Drugi, syn rękodzielnika ze Zwierzyńca, miał napchany łeb Darwinem i modnym wówczas Arrheniusem. Śpiewaliśmy *Na barykady* i *Międzynarodówkę*, gdyż *Czerwony sztandar* wydawał się nam zbyt oklepany. Ha... i jeszcze jakiś tam *Czarny sztandar*. Wątpię, czy go ktoś dziś pamięta. Jedna zwrotka utkwiała mi w pamięci: «Niech nikt na drodze nam nie stawia. Ni hrabia, książę, cesarz, lord. Bombami napiszemy prawa. Wiwat anarchia! Wiwat mord!». Z takimi oto piosenkami zbliżaliśmy się do Tatr, ja, syn «małej» krawcowej z Krakowa, wolny duch i kandydat na artystę, Woliczko, darwinista, Sarnek, filozof i anarchista²⁸.

Kilka lat później przesiąknięty „duchem wolności” Goetel już nieco poważniej otarł się o „spisek legionowy”, znajdujący w Zakopanem dogodnie warunki do działania. W r. 1913 sekretarzował zebraniu, na którym ustanowiono Skarb Narodowy, i protokołował wystąpienia jego uczestników (m.in. Piłsudskiego, Studnickiego i Daszyńskiego).

Przyjechawszy do Zakopanego na początku lat 20., po wojennej przerwie, Goetel miał możliwość przyrzeć się „zmianie warty” i nastaniu „nowej ery”, która skutecznie unieważniła wcześniej praktykowane formy: „Nie było więc już w Zakopanem ani obrządków «obcowania dusz», ani żarliwych dyskusji, ni spisków przy szklance herbaty. Nie stało i poematów na miarę Tetmajera czy Kasprowicza. Ciemnosmreczyny przestały być mistycznym uroczyskiem pod Walhallą Hrubego i Krywania²⁹. Zupełnie innym następstwem „zatłoczenia gór zaborczą i niewybredną gawiedzią” była konieczność ochrony Tatr. Sprawie tej Goetel poświęcił odrębny rozdział, w którym rekapitulował własne spostrzeżenia w końcowej, ogólniejszej refleksji: „Proces, który przechodziło Zakopane i Tatry w okresie między wojnami, był tylko jednym z przejawów przesilenia naszych dni. Jeśli przebiegał szybciej, bardziej żywo i dramatycznie niż gdzie indziej w Polsce – tym bardziej mu się należy to przypomnienie³⁰.”

Osobliwość Tatr, odkryta i współkreowana głównie przez napływową (w przewadze sezonową) inteligencję, miała swoje *pendant* w rdzennych mieszkańcach, którzy w równej mierze – jak warunki naturalne – określali specyfikę regionu. Goetel poświęcił im osobny rozdział, zamykający całą książkę: *Góralszczyzna*. Jednak już

²⁷ *Ibidem*.

²⁸ *Ibidem*, s. 20-21.

²⁹ *Ibidem*.

³⁰ *Ibidem*, s. 68.

w początkowym szkicu (*Góry*) czynił uwagi, w których podkreślał niezwykłość i odrębność górali, pisząc, że „są takim samym fenomenem etnicznym jak Tatry przyrodzonym. Nieodgadłe zmieszanie typów etnicznych, jakie się tu kiedyś dokonało, wyodrębniło ich nie tylko z reszty polskiego ludu, ale chyba i z ludów Europy. Wywodzono rodowód ich od Rzymian, nordyków, czerwonoskórych i... Ostrogotów. Kim są naprawdę, nikt nie wie i nigdy już chyba nie ustali. Oczy mają raz bładniebieskie, raz piwne, włosy raz jasne, raz ciemne. [...] W temperamentie góralskim żyje niepokój wielu ras, wciąż jeszcze nieprzetrawiony. Zahaczeni o dawność bezpośrednio, prawem odludzia, w którym się zatrzymali i osiedli, ustrzegli się sentymentalizmu Polaków, osiadłych w sielankowych nizinach. Pieśń, mowa, muzyka ich ma charakter epicki”³¹. Wątki, zasygnalizowane na wstępie, rozwinięte zostały w końcowym szkicu *Tatr*. Jako pisarz Goetel nie jest obojętny na legendę ludzi gór. Tę legendę zdaje się wspierać, gdy podaje znane sobie przykłady życia i śmierci tatrzańskich przewodników, kontynuujących poniekąd w tym nowym wcieleniu heroiczny wymiar wcześniejszych zajęć: zbójnictwa i kłusownictwa. Jednak przed zagadką góralszczyzny autor *Tatr* staje bezradny, skazany w najlepszym wypadku na domysły, napotykać trudne (czy wręcz niemożliwe) do wyjaśnienia sprzeczności, a także cechy, które – zdaniem jego – wskazują na kulturowe dziedzictwo nieznanego pochodzenia. Wedle Goetla „najosobliwszą cechą górala nie jest jego wielki gest, nie jest nawet spokój w obliczu niebezpieczeństwa i śmierci – ale umiejętność pozostania sobą w każdej sytuacji lub raczej wytrzymania każdej sytuacji w sposób budzący szacunek. Ci nieokiełzani jakoby i targani namiętnościami ludzie są mistrzami taktu! Trudno doprawdy powiedzieć, że tę właśnie cechę nabyli w wyprawach zbójnickich i myśliwskich. Jest to już coś więcej, coś, co nas naprowadza na zagadnienie starej, wytrawnej kultury”³².

Choć autor zastrzegął, że „przewód historyczny taternictwa wylamuje ramy tych rozważań”, starał się mimo to ukazać to zjawisko, w którym miał zresztą niebłaży udział. Jak pisał, „niewątpliwie wdzieranie się na szczyty i ściany było aktem pozbawionym wszelkich cech użyteczności publicznej, więcej nawet, gestem pogardy dla kryteriów wyznawanych przez ludzki ogół. Zdobyty w górach tytuł do chwały nie mieścił się w żadnym chwalebny rejestrze społecznej zasługi. Taternictwa, mimo to, nie można nazwać wykwittem anarchicznego, zakopiańskiego środowiska. Pociągało nie tylko miejscowych ludzi, ale i obywateli skądinąd szanownych, społecznie i to-

³¹ *Ibidem*, s. 12.

³² *Ibidem*, s. 78. Próbuując uchwycić fenomen mieszkańców gór, odwołuje się Goetel do charakteru ich ludowego tańca: „Nic bardziej ciekawego i pouczającego, jeżeli chodzi o dwoistość natury góralskiej, jak taniec zwany «drobnym». Wstęp do niego stanowi dworski ukłon tancerza, złożony tancerce szerokim gestem kapelusza, po czym taniec zrywa się od razu, gwałtownie jak burza. W zasadzie jest to tokowisko taneczne, gwałtowne i namiętne, choć bynajmniej nie wyuzdane i nigdy bezwstydnie. Po ukończonym tańcu półprzytomny tancerz przenosi się w mgnieniu oka w ten jakiś drugi świat dworności i znowu dziękuje tancerce ukłonem pełnym elegancji” (*ibidem*, s. 79). Warto zauważyć, że Goetel osobno zabrał głos w wypowiedzi na temat pochodzenia góralskiej kultury: *idem*, *Nauka wszystkiego nie tłumaczy*, „Życie” [Londyn], 1953, nr 21 [odpowiedź na głos B.K. Pilewskiego, „Życie”, 1953, nr 16].

warzysko obliczalnych, w życiu codziennym równie ostrożnych jak wszyscy inni”³³. „Bój o Tatry” angażował ponadto „zdobywców gór” różnych narodowości, choć ich udział nie był jednakowy:

„Niemieccy alpinści zniknęli rychło z widowni Tatr. Zastąpić ich mieli Węgrzy i Polacy, bo tylko między nimi rozegrała się teraz walka o dziewicze turnie i ściany tatrzańskie. Niemcy z doliny Spiszu brali niewielki w niej udział, Słowacy rozbudzili się dopiero po drugiej wojnie. Wysokogórców czeskich nie było ani wtedy, ani później, gdy większa część Tatr należała do Czechosłowacji, a krzesanice tatrzańskie zdobyły na honorowym miejscu turystyczne katalogi czeskie. [...] Należy jednak stwierdzić, że Polacy w latach 1905-1914 stali się przodującym czynnikiem na całym obszarze Tatr, tak indywidualnie jak zbiorowo”³⁴.

W procesie tym zauważał Goetel ponadto istotne przemiany taternickiej mentalności i obyczajowości, jakie dokonały się w trakcie kilku zaledwie dekad: „od czasów Chałubińskiego, kiedy to na zdobycie gór wyruszano orszakiem podobnym do procesji, z obrzędkiem muzyki, tańca i opowiadaniem legend przy ogniskach, poprzez samotne włóczęgi Karłowicza, który ślad swój znaczył rysowaną na skale swastyką, aż do przemyślanego przenikania wszystkich nietkniętych jeszcze szczytów i ścian, którego wyznawcą był Chmielowski i współczesne mu pokolenie”³⁵. Oprócz tego „zachodziła charakterystyczna zmiana pojęć o niedostępności tatrzańskich urwisk”, którą Goetel wiązał z przemianami współczesnej świadomości:

„Myślę, że rozstrzygającym czynnikiem nie było tu samo spotęgowanie właściwości fizycznych człowieka, ale przewyciężenie psychicznych oporów, powiedzmy: malejący respekt przed niebezpieczeństwem, który zresztą jest chyba cechą znamionną dla dzisiejszych czasów w każdej niemal dziedzinie ludzkiego wysiłku. Towarzyszy mu i spadająca cena ludzkiego życia. Miarą tego spadku w Tatrach było coraz słabsze echo śmiertelnych wypadków w górach”³⁶.

Jak można zauważyć, w *Tatrach* aspekt kulturowy interesuje Goetla najbardziej. Obserwowane zjawiska, zachodzące procesy i metamorfozy pisarz opisuje i ocenia w odniesieniu do własnego rozumienia kultury i cywilizacji. Jego refleksja dotyczy przede wszystkim wyjątkowości Tatr i Zakopanego, które w Polsce porozbiorowej i w latach odrodzonej państwowości zyskały rangę szczególną i nieporównywalną. Jak autor pisze, „trzeba było dopiero utraty niepodległości, aby Polska odkryła «wolności ołtarze» tatrzańskich gór”³⁷. Stosunkowo późne odkrycie fenomenu Tatr od początku właściwie implikowało powstanie mitu, w którym czynniki irracjonalne i emocjonalne wzięły górę nad racjonalnymi. Goetel ukazuje tworzenie się tatrzańskiego mitu w ciągu XIX stulecia, jego kulminację na początku XX wieku (do wybuchu wielkiej wojny), wreszcie jego schyłek i upadek, przypadający na lata

³³ *Idem, Tatry, op. cit.*, s. 28.

³⁴ *Ibidem*, s. 30.

³⁵ *Ibidem*, s. 30-31.

³⁶ *Ibidem*, s. 33.

³⁷ *Ibidem*, s. 14.

II Rzeczypospolitej, kiedy to wszechpolska popularność i rozwój masowej turystyki okazały się zabójcze dla „ołtarzy wolności”. „Z chwilą, gdy «ołtarze wolności» przeniosły się z Tatr do Warszawy, zasnęli i skrzydlaci rycerze Podtatrza.”³⁸ Heroiczna legenda tatrzańska miała jeszcze odżyć w latach II wojny światowej, kiedy „przełęczami górskimi, zimą i latem krążyli nieustannie kurierzy spośród górali, nawiązując łączność Polski z walczącym o wolność światem”³⁹. Przywołując te wydarzenia, autor włączał je w legendarną historię regionu: „Tym razem stare legendy góralskie, ta zbójnicka, myśliwska i przewodnicza, i ta Batorowska, i powstańcza połączyły się w jedno”⁴⁰. Zarazem ogląd niedawnej przeszłości, widziany z perspektywy politycznego banity połowy XX wieku, nie sprzyjał optymistycznym sądom: „Nie ma i nie będzie historii dramatów, jakie rozegrały się podczas wojny w górach. Nie będzie medali na piersiach i nawet pochwalnych napisów na nagrobkach”⁴¹. Pozostaje jedynie nadzieja, iż „może wspomnienie tych lat ożyje w jakiejś nowej góralskiej legendzie, może w pieśni, którą kiedyś zasłyszysz i pokocha muzyk przybyły z nizin”⁴². W zdaniu tym, kończącym książkę Goetla o Tatrach, pobrzmiewa – bliskie autorowi – romantyczne przekonanie o potrzebie mitu, legend, zdolnych ocalić heroiczną pamięć i oprzeć się zakłamującym historię czasom.

Pierwszy (początkowy) fragment późniejszej książki zamieściły na progu 1951 r. wydawane na emigracji „Wiadomości”⁴³. Mimo że Goetel (w końcowym zdaniu tekstu) zdradzał chęć kontynuowania tematu, nic wówczas nie wskazywało, że wydrukowany w tygodniku Grydzewskiego obszerny szkic będzie zapowiedzią wydania osobnego – i najprawdopodobniej autor wówczas też tego jeszcze nie planował (ani nawet nie przeczuwał). Kierując swój tekst do redakcji „Wiadomości”, w towarzyszącym mu liście ujawniał zarazem jego genezę: „Przesyłam artykuł sprowokowany przez Nowakowskiego”⁴⁴. Wypowiedź ujawnia niedwuznacznie, że impulsem do napisania przez Goetla szkicu *Tatry i Zakopane* był inny tekst, opublikowany kilka tygodni wcześniej na tych samych łamach artykuł Zygmunta Nowakowskiego „*Pomnożenie Tatr*”. Szkicując w swobodnej, dygresyjnej formie dzieje zainteresowania najwyższymi polskimi górami i przedstawiając kulturowe znaczenie Tatr, Nowakowski już na początku niejako wywoływał Goetla do podjęcia tego tematu:

„Od razu, z ręką na sercu, powiem, że o tych sprawach napisałby lepiej Ferdynand Goetel. Przecie spadł swego czasu albo z Żółtej Turni, albo z turni jakiegoś innego koloru. O mało życia w tej katastrofie nie stracił. Jest równie świetnym pisarzem jak taternikiem, podczas gdy ja chodziłem po Tatrach, ambicji zdobywczych nie żywiąc, chociaż najczęstszym towarzyszem spacerów mych był nie byle kto, bo sam Mie-

³⁸ *Ibidem*, s. 40.

³⁹ *Ibidem*, s. 82.

⁴⁰ *Ibidem*.

⁴¹ *Ibidem*, s. 82-83.

⁴² *Ibidem*, s. 83.

⁴³ *Idem*, *Tatry i Zakopane*, „Wiadomości” [Londyn], 1951, nr 2.

⁴⁴ List F. Goetla do M. Grydzewskiego z 9 XII 1950, [w:] *Z listów do Mieczysława Grydzewskiego 1946-1966*, wybór, wstęp i opracowanie: R. Habielski, London 1990, s. 176.

czysław Świerz, autor przewodnika po Tatrach, w których też i śmierć poniósł, gdy pękła pod nim lina⁴⁵.

O ile na podstawie publikacji można zrekonstruować przyrastanie tekstu, do podjętego tematu powrócił Goetel dopiero półtora roku później. Pod koniec 1952 i na początku 1953 r. jego dalsze, układające się w cykl, tatrzańsko-zakopiańskie szkice ukazywały się dość regularnie w londyńskim tygodniku „Życie”⁴⁶, poprzedzając w zasadzie edycję książkową. Można przypuszczać, że autor, przystępując do tej publikacji, podjął w ten sposób próbę usystematyzowania i rekapitulacji własnych doświadczeń, wiedzy i obserwacji, związanych z Zakopanem, Tatrami i Podhalem. Należy pamiętać, że tematyka ta towarzyszyła Goetlowi właściwie przez cały okres aktywności twórczej, począwszy od publikacji, ogłaszanych (jeszcze przed I wojną światową) na łamach „Taternika” oraz „Zakopanego”: młodzieńczej liryki tatrzańskiej⁴⁷, opowiadań i relacji z górskich wypraw⁴⁸ jak również artykułów, podejmujących problematykę taternictwa czy ochrony tatrzańskiej przyrody⁴⁹. Później, w międzywojennym dwudziestoleciu, temat kontynuowany był okazjonalnie w tekstach publicystycznych⁵⁰ (czasem o zakroju felietonowo-humorystycznym⁵¹), wspomnieniowych⁵², a nawet czytankach szkolnych⁵³, by intensywniej powrócić na emigracji, kiedy oprócz publikacji drukowanych⁵⁴ część tekstów wygłaszana była ustnie

⁴⁵ Z. Nowakowski, „*Pomnożenie Tatr*”, „Wiadomości” [Londyn], 1950, nr 47. Wspomniany przez autora wypadek wydarzył się w Buczynowej Turni.

⁴⁶ F. Goetel, *Zakopane między dwu wojnami*, „Życie” [Londyn], 1952, nr 44; *idem*, *Nowa era*, „Życie”, 1952, nr 45; *idem*, *Stryjeński i Szymanowski*, „Życie”, 1952, nr 47; *idem*, *Spór o Jaworzynę*, „Życie”, 1953, nr 3; *idem*, *Góralczyzna*, „Życie”, 1953, nr 7.

⁴⁷ *Idem*, *Smrek wśród głazów*, „Zakopane”, 1914, nr 12; *idem*, *Wśród skał*, „Sucha woda”, *Nocleg*, „Taternik”, 1915-1921 [utwory podpisane kryptonimem: F.G.T.L.].

⁴⁸ *Idem*, *W Buczynowej Turni*, „Taternik”, 1911, nr 1; *idem*, *Wycieczka – jak się o niej nie pisze*, „Taternik”, 1912, nr 3 [opowiadanie satyryczne, podpisane: F.G.T.L.].

⁴⁹ *Idem*, *O ideologii taternictwa*, „Taternik”, 1913, nr 4; *idem*, *Droga na Świnnicę [sic] i ochrona Tatr*, „Ziemia”, 1914, nr 3.

⁵⁰ *Idem*, *Podróż do Zakopanego*, „Kurier Poranny”, 1934, nr 1; *idem*, *O urlopach, nartach i sezonie zimowym*, „Kurier Poranny”, 1934, nr 7; *idem*, *O wielkim Zakopanem*, „Kurier Poranny”, 1934, nr 21; *idem*, *Zdobycie gór*, „Kurier Poranny”, 1934, nr 28; *idem*, *Tyrolizacja Tatr*, „Gazeta Polska”, 1934, nr 137; *idem*, *Na Podhalu*, „Wiadomości Literackie”, 1934, nr 33.

⁵¹ *Idem*, *W naszej stolicy zimowej*, „Tygodnik Ilustrowany”, 1924, nr 4.

⁵² *Idem*, *Katastrofa na ścianie Kościelca*, „Taternik”, [rocznik XVI] 1932/1933 [wspomnienie o M. Świerzu]; *idem*, *Odcłodząca gwardia (Z powodu zgonu Władysława Skoczylasa)*, „Gazeta Polska”, 1934, nr 103.

⁵³ *Idem*, *W Buczynowej Turni*, [w:] J. Balicki, St. Maykowski, *Będziem Polakami. Drugi rok nauki języka polskiego w szkołach średnich ogólnokształcących*, Lwów 1928, s. 227-232 (mimo jednakowego tytułu tekst nie jest tożsamy z debiutem Goetla w „Taterniku”).

⁵⁴ Wśród nich były rozmaite teksty, m.in. o przewodniku tatrzańskim Klimku Bachledzie (*Król Tatr*, „Tygodnik Ilustrowany” [Londyn], 1950, nr 12) albo o *Nazwach dolin i szczytów tatrzańskich* („Wiadomości” [Londyn], 1954, nr 16/17). Bliższe beletrystyce były *Oczy. Z „Gawęd tatrzańskich”* („Dodatek Tygodniowy «Ostatnich Wiadomości»” [Mannheim], 1955, nr 30). Edukacyjno-popularyzatorski charakter miały teksty przeznaczone do „Poradnika Kulturalno-Oświatowego”: *Zdobywcy gór* („Poradnik Kulturalno-Oświatowy” [Londyn], 1952, nr 145) i *Wypadki w górach* („Poradnik Kulturalno-Oświatowy”, 1955, nr 179), natomiast cele dydak-

jako gawęda czy pogadanka⁵⁵. Zauważyć też trzeba, że pod koniec życia wiele wątków autobiograficznych i rozważań, które podjęte zostały w tomie *Tatry*, powróciło ponownie – w zmienionym kształcie i w nieco innym oświetleniu – w pamiętniku *Patrząc wstecz*, wydanym pośmiertnie w 1966 r.

Jako książka *Tatry* ukazały się na emigracji tylko raz: w 1953 r. nakładem Katolickiego Ośrodka Wydawniczego „Veritas” w Londynie (w liczbie jednego tysiąca egzemplarzy). Warto podkreślić staranny kształt edycji, ilustrowanej fotografiami i zdobionej przerywnikami znanego emigracyjnego artysty, Stanisława Gliwy, który zaprojektował również układ graficzny całości.⁵⁶ Książkę Goetla wznowiono dwukrotnie w kraju: po raz pierwszy, po blisko 40 latach, w postaci reprintu przez oficynę „Graf” (Gdańsk 1991), następnie przez wydawnictwo LTW (Łomianki 2009). W tym ostatnim wydaniu pierwotny korpus rozszerzono w aneksie o dodane teksty: artykuł *Skąd się wzięły nazwy dolin i szczytów tatrzańskich*⁵⁷, *portret-wspomnienie Jędrka Kustiana Fronczysty* oraz wiersze tatrzańskie (*Nocleg, Śmierć taternika, Smrek wśród głazów, Sucha woda, Tęsknota do gór, Wezwanie taternickie, Wśród skał, Zachód w górach*), częściowo publikowane, częściowo pochodzące ze zbiorów rodzinnych.

Na koniec warto przejrzeć opinie, wypowiedziane przy okazji prasowych omówień *Tatr*. Raczej krytycznie odniósł się do tomu Goetla w „Dodatku Tygodniowym «Ostatnich Wiadomości»” (cytowany częściowo wyżej) Jan Winczakiewicz, który zarazem wyrażał przekonanie, że „książeczka Goetla sprawi przyjemność miłośnikom Tatr”⁵⁸.

Przewidywana przez Winczakiewicza sytuacja miała niewątpliwie miejsce w recenzji zamieszczonej na łamach „Orla Białego”, gdzie z pozycji entuzjasty pisał o *Tatrach* Jan Walewski. Jego dość obszernie, zawierające dłuższe cytaty omówie-

tyczne spełniał *Redyk* ([w:] J. Otwinowska, *Moja czytanka. Podręcznik na klasę III (dla dzieci od lat 8 do 9)*, Londyn 1959, s. 87-89; [wyd. nast.]: Londyn 1964, s. 87-89).

⁵⁵ Wiadomo, że w 1950 r. dla uczniów polskiej technicznej szkoły zawodowej w Lilford w Anglii pisarz wygłosił odczyt na temat: *Zdobycie Tatr* (por. F. Goetel, *Szkola pod żaglem*, „Tygodnik Ilustrowany” [Londyn], 1950, nr 7), latem 1952 r. w Londynie przed polskim audytorium wziął udział w atrakcyjnym, połączonym z projekcją filmu dokumentalnego i prezentacją nagrań muzyki góralskiej z płyt, „wieczorze podhalańskim”, podczas którego przedstawił prelekcję pt. *Tatry i góralszczyzna* (zob. (n) [J. Ostrowski-Naumoff], *Ruch między dwoma sezonami*, [w rubryce:] *Życie kulturalne w kraju i na obczyźnie*, „Orzeł Biały” [Londyn], 1952, nr 29), natomiast odwiedzając w 1953 r. Polskie Oddziały Wartownicze w Niemczech Zachodnich wystąpił z „ciekawym odczytem o Tatrach i taternictwie” (K. Tylkowski, *Życie pozasłużbowe*, [w:] *Dziesięciolecie Polskich Oddziałów Wartowniczych przy Armii Amerykańskiej w Europie 1945-1955*, Mannheim 1955, s. 251).

⁵⁶ Szata edytorska nie uszła uwagi recenzentów, którzy pisali o niej m.in.: „Książkę wydano niezwykle starannie. Szereg pięknych zdjęć i układ graficzny Stanisława Gliwy podnoszą jej wartość” (J. Walewski, *op. cit.*); „Książka Goetla wydana została po trosze jako druk bibliofilski. Niektóre przerywniki, projektowane przez Stanisława Gliwę, są urocze” (S. Mękarski, *op. cit.*). Ostatni z recenzentów zaznaczał przy okazji „[...] właśnie dlatego, że to druk o ambicjach bibliofilskich – troska o korektę winna była być czujniejsza” (*ibidem*).

⁵⁷ Artykuł ukazał się właściwie pt. *Nazwy dolin i szczytów tatrzańskich* („Wiadomości” [Londyn], 1954, nr 16/17).

⁵⁸ J. Winczakiewicz, *op. cit.*

nie odznaczało się zarówno humorem jak emocjonalnym tonem, obecnym choćby w bezpośrednich zwrotach do autora (takich jak przy końcu recenzji: „Kochany Ferdynandzie... zgadza się... wszystko się zgadza...”⁵⁹). Mimo nietypowej retoryki i osobistej perspektywy recenzja zawierała również sporo trafnych spostrzeżeń. Jeden z fragmentów warto w związku z tym przytoczyć:

„Książkę czyta się jednym tchem i często się do niej powraca. Czytając ją kilkakrotnie, kontrolowałem sam siebie, czy jej sugestywność nie działa na mnie dlatego tak silnie, że jako jeden z synów Podhala jestem w Tatrach i Podhalu zakochany bez reszty. Lecz nie. W Tatrach jest przecież zakochana cała Polska. I górale, i – wybaczenie – cepry, których Pan Bóg w Swej nieogarnionej miłości również na swe podobieństwo uczynił. Cóż tedy stanowi nieodparty urok tej książki? Wydaje mi się, że po pierwsze – nasza młodość, którą każdy, bez względu na kolor włosów i ilość lat, powiązał się z Tatrami, gdy wśród nich krócej lub dłużej przebywał. Chłonąc w siebie piękno Tatr, oddawaliśmy im młodość naszych serc i duszy, nasze najgłębsze, częstokroć utajone myśli, marzenia, tęsknoty. W górach przecież człowiek stawał się, nawet niechcący, lepszym, bardziej do Boga zbliżonym. Po wtóre – tajemnica uroku książki tkwi w tym fakcie, już czysto polskim, że Tatry były i są nadal dla nas symbolem wolności.

«O pustyni tatrzańska...

o skalna świątyni...

W Tobie jednej są jeszcze

wolności ołtarze...»⁶⁰

mówi poeta Tatr, Franciszek Nowicki. Tej prawdzie daje również i Goetel wyraz w swej książce. Nic więc dziwnego, że człowiek zanurza się w niej po uszy jak w górskim, ożywym strumieniu. Zwłaszcza tu, na obczyźnie⁶¹.

Można uznać, że ostatnia uwaga, wypowiedziana przez Walewskiego właściwie mimochodem i przy okazji, stała się – najzupełniej niezależnie – osią wywodu Stanisława Mackiewicza, który w „Wiadomościach” udowodniał, że „Goetel jest pisarzem lirycznym, psychologicznym i wreszcie pisarzem zahipnotyzowanym przez geniusza jakiegoś krajobrazu”⁶². Te przesłanki pozwalały sformułować następującą tezę:

„Wychodząc z tych założeń, można było uznać za pewnik niemal matematyczny, że Goetel w którymś roku wygnania w Londynie musi napisać książkę o Tatrach.

O tej książce można powiedzieć, że się sama narzuciła autorowi.

⁵⁹ J. Walewski, *op. cit.*

⁶⁰ Cytowane (niezbyt dokładnie) urywki pochodzą z ostatniej strofy sonetu Franciszka Nowickiego *Tatry*, pochodzącego z tomu *Poezje* (Lwów 1891). Dla porównania przytaczamy całą strofę:
O pustyni tatrzańska! Bo na tym obszarze
Całej mojej ojczyzny – o skalna świątyni! –
W tobie jednej są jeszcze – swobody ołtarze!
([cyt. za:] *Antologia liryki Młodej Polski*, wstęp, wybór i opracowanie: I. Sikora, Wrocław 1990, s. 255).

⁶¹ J. Walewski, *op. cit.*

⁶² St. Mackiewicz, *Tatry i Goetel*, „Wiadomości” [Londyn], 1953, nr 33.

Napisał ją raczej dlatego, by zjawę męczącą odpędzić, niż żeby wszystkie swe tęsknoty wypowiedzieć⁶³.

Tak więc – zdaniem Cata-Mackiewicza, śmiało wkraczającego w dziedzinę psychologii twórczości – w danych okolicznościach podjęcie tego tematu przez emigracyjnego autora było absolutną koniecznością: „Raz jeszcze powiemy: Ferdynand Goetel – pisarz tworzący pod wpływem krajobrazu i powieściopisarz-liryk – musiał, siedząc na wygnaniu, pogrążony w londyńskiej nędzy, napisać książkę o Tatrach⁶⁴. Znamienne przy tym, że w swoim wywodzie Cat-Mackiewicz rezygnował właściwie z powinności recenzenta, z omawiania i oceny zawartości *Tatr*, kończąc jedyną w zasadzie, skromną uwagą o treści dzieła, które stało się pretekstem do reinterpretacji charakteru twórczości i odsłonięcia motywacji pisarskiej jednego z czołowych literatów emigracyjnych: „Książka Goetla o Tatrach jest krótka, zwięzła, opanowana, a przez to właśnie w swej tęsknocie niesłychanie wyrazista⁶⁵. (Można zauważyć, iż – podobnie jak Cat-Mackiewicz – ukryte motywy powstania *Tatr* odsłaniał przywoływany już powyżej Walewski: „Autor książki jest nie tylko znakomitym pisarzem, podróżnikiem, zdobywcą gór i zamiłowanym taternikiem. Jest również konspiratorem. Usiłuje mianowicie ukryć, zakonspirować przed czytelnikiem swą wielką miłość i uwielbienie dla Tatr i Podhala, dla ich piękna i majestatu, dla ludu podhalańskiego i jego przedziwnej, odrębnej kultury, dla tej niezwyklej «jedyności», jaką sobą przedstawiają Tatry⁶⁶. Dodawał przy tym, że ta „konspiracja nie udaje się Goetlowi. Jest to bowiem konspiracja serdeczna⁶⁷.)

Może najwnikliwszym z recenzentów okazał się Stefan MękarSKI, który docenił u Goetla „własną wizję Tatr” oraz „głęboko przeżyta ideologię estetyczną i moralną tych gór”. W związku z tym w dalszym ciągu omówienia wywodził:

„Goetlowskie przeżycie Tatr, odtwarzające ich niepowtarzalną osobliwość – nie jest jednak bynajmniej samotnicze. W tych wszystkich, którzy ongiś do tatrzańskich «ołtarzy wolności» pielgrzymowali, wskrzesza łądząco podobne wstrząsy wspomnień. Gdy pisarz rysuje kontury czynników, składających się na zadziwiającą odrębność polskiego świata górskiego: zespolenie lasu i łąk, potoku i stawu, skalnego urwiska i śnieżnych pól, odludzi dla marzycieli i ścian stromych, oczekujących swych zdobywców, szczytkowej rośliny, zwierza i ptaka ze szczytkowym obyczajem, wyczarowującym dawność, gdzie indziej już pokonaną – wówczas wraz z autorem wyczuwamy ostro ową «jedyną w swym rodzaju dramatyczność krajobrazu, w którym zdaje się kipieć żywa i nieustanna walka». W tej trudnej zdolności budzenia u innych współdzwięku z własnym wzruszeniem tatrzańskim leży cnota zarówno artystyczna jak i społeczna książki Goetla⁶⁸.

⁶³ *Ibidem*.

⁶⁴ *Ibidem*.

⁶⁵ *Ibidem*.

⁶⁶ J. Walewski, *op. cit.*

⁶⁷ *Ibidem*.

⁶⁸ S. MękarSKI, *op. cit.*

Recenzent „Dziennika Polskiego i Dziennika Żołnierza” pisał dalej o *Tatrach*, że „książka ta jest nadto małą encyklopedią znaczenia Tatr i góralszczyzny w dziejach naszej ludowej i ogólnej kultury narodowej. O każdym niemal, kto w tych dziejach pionierską lub bodaj nieprzeciętną rolę odegrał, wypowie autor celne najczęściej słowo pamięci. Staszic, Goszczyński, Pol, Asnyk, Chałubiński, Sabała, Witkiewicz, Jan Gwałbert Pawlikowski, Brat Albert – Chmielowski, Karłowicz, Piłsudski, Dłuscy, Zaruski, przewodnicy z niezapomnianym Klimkiem Bachledą na czele, Nowicki, Żeromski, Kasprówic, «Witkacy», a zwłaszcza Karol Stryjeński i Karol Szymanowski – oto przewijający się przez karty książki korowód ludzi wspaniałych i twórców, których urzekła urodziwa groza tatrzańskiego świata, aby za pośrednictwem tych czułych anten zaważyć na stylu polskiej wrażliwości”⁶⁹.

Anonimowa notatka, zamieszczona najpierw w paryskiej „Syrenie”, a później też w londyńskim „Głosie”, zawierała zwięzłe omówienie zawartości książki:

„Goetel podzielił tu swoje wspomnienia tatrzańskie na 13 bardzo różnorodnych rozdziałów, w których daje doskonały przegląd stosunków, ludzi i zdarzeń, związanych z historią Podhala w ostatnim półwieczu. Z właściwą sobie swadą, zabarwioną gdzieś niegdzie humorem, którym tak zręcznie posługiwał się w relacji dramatycznych wspomnień turkiestańskich, opisuje dzieje tego zakątka górskiego, dając w nich miejsce wybitnym postaciom naszego życia politycznego, a przede wszystkim artystycznego, boć te zawsze bliższe mu były. Charakterystyka tych postaci, trafna i wnikliwa, czasem kilkukreskowa karykatura, czasem znów portret w szczegółach wykończony, nabiera specjalnie ciepłych akcentów, gdy autor mówi o przedstawicielach góralszczyzny. Wówczas czytelnik czuje to wyraźnie, że Goetel, jak wielu spośród naszych wielkich artystów, uległ «chorobie naszych gór», zarażony jeszcze za młodu bakcylem tatrzańskim. Z książki dowiadujemy się, że był on jednym z prekursorów taternictwa, a sposób, w jaki to przedstawia, jest ujmująco skromny”⁷⁰.

Jak można się przekonać, na emigracji odbiór *Tatr*, mimo iż niezbyt obfity, przyniósł w sumie interesujące opinie, komentarze, uwagi i spostrzeżenia. Może zastanawiać, że wznowienie tej pozycji po latach w kraju, już po zniesieniu cenzury i cofnięciu anatemy na pisarza-emigranta, nie spotkało się ani z zainteresowaniem prasy, ani z pozytywnym oddźwiękiem. Przykładem notatka, opublikowana w 1991 r. w „Gazecie Wyborczej”, która zawierała następującą ocenę:

„Książka-legenda, o której każdy tatroman polski słyszał, lecz mało kto miał w ręku. W lekturze absolutnie rozczarowuje, podobnie jak sam Goetel przez całe swoje życie. Wspomnienia te są równie blade, wysilone i literacko «rzadkie» jak inne jego książki”⁷¹.

W tym – wydrukowanym w opiniotwórczym dzienniku – podsumowaniu uderza otwarcie wypowiedziana idiosynkrazja, odnosząca się zarówno do opublikowanych tatrzańskich szkiców jak ich autora (i pozostałej jego twórczości). W tej (zmieszczonej w krótkiej notatce) całościowej krytyce uderza ton arbitralności ukrytego pod

⁶⁹ *Ibidem*.

⁷⁰ *Nowa książka Goetla, op. cit.*; [rec.:] *Ferdynand Goetel: Tatry, op. cit.*

⁷¹ (jagon), [w rubryce:] *Nie czytać*, „Gazeta Wyborcza”, 1991, nr 209.

pseudonimem recenzenta, z jakim odrzuca życiową postawę, dzieło i konkretną pozycję z dorobku pisarza, jednak brak jakiegokolwiek uzasadnienia wyraźnie obniża wiarygodność tego sądu.

Słowa kluczowe

Tatry – Podhale – Zakopane. Kultura polska XIX i XX w. Polska literatura emigracyjna XX w. Ferdynand Goetel

Abstract

The Tatras by Ferdynand Goetel

Interest in the Tatra Mountains Ferdynand Goetel began in his youth, when he started skiing and mountain climbing. In the years before the World War 1 he was involved in several pioneering climbs scaling some peaks in the Tatras. He became also an active member of one of the tourist sections of The Tatras Society. It was the theme of the Tatras and the topic of mountaineering which began his literary work consisting of youthful poems and short stories. At the end of his life he returned to these issues in exile publishing in London in 1953 a regional essay (a monographic piece of work). In this monograph some attempts were made to explain the crucial cultural importance of three areas: The Tatras, Sub-Tatra region (named in Polish Podhale) and Zakopane (a spa and a skiing resort). These regions were essential for Polish culture in the late nineteenth and early twentieth century, not to mention the life of indigenous and immigrant inhabitants among whom were some exceptional and distinguished personalities. This is exactly the point F.Goetel was making in the essay. The article discusses F.Goetel's essay *The Tatras* in the context of its literary genre-related peculiarity and in the aspect of its literary critical reception.

Porwanie w Tiutiurlistanie **w kieleckim Teatrze Lalki i Aktora „Kubuś”**

Z bogatego dorobku Wojciecha Żukrowskiego¹ (składają się nań powieści, zbiory krótkich form narracyjnych, utwory wspomnieniowe, teksty dla dzieci i młodzieży, reportaże, a także poezja) tylko *Porwanie w Tiutiurlistanie* doczekało się realizacji scenicznych. Twórczość tego autora cieszyła się zdecydowanie większym zainteresowaniem wśród filmowców. Przypomnijmy: Andrzej Wajda przeniósł na ekran *Lotną* (1959) z debiutanckiego, sławnego tomu *Z kraju milczenia*; Krzysztof Rogulski wyreżyserował *Świecę* (1975) – jedno z młodzieńczych opowiadań Żukrowskiego; Ewie i Czesławowi Petelskim zawdzięczamy ekranizację (wprawdzie niezbyt udaną) summy powieściowej *Kamienne tablice* (1983); Jerzy Passendorfer dał obraz dwóch nowel filmowych *Kierunek Berlin* i *Ostatnie dni* (1969); Jan Batory z kolei napisał scenariusz i wyreżyserował film *Zapach psiej sierści* (1981). Także interesująca nas książka, której akcja rozgrywa się w baśniowym Tiutiurlistanie, doczekała się wersji filmowej (1986), notabene nagrodzonej na festiwalu rodzimym (Poznań 1986) oraz międzynarodowym (Chicago 1987).

Porwanie w Tiutiurlistanie jest – w grupie tekstów Żukrowskiego adresowanych do niedorosłego odbiorcy – utworem najlepszym, przewyższającym wszystkie pozostałe – opowiadanie historyczne *Szabla Gabrysia*, powieść stylizowaną na pamiętnik małej Kasi (*Słoneczne lato*), historię – jak głosi tytuł – poszukiwaczy skarbów czy zbiór baśni wietnamskich *Ognisko w dżungli*. Fantastyczny Tiutiurlistan wykreowany przez Żukrowskiego, „[...] nowoczesna aluzyjna baśń o pacyfistycznych treściach z podtekstem filozoficznym [...]”², od razu spodobała się czytelnikom, zdobyła też uznanie krytyków. Okrzyknięto ją „najpiękniejszą książką roku 1946”³, nazwano „uroczą książką”⁴, „pozycją rzeczywiście najlepszą i najpiękniejszą”⁵. Zygmunt Lichniak, chcąc oddać atmosferę towarzyszącą pierwszej edycji *Tiutiurlistanu*, powiedział: „[...] wszyscy zostali porwani *Porwaniem*”⁶. Nie dziwi zatem fakt, iż opowieścią

¹ J. Czachowska i A. Szałagan (*Współcześni polscy pisarze i badacze literatury*, t. 10, Warszawa 2007, s. 35 – 42) odnotowują 51 pozycji sygnowanych nazwiskiem Żukrowskiego.

² S. Frycie, *Literatura dla dzieci i młodzieży w latach 1945 – 1970*, t. 2, Warszawa 1982, s. 22.

³ Zob. Z. Starowieyska-Morstinowa, *Książka najpiękniejsza...*, „Tygodnik Powszechny” 1946, nr 46, s. 7.

⁴ Zob. S. J. Kołodziejczyk, *Uroczą książką*, „Twórczość” 1948, z. 1, s. 98 – 100.

⁵ Zob. J. Lewański, *Wojciech Żukrowski. Porwanie w Tiutiurlistanie*, „Zeszyty Wrocławskie” 1948, z. 1, s. 246.

⁶ Z. Lichniak, *Dokoła Wojtka. Rzecz o Wojciechu Żukrowskim*, Warszawa 1963, s. 130.

o przygodach trójki przyjaciół: koguta – kaprała Marcina Pypcia, lisicy Chytraski oraz kota Mysibrata, ratujących blablacką królową Wiolinę z niewoli Cygana Nagniotka, zainteresowały się teatry, głównie lalkowe, choć utwór był też wystawiany przez teatry dramatyczne (m.in. Teatr Rapsodyczny Mieczysława Kotlarczyka, Teatr im. J. Słowackiego w Krakowie, Teatr Narodowy w Warszawie – Scena na Woli, Teatr Polski w Bydgoszczy, Teatr im. S. Jaracza w Łodzi, Teatr Dramatyczny w Wałbrzychu). *Tiutiurlistańsko* – blablacka opowieść Żukrowskiego, w 1976 roku wpisana na Honorową Listę im. H. Ch. Andersena, a zatem wyróżniona – jak to się zwyczajowo określa – „Małym Noblem”, wprawdzie w teatrze nie osiągnęła sukcesów na miarę *W pustyni i w puszczy* H. Sienkiewicza, *Ani z Zielonego Wzgórza* L. Maud Montgomery, *Pinokia* C. Collodiego, *Alicji w krainie czarów* L. Carrolla czy *Królowny Śnieżki* braci Grimm (te tytuły bowiem *Almanach Sceny Polskiej* zalicza do najczęściej wystawianych), ale doczekała się wielu realizacji scenicznych. Za najpopularniejsze w teatrach lalkowych uchodzą adaptacje Anny Zelenay i Jana Zbigniewa Wroniszewskiego, w teatrach dramatycznych zaś opracowanie Krystyny Skuszanki. O adaptacji Zelenay, po raz pierwszy pokazanej w wałbrzyskim Teatrze Lalkowym w 1956 roku (potem zaprezentowanej m.in. w Teatrze „Pinokio” w Łodzi w 1961 roku), Zofia Karczewska-Markiewicz pisała dobrze, choć bez entuzjazmu. Recenzentka zwróciła uwagę na to, że adaptatorka trochę mechanicznie pocięła tekst, skupiła się na prezentacji wątku głównego (przez co ucierpiały kreacje postaci) oraz dość mocno, może nawet zbyt mocno, wyeksponowała dydaktyzm utworu. Podsumowująca konkluzja Karczewskiej-Markiewicz była wszakże pozytywna: „[...] *Porwanie w Tiutiurlistanie* jest na tej scenie osiągnięciem artystycznym tym bardziej godnym uznania, że toruje drogę pięknemu utworowi Żukrowskiego do innych naszych teatrów lalek”⁷.

Porwanie w Tiutiurlistanie w kieleckim Teatrze Lalki i Aktora „Kubus” miało premierę 17 października 1998 roku. Trzeba podkreślić, iż premiera *Tiutiurlistańskiej* baśni w kieleckim „Kubusiu” wydaje się pod wieloma względami wyjątkowa. Po pierwsze – jak pisano w lokalnej prasie – była to „premera z pisarzem”⁸, po drugie – kielecka inscenizacja przerwała wieloletnią, ściślej: trwającą blisko 10 lat, nieobecność *Porwania* na scenach krajowych. Przypomnijmy: poprzednia premiera miała miejsce w Teatrze Narodowym w Warszawie (Scena na Woli) 18 maja 1989 roku (spektakl dogrywano w sezonie artystycznym 1989/90). Po przełomie politycznym o *Porwaniu* (cieszącym się wcześniej znacznym powodzeniem, wystawianym m.in. w Teatrze Lalek „Czerwony Kapturek” w Olsztynie – 1964, w Teatrze Lalki i Aktora im. J. Ch. Andersena w Lublinie – 1967, w Śląskim Teatrze Lalki i Aktora „Ateneum” w Katowicach – 1973, w Teatrze Lalek „Pleciuga” w Szczecinie – 1981) i jego twórcy, ocenianym wówczas pejoratywnie, uchodzącym za „pupilka PRL-u”, „pieszczocha PRL-u”, najwyraźniej zapomniano. Kielecką premierę *Porwania* w 1998 roku, w adaptacji i reżyserii Ireny Draganowej, można zatem uznać za próbę przywrócenia scenie niegdyś dość modnej pacyfistycznej baśni Żukrowskiego. Czas pokazał,

⁷ Z. Karczewska-Markiewicz, „*Tiutiurlistan*” w *Wałbrzychu*, „Teatr” 1956, nr 4, s. 23.

⁸ Zob. A. Niebudek, *Premiera z pisarzem*, „Echo Dnia” 1998, nr 243, s. 13.

iz próba ta nie przyniosła spodziewanych rezultatów; po premierze w Kielcach *Porwanie* pokazano jeszcze tylko w Teatrze „Maska” w Rzeszowie (w adaptacji i reżyserii I. Dragan; premiera 11 lutego 2000 roku). O sytuacji *Porwania*, ściślej: o jego relegowaniu ze scen krajowych, zdecydowała transformacja ustrojowa w Polsce. Irena Draganowa w jednej z rozmów⁹ podkreśliła, iż nigdy nie zajmowała się polityką; wystawiając utwór Żukrowskiego, chciała przypomnieć ważną powieść wielkiego prozaika. Zresztą już w pierwszych latach kierowania „Kubusiem” Draganowa zapowiadała, że będzie wybierać repertuar poważny, „niezinfantylizowany”¹⁰ – jak zwierzyła się Jerzemu Danielowi. W rozmowie tej wyznała: „Marzą mi się sztuki, szerszej – teatr, oparte na archetypie, uniwersalnych treściach tradycji, mitu i legendy, pozwalające osiągnąć czystą formę przekazu”¹¹.

Żukrowski witał kielecką premierę *Porwania* z nieukrywaną radością. W liście, uzgadniającym szczegóły jego wizyty w Kielcach, pisał:

No, jestem jeszcze dziarskim staruszkiem i nie powinienem Wam sprawić kłopotów. Bardzo się cieszę, że jeszcze jedno przedstawienie zobaczę. Jak dotąd największą zabawę z widownią robiła Skuszancka... „Tiutiurlistan” stał się librettem baletu – Wrocław, pełnometrażowym filmem animowanym – Bielsko-Biała, a książka była nagrodzona Premią Andersena – międzynarodową. Mało kto wie, że po 40 latach napisałem drugą część baśni: „Na tronie w Blabonie”, wydał KAW w niskim nakładzie 140,000, takie to były czasy...Jedno tylko wydanie! Moja prośba, kwiaty dla ZESPOŁU! Proszę kupić ode mnie! Chciałbym Pani Irenie Dragan wręczyć! A to niedziela! [...] Zwracam forszę! Łączę wyrazy najlepszych życzeń, szczerze, bo wasz sukces jest i moim!¹².

Jak wspomniano, kieleckie przedstawienie *Porwania w Tiutiurlistanie* wyreżyserowała i dostosowała do potrzeb sceny ówczesna dyrektor Teatru „Kubuś”. Irena Draganowa zachowała wszystkie kluczowe dla przebiegu fabuły zdarzenia – wojnę pomiędzy Tiutiurlistanem i Blablacją, porwanie Wiolinki przez Cygana Nagniotka, a następnie odnalezienie jej przez trójkę przyjaciół – koguta, kota i lisicę, próby przywrócenia królownie urody, schwytanie Mysibrata i fałszywe oskarżenie go o uprowadzenie blablackiej królowny, postawienie bohaterskiego Miauczury przed sądem oraz torturowanie go, sprzedaż pcheł przez Chytraskę do cyrku Merdano, matactwa koziołka, zapowiedź kolejnej wojny przez króla Cynamona, odczarowanie Wiolinki przez Białoksiężnika, wreszcie uratowanie Mysibrata. Ten ostatni motyw adaptatorka rozwiązała jednak inaczej. Przypomnijmy – w utworze Żukrowskiego nie dochodzi do egzekucji Mysibrata z powodu braku narzędzi kaźni, wszystkie paski, rzemień, sznury zostały nadgryzione przez myszy – niezawodnych przyjaciół skazańca. W adaptacji egzekucję Mysibrata przerywa przybycie Chytraski, Pypcia oraz odczarowanej Wiolinki, wyglądem przypominającej już królewską córkę, rozpoznaną

⁹ Rozmowa przeprowadzona przeze mnie 12 czerwca 2012 roku.

¹⁰ Cyt. za: I. Dragan, *Dzieci nie są infantylne*, w: *Państwowy Teatr Lalki i Aktora „Kubuś” w Kielcach 1955 – 1985*, redakcja i wybór tekstów J. Miśkiewicz, Kielce 1985, s. 11.

¹¹ Tamże.

¹² List z 10 października 1998 roku, w posiadaniu Ireny Draganowej.

przeło przez Cynamona. Irena Draganowa doprowadziła zatem akcję do szczęśliwego finału w sposób odmienny niż Żukrowski Adaptatorka – co zadowoliło pisarza – bardzo mocno wyeksponowała treści pacyfistyczne. Na początku przedstawienia mamy ośmieszenie wojny wywołanej z tak błahego powodu jak zaginięcie pionka na szachownicy, na końcu z kolei wszystkich przepełnia radość, gdyż wizja kolejnego konfliktu zbrojnego została ostatecznie zażegnana. W adaptacji – co wynikało z ograniczeń, jakie stwarza teatr – występują tylko pierwszoplanowe postaci *Porwania w Tiutiurlistanie* – królowie Baryłko i Cynamon, córka tego ostatniego Wiolinka, jej szlachetni oswoobodziciele – kogut Pypeć, kot Miauczura, lisica Chytraska. Nie mogło zabraknąć także porywacza królewskiej córki Cygana Nagniotka, Drumli, zdradzieckiego koziołka, a także Białoksiężnika. Draganowa wprowadziła na scenę kilka postaci nowych, nieobecnych u Żukrowskiego. Są to m.in. dwaj heroldowie – Tiutiurlistanu i Blablacji, Policjant, Wózkowy, Pan z Trąbką. Trzeba jeszcze podkreślić, iż w adaptacji bohaterski kogut Marcin Pypeć, który w powieści ginie z rąk Nagniotka, zostaje ocalony. W przedstawieniu nie ma zatem – z wyjątkiem tortur Mysibrata – momentów przykrych dla młodego widza.

Scenografię, bardzo ascetyczną, pozbawioną przesadnej dekoratywności, ale za to rozbudzającą wyobraźnię widza, zaprojektował Aleksander Andrzej Łabiniec. Przestrzeń sceniczną wypełnił nielicznymi elementami, np. las przedstawił w postaci czterech parawanów (różnych pod względem wielkości) z rysunkami drzew. W gospodzie pana Śniadanki umieścił stół przykryty białym obrusem i suto zastawiony potrawami. Wykorzystał wózki, które – jak to zazwyczaj bywa w teatrach lalkowych – spełniły wiele funkcji. Raz służyły za trony królewskie, innym razem były więzieniem Mysibrata, przy jeszcze innej okazji tworzyły iluzję cyrku Merdano. Scenograf – zgodnie z zamysłem reżyserki – wyeksponował bohaterów. Stworzył dla nich świetne maski lisa, koguta czy kota, doskonale oddające charakter postaci. Maski te (nakładane zarówno na rękę, jak i na głowę aktora) spodobały się Żukrowskiemu, czemu dał wyraz w komentarzu: „[...] lisica była rzeczywiście lisia, a kogut koguci”¹³.

Premierę Tiutiurlistańskiej baśni w kieleckim teatrze lalkowym odnotowały lokalne gazety. Przeprowadzono również wywiady z Wojciechem Żukrowskim, wówczas mocno już posuniętym w latach, ale – pomimo wieku – goszczącym na spektaklu. Recenzje przedstawienia – notabene bardzo pochlebne – ukazały się w „Słowie Ludu”, „Echu Dnia” oraz w „Ikarze”. Słowa uznania skierowano pod adresem reżyserki, jej inscenizację – przez wzgląd na uproszczoną scenografię przy jednoczesnym wyeksponowaniu postaci – nazwano „niezwykle pomysłową”¹⁴, teatr zaś określono jako „porywający”¹⁵. Chwalono też aktorów. Podziwiano ich za przemienność ról (każdy aktor kreował kilku bohaterów) przy zachowaniu indywidualizacji postaci. Siedmiu aktorów wcieliło się aż w 28 postaci! Prawdziwy pean na cześć gry aktorskiej wyszedł spod pióra Stanisława Mijasa:

¹³ Cyt. za: A. Niebudek, *Premiera z pisarzem...*, s. 13.

¹⁴ Tamże.

¹⁵ Zob. S. Mijas, *Kubuś porywający*, „Ikar” 1998, nr 12, s. 28.

Bohaterami spektaklu są przede wszystkim aktorzy. Z takim entuzjazmem, zapałem i temperamentem wcielają się w przeróżne postacie, tak cudownie operują plastycznie urzekającymi lalkami, tak aranżują kalejdoskop sytuacji scenicznych, że zapominam o trafiających się dłużyznach. A w tym przedstawieniu można sobie pograć, można błyskawicznie przeobrazić się z Lisicy w panią w Lisie, a zaraz potem w Dworzanią (porywającą Beata Orłowska), można być na przemian Cyganką, Koziółkiem, Drumlą, Panią Śniadanko, Sędzią i Papugą (Jolanta Sawoniuk), Panią i Królową (Małgorzata Sielska), Wózkowym, Królem, Heroldem i Cyganem Nagniotkiem (Ryszard Barański), Lekarzem, Kotem, Doktorem i Generałem (Andrzej Matysiak), Panem z Trąbką, Kogutem Pypciem, Hrabinią [!] Majonez, Policjantem i Sędzią (Andrzej Kuba Sielski), Wózkowym, Królem Cynamonem, Heroldem, Białoksiężnikiem (Robert Stępień). [...] Wykonawcy dają taki popis kunsztu aktorskiego, tak starannie indywidualizują postacie, że można ich tylko podziwiać¹⁶.

Trzeba podkreślić, iż indywidualizacja postaci dokonała się nie tylko za sprawą kostiumów i masek, ale przede wszystkim ruchu, charakterystycznego dla danego bohatera. Do najważniejszych walorów spektaklu – oprócz wspomnianej gry aktorskiej – zaliczono: rytm (osiągnięty dzięki muzyce Teresy Ostaszewskiej oraz ruchowi scenicznemu w opracowaniu Kazimierza Knola), humor (Ewa Ziółkowska pisała, iż przedstawienie „wywołuje szczery śmiech małych i starszych widzów [...]. Dobrze to świadczy zarówno o samym tekście, jak i reżyserskich zabiegach”¹⁷), scenografię, geometryczną, a przez to bardzo praktyczną, możliwą do wykorzystania w różnych układach, wreszcie wyeksponowanie pacyfistycznych treści powieści. O tej zalecie kieleckiej wersji *Tiuturlistanu* z uznaniem mówił sam Żukrowski w rozmowie z Ziółkowską: „podoba mi się, że [...] spektakl podkreśla antywojenne przesłanie mojego utworu”¹⁸.

Tiuturlistaniejskiej baśni Żukrowskiego kieleccy artyści nadali poważny wydźwięk. Stało się to m.in. za sprawą piosenki, napisanej przez Lilianę Barańską, puentującej spektakl. Oto wybrane strofy tej kompozycji, będącej oskarżeniem otaczającej nas rzeczywistości:

Chodzą ludzie po ulicy/
nikt nie mówi każdy krzyczy/
[...] nikt już nie wie co to żarty/
z byle iskry wielki dym/
w oczach sercach jakoś pusto/
i nie mogą patrzeć w lustro/
bardzo źli że tacy źli/
jeśli w bajce w której mieszkasz/
jest ci źle/ możesz przenieść się do innej/
ogrzać się/ jeśli w bajce w której mieszkasz/
straszy aura zła/
to przeszukaj zakamarki/
przenieś się do innej bajki/
do otwartych serca bram/
gdzie nie będziesz sam.

Cytowany już Mijas zastanawiał się, czy tak poważna pieśń, świadcząca o paraboliczności spektaklu, aluzyjna, piętnująca zło w świecie, trafi do serc młodych widzów, ściślej – czy zostanie przez nich zrozumiana. Sam jednak uspokajał: „Młodzi

¹⁶ Tamże.

¹⁷ E. Ziółkowska, *Wojna to absurd*, „Słowo Ludu” 1998, nr 246, s. 7.

¹⁸ Taż, *Z Karolem Wojtyłą w kamieniołomach. Rozmowa z pisarzem Wojciechem Żukrowskim, goszczącym w Kielcach na premierze „Porwania w Tiuturlistanie”, wystawionym przez Teatr Lalki i Aktora „Kubuś”*, „Słowo Ludu” 1998, nr 248, s. 6.

widzowie może jeszcze tego nie rozumieją, ale teatr jest właśnie po to, by to zrozumieć”¹⁹.

Na koniec trzeba podkreślić, iż spektakl spodobał się publiczności, był wystawiany 33 razy, łącznie obejrzało go ponad cztery tysiące widzów. Inscenizacja usatysfakcjonowała również pisarza, który wystawił jej wysoką ocenę. Prozaik – jak czytamy w jednej z recenzji – „[...] skomplementował twórców kieleckiego spektaklu, żywo dyskutował z aktorami, reżyserem, scenografem i twórcami lalek, które go zachwyciły”²⁰. W komentarzu Żukrowskiego, wygłoszonym po spektaklu, nie zabrakło zarówno wątków trudnych (pisarz odniósł się do bojkotu jego osoby, wywołanego pamiętnym wystąpieniem telewizyjnym, w którym poparł stan wojenny), jak i frywolnych. Autor wyjaśnił, iż w jego tiutiurlistańskiej krainie – jakby na przekór wojennej rzeczywistości – nie mogło zabraknąć wymyślnych potraw, co z kolei stanowi nie lada wyzwanie dla inscenizatorów powieści. Dodajmy jeszcze, iż pisarz wystosował do reżyserki list gratulacyjny, w niniejszym szkicu po raz pierwszy publikowany w całości²¹, za wystawienie *Tiutiurlistanu*:

Wielce Szanowna Pani Dyrektor!

Droga Pani Ireno!

Dziękuję za znakomite fotki, dobre i wcale nie uszczypliwe wywiady! Brakowało mi tylko wiadomości, że na widowni bywa więcej małej publiki niż na scenie wcale licznej gromadki Aktorów! Bo przedstawienie jest warte obejrzenia! Ciągłe mi się zdaje, że nie dość gorąco wyraziłem swoje zadowolenie, bo i w szekspirowski, uproszczony sposób przedstawiono zmiany dekoracji i świetne maski bohaterów i co najtrudniejsze stworzono nie Disneyowskie postaci, stworzono własną choreograficzną całość! Najwyższe słowa uznania dla pracy reżysera! Proszę przyjąć moje najlepsze życzenia świąteczne i noworoczne! Niech się WAM darzy! To, co oglądałem, jest wynikiem nie tylko talentów, ale i pracy, ogromnej pracy! Raz jeszcze dziękuję za życzliwość i serce!²².

Aneksy

I. *Porwanie w Tiutiurlistanie w Teatrze Lalki i Aktora „Kubuś” w Kielcach*

Premiera: 17 października 1998 roku

Reżyseria i adaptacja – Irena Dragan

Scenografia – Aleksander Andrzej Łabiniec

Muzyka – Teresa Ostaszewska

Teksty piosenek – Liliana Barańska

Ruch sceniczny – Kazimierz Knol

¹⁹ S. Mijas, *Kubuś porywający...*, s. 28.

²⁰ S. M. [S. Mijas], *Wojciech Żukrowski w Kielcach*, „Ikar” 1998, nr 12, s. 33.

²¹ Fragmenty listu w: L. Kozień, *50 lat Teatr Lalki i Aktora „Kubuś” w Kielcach*, Kielce 2005, s. 42.

²² List z końca grudnia 1998 roku, w posiadaniu I. Draganowej.

Obsada:

Pani w Lisie, Lisica Chytraska, Dworzanin – Beata Orłowska

Cyganka, Koziółek, Drumla, Pani Śniadanko, Sędzina, Papuga – Jolanta Sawoniuk

Pani, Królowna Wiolinka – Małgorzata Sielska

Wózkowy, Król Baryłko, Herold, Cygan Nagniotek – Ryszard Barański

Lekarz, Kot Mysibrat, Doktor Senes, Generał – Andrzej Matysiak

Pan z trąbką, Kogut Pypecć, Hrabia Mayonez, Policjant, Sędzia – Andrzej Kuba Sielski

Wózkowy, Król Cynamon, Herold, Białoksiężnik – Robert Stępień/Zdzisław Reczyński

II. Wykaz premier *Porwania w Tiuurlistanie* na scenach krajowych w latach 1955 – 2005²³.

Sezon artystyczny	Teatr	Reżyser/ adaptator	Premiera	Ilość przed- stawień	Ilość widzów	Uwagi
1954/55	Teatr Lalki i Aktora w Wałbrzychu	Reż. Stanisław Bukowski Adap. Anna Zelenay	23.04.1955			
1958/59	Teatr Ludowy Kraków-Nowa Huta	Reż. i adap. Krystyna Skuszanka	18.12.1958			
1960/61	Teatr „Guliwer” w Warszawie	Reż. Monika Snarska Adap. Joanna Gorczycka	28.05.1961	55	9.650	Spektakl dogrywany w sezonie 1961/62 (67 przedstawień, 15.048 widzów)
	Teatr „Pinokio” w Łodzi	Reż. Jan Wroniszewski Adap. Anna Zelenay i Jan Wroniszewski	23.04.1961	45	9.087	Spektakl dogrywany w sezonie 1961/62 (23 przedstawienia, 5.753 widzów); wznowiony w reżyserii Marty Janic 10.05.1963 (37 przedstawień, 6.737 widzów), a następnie dogrywany w sezonie 1963/64 (84 przedstawienia, 27.430 widzów)
1961/62	Teatr im. W. Bogusławskiego w Kaliszu	Reż. Zbigniew Bessert Adap. Krystyna Skuszanka	27.04.1962	18	7.205	
1962/63	Teatr Nowy w Poznaniu	Reż. Henryk Olszewski Adap. Krystyna Skuszanka	29.11.1962	34	10.151	

²³ Sporządzono na podstawie: *Współcześni polscy pisarze i badacze literatury*, pod red. J. Czachowskiej i A. Szałagan, t. 10, Warszawa 2007, s. 35 – 42 oraz *Almanach Sceny Polskiej*, Warszawa 1963 – 2006.

Sezon artystyczny	Teatr	Reżyser/ adaptator	Premiera	Ilość przed- stawień	Ilość widzów	Uwagi
1964/65	Teatr Lalek „Czerwony Kapturek” w Olsztynie	Reż i adap. Jan Wroniszewski	27.11.1964	89	5.932 (w siedzibie) 13.488 (w objęzdzie)	Spektakl dogrywany w sezonie 1965/66 (51 przedstawień, 13.422 widzów) oraz w sezonie 1968/69 (11 przedstawień, 1.582 widzów)
1966/67	Opera Wroclawska	Libretto Klara Kmito Balet Jadwiga Szajna-Lewandowska	18.02.1967	13	8.172	Libretto dogrywane w sezonie 1967/68 (14 przedstawień, 9.017 widzów)
1967/68	Teatr Lalki i Aktora im. J. Ch. Andersena w Lublinie	Reż. i adap. Jan Wroniszewski	3.09.1967	53	3.754 (w siedzibie) 6.136 (w objęzdzie)	Spektakl dogrywany w sezonie 1968/69 (22 przedstawienia, 5.934 widzów)
1968/69	Teatr Lalki i Aktora „Baj Pomorski” w Toruniu	Reż i adap. Bohdan Wołfejko	26.01.1969	101	9.470 (w siedzibie) 18.952 (w objęzdzie)	Spektakl dogrywany w sezonie 1969/70 (5 przedstawień, 2150 widzów)
	Teatr Lalki i Aktora „Miniatura” w Gdańsku	Reż i adap. Jan Wroniszewski	4.03.1969	99	15.475 (w siedzibie) 13.754 (w objęzdzie)	Spektakl dogrywany w sezonie 1969/70 (78 przedstawień, 21.828 widzów)
1970/71	Teatr Lalek we Wrocławiu	Reż. Wiesław Hejno Adap. Krystyna Skuszanka	18.04.1971	44	12.117	Spektakl dogrywany w sezonie 1971/72 (34 przedstawienia, 10.314 widzów)
1972/73	Teatr im. S. Jaracza w Łodzi	Reż. Henryk Józwiak Adap. Jadwiga Bargiełowska	10.12.1972	78	27.507	Spektakl dogrywany w sezonie 1973/74 (17 przedstawień, 5.224 widzów)
	Śląski Teatr Lalki i Aktora „Ateneum” w Katowicach	Reż i adap. Jan Wroniszewski	20.05.1973	43	5.098	Spektakl dogrywany w sezonie 1973/74
1973/74	Teatr Lalek „Czerwony Kapturek” w Olsztynie	Reż i adap. Jan Wroniszewski	26.05.1974	42	5.434	Spektakl dogrywany w sezonie 1974/75 (85 przedstawień, 20.340 widzów)
1974/75	Teatr Dramatyczny w Wałbrzychu	Reż. Ewa Kołogórska Adap. Krystyna Skuszanka	31.10.1974	52	17.736	
1976/77	Teatr im. J. Słowackiego w Krakowie	Reż. Wojciech Pisarek Adap. Krystyna Skuszanka	25.09.1976	41	27.240	Spektakl dogrywany w sezonie 1977/78 (6 przedstawień, 4.585 widzów)
1977/78	Teatr Lalek „Guliwer” w Warszawie	Reż. Monika Snarska Adap. Jan Wroniszewski	31.12.1977	47	9400	Spektakl dogrywany w sezonie 1978/79 (13 przedstawień, 1.228 widzów)

Sezon artystyczny	Teatr	Reżyser/ adaptator	Premiera	Ilość przed- stawień	Ilość widzów	Uwagi
1978/79	Poznański Teatr Lalki i Aktora	Reż. Wiesław Hejno Adap. Krystyna Skuszanka	19.05.1979	2	273	
1981/82	Teatr Lalek „Pleciuga” w Szczecinie	Reż. Bohdan Radkowski Adap. Krystyna Skuszanka	15.10.1981	64	14.822	Spektakl dogrywany w sezonie 1982/83 (82 przedstawienia, 19.052 widzów)
1984/85	Scena Lalkowa Lubuskiego Teatru im. L. Kruczkowskiego w Zielonej Górze	Reż. Bohdan Radkowski Adap. Krystyna Skuszanka	27.03.1985			Spektakl dogrywany w sezonie 1985/86 (39 przedstawień, 10.869 widzów)
	Teatr Polski w Bydgoszczy	Reż. Bohdan Czechak Adap. Jadwiga Bargiełowska, Teresa Worono	31.05.1985			Spektakl dogrywany w sezonie 1985/86 (33 przedstawienia, 10.672 widzów)
1986/87	Operetka Wrocławska		13.12.1985			Spektakl dogrywany w sezonie 1986/87 (30 przedstawień, 22.014 widzów)
1988/89	Wrocławski Teatr Lalek	Reż. Bohdan Nauka Scen. Adam Kilian		30	6.139	Spektakl dogrywany w sezonie 1989/90
	Teatr Narodowy – Scena na Woli w Warszawie	Reż. Paweł Galia Scen. Katarzyna Kępińska	18.05.1989	20	6.648	Spektakl dogrywany w sezonie 1989/90 (68 przedstawień, 22.256 widzów)
1998/99	Teatr Lalki i Aktora „Kubuś” w Kielcach	Reż i adap. Irena Dragan	17.10.1998	33	4.163	
2000/2001	Teatr „Maska” w Rzeszowie	Reż i adap. Irena Dragan	11.02.2000			

Abstract

The article discusses the stage adaptation in Kielce of a well-known novel by Wojciech Żukrowski entitled *Porwanie w Tiutiurlistanie* [Kidnapping in Tiutiurlistan], at one time recognized as the “most beautiful book of the year”. The spectacle, adapted and directed by the then Director of Teatr Lalki i Aktora “Kubuś” in Kielce – Irena Draganowa, was staged for the first time on 17 October 1998. What became peculiar about it was the ascetic scenography (designed by Aleksander Andrzej Łabińc, limited to only few elements fulfilling different functions, but arousing imagination of young spectators instead), as well as the acting. The actors performed in masks (which really appealed to Wojciech Żukrowski who, despite his age, was present at the opening spectacle), and each created more than one role. Seven actors portrayed 28 characters! The article

quotes all the opinions on the stage adaptation in Kielce (mainly expressed by the local journalists), attention was also paid to the reception of the spectacle by the spectators (33 performances, more than four thousands of spectators). The article also contains Żukrowski's letters to Irena Draganowa that were unpublished until today. The article is concluded by annexes – the first applies to the production of *Tiutiurlistan* in Kielce, and the second contains the list of opening nights of the discussed novel in Polish theatres in the years 1955 – 2005.

Keywords

Wojciech Żukrowski, Kidnapping in Tiutiurlistan, theatre production, stage adaptation.

Obraz matki we współczesnych tekstach o nacechowaniu ekspresywnym (na przykładzie języka niemieckiego)

1. Uwagi wstępne

Stereotyp jest pojęciem bardzo chętnie używanym we współczesnych badaniach humanistycznych. I chociaż o stereotypach napisano wiele dobrego, to jak zauważa Bartmiński, „stereotypy mają złą sławę. Krytykuje się je za tendencyjność ocen i nadmierną, fałszywą generalizację sądów, za podtrzymywanie uprzedzeń i tworzenie barier w komunikacji międzyludzkiej [...]. Są [...] stereotypy zarówno tendencyjnie złośliwe «teściowa, macocha», jak i tendencyjnie pozytywne «matka, brat»” (Bartmiński 2007b: 7). Celem niniejszego opracowania jest spojrzenie na ów „tendencyjnie pozytywny” stereotyp matki, który jest stereotypem powszechnym, występującym w każdym języku i kręgu kulturowym. Jest ponadto stereotypem nie tylko rozbudowanym językowo, znajdującym swe odbicie w różnego rodzaju tekstach, i literackich, i potocznych, stanowi także przedmiot wielu analiz czy rozważań naukowych. Za ilustrację prowadzonych rozważań dotyczących językowego obrazu matki posłużą wybrane, krótkie teksty współczesne w języku niemieckim o nacechowaniu ekspresywnym¹, które opisują, czyli charakteryzują wartościująco² postać dzisiejszej-

¹ Podstawę materiałową niniejszego opracowania stanowią teksty ekspresywne zaczerpnięte z następujących stron internetowych: www.deine-mutter.de, www.mutterwitze.org, www.sprueche.vorlaut.de, www.deine-mudder.com.

² Sam proces wartościowania jako stały element otaczającej rzeczywistości uwidacznia się w systemie językowym, gdzie „złożony jest cały arsenał środków przydatnych do dokonywania ocen” (Bartmiński 2003: 65). Z uwagi na występujące różnice stanowisk czy koncepcji w obszarze badań aksjologicznych termin ten bywa różnie definiowany. Najogólniej wartościowanie zdefiniować można jako proces, który polega na przypisywaniu pozytywnych lub negatywnych wartości lub też uznawanie czegoś za dobre bądź złe pod jakimś względem. Do najważniejszych prób definicyjnych zaliczyć można te, według których wartości obejmują cały język, a więc zakładają ścisły ich związek z systemem językowym. Stanowią one niezbędny składnik opisu znaczenia rozumianego jako konceptualizacja rzeczywistości oraz czynnik determinujący procesy informacyjne i strukturę pojęć (Krzyszowski 1999: 18). Inne koncepcje widzą wartości jako elementy, które wchodzą do języka i dają się z niego wydzielić jako zespół faktów językowych, ponieważ wyrażane na poziomie kodu językowego stoją niejako obok języka (Bartmiński 2007a: 131). Do jeszcze innych prób definicyjnych tego pojęcia należy rozumienie wartościowania jako przekonania wartościującego lub jako sądu wartościującego polegającego na przypisywaniu wartości ludziom, przedmiotom i czynnościom (Laskowska 1992: 20) lub ujmowanie go w kategoriach czynności psychicznej człowieka, polegającej „na stwierdzeniu, jakie «i w jakim

szej matki w sposób odbiegający od tradycyjnych ujęć. Opracowanie to nie stawia sobie za cel całościowego przedstawienia podejmowanej tematyki, zmierza jedynie do ukazania wybranych aspektów (przede wszystkim kontrowersji) związanych ze stereotypem matki, jego weryfikacją oraz językową egzemplifikacją. Prowadzone rozważania mogą także stanowić nowy impuls w dyskusji dotyczącej podobieństw i różnic w postrzeganiu postaci i roli matki przez Polaków i Niemców, mogą również sprowokować odbiorcę do refleksji nad obszarem czynników wpływających na formy i możliwości obrazowania (profilowania) tej postaci.

2. Stereotyp – definicja i zakres pojęcia³

Pojęcie to zostało użyte po raz pierwszy przez Lippmanna i w klasyczny sposób rozumiane jest jako cząstkowy, schematyczny obraz jakiegoś zjawiska w głowie ludzkiej (*pictures in our head*), jako forma percepcji poprzedzająca użycie rozumu (Lippmann 1922: 89, Bartmiński 2007b: 54). Jest to swoiste odbicie rzeczywistości, „ale z taką domieszką czynnika subiektywnego w postaci elementów emocjonalnych, wartościujących, wolicjonalnych, że nadaje mu to specyficzny charakter, zarówno jeśli chodzi o poznanie, jak i zachowanie ludzkie. [Jest to wiedza], co do której ludziom się wydaje, że ją posiadają” (Schaff 1967: 115). Rodowód słowa stereotyp, jego początkowy zakres obowiązywania, jak również użycie potoczne (najczęściej pejoratywne) utrudniają odpowiednio i jednoznacznie usytuowanie go w obrębie kategorii metodologicznego opisu zjawisk i języka. W literaturze przedmiotu stereotypy postrzegane są w sposób ambiwalentny. Z jednej strony mogą uchodzić za przejawy nieprawidłowości kulturowych, za „swoistą chorobę języka i myślenia, fałszującą rzeczywistość i stwarzającą niebezpieczeństwa zakłóceń [...] komunikacji między ludźmi, [...] za narzędzia zniewalania świadomości [...]” (Błuszkowski 2003: 19-20), z drugiej strony z punktu widzenia psychologii poznawczej, stereotypy uznawane są za pozytywne lub negatywne uogólnienia funkcjonujące w umysłach ludzi zawierające w sobie treści deskryptywne i ewaluatywne. Dają także poczucie

stopniu» wartości pozytywne lub negatywne [...] właściwe są – zdaniem osoby wartościującej – danym cechom, zachowaniom, stanom rzeczy, a pośrednio przedmiotom” (Puzynina 1992: 83). Z psychologicznego punktu widzenia proces dodatniego lub ujemnego wartościowania, czyli zaistnienie pewnych postaw emocjonalnych, jest formą zachowań ekspresywnych (emocjonalnych, afektywnych), odnosi się do zmian mentalnych lub specyficznych interpretacji oraz „odzwierciedla stosunek poznawczy i uczuciowy podmiotu, [...] który nie wynika bezpośrednio z charakteru zdarzeń, lecz z [jego] osobistych odniesień” (Tomczuk-Wasilewska 2009: 83). Wartościowanie, rozumiane jako proces selekcjonowania, interpretowania oraz porządkowania informacji i doświadczeń, przebiega zarówno na poziomie jawnym, jak i ukrytym. Na tym drugim do głosu dochodzą wzajemnie uzupełniające się tzw. motywy podstawowe, które stanowią ośnowę dla powstawania czy organizacji różnych wartościowań (tzw. motyw S, oznaczający dążenie do samoobrony i samorozwoju oraz motyw O, który wyraża pragnienie kontaktu czy jedności (ibidem, s. 83).

³ Rozdział o stereotypie, jego roli oraz próbach definicyjno-klasyfikacyjnych stanowi nieco zmodyfikowaną wersję rozważań zawartych w publikacji (Wowro 2012) (w druku)

bezpieczeństwa, ułatwiają przystosowanie do rzeczywistości i są nacechowane emocjonalnie (Bartmiński 2007b: 55). Schematy te często utożsamiane z uprzedzeniami⁴ charakterystycznymi dla danej społeczności, widziane są jako swoiste mechanizmy kategoryzacji porządku świata, które opierają się na dwuczłonowej, wzajemnej relacji percepcyjnej pomiędzy postrzegającym podmiotem a postrzeganym przedmiotem. Relacja ta prowadzi do powstawania opinii i poglądów, które jako wynik procesu stereotypizacji modelują schematy poznawcze człowieka. Będąc miernikiem i wyznacznikiem poziomu jego przystosowania do społecznego otoczenia, potwierdzają fakt, że „[...] żyjemy w świecie stereotypów pozytywnych i negatywnych, [...] obracamy się w świecie stereotypów, a nie – jakby się to mogło wydawać- wokół obiektywnych prawd” (Pietrzak 2000: 10).

Według Putnama (w Bartmiński 2007b: 67-69) pojęcie stereotypu oznacza korelację wiedzy o świecie i języku, która nosi w sobie potoczny charakter postrzegania istoty przedmiotów, osób i zjawisk. Jako rodzaj mechanizmów kognitywnych, wyrażają sposób pojmowania oraz konceptualizacji otaczającej rzeczywistości. Owa kategoryzacja i konceptualizacja rzeczywistości, postrzegana według pewnych schematów i modeli myślowych, przybiera często różnorodną formę egzemplifikacji językowej (Panasiuk 1998: 90).

Grzegorzczkowa widzi stereotyp jako zbiór ustabilizowanych konotacji lub społecznie utrwalonych wyobrażeń, „a więc przekonań i wyobrażeń wiązanych z danym zjawiskiem [...], utrwalonym językowo w postaci derywatów, frazeologizmów, połączeń wyrazowych [...]. Stereotypy to schematy myślenia, znajdujące swoje odbicie w stereotypowych połączeniach słownych” (Grzegorzczkowa 1998: 114).

Na podobne aspekty wskazuje w swej definicji także Quasthoff. Utożsamia ona pojęcie stereotypu z wyrażeniem werbalnym poszczególnych grup lub osób, które w formie oznajmującej przypisują komuś lub czemuś w sposób upraszczający, generalizujący i wartościujący określone cechy bądź zachowania (Quasthoff 1973: 28)⁵. Tym samym potwierdza tezę, że stereotypy są nieodłączne od języka (mogą być

⁴ Niektórzy uważają, że są to pojęcia co prawda zbliżone, lecz utożsamianie stereotypów z uprzedzeniami jest błędem, ponieważ takie spojrzenie na stereotyp zawęża znacznie pole badawcze powodując koncentrację badaczy jedynie na zjawiskach i określeniach pejoratywnych. Do ważniejszych różnic pomiędzy stereotypami a uprzedzeniami Pietrzak zalicza fakt, że „stereotypy trzeba dopiero badać, aby poznać ich treść, natężenie, zabarwienie emocjonalne, a uprzedzenia są na tyle widoczne, że koncentrujemy na nich od razu uwagę” (Pietrzak 2000: 123). W podobnym tonie wypowiada się Bartmiński twierdząc, że w prowadzonych badaniach nad stereotypami często podkreśla się „związek stereotypów z wyłącznie negatywnymi uprzedzeniami oraz nieuniknioną fałszywość wynikającą z ograniczonych [...] możliwości poznawczych człowieka, fałszywość polegającą na nieuprawnionej logicznej generalizacji sądów” (Bartmiński 1998: 63).

⁵ Z ujęciem Quasthoff nie zgadza się Schaff, który w swoich badaniach wskazuje na to, że stereotypy nie mogą być utożsamiane z wyrażeniem językowym, gdyż jest ono jedynie impulsem, który aktualizuje pewne treści stereotypu, a nie stereotypem samym w sobie. Schaff (1981: 44) twierdzi co prawda, że awerbalnych stereotypów nie ma, jednakże „słowo służy tu jako hasło wywoławcze odpowiednich treści intelektualnych i stanów uczuciowych oraz postaw, ale [...] nie eksplikuje treści stereotypu, podobnie jak nie czyni tego w wypadku pojęcia”. Poza tym nie zgadza się on ze stwierdzeniem, że stereotypy przybierają jedynie formę zdań oznajmujących. Kwestia językowego charakteru stereotypów jest zatem kwestią dyskusyjną, ponieważ jedni

rozważane zarówno w kontekście całego systemu, jak i samego użycia), ale także lub przede wszystkim od płaszczyzny społecznej normy i mogą być uznane za określoną formę przetwarzania informacji (ibidem, s. 213). Jedną z nowszych prób definicyjnych pojęcia stereotypu podaje Błuszkowski, zestawiając ze sobą pięć kryteriów cząstkowych. Według niego stereotyp jest niezgodną z faktami formą świadomości, charakteryzującą się względną trwałością i nieelastycznością, która wyraża treści pochodzące ze źródeł niezależnych od doświadczenia oraz zawiera oceny emocjonalne i sądy wartościujące, a ograniczone powiązanie stereotypu ze słowem przypisuje słowu rolę „impulsu aktualizującego z góry powzięte przekonania” (Błuszkowski 2003: 49). Wynika stąd, że niektóre cechy przypisywane stereotypom są wielkościami stopniowanymi (jak np. zabarwienie emocjonalne czy stopień zgodności z rzeczywistością i faktami) oraz wartościami lub sędami zmiennymi⁶, gdyż dzięki zmieniającej się wiedzy o świecie podlegają one pewnym modyfikacjom lub przeobrażeniom. Ich dynamiczny charakter wyraża się z reguły w tzw. poszerzaniu lub zawężaniu pola świadomości społecznej oraz w tzw. mechanizmie relacji zwrotnych dotyczących zarówno adresatów jak i reprezentantów, a więc tych, których dane stereotypy dotyczą, lub tych, którzy dane stereotypy artykułują (Pietrzak 2000: 11). Źródłem badań stereotypów jest sam system językowy, jak również ankiety oraz teksty i wypowiedzi, w których najbardziej ujawnia się funkcja (ideacyjna) stereotypów⁷. W samym języku stereotypizacja wyraża się zarówno na płaszczyźnie semantycznej (ustabilizowane połączenie semantyczne), jak i semantyczno-formalnej. Wśród funkcjonujących stereotypów językowych można wyodrębnić różne odmiany stereotypów, których elementem różnicującym jest wzajemna relacja na płaszczyźnie treści i możliwości jej wyrazu. Wyróżnia się zatem: topiki (topos), czyli powszechne sądy i przekonania, których werbalizacja przybiera formę utartych połączeń semantycznych typu „szewcy klną”, formuły, czyli swoiste porównania, w których wyrażają się połączenia semantyczne i formalne, np. „klnie jak szewc, pije jak szewc” oraz idiomy, czyli połączenia językowe, których znaczeń całościowych nie sposób wyprowadzić ze znaczeń składowych elementów konstytuujących zwrot, z uwagi na to, iż jego znaczenie jest raczej nieprzewidywalne, np. „wieszać psy na kimś” (Bartmiński 1985: 51-53, Tokarski 1998: 125). Stopień stereotypizacji utrwalony w języku zależny jest od

zakładają, że powstanie czy istnienie stereotypów wiąże się ze słowem, inni natomiast, że stereotyp może, ale nie musi być wyrażany werbalnie.

⁶ Prowadzone badania wskazują także na fakt, że w przypadku stereotypów wszelkie próby generalizacji nie mają racji bytu, ponieważ stereotypów nie da się właściwie w pełni zrozumieć oraz uogólnić ich istoty. Istnieją wszak stereotypy pozytywne i negatywne, trafne i nietrafne. „Niektóre z nich wydają się bardzo odporne na zmiany, inne zaś można zmienić dość łatwo. W pewnych sytuacjach stereotypy znacząco wpływają na ludzkie sądy i zachowania, w innych zaś nie wywierają żadnego wpływu” (Błuszkowski 2003: 53). Innymi słowy, zmiany rzeczywistości pozajęzykowej oraz samego języka pociągają za sobą zmienność stereotypów, które stanowią element wspólnego języka i kultury, przeobrażają się i wciąż żyją (Panasiuk 1998: 97).

⁷ Bartmiński uważa, że mimo uznanego, ścisłego związku stereotypów z językiem, będącym ich najważniejszym przejawem, badania językoznawcze w tym zakresie są nadal, nie dość, że stosunkowo słabo reprezentowane, to w zasadzie nieznanne badaczom z innych dziedzin podejmujących także opis zjawiska stereotypizacji (Bartmiński 1985: 26).

takich czynników jak powtarzalność charakterystyki przedmiotu oraz jej utrwalenie w znaczeniach słów, występowanie reprodukowanych w aktach komunikacji tekstów kliszowanych oraz derywatów, metafor, frazeologizmów i przysłów (Bartmiński, Panasiuk 2001: 381). Szczególnym, a zarazem naturalnym obszarem występowania stereotypów jest potoczny wariant języka. Według Putnama występujące w języku potocznym stereotypy stanowią „konwencjonalne (często tendencyjne) wyobrażenie [...], które może być bardzo niedokładne, o tym jak jakieś X wygląda, jak działa, jakie jest” (Putnam w Bartmiński 1985: 48). Styl potoczny (rozumiany jako styl podstawowy czy fundamentalny), w którym znajduje swe odbicie świat widziany okiem prostego człowieka, a nie np. naukowca, opiera się na „naiwnym realizmie poznawczym, na racjonalności zdroworoządkowej, prymacie doświadczenia zmysłowego nad abstrakcyjnym rozumowaniem” (Bartmiński 2001: 18). Szczególnego znaczenia nabiera w tym kontekście czynnik aksjologiczny, ponieważ potoczny wariant języka szczególnie nasycony jest wartościami, „gdyż opisując fakty czy [...] myśli, z reguły ujmuje je w pewne wartościujące schematy, często w sposób niezamierzony, a nawet nieświadomiony.” (Tomczak 1994: 82).

Z przedstawionych rozważań oraz z przeglądu zastanych definicji już na pierwszy rzut oka wyłaniają się pewne sprzeczności powodujące trudności definicyjne i klasyfikacyjne pojęcia stereotypu, który zawiera w sobie cechy zarówno struktur psychicznych jak i percepcyjnych. W zakresie statusu poznawczego, empirycznego, walencyjnego czy lingwistycznego stereotypy obarczone są dużą wieloznacznością definicyjną. Świadczy o tym uznawanie ich z jednej strony za wartości zmienne, nacechowane emocjonalnie, będące całkowitą fikcją i powstające na drodze zmysłowego poznania rzeczywistości, z drugiej strony stanowisko przypisujące im status uporczywie trwającego przez pokolenia inwariantu (Błuszkowski 2003: 21) oraz poglądy wskazujące na ich zgodność z rzeczywistością, funkcjonowanie na zasadzie oczywistości oraz neutralny charakter. Istniejące rozbieżności świadczą z jednej strony o wielopłaszczyznowym charakterze podejmowanej problematyki, z drugiej, potwierdzają potrzebę kontynuacji tego ciągle niedokończonego zadania. By badania nad stereotypami nie popadły w stereotypowość, konieczne są dalsze rozważania w zakresie analiz poznawczych, teoretycznych, metodologicznych, jak i typologiczno-porządkujących.

3. Postać *matki* w badaniach naukowych

Matka jest największym ze wszystkich archetypów istniejących w ludzkiej umysłowości (Bachelard 1975: 325). Stereotyp matki jest wielowymiarowy, utrwalony w systemie językowym i w przeważającej mierze konotowany pozytywnie⁸. Matka

⁸ Słowo *matka* ma najprawdopodobniej wspólną genezę we wszystkich językach. Zakłada się, iż powstało ono jako nazwa onomatopeiczna w procesie reduplikacji (opozycja fonologiczna) najwcześniej artykułowanej przez niemowlęta sylaby *ma-* (Bielińska-Gardziel 2009: 70). W porównaniu z językiem polskim, gdzie sam system (językowy) oferuje bogaty materiał egzemplifikacyjny zawierający słowo *matka* lub jego pochodne i to zarówno w zakresie form deminutyw-

kojarzona jest z istotą władczą i silną, zaradną, pokonującą codzienne trudności, a więc zdolną do konfrontacji z życiem, czasem samotnie wychowującą potomstwo, zdolną do poświęceń i ponoszenia ofiar. Postrzegana jako wzór do naśladowania jest osobą szlachetną, bardzo uczuciową, oddaną rodzinie, która swym dzieciom i mężowi potrafi stworzyć prawdziwy dom. To strażniczka wartości moralnych. Do cech charakterystycznych dla matki „typowej i prawdziwej” zalicza się: miłość, opiekuńczość, wyrozumiałość, dobroć, troskliwość, czułość, uczuciowość, zapracowanie, ciepło i oddanie oraz chęć i gotowość niesienia pomocy oraz poświęceń (por. Bartmiński 1998: 73-74). Zwykle w postaci matki zawiera się także nierozzerwalnie postać żony. Stereotyp matki był już wielokrotnie omawiany w literaturze naukowej i to zarówno z perspektywy literaturo-, jak i językoznawczej. W celu zasygnalizowania możliwości i głównych kierunków badawczych przedstawimy w ramach niniejszego opracowania jedynie mały fragment prowadzonej dyskusji w analizowanym obszarze. I tak, w zakresie badań literaturoznawczych obecność stereotypów często służy próbie opisu „mechanizmów stereotypizacyjnych funkcjonujących w kształtowaniu obrazów epok literackich, w których istotną rolę odgrywa element wartościowania” (Bielińska-Gardziel 2009: 22). Stereotypowych cech matki poszukiwano w różnych typach tekstów pochodzących z różnych epok. Dla przykładu, wizerunek matki próbowano zrekonstruować badając teksty polskie i niemieckie z przełomu XIX i XX wieku odwołując się do świata baśni braci Grimm, do literatury kobiecej (poezja i proza) czy dramatu z tego okresu⁹. Do najważniejszych aspektów należy mityzacja i demitologizacja tej postaci oraz kwestia macierzyństwa. *Matka* ukazwana

nych (por.: *mamusia, mamcia, mateńka, matusia, matus, mateczka, matula, matuchna, matulka* i inne), derywatów (por.: *matecznik, matkować, po matczynemu* i inne), jak i frazeologizmów czy przysłów (por.: *trzymać się matczynej spódnicy, powtarzać coś za panią matką, dla każdej matki miłe jej dziatki, matka miła, choćby bila, drugiej matki nie znajdziesz, dla każdej matki miłe jej dziatki, u swej matki każdy gładki* i inne) (por. Krzyżanowski 1970), w języku niemieckim znajdujemy mniejszą ilość językowych reprezentacji dla słowa *Mutter* (np. liczne formy deminutywne to *Mutti, Mütterchen, Muttchen, Mama, Mami* i derywaty *mütterlich, mutterlos*). Bogatsza egzemplifikacja w języku niemieckim reprezentowana jest przez złożenia, w których występuje słowo *Mutter*. Wynika to ze specyfiki języka niemieckiego, który charakteryzuje wyjątkowa skłonność do występowania wieloelementowych złożań. I tak w języku niemieckim spotykamy *Muttergesellschaft, Mutterkirche, Mutterpartei, Mutterpflanze, Mutterschiff*, ale także *Rabennutter*, a więc matkę, która porzuca lub zaniedbuje swoje dzieci. Język polski oferuje w tym zakresie tzw. zestawienia typu: *samolot-matka, statek-matka, komisja-matka czy królowa-matka*. Definicja słownikowa słowa *Mutter* brzmi: *Frau, die ein oder mehrere Kinder geboren hat*, co wskazuje na fakt, że postać ta jest przede wszystkim kojarzona z urodzeniem dziecka. Zapis słownikowy słowa *Mutter* rzadko podaje inne informacje niż matka-rodzicielka, jak na przykład *bei seiner neuen Mutter ist er gut aufgehoben*. Stereotypowo pozytywny wizerunek matki potwierdzają także następujące wyrażenia: *wie eine Mutter zu jmdm. sein, sich wie bei Müttern fühlen, einem Kind die Mutter ersetzen*. Postać matki zawarta jest także w przysłowiach: *Wie die Mutter, so die Tochter, Mutter werden ist nicht schwer, Mutter sein dagegen sehr, Der Himmel liegt zu Füßen der Mütter* czy *Mutter ist die Beste – wenn es ihr gut geht, dann geht es allen gut* oraz w licznych cytatach czy sentencjach, jak na przykład: *Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und lässt sich nicht ausreden* [W. Raabe].

⁹ Szewczyk, G. (red.) (1995): *Postać matki w niemieckiej i polskiej literaturze XIX i XX wieku*. Katowice.

jest często przez pryzmat nierozzerwalnej konstelacji ról żony i matki, jako matka silna, pewna siebie, stanowcza i zaradna, ale także (szczególnie w baśniach) jako matka niesprawiedliwa, zła, okrutna, zawistna czy obojętna (por. Dampc 1995: 23-25)¹⁰. Często postaci matki usłużnej i potulnej przeciwstawiona zostaje matka/kobieta aktywna, zdolna „nie tylko do urodzenia dziecka, ale również do miłości zmysłowej i duchowej” (Szewczyk 1995: 44). Wyłaniający się z tekstów literackich przełomu wieków obraz *matki* cechuje duża ambiwalencja, która pozwala dostrzec podobieństwa i różnice w sposobie tematyzowania tej postaci, a także sygnalizuje konieczność rewizji konwencjonalnych wyobrażeń o jej roli w rodzinie i społeczeństwie.

Główny nurt językoznawczych badań nad stereotypem stanowią badania (etno-)kognitywistyczne, w których uwidaczniają się przeważnie pozytywne walory procesów stereotypizacji. „W szerokim sensie lingwistycznym, który obejmuje łącznie stereotyp lingwalny, mentalny i lingwomentalny [stereotypy] mają nie tylko swój aspekt formalny i nie tylko kognitywny, ale i pragmatyczny” (Chlebda 1998: 37). Nacechowane językoznawczo badania stereotypu matki uwidaczniały lub weryfikowały założenia różnych teorii i koncepcji odwołujących się do modeli kategoryalnych czy kognitywnych. Wśród nich na uwagę zasługują badania Jadwigi Jagiełło (1980), która opracowując część *Słownika ludowych stereotypów językowych* kreuje ogólny obraz *matki* wyłaniający się ze świata pieśni ludowych. Z przeprowadzonych przez autorkę analiz wynika, że na obraz matki składają się cechy stereotypowe wynikające z pełnionych przez nią funkcji (matka piastunka, matka wychowawczyni, matka opiekunka, matka rządczyni oraz matka doradczyni), z właściwości społecznych mieszczących się w ramach funkcji piastowania, wychowania, opiekuństwa czy doradzania (postawa matki tulącej, darowującej, kłopotczącej, przewodzącej) jak i z tzw. uczuciowych cech matki (czuła, szczodra, roztropna, surowa, groźna) (Jagiełło 1980: 162-177). W kręgu koncepcji i ujęć o nacechowaniu kognitywistycznym mieszczą się także rozważania Henryka Kardela (1990). Posługując się pojęciem *matki* wskazuje on na fakt współistnienia i współdziałania wielu kategorii ontologicznych (np. miejsce, kierunek, sposób, wydarzenie i inne) przy tworzeniu struktur konceptualnych oraz na ich uniwersalny charakter. Podkreśla przy tym istnienie tzw. ramy holistycznej w obrębie której funkcjonują modele kognitywne (Idealizacyjny Model Poznawczy – ICM), które często nakładają się na siebie tworząc tzw. wiązkę modeli kognitywnych (Kardela 1990: 24-26). Jako przykład wiązki tego rodzaju Kardela przytacza za Lakoffem pojęcie *matki*, na którego opis składa się z kilku modeli kognitywnych (na przykład model urodzenia, model genetyczny, model żywieniowy i wychowawczy, model małżeński i genealogiczny). Złożoność pojęcia *matki* wykorzystana została także jako przykład ilustrujący sytuację, w której modele składające się na wiązkę kognitywną nie posiadają punktów stycznych (np. macocha, matka przybrana, matka adopcyjna, matka biologiczna, matka zastępcza). Przytoczone „rodzaje matek” traktowane są jako rozszerzenia semantyczne lub jako

¹⁰ Przedstawiając postać matki w świecie baśni autorka równocześnie omawia inny profil tej postaci – postać macochy, która jako druga matka konotowana jest w zasadzie zawsze negatywnie (zła, niegodziwa, okrutna, brzydka) Postać ta profilowana jest jednak zupełnie inaczej, jeżeli ukazywana jest w roli matki własnych dzieci (Dampc 1995: 29-31).

warianty kategorii centralnej pojęcia *matka*. Nie są one dowolne, lecz motywowane, gdyż ich zrozumienie możliwe jest tylko poprzez odwołanie się do kategorii centralnej desygnującej matkę (ibidem, s. 26). Do koncepcji Lakoffa (dotyczącej ustanowienia kategorii radialnej na przykładzie modelu *matki*) odwołuje się także Grażyna Habrajska, która przy pomocy metod ankietowych próbuje ustalić zespół cech desygnujących kobietę na matkę. Na podstawie uzyskanych danych konstruuje ona definicję *matki*, w skład której wchodzi następujące modele kognitywne: matką jest kobieta, która urodziła lub wychowała dziecko, a także ta, która równocześnie i urodziła, i wychowała dziecko (Habrajska 2000: 75-76). Empiryczną weryfikację bazowego zespołu cech charakteryzujących postać matki zawiera także przyczynek Jerzego Bartmińskiego (1998). Na podstawie przeprowadzonych ankiet (otwartych i zamkniętych) ukazany został profil matki, jego wewnętrzne ustrukturyzowanie oraz semantyczna pojemność. Profil ten współtworzą cechy podstawowe, kategoryzujące, ustabilizowane oraz ułożone w pewne konfiguracje, które dotyczą „postawy matki, jej funkcji społecznych wobec dziecka i rodziny, jej typowej przestrzeni życiowej [...], typowych używanych przez matkę przedmiotów, jej stosunku do osób najbliższych...” (Bartmiński 1998: 80). Poznawcza struktura tego stereotypu oraz jej warianty (profile) częściowo nakładają się na siebie, a częściowo wykluczają. Uzależnione jest to od tzw. ramy doświadczeniowej¹¹ respondentów, od przyjętego punktu widzenia oraz zastosowanych strategii komunikacyjnych. Przy pomocy metody ankietowej postać matki próbuje zrekonstruować także Lucyna Tomczak (1994: 81-92). Ukazuje ona emocjonalnie i aksjologicznie nacechowany stereotyp najbliższych członków rodziny (w tym matki), przedstawiając wyniki przeprowadzonej ankiety wśród dorastającej młodzieży. Z badania tego wynika, że młodzież opisuje postać matki w sposób niejednoznaczny, dwubiegunowy, bo z jednej strony *mama jest przyjaciółką, pomaga w każdej sytuacji, jest bardzo wyrozumiała, pracowita, cierpliwa, szczerą, życzliwą, opiekuńczą, zaradną, miłą, zrównoważoną i lubi żartować*, a z drugiej strony *mama krzyczy bez powodu, jest nerwowa, porywczą, staromodną, zbyt opiekuńczą, niezbyt kulturalną, wyciąga pochopne wnioski i często nie ma racji* (por. Tomczak 1994: 85-90). W cytowanych wypowiedziach znajdziemy zarówno pozytywne, jak i negatywne (także okazjonalne) konotacje wartościujące, rozumiane jako „nie skonwencjonalizowane lub też nie w pełni skonwencjonalizowane elementy wartościowania nadawcy w pragmatycznym znaczeniu wyrazów” (Puzynina 1992: 12), przy pomocy których kreowany jest specyficzny obraz matki

¹¹ Pojęcie ramy czy bazy doświadczeniowej ściśle łączy się z procesem profilowania, który rozumiany jest jako subiektywna operacja językowa-pojęciowa, polegająca „na swoistym kształtowaniu obrazu przedmiotu poprzez ujęcie go w określonych aspektach (podkategoriach, fasetach)” (Bartmiński, Niebrzegowska 1998: 212). W wyniku procesu profilowania powstaje profil pojęcia, który jest „nie tyle wariantem znaczenia, co raczej wariantem wyobrażenia przedmiotu” czy funkcjonującego stereotypu (Bartmiński, Niebrzegowska 1998: 217). W zakres wspomnianej ramy doświadczeniowej (w odróżnieniu od tzw. ramy postrzeżeniowej) wchodzi nie tylko to, „co jest postrzegane wzrokowo i konceptualizowane w akcie poznawczym, lecz dodatkowo także to, co jest kulturowo utrwalone na zasadzie zrytualizowanych zachowań, wierzeń, emocji, wartościowań [...], a także [...] to wszystko, co do aktualnego doświadczenia jest wnoszone z pamięci indywidualnej i społecznej” (Bartmiński 2007a: 99).

i innych członków rodziny. W kręgu charakterystyk uczniowskich prowadzących do ukazania funkcjonującego obrazu matki wśród dzieci i młodzieży pozostają rozważania Małgorzaty Karwatowskiej (1997 i 1998). Odwołując się do rozważań Lakoffa i wyodrębnionych przez niego zakresów, za pomocą których w sposób ustrukturyzowany scharakteryzować można postać matki, autorka tworzy własną ramę tej postaci, do której zalicza tzw. domenę rodzenia, kobiecości, wychowania, poświęcenia dla rodziny, odpowiedzialności, domenę partnerstwa oraz autorytetu (Karwatowska 1998: 72). Wnioski wyciągnięte z analizy materiału badawczego prowadzą do sprostowania, iż w oczach dzieci funkcjonuje bardzo pozytywny, wręcz wyidealizowany obraz matki, przedstawiany z perspektywy ich życzeń czy wyobrażeń, podczas gdy wypowiedzi przedstawicieli młodzieży wyrażają już pewien dystans względem matki i ukazują krytyczny, a nawet lekceważący stosunek do niej. Kolejnym przykładem lingwistycznych rozważań i analiz stereotypu rodziny (ojciec, matka, dziecko) jest przyczynek Iwony Bielińskiej-Gardziel (2009). W ramach tego obszernego studium przedstawione zostały różne profile rodziny, i to zarówno z perspektywy stylu potocznego, jak i dyskursu publicznego. Autorka, odwołując się do źródeł leksyko-graficznych oraz do danych pozyskanych z badań ankietowych, przy zastosowaniu koncepcji profilowania pojęć, ukazuje sposób postrzegania rodziny oraz jej członków przez młodych Polaków. Jak wykazały prowadzone badania, postać matki podlega silnemu wartościowaniu pozytywnemu. Przykładem tego są dane ankietowe, które potwierdzają wysoki stopień utrwalenia całego zespołu pozytywnych cech matki (miłość, dobroć, troskliwość, serdeczność, opiekuńczość i inne), jak również marketingowy profil matki, który ukazuje matkę jako wcielony ideał, realną głowę rodziny, która ma wszystko pod kontrolą, wie, jak zadbać o zdrowie i dobre samopoczucie swoje i rodziny. Innym obszarem, gdzie panuje szczególnie kult matki, jest dyskurs religijny, w którym matka widziana jest jako strażniczka domowego ogniska, a jej misją życiową jest macierzyństwo (Bielińska-Gardziel 2009: 199-200). Wartość macierzyństwa oraz kwestia ofiarnej służby rodzinie staje się natomiast przedmiotem kpiny w dyskursie o nacechowaniu feministycznym oraz lewicowym i przejawia się już na poziomie samego języka (*hodowanie dzieci, przymus rodzenia*) oraz w głoszonych hasłach, które mają z jednej strony zawstydząć, z drugiej budzić uśpione ambicje i przekonywać, że bycie „jedynie matką to przejaw głupoty, a wyzbycie się ambicji [...] to dowód naiwności (ibidem, s. 194).

Podsumowując przytoczone badania stwierdzić można, że stereotyp (profil) *matki* jest wielostronny i na pewno niejednoznaczny, ale za to silnie utrwalony w świadomości społecznej. Bartmiński twierdzi, że „w potocznym odczuciu językowym i praktyce komunikacyjnej [...] [oraz] w intuicji przeciętnego użytkownika języka matce przysługuje pewna pozytywna, społecznie uzgodniona charakterystyka, obejmująca nie tylko cechy i s t o t n e [...], ale i cechy t y p o w e, relewantne z punktu widzenia użycia wyrazu w tekstach językowych oraz jego stosunku do innych wyrazów języka” (Bartmiński 1998 : 69).

4. Profilowanie postaci *matki* w niemieckich tekstach o nacechowaniu ekspresywnym

Matka jako wyraz i pojęcie stanowi częsty wątek tematyczny podejmowany w różnego rodzaju tekstach i charakteryzuje się ogromnym bogactwem i różnorodnością, przez to jego całościowa charakterystyka jest w zasadzie niemożliwa. „Obraz matki [...] zależy bowiem od przyjętego modelu rzeczywistości i wiedzy o świecie, ale też od orientacji ideowej [...] autorów, i od gatunku wypowiedzi, i od intencji komunikowania. Efektem działania tych czynników [...] są różne profile matki” (Bartmiński 1998: 76-77). W niniejszym opracowaniu chcemy przedstawić kwestie praktyczne wpisujące się w nurt lingwistycznych badań nad stereotypem dotyczące wybranej bazy materiałowej i jej treściowej zawartości. Analizowaną podstawę materiałową stanowią krótkie teksty anonimowej proveniencji, zaczerpnięte z kilku stron internetowych¹² (w sumie przeanalizowano ponad 800 tekstów). Ich analiza prowadzi jednak do konkluzji, że autorami tychże są najprawdopodobniej przedstawiciele (dorastającej) młodzieży lub tzw. młodych dorosłych w Niemczech (także przedstawiciele środowiska imigrantów)¹³. Wskazują na to nie tylko zawarte w nich elementy

¹² Jak zauważa Bartmiński, inaczej przedstawiana jest postać matki w tekstach kliszowanych, które referują obiegową i tradycyjną wiedzę, a inaczej w tekstach indywidualnych, jednorazowych, które są tworzone doraźnie „z intencją przekazania czegoś nowego, często kontrowersyjnego” (Bartmiński 1998: 77).

¹³ W tym miejscu prowadzonych rozważań nasuwa się pytanie dotyczące sposobu zaszeregowania analizowanego materiału językowego (czy są to przykłady humoru, komizmu niehumorystycznego, komizmu osobowościowego, parodii, ironii, groteski czy satyry). Na pierwszy rzut oka teksty te wydają się tekstami humorystycznymi, jednakże w terminologii humorologicznej humor już z samej definicji jest pewnym sposobem myślenia, odczuwania i rozumienia otaczającego świata i przestaje być humorem, gdy staje się nieśmieszny; „humorowi obca jest agresja parodii, ironii i szczególnie satyry”, która może być nieśmieszna (Passi 1980: 222). Ma ona co prawda swój początek w komizmie i „często w nim pozostaje, czasami jednak wychodzi poza jego granice, a czyni to wówczas, gdy zniknie w niej śmieszność. W najjaskrawszych formach satyry ginie zabawowość, [...] śmiech cichnie, a na jego miejsce przychodzą gniew i oburzenie, [...] [oraz] gromy niezadowolenia. [...] W satyrze mniej jest śmiechu, a sam śmiech jest tu surowszy i bardziej gorzki” (Passi 1980: 227-228). Satyra jest formą krytycyzmu wobec świata, ośmiesza bądź drwi w sposób tendencyjny z tego, co jest oceniane negatywnie jako zło, błąd lub przywara (Gołaszewska 1987: 23). W analizowanych tekstach nagminnie występuje groteskowa deformacja obrazu *matki*, która ukazywana jest w krzywym zwierciadle żartu, wręcz karykaturalnie. Liczne, niepoważne i nierealistyczne odniesienia, absurdalność splatająca się z niesamowitością, czy wręcz obrzydliwością opisywanych sytuacji powoduje, że formy te bardziej wpisują się w świat satyry niż w świat humoru, który generalnie utożsamiany bywa z bezinteresowną, nieagresywną, a nawet w pewnym sensie wyrozumiałą postacią komizmu. Analizowane teksty są obecnie bardzo popularne wśród młodzieży mieszkającej w Niemczech. Ich korzeni upatruje się w afroamerykańskiej kulturze młodzieżowej, por.: „Sehr populär sind derzeit <DeineMutter-Witze, das Internet ist voll von ihnen, auf den Schulhöfen werden sie ausdauernd erzählt [...]. Im Grunde sind es Beileidigungen, die im Gewand des Witzes erzählt werden [...]. Inhalt der Witze ist die Herabsetzung der Mutter des anderen [...]. Es ist ein Spiel um den sozialen Abstieg, ein spaßhaftes Hinabstoßen, eine Angeberei [...], aber auch eine velegene Geste der Entwaffnung. Es könnte sein, dass junge Deutsche den Mutterkult junger <Südländer> (Verehrung der eigenen Mutter bei gleichzeitiger Verwünschung der Feindesmutter) nachspielen und ins Absurde treiben

języka potocznego oraz liczne uchybienia w zakresie językowej poprawności, lecz przede wszystkim specyficzne porównania czy elementy opisu otaczającej rzeczywistości, a także dość płytkie poczucie humoru (czarny humor lub humor niesmaczny, obraźliwy, nawet wulgarny), wyraźnie rysujący się czynnik aksjologiczny (ostrzy krytycyzm), zależny od osobowości oraz etapu rozwoju psychofizycznego (Tomczak 1994: 82), brak szacunku oraz negacja większości norm i wartości¹⁴, co potwierdza fakt, iż młodzież ma nie tylko własny język, taniec, modę czy literaturę, ale tworzy także własną kulturę i moralność.

4.1 Wyznaczniki formalne

Analizowane teksty wykazują pewne zróżnicowanie pod względem formalnym. Do form najkrótszych należą zdania pojedyncze lub współrzędnie złożone (z dwoma orzeczeniami przeważnie w czasie teraźniejszym):

- Deine Mutter piept beim Rückwärtsgehen
- Deine Mutter zerdrückt Plastikflaschen im Pfandautomaten.
- Deine Mutter verheddert sich im kabellosen Telefon. /Sie fällt über ein schnurrloses Telefon.
- Deine Mudda hat bei Titanic den Eisberg gespielt.
- Deine Mutter richtet bei RTL Wohnungen ein.
- Deine Mutter spielt Klavier mit Boxhandschuhen.

- Deine Mutter sitzt auf dem Fernseher und guckt Sofa.
- Deine Mutter heißt Heinz und ist die stärkste im Knast.
- Deine Mutter hat 3 Beine und lacht über Behinderte.
- Deine Mutter sitzt unter der Aldikasse und macht Piep.

Teksty te mogą jednak przybierać formy o wiele bardziej rozbudowane (zdania wielokrotnie złożone), jak na przykład:

- Deine Mudda weiß nicht, wie man 77 schreibt, weil sie nicht weiß, welche 7 zuerst kommt.

[...]. Das Phänomen wurzelt möglicherweise in der afroamerikanischen Jugendkultur und [wurde zum ersten Mal] zu Beginn der 1960er Jahre beschrieben“ (www.zeit.de).

¹⁴ Ponieważ analizowany korpus zawiera treści o różnym stopniu obsceniczności, w których postać matki ukazana jest w sposób szczególnie drastyczny czy wulgarny, z prowadzonej analizy wyłączone zostały teksty szczególnie obraźliwe, poniżające, uwłaczające godności matki, jak na przykład: *Deine Mutter liegt breitbeinig auf dem Markt und schreit „Freistoß“*, *Deine Mutter arbeitet auf einem Fischkutter! Als Geruch! Der Dönerladen hat angerufen, deine Mudda dreht sich nicht mehr*, *Deine Mutter bellt, wenn es klingelt*, *Deine Mutter stinkt so stark, dass sogar die Müllmänner flüchten*, *Das einzig positive an deiner Mutter ist HIV* i wiele innych.

- Wenn sich deine Mutter an Strand legt, kommen Leute von Green Peace vorbei und versuchen sie wieder ins Wasser zu rollen.
- Deine Mutter geht nach McDonalds, kauft sich Pommes, und zählt nach, ob es genau so viele sind wie gestern.
- Deine Mudda ist so fett. Wenn sie einen gelben Pulli anzieht, denken alle, die Sonne geht auf.
- Deine Mutter nutzt den Telefonjoker, um zu fragen, welche Farbe das weiße Haus hat.
- Deine Mutter ist so fett, dass ich 20 Minuten mit dem Auto fahren muss, ehe ich hinter ihrem Rücken was sagen kann!
- Deine Mutter ist so hässlich. Man drückt ihren Kopf in Teig, um Gorilla-Kekse zu machen.

Analizowane teksty są asertywnymi aktami mowy i w większości wykazują charakter stwierdzający, chociaż występują wśród nich także nieliczne formy pytające (nawet quasi-zagadki) lub wykrzyknienia, por.:

- Wie lange darf man deine Mutter mit nur einem Auge ansehen? – Bis das Magazin leer und die Munition verschossen ist.
- Was ist der Unterschied zwischen einem Elefanten und deiner Mutter? – Der Elefant verteilt sein Gewicht auf vier Beine.
- Deine Mutter heißt Bernd und ist der stärkste im Knast!
- Deine Mutter ist so dumm. Die klaut Gratisluftballons!

Przeważająca większość z nich rozpoczyna się formułą: deine Mutter/deine Mudda (sporadycznie stosowana jest forma „eure Mutter/Mütter”), a występująca często nazwa Mudda/Mudder nie jest zapewne tylko wariantem regionalnym, lecz także nośnikiem negatywnych konotacji wartościujących. Zdecydowana większość tekstów przybiera formy dwuzdaniowe typu:

- | | |
|----------------------------------|---|
| → Deine Mutter ist so fett. | Leute joggen zum Training, um sie herum. |
| → Deine Mutter ist so fett. | Ihr Gürtel ist der Äquator. |
| → Deine Mutter ist so fett. | Wenn sie einen gelben Regenmantel anhat, rufen alle Taxi. |
| → Deine Mutter ist so fett. | Sie hat eine eigene Postleitzahl. |
| → Deine Mutter ist so dumm/blöd. | Sie stahl kostenloses Brot. |
| → Deine Mutter ist so dumm/blöd. | Die lässt Wasser anbrennen. |
| → Deine Mutter ist so dumm/blöd. | Sie schreit bei einem Erdbeben „Hör mal, wer da hämmert.“ |
| → Deine Mutter ist so dumm/blöd. | Sie kocht Wasser nach Rezept. |
| → Deine Mutter ist so hässlich. | Sie bringt eine Zwiebel zum Heulen. |

W analizowanym korpusie występują sporadycznie formy jedno- lub dwuzdaniowe, które nie zaczynają się od w/w formuły, por.:

- Aldi hat angerufen. Deine Mutter steckt im Drehkreuz fest.
- McDonalds hat angerufen. Deine Mutter ist schon wieder in der Rutsche stecken geblieben.
- Wissenschaftler sehen deine Mutter als 10. Planeten im Sonnensystem.

Spotykane są też, aczkolwiek rzadko, formy nawiązujące do minidialogów czy nawet krótkich opowiadań/historyjek:

- Deine Mutter ist so hässlich. Bei ihrer Geburt sagte die Mutter: „Was für ein Schatz“ und der Vater sagte: „Ja, lass uns ihn begraben“.
- Wie lange darf man deine Mutter mit nur einem Auge ansehen? – Bis das Magazin leer und die Munition verschossen ist.
- McDonalds hat gerade angerufen. Deine Mutter steckt in Kinderrutsche fest.... 5 Minuten später. McDonalds hat angerufen. Sie haben eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute ist, sie haben deine Mutter rausgeholt, die schlechte ist, sie will noch mal rutschen.
- Deine Mutter ist so fett. Sie überholt jeden, wenn's den Berg runter geht und wird gar nicht müde. Sie legt sich auf die Seite und rollt runter und das schneller als ein Ferrari, so überholt sie jeden und wird nicht müde.

Niekiedy analizowane teksty przybierają formę zdania podrzędnego, które rozpoczyna się przeważnie spójnikiem „wenn” (w znaczeniu czasowym lub warunkowym):

- Wenn deine Mutter in den Spiegel guckt, dann explodiert er.
- Wenn deine Mutter auf der Waage steht, kann ich meine Handynummer lesen.
- Wenn deine Mutter 5 kg abnehmen will, muss sie sich nur die Haare waschen.
- Wenn deine Mutter ein Kleid in die Reinigung schickt, kommt es dreckig mit einem Brief zurück: Wir reinigen keine Zirkuszelte!
- Wenn es einen dritten Weltkriet geben würde, würden alle Länder um sich um deine Mutter streiben, weil die mehr Schaden anrichtet als 'ne Atombombe!.

W niektórych spotykamy także wtrącenia obcojęzyczne (przeważnie angielskie):

- Deine Mudda hat keine Arme und geht in die Disco und schreit: Put the hands up in the air.
- Deine Mutter sitzt in einer Mülltonne und singt: It's my life.
- Deine Mutter steht morgens um fünf vor acht vorm Aldi und singt: It's the final countdown...
- Wenn deine Mutter im Wasser schwimmt, kommen die Wale und singen: We are Family.
- Deine Mutter hat keine Beine und sagt: Let's go.

Spotykane są także nieliczne porównania typu „Deine Mutter ist wie...“:

- Deine Mutter ist wie ein Glas Nutella. Jeder hatte schon was davon.
- Deine Mutter ist wie eine Bibel. Alt und staubig.
- Deine Mutter ist wie ein Nintendo DS. Anfassen und spielen.
- Deien Mutter ist wie die Sonne. Wenn man sie ansieht, tun die Augen weh.

4.2 Analiza według wybranych domen

By ująć przedmiot naszych rozważań w pewne ramy i przedstawić charakterystykę postaci *matki* wyłaniającą się z analizowanych tekstów, musimy odwołać się do koncepcji profilowania pojęć. Za Bartmińskim przyjmujemy, iż sposoby funkcjonowania stereotypów bardzo dobrze odzwierciedla koncepcja profilowania pojęć, która polega „na swoistym doborze i ustrukturyzowaniu aspektów, w jakich ujmowany jest przedmiot [i] zależy od typu odnoszących się do tych aspektów konkretnych charakterystyk jakościowych” (Bartmiński 1993: 15). Jak zauważa Muszyński, proces profilowania może być usytuowany na trzech różnych płaszczyznach. Efektem profilowania na płaszczyźnie subiektywno-kognitywnej jest powstanie konwencjonalnie utrwalonych (lub nie) profili subiektywno-mentalnych, podczas gdy profilowanie na płaszczyźnie społecznej prowadzi do powstania skonwencjonalizowanych „portretów przedmiotów” utrwalonych w językowym obrazie świata. Profile na płaszczyźnie trzeciej stanowią natomiast aspekty „postrzeganych elementów rzeczywistości, tradycyjnie pojmowane sposoby determinowania desygnatów nazw przez cechy posiadane przez te desygnaty” (Muszyński 1998: 32). W niniejszych rozważaniach koncepcja profilowania obrazu *matki* odnosi się przede wszystkim do profilowania na płaszczyźnie pierwszej i częściowo drugiej. Wiązkę modeli kognitywnych stanowi dla potrzeb prowadzonej analizy zespół następujących faset/podkategorii/domen¹⁵: domena rodzenia, cechy zewnętrzne (domena kobiecości, wyglądu), cechy wewnętrzne (zachowanie), wychowanie (poświęcenie dla rodziny), odpowiedzialność, autorytet oraz relacje małżeńskie¹⁶. Zważywszy na specyficzny i dość kontrowersyjny charakter analizowanych tekstów oraz na ich satyryczne nacechowanie, nie może dziwić fakt, iż nie znajdziemy pośród nich ustabilizowanych cech stereotypowych tworzących obraz matki typowej czy prawdziwej. Poniżej prezentujemy wyłaniający się z analizowanego materiału językowego zespół cech charakterystycznych dla postaci *matki*. Kolejność przytaczania odzwierciedla częstotliwość ich występowania w analizowanym materiale, nie świadczy natomiast o wadze czy randze danej cechy.

Tematyka analizowanych tekstów oscyluje w zasadzie wokół dwóch wątków, które można ująć w podkategoriach cechy zewnętrzne oraz cechy wewnętrzne. W ramach pierwszej podkategorii dotyczącej przede wszystkim kobiecości czy (pięknego) wyglądu dziwić może fakt, iż na plan pierwszy wysuwa się bardzo negatywnie

¹⁵ Faseta, podkategoria i domena to terminy stosowane zamiennie, gdyż w procesie profilowania pojęć oznaczają mniej więcej to samo, choć „miałoby sens ich rozpodobnienie” (Bartmiński/Niebrzegowska 1998: 215).

¹⁶ Taki układ faset (domen) odwołuje się częściowo do rozważań i prowadzonych badań Małgorzaty Karwatowskiej (1998).

konotowany wygląd matki. Domena ta jest najsilniej eksponowana w omawianych tekstach. Jest też najliczniej reprezentowana. Odwołuje się do wyglądu zewnętrznego, a w szczególności do figury (nadwagi). Bardzo duża ilość tekstów rozpoczyna się frazą „*Deine Mutter ist so fett...*”, po czym następuje zwykle nonsensowne skrajzenie czy krótki opis absurdalnej sytuacji, związanej z potencjalnymi (przeważnie niedorzecznymi) skutkami nadwagi, por.:

- *Deine Mutter ist so fett. Ihr Gürtel ist der Äquator.*
- *Deine Mutter ist so fett. Sie steht immer in zwei Zeitzonen.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie am Fernseher vorbeigeht, verpasst man alle drei Teile von Herr der Ringe.*
- *Deine Mudda ist so fett. Sie benutzt die Niagarafälle als Dusche.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie Wasserski fahren will, muss sie sich 2 Flugzeugträger mieten.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie sich auf die Waage stellt, steht auf der Anzeige deine Telefonnummer.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie mit einer gelben Jacke rausgeht, schreien die Leute: Taxi, Taxi!*
- *Deine Mutter ist so hässlich. Wenn sie aus dem Fenster schaut, wird sie verhaftet.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie in die Nordsee fällt, ist Holland überflutet.*
- *Deine Mutter ist so fett. Wenn sie versucht, mit der Tastatur zu schreiben, drückt sie alle Tasten auf einmal.*

Powyższe zdania są przykładami, w których tematyzowana cecha przedstawiona jest w sposób eksplicytny, przy pomocy frazy wprowadzającej. W analizowanym korpusie znajdujemy jednak i takie egzemplifikacje (mniej liczne), w których mamy do czynienia z opisem o charakterze implicytnym, gdzie omawiana cecha jest jedynie presuponowana, por.:

- *Deine Mutter hat ihre eigene Haltestelle.*
- *Deine Mudda hat bei Titanic den Eisberg gespielt.*
- *Deine Mutter arbeitet aufm Bau als Gegengewicht vom Kran.*
- *Wenn deine Mutter ausm Bett fällt, fällt sie von beiden Seiten.*
- *Wenn deine Mutter aus dem Bett steigt, gibt es schon wieder ein Erdbeben in Japan.*
- *Das Kinn deiner Mutter sieht aus wie ein Walrossarsch.*

Inne cechy składające się na wygląd zostają w analizowanym materiale w zasadzie pominięte. Wyjątek stanowią bardzo nieliczne teksty, z których wyłania się obraz osoby brzydkiej i skrajnie zaniedbanej, dla której wygląd zewnętrzny nie odgrywa w zasadzie żadnej roli, por.:

- *Deine Mutter ist wie eine Kokosnuss.... rund, hohl und beharrt.*

- Deine Mudda ist so haarig. Sie verstopft beim Rasieren den Rasenmäher.
- Wenn ich aussehen würde wie deine Mama, würde ich lachend in eine Kreissäge rennen.
- Deine Mutter stinkt nach Bockwurstwasser.
- Deine Mutter hat nur 14 Zähne.
- Deine Mutter strickt sich im Winter aus ihren Achselhaaren einen Schal.

Kolejną, bardzo często występującą podkategorię w profilowaniu obrazu *matki* stanowi domena cech wewnętrznych. W ramach tej podkategorii chodzi o eksplikację cech charakteru oraz intelektu profilowanej postaci. Jak pokazuje prowadzona analiza, omawiane teksty tematyzują kategorię cech wewnętrznych właściwie tylko pod jednym kątem. Ukazują one mianowicie postać *matki* jako osobę skrajnie infantylną, bez wyobraźni, wręcz głupią, a spektrum przedstawionych sytuacji i zachowań, tak jak w przypadku wcześniejszej domeny, tak i tutaj, graniczy z absurdem. W ramach tej domeny występują zarówno formy, gdzie omawiana cecha wyrażona jest *explicit*e, jak również takie, gdzie jest jedynie presuponowana, por.:

- Deine Mutter ist so dumm. Sie versuche einen Stein auf den Boden zu werfen und trifft nicht.
- Deine Mutter ist so dumm. Sie nimmt Brot mit aufs WC, um die WC-Ente zu füttern.
- Deine Mutter ist so dumm. Sie steigt sogar auf den G 8 Gipfel.
- Deine Mutter ist so dumm. Sie lässt Wasser anbrennen.
- Deine Mutter ist so dumm. Wenn der PC brennt, drückt sie auf löschen.
- Deine Mutter ist so dumm. Die macht den Joghurt im Supermarkt auf, weil an der Lasche steht, hier öffnen.
- Deine Mutter ist do dämlich, dass sie deutsche Zigaretten nach Polen schmuggelt.
- Deine Mutter ist so dumm. Sie kaufte eine solarbetriebene Taschenlampe!
- Deine Mutter ist so dumm. Sie kaufte sich eine Videokamera, um Filme im Fernsehen aufzunehmen.
- Deine Mutter ist so doof. Sie läuft gegen eine Wand und sagt Entschuldigung!
- Deine Mutter sucht Rechtschreibfehler im Duden.
- Deine Mutter schüttet Actimel über den Computer, damit er vor Viren geschützt ist.
- Deine Mutter schnallt sich einen Fahrradhelm auf den Rücken und spielt Ninjaturtles.
- Deine Mudda sortiert M&M's alphabetisch.
- Deine Mudda klaut Ballons am Ballonsgratistag!
- Deine Mutter lispelt beim Chatten.
- Deine Mutter schaut bei einere Glastür durchs Schlüsselloch.
- Deine Mutter klaut den Enten das Brot vom Teich.
- Deine Mudda verkauft Stöcke/Äste im Wald.
- Deine Mama will von Obama Negerküsse.
- Deine Mutter föhnt sich beim Baden!

- Deine Mutter bestellt ihren Führerschein bei Neckermann.
- Deine Mutter spielt alleine Karten und schummelt.
- Deine Mutter geht zum Plus und sucht nach dem Minus.
- Deine Mutter steht aufm Kabel und denkt, sie wäre online.

Na wygląd profilowanej postaci składa się wiele czynników. Wśród nich szczególnie rolę zdaje się odgrywać tzw. domena żywieniowa, która z reguły dotyczy (nadmiernych) ilości oraz (niekonwencjonalnego) sposobu spożywania pokarmu.

- Wenn deine Mudda einen Tag nichts essen würde, wäre der Welthunger besiegt.
- Deine Mutter trinkt Barbecuesauce als Erfrischungsgetränk.
- Für die einen ist es die längste Praline der Welt, für deine Mutter ist es nur ein Krümmel!
- Deine Mutter macht 12 Diäten gleichzeitig – von einer alleine wird sie nicht satt.
- Deine Mutter wurde im Supermarkt eingesperrt und verhungerte.
- Deine Mutter isst Kürbisjoghurt mit ganzen Früchten.
- Deine Mutter kann eine Milka unter 19 Sekunden aufessen.
- Deine Mutter kaut Suppe.

Analizowane teksty kreują także ironiczno-satyryczne pole opiekuńczości, na które składa się cały zespół cech negatywnych. Nie ma wśród nich miejsca na pozytywne konotacje stereotypowe związane z wychowaniem czy poświęceniem dla rodziny, takie jak miłość, troska, dobroć, czułość, wyrozumiałość czy odpowiedzialność, por.:

- Deine Mutter liebt dich nur wegen dem Kindergeld!
- Deine Mutter hat angerufen, du sollst sie abholen. Sie hat ihr Busgeld versoffen.

Domena ilustrująca relacje między rodzicami jest także dość słabo eksponowana w analizowanym materiale. Znajdujemy tylko bardzo nieliczne odnośniki czy wątki tematyczne, które podejmują kwestię relacji matka-ojciec

- Dein Vater sagt zu deiner Mutter Bruder.
- Dein Vater nimmt deine Mutter mit zur Arbeit, damit er ihr keinen Abschiedskuss geben muss.
- Deine Mutter klaut Freibier und dein Vater steht Schmiere.

Autorzy analizowanych tekstów rzadko dają w nich wyraz swej świadomości, że matka dała im życie. Świadczy o tym znikoma ilość tekstów odwołujących się do najbardziej oczywistej domeny rodzenia. Fakt tak słabej ekspozycji tej cechy można tłumaczyć tym, że po pierwsze cecha ta jest oczywistą, inwariantną cechą związaną ze stereotypowym pojmowaniem matki, a po drugie, przytaczane teksty nie zawierają właściwie wartościowań pozytywnych, por.:

- Deine Mutter wollte dich 2 Wochen nach deiner Geburt immer noch abtreiben.

Pośród analizowanych tekstów spotykamy różne sposoby czy zabiegi językowe zmierzające do osiągnięcia efektów satyrycznych (nie zawsze jest to efekt rozśmieszający). Do najczęściej występujących mechanizmów należą: gra językowa usytuowana przeważnie na płaszczyźnie słowa, wyolbrzymianie rozumiane jako groteskowość, parodiowanie czy przesada, operowanie anachronizmami w zakresie zwyczajów czy sposobu zachowania, tzw. pogwałcenie norm zachowania praktycznego jak np. wykonywanie czynności bezcelowej, komplikowanie prostego zadania, niezręczność, niezdarność, niewłaściwy dobór środków do osiągnięcia jakiegoś celu, błędne wnioskowanie czy fałszywe skojarzenia (por. także Gołaszewska 1987: 24-25). Jak pokazują przytoczone teksty, zawarty w nich poziom żartu jest różny. Niesamowitość czy niewyobrażalność opisywanych sytuacji może wywoływać różne reakcje. Czasem budzi pobłażliwy uśmiech, częściej zdziwienie, ale nader często niesmak czy wzburzenie odbiorcy¹⁷.

5. Uwagi końcowe

Aspekt badawczy stanowiący sedno niniejszych rozważań wpisuje się w ogólny nurt badań nad stereotypem, wartościami, młodzieżą, a częściowo także w obszar poznawania struktury wartości indywidualnych. Analiza językowego stereotypu *matki* prowadzona z perspektywy satyrycznych tekstów w języku niemieckim o silnym nacechowaniu ekspresywnym prowadzi nie tyle do rekonstrukcji czy dopełnienia obrazu tej postaci, co do jego całkowitej rewizji. Wszak normą kulturowo-obyczajową jest okazywanie matce szacunku. Matce zwykle się nie ubliża, a odpowiedni sposób

¹⁷ W celu oceny śmieszności czy zabawności analizowanych tekstów przeprowadziliśmy ankietę wśród studentów III-V roku germanistyki. Ponieważ zamierzeniem niemożliwym byłoby przedstawienie osobom ankietowanym wszystkich analizowanych tekstów, dokonaliśmy arbitralnego wyboru materiału do oceny jego śmieszności. Wybraliśmy ponad 100 tekstów począwszy od tych –jak nam się wydaje– najbardziej neutralnych po te bardziej kontrowersyjne. Weryfikacja empiryczna omawianych treści wykazała, że większość tekstów została przez respondentów zakwalifikowana jako teksty nieśmieszne, obraźliwe, niesmaczne lub uwłaczające godności *matki*. Do najczęściej pojawiających się komentarzy należały: *to skandal, przesada, jestem oburzony (zniesmaczony), matka jest nietykalna, to już przegięcie, tak nie mówi się o matce, jak można tak pisać o matce* i wiele innych. Ankieta przeprowadzona została wśród młodzieży polskiej, podczas gdy autorami analizowanych tekstów są przedstawiciele młodzieży żyjącej w Niemczech, a Polska i Niemcy, mimo geograficznego sąsiedztwa są krajami, które różnią się od siebie pod wieloma względami (względy społeczne, ekonomiczne, kulturowe). Różnice dotyczą także sposobu postrzegania i kategoryzowania rzeczywistości oraz systemu wartości. O istniejących różnicach świadczą także badania prowadzone przez Adamczyka, które wykazały, że dla młodzieży niemieckiej rodzina (ojciec, matka) na przykład „w kwestiach stylu życia [...] nie odgrywa żadnej roli [...]. I w związku z tym młodzież niemiecka jest bardziej podatna [...] na modyfikacje wartości indywidualnych” niż młodzież polska (Adamczyk 2003: 75). Przeprowadzona ankieta nie może, rzecz jasna, być podstawą do wysnuwania daleko idących wniosków. Może natomiast posłużyć jako czynnik orientacyjny w zakresie zarówno typu poczucia humoru, jak i postrzegania stereotypu matki oraz istniejących różnic pośród młodzieży oraz tzw. młodych dorosłych w obydwu krajach.

zachowania czy traktowania jej jest społeczną normą. Wyłaniający się z analizowanego materiału wizerunek *matki* jest jednak zupełnie inny. Na obraz ten składają się w przeważającej mierze cechy jednorazowe, sformułowane z perspektywy ludzi młodych. W wielu tekstach ich autorstwa widoczny jest subiektywizm aksjologiczny oraz okazjonalne konotacje o nacechowaniu negatywnym przy jednoczesnym braku sądów pozytywnie wartościujących. Warto zastanowić się nad przyczynami takiego ujęcia opisywanej postaci. Jedną z nich stanowi najpewniej ogólna postawa charakterystyczna dla (dorastającej) młodzieży, tj. postawa, która jest silnie nacechowana emocjonalnie i domaga się bezwzględnej i nieustannej akceptacji najbliższego otoczenia (Tomczak 1994: 91). Do innych przyczyn prowadzących do tworzenia stereotypowych wyobrażeń przez młodzież, którym towarzyszą oceny zdecydowanie negatywne, zaliczyć można także charakterystyczną dla tego wieku oscylację pomiędzy nastrojami krańcowymi, wzmożoną emocjonalność, nieposkromioną fantazję, chęć dobrej zabawy za wszelką cenę oraz wzrost krytycyzmu, którego obiektem staje się zazwyczaj najbliższe otoczenie. Jako ich cel natomiast można wskazać chęć „usprawiedliwiania własnych, negatywnie ocenianych zachowań, [...] [tudzież chęć odregulowania, bądź tworzenia] narzędzia komunikacji, [...] potwierdzania przynależności społecznej [i] zdobywania aprobaty i uznania” (Kofta/Jasińska-Kania 2001: 58)¹⁸. Trudno orzec, czy w analizowanych tekstach rysuje się jakiś spójny zespół wartości, ponieważ stanowią one specyficzny rodzaj tekstu, który jest silnie nacechowany emocjonalnie i pisany z perspektywy oceniającej, a nie opisującej. Wyłaniająca się z przytoczonych tekstów postać matki ujawnia elementy destrukcji czy deszyfracji dawnego, nietykalnego stereotypu czy mitu. Mitotwórcza i symboliczno-kulturowa funkcja stereotypów stawia pod znakiem zapytania prawdziwość stereotypów oraz ich rolę w „wyznaczaniu miejsca i sposobów zachowań w oswojonym świecie” (Bartmiński 1998: 65). Jednakże kryterium prawdziwości nie może być uznane za jedyne słuszne, a to z racji tego, iż „obrazy w głowie” mogą przyjmować naddane wartości znaczeniowe, funkcjonować jako symbole wtórne, tudzież poddawać się interpretacji archetypicznej, zawierać treści afektywne oraz być budowane z określonego punktu widzenia systemu norm, wartości, ocen czy wzorów osobowych (ibidem, s. 66). Przez wykreowany za pośrednictwem zaprezentowanych tekstów świat snuje się zupełnie inna postać matki, niż ta, o której mówi świat przyjętych konwencji czy stereotypów. Jednakże wyłaniający się z tych tekstów stereotyp *matki* jest nie tylko niesmaczny czy obraźliwy, lecz tendencyjny i niesprawiedliwy. Według analizowanych treści matka to osoba obojętna, nie dbająca o siebie, dziecko i rodzinę, którą przerasta spoczywająca na niej odpowiedzialność. Przez to zasługuje na drwinę, ironię czy sarkazm. Teksty te zdominowane są przez postać matki brzydkiej, zaniedbanej, głupiej, wręcz infantylnej, złej, czasem uciążliwej, generalnie osoby, za którą trzeba się wstydzić. Bardzo słabo zarysowana problematyka macierzyństwa

¹⁸ Inne przyczyny powstawania tekstów tego rodzaju oraz ich funkcje wynikają przede wszystkim ze specyfiki środowiska, w którym funkcjonują. Jak pisze „Die Zeit”, „es handelt sich vor allem um ein Ventil zu Aggressionsabbau, weil Frustration und Aggressivität in unterprivilegierten afroamerikanischen Milieus besonders weit verbreitet seien. Die in diesen Kreisen nur schwach ausgeprägten Hemmschwellen begünstigen die Entstehung des Rituals...” (www.zeit.de).

niewiele ma wspólnego z tradycyjnym wyobrażeniem w tym zakresie. Brak tu wyidealizowanego obrazu matki, to z czym zostajemy skonfrontowani po lekturze zaprezentowanych tekstów, to oględnie mówiąc całkowita rewizja tradycyjnych, skonwencjonalizowanych wyobrażeń o matce i jej roli w społeczeństwie czy rodzinie. W analizowanych tekstach widoczne są ponadto cechy moralnej obojętności, wręcz nihilizmu, całkowity brak odniesienia do obowiązujących prawideł czy norm. Takie postrzeganie postaci *matki* znajduje także swe odbicie w subiektywnym, silnie wartościującym słownictwie. Zarówno przy opisie cech zewnętrznych, jak i wewnętrznych, występują formy eksplicytne oraz takie środki wyrazu, w których rzekomy bezmiar infantylności profilowanej postaci jest jedynie implikowany. Wiele przytoczonych przykładów zawiera informacje presuponowane leksykalnie, a więc takie, które pozostają niejako w tle profilowanego pojęcia, poza asercją. Tematyka analizowanej bazy materiałowej jest dość płytka i oscyluje w zasadzie wokół dwóch wątków: wygląd i głupota. Inne domeny pozostają całkowicie w cieniu tych wymienionych powyżej lub podejmowane są sporadycznie. Do takich zaliczyć należy domenę rodzenia, wychowania, odpowiedzialności, autorytetu czy wzajemnych relacji małżeńskich. Konkludując, stwierdzić można, że analizowane teksty zadają kłam twierdzeniu o „tendencji pozytywnym stereotypie matki”, jak i powszechnie panującej tezie, że satyryczny obraz matki rzekomo nie istnieje, a jego brak wynika z głęboko zakorzonego szacunku dla rodzicielki. Jak widać, jest zupełnie inaczej. Nawet postać matki może stanowić obiekt niewybrednej kpiny, drwiny, satyry a nawet cynizmu, których recepcja często wywołuje u odbiorcy niedowierzanie lub prowadzi do jego irytacji, a nawet oburzenia. Wyłaniający się z analizowanych tekstów obraz *matki* jest niebywały i zatrważający. Jego dojmujący wydzźwięk łagodzi jedynie (choć w stopniu niedostatecznym) mocno zaakcentowany czynnik satyryczny, który przedstawiając w krzywym zwierciadle opisywany świat, pozwala spojrzeć na niego z przymrużeniem oka, a także charakterystyczna dla młodzieży wzmoczona emocjonalność, która –jak twierdzi Bokszański- może prowadzić do takiej (re-)konstrukcji obrazu rzeczywistości, który często stanowi przewartościowanie jego utrwalonego paradygmatu (Bokszański 1997: 126). Lektura analizowanych tekstów skłania jednak przede wszystkim do refleksji nad widocznym przewartościowaniem systemu wartości, nad potencjalnymi konsekwencjami tego rodzaju (poczucia) humoru, jak również nad przekraczaniem/przekraczalnością pewnych granic (nie tylko dobrego smaku). Pozostaje mieć nadzieję, że tego rodzaju teksty nie są wyrazem światopoglądu swych autorów, a jedynie tzw. „momentem zachowania” (Passi 1980: 209) na drodze dorastania do służby wartościom, które mogą przecież znajdować swój wyraz w różnorodnych treściach i formach komicznych, gdyż „komizm wiąże się z [...] różnymi wartościami, może sprzyjać ich internalizowaniu, wpajaniu, [...] może nam [...] te wartości przybliżać [i] czynić atrakcyjnymi” (Gołaszewska 1987: 76-77).

Literatura:

- Adamczyk, Grzegorz (2003): *Wartości społeczne w świadomości młodzieży niemieckiej i polskiej*. Lublin.
- Bachelard, Gaston (1975): *Wyobrażenia poetycka*. Warszawa.
- Bartmiński, Jerzy (2007a): *Językowe podstawy obrazu świata*. Lublin.
- Bartmiński, Jerzy (2007b): *Stereotypy mieszkają w języku. Studia etnolingwistyczne*. Lublin.
- Bartmiński, Jerzy (2003): *Miejsce wartości w językowym obrazie świata*. W: Bartmiński, Jerzy (ed.): *Język w kręgu wartości. Studia semantyczne*. Lublin, 59-86.
- Bartmiński, Jerzy (2001): *Język w kontekście kultury*. W: Bartmiński, Jerzy (ed.): *Współczesny język polski*, Lublin, 13-22.
- Bartmiński, Jerzy (1998): *Podstawy lingwistycznych badań nad stereotypem – na przykładzie stereotypu matki*. W: Bartmiński, Jerzy, Anusiewicz, Janusz (eds.): *Język a kultura*, t.12, Wrocław, 63-83.
- Bartmiński, Jerzy (1993): *O profilowaniu pojęć w słowniku etnolingwistycznym*. W: *Profilowanie pojęć. Wybór prac, zestawił Bartmiński, Jerzy*, Lublin, 7-17.
- Bartmiński, Jerzy (1985): *Stereotyp jako przedmiot lingwistyki (I)*. W: Basaj, Mieczysław, Rytel, Danuta (ed.): *Z problemów frazeologii polskiej i słowiańskiej*, t.3, Wrocław, 25-53.
- Bartmiński, Jerzy, Niebrzegowska, Stanisława (1998): *Profile a podmiotowa interpretacja świata*. W: Bartmiński, Jerzy, Tokarski, Ryszard (eds.): *Profilowanie w języku i tekście*, Lublin, 211-223.
- Bartmiński, Jerzy, Panasiuk, Jolanta (2001): *Stereotypy językowe*. W: Bartmiński, Jerzy (ed.): *Współczesny język polski*, Lublin, 371-395.
- Bielińska-Gardziel, Iwona (2009): *Stereotyp rodziny we współczesnej polszczyźnie*. Warszawa.
- Błuszkowski, Jan (2003): *Stereotypy narodowe w świadomości Polaków*. Warszawa.
- Bokszański, Zbigniew (1997): *Stereotypy a kultura*. Wrocław.
- Brzozowska, Dorota (2008): *Polski dowcip etniczny*. Opole.
- Chlebda, Wojciech (1998): *Stereotyp jako jedność języka, myślenia i działania*. W: Bartmiński, Jerzy, Anusiewicz, Janusz (eds.): *Stereotyp jako przedmiot lingwistyki. Teoria, metodologia, analizy empiryczne*. *Język a kultura*, t. 12, Wrocław, 31-41.
- Dampc, Renata (1995): *Mit matki i macochy w baśniach braci Grimm*. W: Szewczyk, Grażyna (ed.): *Postać matki w niemieckiej i polskiej literaturze XIX i XX wieku*. Katowice, 20-34.
- Gołaszewska, Maria (1987): *Śmieszność i komizm*. Wrocław.
- Gulda, Helena (1990): *Zmiany postaw młodzieży wobec niektórych wartości życiowych*. Gdańsk.
- Habrajska, Grażyna (2000): *Metody ankietowe i analiza tekstów w badaniach językowego obrazu świata*. W: Dąbrowska, Anna, Anusiewicz, Janusz (eds.): *Językowy obraz świata i kultura*. *Język a kultura*, t.13, Wrocław 73-84.
- Jagiełło, Jadwiga (1980): *Matka*, [hasło w:] Bartmiński, Jerzy (ed.): *Słownik ludowych stereotypów językowych*. Zeszyt próbny, Wrocław.
- Kardela, Henryk (1999): *Ogdena i Richardsa trójkąt uzupełniony, czyli co bada gramatyka kognitywna*. W: Bartmiński, Jerzy (ed.): *Językowy obraz świata*, Lublin, 15-37.

- Karwatowska, Małgorzata (1998): *Semantyczny obraz MATKI w wypowiedziach uczniów (autor, intencja tekstu i gatunkowe wyznaczniki charakterystyki)*. W: Porayski-Pomsta, Józef, Podracki, Jerzy (eds.): *Tekst-wypowiedź-dyskurs w dydaktyce szkolnej*. Warszawa, 70-78.
- Karwatowska, Małgorzata (1997): *Matka w ocenie dzieci i młodzieży*. W: Ożdżyński, Jan, Rittel, Teodozja (eds.): *Sprawności językowe*. Kraków, 243-252.
- Kofta, Mirosława, Jasińska-Kania, Aleksandra (eds.) (2001): *Stereotypy i uprzedzenia. Uwarunkowania psychologiczne i kulturowe*. Warszawa.
- Krzyszowski, Tomasz (1999): *Aksjologiczne aspekty semantyki językowej*. Toruń.
- Krzyżanowski, Julian (1970): *Nowa księga przysłów i wyrażeń przysłowiowych polskich*. Warszawa.
- Laskowska, Elżbieta (1992): *Wartościowanie w języku potocznym*. Bydgoszcz.
- Lippmann, Walter (1922): *Public Opinion*. New York.
- Monczka-Ciechomska, Magda (1992): *Mit kobiety w polskiej kulturze*. W: Walczewska, Sławomira: *Głos mają kobiety*. Kraków, 95-101.
- Muszyński, Zbysław (1998): „*Profilowanie*” *profilowania*. W: Bartmiński, Jerzy, Tokarski, Ryszard (eds.): *Profilowanie w języku i tekście*. Lublin, 19-34.
- Panasiuk, Jolanta (1998): *O zmienności stereotypów*. W: Anusiewicz, Janusz, Bartmiński, Jerzy (eds.): *Stereotyp jako przedmiot lingwistyki. Teoria, metodologia, analizy empiryczne*. Język a kultura, t. 12, Wrocław, 84-98.
- Passi, Izaak (1980): *Powaga śmieszności*. Warszawa.
- Putnam, Hilary (1975): *Mind, Language and Reality*. W: „Philosophical Papers”, vol. 2, Cambridge.
- Puzynina, Jadwiga (1992): *Język wartości*. Warszawa.
- Schaff, Adam (1967): *Szkice z filozofii języka*. Warszawa.
- Szewczyk, Grażyna (1995): *Mit matki i jego konkretyzacje w powieści Elisabeth Langgässer pt. Prosperina. Eine Kindheitsmythe*. W: Szewczyk, Grażyna (ed.): *Postać matki w niemieckiej i polskiej literaturze XIX i XX wieku*. Katowice, 35-46.
- Tomczak, Lucyna (1994): *Nacechowanie aksjologiczne wyrażeń w opisie najbliższych członków rodziny przez dorastającą młodzież*. W: Anusiewicz, Janusz, Siciński, Bogdan (eds.): *Języki subkultur. Język a kultura*, t. 10, Wrocław, 81-92.
- Tomczuk-Wasilewska, Jolanta (2009): *Psychologia humoru*. Lublin.
- Wowro, Iwona (2012): *Elementy stereotypizacji i profilowania postaci kobiety i mężczyzny na przykładzie wybranej twórczości aforystycznej*. (w druku).
- Wowro, Iwona (2010): *Językowe wykładniki ekspresywności i humoru na przykładzie felietonistyki Henryka Martenki*. W: *Poradnik Językowy* 9, Warszawa, 73-87

Źródła internetowe:

- <http://www.deine-mutter.de/2011/04/08/deine-mutter-de-im-neuen-design-und-neuen-spruchen/> [DW 14.09.2011]
- <http://www.deine-mutter.de/2011/03/17/neue-und-fiese-muttersprueche-2011> [DW 14.09.2011]
- <http://www.mutterwitze.org/> [DW 6.09.2011]
- <http://sprueche.vorlaut.de/archiv/mutter.html> [DW 6.09.2011]
- www.zeit.de/2011/03/Spize [DW 9.10.2011].

Abstrakt

Obraz *matki* we współczesnych tekstach o nacechowaniu ekspresywnym (na przykładzie języka niemieckiego).

Celem artykułu jest spojrzenie na stereotyp matki, który jest stereotypem powszechnym, występującym w każdym języku i kręgu kulturowym. Jest ponadto stereotypem nie tylko rozbudowanym językowo, znajdującym swe odbicie w różnego rodzaju tekstach, i literackich, i potocznych, stanowi także przedmiot wielu analiz czy rozważań naukowych. Ilustracją prowadzonych rozważań dotyczących językowego obrazu matki są wybrane, krótkie teksty współczesne w języku niemieckim o nacechowaniu ekspresywnym, które opisują i charakteryzują wartościująco postać dzisiejszej matki w sposób odbiegający od tradycyjnych ujęć. Wyłaniający się z nich obraz matki jest niebywały i zatrważający a jego recepcja często wywołuje u odbiorcy niedowierzenie lub prowadzi do jego irytacji, a nawet oburzenia.

Słowa kluczowe

stereotyp, matka, satyra

Abstract

The image of *mother* in contemporary expressive texts (illustrated by the example of German language)

The aim of the article is to look at the stereotype of mother which is a common stereotype occurring in every language and cultural circle. Moreover, it is not only a linguistically complex stereotype, which finds its reflection in different types of texts: literary and colloquial ones, but also a subject of numerous analyses and scientific reflections. Reflections on the linguistic image of mother are illustrated by the example of short contemporary expressive texts in German, which describe and evaluate the image of a present mother in the manner that diverges from the traditional concept. The picture of mother emerging from them is amazing and frightening and its reception often evokes a reaction of disbelief, irritation or even outrage in a recipient.

Keywords

stereotype, mother, satire

W poszukiwaniu źródeł aktywności seniorów. Studium przypadku z pogranicza glottodydaktyki i geragogiki

1. Wprowadzenie

Wraz z rozwojem gerontologii i dyscyplin jej pokrewnych, starość stopniowo przestaje być niewiadomą (zob. Baltes, Baltes 1994, s. 1-n.; Jasper 2002, s. 9-n.; Wingchen 2004). Przestaje budzić niepokój i lęk. Młode pokolenia coraz częściej cechuje otwartość na ludzi starych i gotowość do wzajemnych z nimi interakcji. Wszak każdy wiek ma coś do zaoferowania i obie strony tego międzypokoleniowego dialogu zaczynają dostrzegać rodzące się na tym gruncie korzyści. Także dla części samych seniorów pojęcie złotej jesieni życia traci wydzźwięk pustego sloganu. Coraz częściej nabiera rzeczywistego znaczenia. Rzeczywistość XXI wieku, zwłaszcza w państwach wysokorozwiniętych i ekonomicznie ustabilizowanych, pozwala im aktywnie uczestniczyć w życiu społecznym, spełniać marzenia, realizować się w różnych sferach życia, być szczęśliwymi. Nie oznacza to jednak, że na temat starości, na temat starych ludzi wiemy już wszystko (zob. np. Stuart-Hamilton 2006; Lehr 2007; Martin, Kliegel 2008; Backes, Clemens 2008; Hill 2009). W świadomości wielu ludzi starość nadal budzi negatywne skojarzenia, emocje, a nawet postawy i zachowania (zob. Kołodziej 2006, s. 91-n.; Szukalski 2008, s. 16-n.). Uwidacznia się to także w niedostosowaniu polskiego systemu państwowego, który dopiero od niedawna zaczął reagować na nowe okoliczności demograficzne, np. wdrażając programy przeciwko dyskryminacji osób starszych, przeciwko ich wykluczeniu społecznemu czy służące ich aktywizacji zawodowej, a także ułatwiające dostęp do edukacji i kultury. Negatywne wyobrażenie o starości nieobce jest także samym seniorom, którzy nie zawsze świadomi są swoich praw obywatelskich, swojego potencjału twórczego czy rzeczywistych potrzeb.¹ Potrzeba wiedzy na temat mechanizmów starości jest więc coraz

¹ Sposób postrzegania starości i starych ludzi uwarunkowany jest historycznie oraz kulturowo. W jednym kręgu kulturowym starzy ludzie byli wywyższani i okazywano im szczególne względy, podczas gdy w innym spychano ich na margines społeczeństwa. Niejednorodność ta źródło znajduje w różnicach w strukturze społecznej poszczególnych kultur, ich złożoności i stopniu rozwoju. Georges Minois (1995, s. 17) odnosząc się do historii starości na obszarze Europy, w okresie od antyku do renesansu, proces zmienności politycznej i społecznej roli starych opisał jako „*ewolucję o zębatym przebiegu, która zmierza w kierunku degradacji*”. Wobec nowych faktów: prognoz demograficznych, teorii przejścia demograficznego, coraz bardziej szczegółowej wiedzy na temat procesów starzenia się i zachowań w okresie starości, a także szeroko rozumianego postępu naukowo-technicznego, należy przypuszczać, że ów

silniejsza. Manifestowana jest przez różnych uczestników życia społecznego (zarówno młodych, jak i starych), a także przez szeroko rozumiane instytucje państwowe, społeczne i prywatne. Dlatego też w dalszym ciągu podejmowane są coraz to nowsze badania, zarówno w zakresie teorii, jak i empirii, mające na celu uzyskanie odpowiedzi na liczne jeszcze w tej materii niewiadome. Wiele z tych badań ma na celu ukazanie starości w sposób podmiotowy, z perspektywy człowieka w trzecim, a nawet czwartym wieku życia. Są to najczęściej badania odwołujące się do metodologii jakościowej lub pluralistycznej, łączącej w sobie metody jakościowe z ilościowymi (zob. np. Denzin, Lincoln 2009; Pilch, Bauman 2010; Kubinowski 2010). Z pewnością świadomy i aktywny udział seniorów w tego typu badaniach dostarcza dodatkowych i jakże cennych informacji, których ilościowe analizy statystyczne dostarczyć niestety nie mogą. Można też przypuszczać, że wyniki tego typu badań spotykają się ze znacznie większym zainteresowaniem ze strony samych seniorów, którzy pragną dowiedzieć się czegoś na temat swoich rówieśników, a pośrednio także i na swój. W przypadku kadr naukowych zdania na temat korzyści wypływających z zastosowania takiej czy innej metodologii badań nadal są podzielone, choć wydaje się, że w perspektywie czasowej znacznie bliżej dziś do kompromisu (zob. Palka 2006, s. 60-n.; Krüger 2007, s. 185-n.). Niezależnie jednak od zastosowanej w badaniach metodologii, od zakresu ich tematycznego, podmiotowego i terytorialnego osadzenia, niemal zawsze wnoszą one w dyskurs naukowy nową wiedzę. Może być to wiedza dotycząca bezpośrednio podmiotu lub przedmiotu badań. Może być to również wiedza użyteczna dla badacza, gdyż dotycząca zastosowanej metodologii badań oraz jej skuteczności. Z jednej strony badania stają się odpowiedzią na potrzeby społeczne, z drugiej zaś są gruntem dla rozwoju, w tym przypadku w dalszym ciągu młodej dyscypliny naukowej, jaką jest gerontologia, a w jej ramach także geragogika; tym samym i glottogeragogika (Zych 2010, s. 62-63; Berndt 2010, s. 93). Nowe badania umożliwiają weryfikację bądź uzupełnienie dotychczasowego stanu wiedzy na temat starzenia się i starości. Prowokują pytania. Naprowadzają świat nauki na nowe pola badawcze, wymagające często pogłębionej eksploracji. Proces aktywności seniorów uznać należy w tym przypadku za jedno z takich pól badawczych. Ich choć problemy starości i starych ludzi nurtowały już myśliciele starożytnych (np. Hipokratesa, Platona, Arystotelesa, Cyserona), to w dobie tak dynamicznych zmian społeczno-kulturowych, jakich współcześnie doświadczamy, zakres niewiadomych na ten temat wciąż wzrasta (Zych 1999, s. 17). Jednocześnie pod wpływem tych zmian zwiększa się potencjał badawczy poszczególnych zjawisk społecznych (np. starzenia się i starości). To zaś wymaga niekiedy nowatorskiego podejścia w zakresie metodologii badawczej, która do ich zbadania ma zostać wykorzystana.

proces w przyszłości będzie przybierał raczej postać sinusoidalną. Udział i znaczenie starszych pokoleń w życiu społecznym uwarunkowane będzie nie tyle wartością, jaką przypisuje się starości, ta bowiem stale wzrasta, co odsetkiem seniorów w całej populacji. Nieco innymi prawami w dalszym ciągu będą się rządzić kultury prymitywne, które choć w coraz większym stopniu podlegają wpływom cywilizacji zachodniej, to jednak w pewnym zakresie pozostają autonomiczne (zob. Minois 1995; Bois 1996).

2. Założenia metodologiczne

Pomimo, że badanie będące przedmiotem niniejszego opracowania stanowi analizę tylko jednego przypadku² (zob. Stake 2009, s. 623-n.; Kubinowski 2010, s. 171-n.), to w pewnym zakresie pełni każdą z wymienionych powyżej funkcji. Ma na celu weryfikację tezy, w myśl której źródeł aktywności człowieka w okresie starości należy poszukiwać nie tylko w jego aktualnym otoczeniu społeczno-kulturowym oraz aktualnym stanie psychofizycznym czy statusie ekonomicznym, lecz również w przeszłości. Wówczas to bowiem, pod wpływem całościowej korelacji takich czynników, jak predyspozycje osobnicze, otoczenie społeczno-kulturowe, edukacja, doświadczenia życiowe, przyzwyczajenia, stan posiadania, los itd., stopniowo kształtował się określony model jego postępowania życiowego, inaczej: styl życia. I to ów styl stanowi zazwyczaj fundament dla aktywności człowieka w okresie starości, choć inne okoliczności, jak chociażby stan zdrowia czy kontekst kulturowy pozostają nie mniej ważne (zob. Zych 1999, s. 143-n.; Czerniawska 2000, s. 169-n.; Lehr 2007, s. 46-n.; Martin, Kliegel 2008, s. 57-n.; Pakuła 2010). Badanie to zwraca także uwagę na nowe obszary aktywności seniorów realizowane w cyberprzestrzeni, które zwłaszcza w kontekście polskim wymagają pogłębionej analizy. W końcu ukazuje „warsztat pracy badacza”, a więc strategię poszukiwania interesujących go informacji, z jej wadami i zaletami, zagrożeniami i potencjałem.

Przedmiotowe badanie jest w toku. Podjęte zostało w grudniu 2010 roku, a termin jego zakończenia nie jest jeszcze znany. Uzależniony jest od decyzji jednej ze stron uczestniczących w badaniu: badacza lub podmiotu badań. Jest to wywiad nieskategoryzowany prowadzony za pośrednictwem medium elektronicznego, jakim jest Internet.³ Częstotliwość kontaktów jest zmienna. Wiadomości od mojego adwersarza rejestrowane są zazwyczaj w przedziale godzinowym 20.00-24.00. Wywiad nie był wcześniej planowany, choć poszczególne pytania, a jak sądzę także i odpowiedzi na nie, zostały gruntownie przemyślane.

Wywiad został ukierunkowany na problematykę uczenia się języków obcych w okresie późnej dorosłości oraz na zagadnienie międzykulturowości. Wiedza o prawidłowościach rządzących procesem uczenia się, jak również wiedza na temat potrzeb człowieka i podejmowanych przez niego ról społecznych w kolejnych okresach

² Użycie określenia „jeden przypadek” wynika z nomenklatury stosowanej w dyskursie naukowym, zwłaszcza w odniesieniu do metodologii badawczej. Zabieg taki jest też spowodowany chęcią nawiązania do tytułu niniejszego artykułu. Pisząc „jeden przypadek” mam jednak na myśli jeden podmiot, uczestniczący w badaniu w pełni świadomie, z własnej woli, a nawet z własnej inicjatywy.

³ Uszczegóławiając, wywiad początkowo prowadzony był poprzez skrzynkę pocztową forum internetowego „Klub Senior Cafe” udostępnianą pod adresem www.senior.pl zarejestrowanym użytkownikom tegoż forum. W żargonie forumowiczów „skrzynka” ta nazywana jest „privem”. W kontakcie na „privie” pozostawałam z podmiotem badania przez okres ok. dwóch miesięcy. Za obopólną zgodą wywiad przeniesiony został na prywatne skrzynki e-mailowe. Korzystając z oprogramowania Outlook omija się bowiem żmudną procedurę logowania do serwisu KSC (Klub Senior Cafe). To zaś oszczędza cenny czas. Eliminuje także zbędne czynności, co nie jest bez znaczenia.

ontogenezy, pozwalają postawić tezę, że po okresie nauki formalnej i obligatoryjnej chcąc uczestniczyć w procesie uczenia się człowiek musi być aktywny. Aktywność ta przejawia się w sposób bardzo różny. Niewątpliwie objawia się w określonych czynnościach, których wykonanie umożliwia dotarcie do źródła informacji będącej przedmiotem zainteresowania. Aktywność może być więc rozpatrywana w wymiarze indywidualnym (w rozumieniu odosobnionych czynów fizycznych), a nawet duchowym. Może także wyrażać się w reakcji na bodźce płynące z otoczenia społeczno-kulturowego bądź przyjmować postać interakcji z drugim człowiekiem lub z grupą ludzi. Dotyczy to m.in. seniorów (zob. np. Harwas-Napierała, Trempała 2005; Stuart-Hamilton 2006; Lehr 2007; Boyd, Bee 2008; Martin, Kliegel 2008). Dlatego też wywiad, który miał dotyczyć uczenia się języków obcych w krótkim czasie stał się wywiadem poruszającym szereg innych kwestii, które zamykają się w ramach procesu życiowej aktywności, niekoniecznie edukacyjnej. Każdy bowiem, nawet najmniejszy komunikat oprócz informacji głównej (o kształceniu językowym) może zawierać także informację poboczną (o innych aktywnościach). Tak stało się w tym przypadku.

Zajmując się dużym projektem badawczym ukierunkowanym na analizę potrzeb oraz możliwości polskich seniorów w zakresie ich udziału w kursach językowych prowadzonych w warunkach międzykulturowości, jako jedno ze źródeł informacji na ten temat postanowiłam wykorzystać Internet. Korzystając z jednego z wyspecjalizowanych portali internetowych, umożliwiających prowadzenie badań za pośrednictwem tego medium, opracowałam elektroniczną wersję ankiety skierowaną do osób starszych w wieku 50+ i seniorów uczących się języka obcego. Za konieczne uznałam przeszukanie zasobów Internetu w miejscach wirtualnych spotkań seniorów oraz wszędzie tam, gdzie dyskutuje się na temat nauczania/uczenia się języków obcych. Wybór padł na portale społecznościowe spełniające dwa powyższe kryteria jednocześnie. Moją szczególną uwagę zwrócił prawdopodobnie największy i najbardziej popularny wśród seniorów serwis www.senior.pl i udostępniane pod jego szyldem forum „Klub Senior Cafe”. I to głównie na jego obszarze skoncentrowałam swoją działalność. Szybko zorientowałam się, że forumowiczów podzielić można na biernych odbiorców – jedynie czytają zamieszczone przez innych informacje, na aktywnych, jednak udzielających się na forum rzadko – przypisuje się im miano „początkujący forumowicz”, oraz na wyjątkowo aktywnych, o bardzo rozległych zainteresowaniach, często odpowiadających na posty, prowadzących swoje wątki, którym nieobca jest też funkcja moderatora poszczególnych dyskusji – takie osoby określa się z kolei mianem „stały bywalec”. Do ostatniej grupy należał podmiot mojego badania.

Początkowo dużym rozczarowaniem była dla mnie konfrontacja moich wyobrażeń i oczekiwań z aktualnymi zapisami na forum. Wynikało z nich, że owszem, problematyka uczenia się języków obcych w trzecim wieku życia była dość żywo dyskutowana w przeszłości (np. w 2008 roku). Aktualnie jednak zainteresowanie tym tematem osłabło. Wśród tysięcy wątków niewiele miejsca poświęcono temu zagadnieniu, w przeciwieństwie do innych hobby, aktywności czy problemów, na co dzień nurtujących „surfujących” seniorów. Bardzo wiele uwagi poświęcano działalności w ramach Uniwersytetów Trzeciego Wieku. Dysponując ukierunkowanym narzędziem badawczym (elektroniczna wersja ankiety) postanowiłam podjąć interesujący

mnie temat na nowo, włącznie z założeniem własnego wątku pt.: „Badania dotyczące nauczania języków obcych seniorów”. Uzyskane wyniki nie były jednak adekwatne do nakładu czasu, który trzeba było poświęcić na przygotowanie badania. Konieczna okazała się zmiana strategii postępowania. Spośród forumowiczów najczęściej i najobszerniej wypowiadających się na interesujący mnie temat wytypowałam grupę kilkudziesięciu osób. Za pośrednictwem „priva” do każdej z tych osób skierowałam prośbę o wzięcie udziału w moim badaniu. Prośbie tej nadałam formę listu intencyjnego zawierającego bezpośredni odnośnik (link) do ankiety. W wytypowanej grupie seniorów znalazł się również podmiot mojego badania. Kwestią poboczną pozostaje, że nie chciał on wziąć udziału w ankiecie.

3. Podmiot badania. Dane ogólnodostępne

- imię: Kazimierz
- płeć: mężczyzna
- obywatelstwo: polskie
- wiek: 74 lata
- stan cywilny: żonaty
- miejsce zamieszkania: Polska, Gdańsk
- wykształcenie: wyższe politechniczne
- wyuczony zawód: inżynier włókiennik
- aktualna aktywność zawodowa: emeryt-rencista
- wykorzystywany login: Kazimierz
- wykorzystywany Avatar: zdjęcie – autoportret wykonany przy użyciu kamery
- galeria zdjęć: „ja i moja żona”, „ja i mój syn”, „wnuczek”, „wnuczka”, „widok z mojego balkonu”, „ulubienica: wiewiórka”
- data rejestracji na forum: 4 grudzień 2007
- liczba założonych wątków na forum: 39
- najpopularniejszy wątek: „Religioznawstwo i Ekumenizm” – 45970 odwiedzin i 1592 udzielone odpowiedzi
- wątki badawczo użyteczne: „Uczymy się języków UE”, „Religioznawstwo i Ekumenizm”
- liczba wszystkich postów autora: 2519 (co daje 2,16 udzielonych postów dziennie).

4. Otwarcie wywiadu

Życzę Pani powodzenia na drodze poprawiania nauczania języków wśród seniorów. Nie zdecydowałam się na wypełnienie ankiety, bo z pobieżnego jej przeglądu zorientowałam się, że dotyczy ona młodych seniorów, dla których taka nauka ma jeszcze sens. W młodości i na studiach uczyłem się chętnie obcych języków i dzięki temu w wieku dojrzałym mogłem dzięki nim zobaczyć służbowo wiele krajów. Teraz już tylko korzystam z bierniej ich znajomości i wirtualnie odwiedzam te miejsca, w których kiedyś byłem w realu.

Pierwszą wiadomość na „privie” otrzymałam od pana Kazimierza po około dwóch tygodniach od wysłania mojej wiadomości do niego. Była to wiadomość odmowna. Jednak jej przyjazny ton, rozwinięta forma, a przede wszystkim informacje w niej zawarte zaintrygowały mnie. Była to osoba spełniająca wszelkie kryteria wyznaczone w moich założeniach badawczych. Już samo tylko przesłanie tematyki założonych wątków czy rozpiętości zainteresowań uwidocznionych w napisanych postach plasowała pana Kazimierza w grupie osób wyjątkowo interesujących z perspektywy wyznaczonych celów badawczych. Wbrew moim oczekiwaniom odmówił jednak udziału w ankiecie. Uznałam, iż sposób jego wypowiedzi sugeruje, że jest on osobą otwartą. W tej cesze upatrywałam też swojej szansy. Ponowiłam zatem prośbę o udział w ankiecie. Odpowiedź na nią nadeszła szybko, a jej treść zdawała się jeszcze bardziej intrygującą. Przepelniona informacjami skłaniała do postawienia kolejnych pytań. Co najważniejsze, stanowiła bezpośrednie nawiązanie do problematyki kształcenia językowego i dostarczała szeregu cennych informacji o samym jej autorze.

Języków obcych uczyłem się zawsze z pobudek pragmatycznych. Przede wszystkim rosyjskiego, angielskiego i niemieckiego. W czasie studiów korzystałem z rosyjskich podręczników, nawet do nauki języka angielskiego i niemieckiego. Wszystkie podręczniki ogólnonaukowe, jak do matematyki, fizyki, chemii i wszystkie podręczniki do przedmiotów fachowych miałem rosyjskie, bo były niewiarygodnie tanie. Fakt, że opanowywałem w ten sposób tylko bierną znajomość języka, co pozwoliło mi czytać literaturę techniczną, a nawet tłumaczyć innym, a nawet zarabiać na tłumaczeniu. Dopiero później, opanowałem jako-tako język czynnie, czyli mogłem się porozumiewać słownie, niejako błyskawicznie tłumacząc tekst polski na język obcy. Wypełnianie przygotowanej ankiety nie ma sensu. Chciałem, ale po paru odpowiedziach zrezygnowałem. Jestem jak najbardziej za uczeniem się języków obcych w wieku senioralnym, emerytalnym, ale to musi wynikać, moim zdaniem, z pragmatycznych celów: chcę znać angielski, bo mam zamiar np. podróżować, dogadać się z moimi wnukami, lub czytać literaturę itp. Ja np. mam wnuczęta, które urodziły się w Niemczech, lepiej mówią już po niemiecku, niż po polsku, ale ze mną po niemiecku już sobie nie pogadają, bo niemiecki znam tylko biernie i już teraz klasy „primitiv”. Kiedy moje wnusie szwargoczą między sobą, to rozumiem tylko pojedyncze słowa, czasami sens rozmowy. Poza tym, po udarze mózgu, moja wymowa tak się popsowała, że nawet najbliżsi mają problem ze zrozumieniem mnie. Tak, Tak. Na forum, była kiedyś ożywiona dyskusja na ten temat (uczenia się języków), ale nie zakończyła się żadnym konstruktywnym wnioskiem. Bierną znajomość języka można opanować samemu, jeśli się tylko tego naprawdę chce. To, moim zdaniem, seniorom w większości wystarczy. Jeśli uważa Pani, że mogę w czymś pomóc, to chętnie udzielę odpowiedzi na pytania, ale nie w formie ankiety, a raczej wywiadu.

Jakościowy wymiar tej wypowiedzi uświadamiał, że pan Kazimierz nie chce poddać się badaniu ilościowemu, w którym jego życiowe doświadczenie i wiedza zostaną wchłonięte przez tryby statystycznych obliczeń. Wiadomość ta była w pewnym sensie zaakcentowaniem silnej osobowości. Informowała także o zrozumieniu istoty problemu. Pozostawiała wybór. Stała się dla mnie inspiracją do przeprowadzenia badania znacząco pogłębionego, które przy zachowaniu szczególnej ostrożności mogło okazać się równie użyteczne, co setki wypełnionych ankiet. W tym przypadku

konieczne było jednak przeformułowanie celów badawczych. Przede wszystkim zaś zastosowanie zupełnie innej metodologii postępowania. Aby uzyskać możliwie najbardziej wartościowe, przekrojowe dane, za cel przyjąłam przeprowadzenie studium przypadku, dotyczące nie tylko spraw bieżących, ale także sięgające głęboko w przeszłość. Jest to szczególnie ważne w kontekście wiarygodności badań z udziałem osób starszych (zob. Wawrzyniak 2009). Badania takie nie mogą być opisem wycinka rzeczywistości. Wnioski oparte na niepełnych informacjach mogłyby wówczas okazać się wnioskami mylnymi. Owszem, charakter życia w okresie starości w dużej mierze warunkowany jest przez sam proces starzenia się (upraszczając: w wymiarze biologicznym, psychologicznym i społecznym). Niemniej, istnieją naukowe podstawy ku temu, aby źródła wszelkich postaw, zachowań czy aktywności człowieka starego upatrywać m.in. w jego wcześniejszym stylu życia (zob. Czerniawska 2000, s. 169). Można w tym przypadku mówić o swoistej adaptacji dotychczasowych doświadczeń, wiedzy, umiejętności, upodobań czy przyzwyczajzeń do nowych warunków życia, jakie niewątpliwie niesie ze sobą starość. Główny trzon osobowości człowieka i związana z nią szeroko pojęta egzystencja indywidualna i społeczna zachowują zazwyczaj ten sam kierunek, co we wcześniejszych okresach ontogenezy, o ile nie zaistnieją krytyczne okoliczności, które zaważą na zmianach w zakresie realizowanego modelu aktywności/bierności (zob. Stuart-Hamilton 2006, s. 138-n.).

Postulowana kompleksowość badania niesie jednak istotne zagrożenie. Czy zbyt rozległy katalog pytań, często bardzo osobistych, nie zniechęci do wzięcia udziału w badaniu? Obawy te i jednocześnie nadzieja wynikająca z otworzenia się nowego, jakże intrygującego, kanału informacji, zrodziły we mnie pytanie o formę takiego wywiadu. Dzieliło nas (mnie i pana Kazimierza) kilkaset kilometrów, a zakres moich obowiązków wykluczał wyjazd do Gdańska. Z szeregu dostępnych mediów Internet wydawał się więc optymalnym rozwiązaniem. Różnorodność możliwości kontaktu stanowiła pretekst do podtrzymania dopiero, co rozpoczętej znajomości.

Ze spotkaniem było by mi trudno, gdyż po wylewie często miewam stany osłabienia i szybko się męczę. Mam też trudności w mówieniu. Częściowy paraliż robi swoje i moja wymowa pogorszyła się. Proponuję zatem formę pisemną wywiadu. Możemy założyć nowy wątek na forum i tam rozmawiać. Możemy też dyskutować na blogu, ale ja nie mam bloga, więc musiałaby go Pani otworzyć. Oczywiście możemy rozmawiać też tutaj w KSC, na privie. Jak Pani będzie najwygodniej.

I tym razem na odpowiedź nie czekałam długo. To zaś prowadziło do wniosku, że pan Kazimierz regularnie korzysta z Internetu. Kolejna wiadomość i znów niezwykle wartościowe informacje. Wyszczególnione problemy zdrowotne przesądają o preferencjach pana Kazimierza w zakresie wykorzystywanych na co dzień środków komunikowania się, zaś stan zdrowia ma istotny wpływ na poziom jego aktywności społeczno-kulturalnej. Tu nasuwa się pytanie o stopień wykluczenia społecznego, a także o strategię rozwiązywania problemów z tym związanych. Jest to informacja ważna również z perspektywy ostatecznej formy wywiadu, gdyż wskazuje na możliwy jego potencjał, ale i na ograniczenia. Naturalnie bezpośredni kontakt z rozmówcą może dostarczyć cennych danych badawczych, których zgromadzić nie można prowadząc

wywiad listowny. W kontekście badań z udziałem seniorów jest to szczególnie ważne. Brak jest wówczas możliwości obserwowania spontanicznych reakcji na postawione pytania. Tak ważne: mimika twarzy, mowa ciała, tembr głosu, otoczenie fizyczne czy w końcu klimat rozmowy w tym przypadku są dla badacza niedostępne. To zaś zuboża badanie zakładając, że celem wywiadu jest przeprowadzenie wielowarstwowej analizy jakościowej. Wywiad listowny umożliwia jedynie dostęp do treści wypowiedzi osoby badanej. Brak możliwości bezpośredniego i jednocześnie werbalnego komunikowania nie pozwala także na dokonanie oceny cech starczych osoby badanej, przejawiających się w wyglądzie i sprawności fizycznej, w ewentualnej patologii słuchu, wzroku czy w zakresie funkcji psychicznych takich, jak pamięć, koncentracja uwagi, szybkość reakcji intelektualnej itp. Co więcej, rezygnacja z tradycyjnego pisma na rzecz wykorzystania klawiatury komputera uniemożliwia ocenę postępu procesu starzenia się w zakresie sprawności manualnych (także sprawności widzenia). Osłabienie tych sprawności uwidacznia się bowiem w tremorze pisma, w jego zdrobnieniu lub tendencji do nienaturalnego dla osoby dobrze widzącej powiększania. Ponadto, jedynie w ograniczonym zakresie można dokonać oceny poziomu wykształcenia lub też uwstecznienia w zakresie znajomości zasad ortografii i interpunkcji. W tym bowiem przypadku strukturę tekstu koryguje najczęściej software wykorzystywany do sporządzenia listu. Jest jednak istotna zaleta tego typu komunikacji (elektronicznej i listownej), którą należy tu stanowczo wyartykułować. Tym bardziej, że dla (werbalnej) rozmowy bezpośredniej kwestia ta zyskuje wartość zdecydowanie ujemną. Jest to względny brak ograniczeń czasowych, a więc i presji czasu, uciążliwej zarówno dla badacza, jak i dla osoby badanej. Tu należy odnotować kolejny wniosek użyteczny dla wszystkich tych, którzy są autorami badań osób w trzecim wieku życia. Seniorzy źle znoszą presję czasu. Zbyt krótki czas przeznaczony na badanie i związany z tym brak możliwości dłuższego zastanowienia się nad odpowiedzią może skutkować dyskomfortem, rezygnacją z udziału w badaniu lub brakiem rzetelności czy nawet nieszczerością przy udzielaniu odpowiedzi. Presja czasu może okazać się również problemem dla prowadzącego wywiad. Jeżeli rozmowa ma charakter wywiadu swobodnego, a tym bardziej spontanicznego, towarzyszący jej pośpiech może skutkować zdenerwowaniem oraz błędami, np. pominięciem ważnych kwestii, mylnym zrozumieniem wypowiedzi, zatraceniem logicznego ciągu poszczególnych pytań, zaburzoną zdolnością do kierowania rozmową itd. W tym miejscu warto nadmienić, że w badaniu jakościowym, w które badacz angażuje się osobiście nawiązując bezpośredni kontakt z podmiotem badania, bardzo często zaciera się granica pomiędzy badającym i badanym. W dużej mierze warunkuje to motywacja i opierająca się na niej aktywność osoby badanej. Może zdarzyć się zatem i tak, że to badacz stanie się podmiotem badania. Świadomość takiej ewentualności pozwala wykorzystać takie sytuacje np. w procesie ewaluacji własnego (badacza) „warsztatu pracy”. Wiąże się z tym jednak zagrożenie utraty kontroli nad przebiegiem wydarzeń czy nad kierunkiem rozmowy. A zagrożenie takie jest tym większe, im większa jest presja czasu podczas badania. Wywiad prowadzony w formie listownej, na zasadzie wymiany elektronicznych wiadomości, pod pewnymi względami stwarza zatem komfortowe warunki pracy/rozmowy dla każdej ze stron tej interakcji. Taką też formę wywiadu zaproponowałam panu Kazimierzowi.

5. Pierwsze pytania, pierwsze odpowiedzi, pierwsze wnioski

Czy Pana zdaniem uczenie się języków obcych na starość znajduje uzasadnienie i czy w ogóle jest możliwe? Pytam tu o Pana spostrzeżenia, a być może o uwagi znajomych Panu seniorów? Na starość, tzn. w jakim wieku? 50+, jak najbardziej i jest możliwe, jak się ma chęci.

Czy interesował się Pan ofertą kursów językowych po przekroczeniu progu starości? Co Pan sądzi o możliwościach uczenia się języka obcego w Polsce (może zna Pan opinie innych seniorów na ten temat)? Ja po przekroczeniu wieku 50+ doskonaliłem tylko znajomość, a miałem powód praktyczny, zawodowy. Znajomość co najmniej 2 języków obcych na moim stanowisku była wymagana taryfikatorem MHZ. Miałem zdany egzamin państwowy z rosyjskiego (5), angielskiego (4) i niemieckiego (3), i za 5 dostawałem dodatek językowy chyba 250 zł, za 4 chyba 200zł, a za 3 chyba 150 zł.

Jaka jest Pana biografia językowa tzn. kiedy zaczął się Pan uczyć języków obcych i kiedy Pan zaprzestał (dlaczego)? Może uczy się Pan do tej pory (jak)? W szkole podstawowej rosyjskiego i francuskiego, w średniej ogólnokształcącej rosyjskiego i angielskiego, na politechnice rosyjskiego, angielskiego i niemieckiego. Nigdy nie zaprzestałem się ich uczyć, mniej lub bardziej intensywnie. Teraz tylko czasami się testuję, co jeszcze mi zostało w głowie i poznaję nowe „słówka”. Miejsc do przeprowadzania takich testów, jak i uczenia i doskonalenia językowego jest mnóstwo w Internecie.

Jakie języki udało się Panu zgłębić i jak wykorzystywał Pan swoje kompetencje? Znajomość angielskiego miałem okazję sprawdzić w praktyce, bo wymagała tego moja praca zawodowa. Jako młody inżynier, byłem tłumaczem między dyrekcją i monterami maszyn w moim zakładzie pracy, potem, jak już sam byłem szefem, i jeździłem za granicę, miałem okazję rozmawiać po angielsku nie tylko z anglofonami, ale z wieloma innymi ludźmi, z wielu krajów, wśród których byli i Chińczycy z Taiwanu, i Hindusi, i wiele innych nacji. Byłem rok na studiach podyplomowych w Leeds, w Anglii, na licznych konferencjach wełniarskich (z zawodu jestem mgr inż. włókiennikiem-wełniarzem). Byłem 3 miesiące na antypodach, w Australii i New Zealand. Ogółem kilkadziesiąt razy służbowo za granicą w sprawach branżowych, wełniarskich. Okazji wykorzystania więc znajomości języków miałem bez liku.

W jaki sposób uczył się Pan języków obcych (na kursie w pracy, samodzielnie, za granicą itd.)? Wykorzystałem chyba wszystkie sposoby, ale przeważnie samodzielnie.

Czy obecnie znajomość języków obcych przydaje się Panu? Mogę teraz zwiedzać świat wirtualnie, a znajomość angielskiego i innych języków przydaje mi się znakomicie.

Jaki sposób uczenia się jest Pana zdaniem najbardziej sprzyjający seniorom (z Pana perspektywy oraz z perspektywy Pana znajomych czy obserwacji)? Wydaje mi się, że to zależy od seniora. Teraz jest tyle możliwości, że każdy senior może wybrać metodę najbardziej mu odpowiadającą. Bierne poznanie języka przez Internet, nie wymaga moim zdaniem prawie żadnych kosztów, jeśli ma już do niego dostęp.

Potem można sprawdzić w praktyce wyniki, bo jeśli tylko ma się za co, możliwości nie brakuje.

Co Pan sądzi o problemie treści kulturowych/realioznawczych w procesie nauczania języka obcego? Czy treści z pogranicza kultur powinny być w ten proces włączone czy też wystarczy „sucha” kompetencja językowa? Wydaje mi się, że treści kulturowe powinny być wplecione w naukę języków, a realia danego kraju powinniśmy poznać przed wyjazdem do danego kraju. Ja tak zawsze robiłem.

Jak najlepiej Pana zdaniem włączyć międzykulturowość do procesu kształcenia językowego seniorów? Włączając np. zadania, czytanki o zjawiskach kulturowych danego kraju.

Czym dla Pana jest „międzykulturowość” i jak objawia się to zjawisko w Pana życiu? Moim zdaniem, kultura na całym świecie ujednocila się, co nie jest moim zdaniem dobre. Nawet kraje „egzotyczne” są już mniej atrakcyjne niż dawniej. „Międzykulturowość”, nie rozumiem o co tu chodzi.

Co rozumie Pan pod pojęciem „kompetencji międzykulturowej”? Czy jest ona potrzebna seniorom polskim? Czy jest Panu potrzebna? Nie rozumiem pytania. Proszę ewentualnie mi wyjaśnić, podając konkretne przykłady.

Udało mi się nawiązać kontakt z bardzo ciekawą osobowością. Czy jednak tak wiele pytań, w jednej tylko wiadomości, nie naruszyło granic dobrego wychowania, a tym bardziej granic cierpliwości mojego rozmówcy? Odpowiedzi na postawione pytania są rzetelne i dostarczają cennych informacji nie tylko na temat procesu uczenia się języka obcego, lecz także uszczegółwiają moją wiedzę o wykształceniu pana Kazimierza, a także o jego aktywności zawodowej, jakże bogatej w kontekście ówczesnego ustroju politycznego panującego w Polsce. Czy możliwość bezpośredniej konfrontacji z zachodnim, demokratycznym stylem życia inspirowała go do dalszego kształcenia się? Przecież w okresie socjalizmu niewiele osób miało możliwość spoglądania na świat Zachodu zza „żelaznej kurtyny”. Zapewne też nieliczni uczestniczyli w rzeczywistości tego świata, aby następnie w pełni świadomie powrócić do prozy życia w kraju ojczystym, gdzie ustrój polityczny, warunki egzystencji, a wraz z tym i mentalność ludzi odbiegała od „krajobrazów” z podróży zagranicznych. Forma wypowiedzi mojego rozmówcy świadczy o tym, że jest to osoba obyta w świecie, skonfrontowana z pluralizmem języków i kultur, nosząca wyraźne cechy intelektualisty. Implikuje to niejako zmianę w sposobie mojego przekazu. Odpowiadając na pytania pan Kazimierz sygnalizuje niezrozumienie tematu, z jednoczesną prośbą o jego wyjaśnienie. Być może postawę pana Kazimierza warunkuje wspomniany brak presji czasowej? Nie można także wykluczyć występowania silnych potrzeb poznawczych, które skłaniają go do zgłębiania nowej wiedzy. Czy zatem jego intelektualna aktywność, jaką niewątpliwie emanował w czasach wczesnej i średniej dorosłości, pozostała cechą stałą, nienaruszoną przez upływające lata, zmieniający się status i role społeczne czy w końcu regres w zakresie funkcji fizycznych? Z pewnością jest to osobowość wymagająca, zainteresowana tematem rozmowy i gotowa do współpracy. Oferuje bogactwo całożyciowej wiedzy i doświadczeń. Jak zatem do

niej trafić? Zastosowałam się do zasady równoważnej wymiany, szczegółowo objaśniając kwestie dla pana Kazimierza niezrozumiałe bądź wątpliwe.⁴

Zdaję sobie sprawę, że jestem nietypowy, co do nauki języków obcych. Po prostu, większość moich kolegów i koleżanek, nie lubiła się uczyć języków obcych. Np. na studiach naukę angielskiego rozpoczynałem dwukrotnie od zera, od spellingu a, b, c bo lektor zapytał, kto się już uczył angielskiego i nikt się nie przyznał, że uczył się w szkole średniej, bo koleżanki zapowiedziały, żeby się nie przyznawać. Po pierwszym, czy drugim semestrze wyjechał do Vietnamu, jako tłumacz ONZ (chyba w 1955, wojna w Vietnamie), a po przyjściu nowego lektora historia się powtórzyła, bo nowy lektor sprawdził znajomość u niektórych koleżanek (mój wydział włókienniczy, to był prawdziwy „babiniec”, 80 % kobiet) i doszedł do wniosku, że najlepiej będzie zacząć od początku, i znowu ej,bi,si,di ... Wobec tego ja poszedłem na niemiecki lektorat i łatwo się tam adoptowałem, bo poziom był niemal zerowy, i moja znajomość niemieckiego wystarczyła na zaliczenie niemieckiego na 4 po pierwszym semestrze.

Czy te wszystkie podróże dostarczyły jakichś szczególnych wrażeń czy wartości (w poznawaniu innych kultur i kontaktach z przedstawicielami tych kultur), czy też raczej podróże te ograniczały się do wykonywania czynności wyłącznie służbowych i nie było czasu na chociażby zwiedzanie okolicy? Czy częste podróże zagraniczne nie kolidowały z Pana życiem rodzinnym? Czy nie odczuwał Pan może takiego dysonansu, że z jednej strony może Pan wyjechać i zobaczyć coś nowego, w Polsce nieznanego, poznać ciekawych, często bardzo różniących się od nas ludzi, a z drugiej strony taki wyjazd (kolejny, i kolejny...) stopniowo uderza w fundamenty związku małżeńskiego czy w więzi z dziećmi? Moja praca zawodowa polegała, ogólnie biorąc, na kontroli jakości wełny metodami laboratoryjnymi: grubości i wydajności importowanej do Polski i innych krajów, tzw. demoludów. Krótko mówiąc, pod koniec 1972 miałem jechać do pracy na kontrakt do Iranu, na 3 lata, przez phz Poservice i miałem zarabiać ok. 600\$/mies., ale pod koniec roku przyjechał też dyrektor instytucji, która kiedyś skierowała mnie na studia podyplomowe do Anglii, abym przeszedł do niego za porozumieniem stron (mój dotychczasowy zakład zgodził się na taki transfer). Zrezygnowałem z intratnego wyjazdu do Iranu i od stycznia 1973 rozpocząłem pracę, jako z-ca techniczny dyrektora z olbrzymimi perspektywami wyjazdów zagranicznych, i tak się też stało. Przeciętnie wyjeżdżałem ok. 3 x rocznie, min. na tydzień, a czasami na dłuższy czas. Wszystko to dzięki znajomości języków, szczególnie angielskiego. Moja praca była nie tyle absorbująca, ale przede wszystkim atrakcyjna: finansowo i kulturowo. Na wyjazdach miałem masę czasu, aby po

⁴ Wymogi redakcyjne, jednoznacznie definiujące objętość przedłożonych do druku artykułów, implikują istotne ograniczenia cytowanych z badania treści, zarówno wypowiedzi podmiotu badania, jak i samego badacza. Niemniej świadomość, że były one obszerne prowadzi do kolejnego wniosku. Zapewne w bezpośredniej rozmowie werbalnej nie byłoby możliwe tak szczegółowe odniesienie się do kwestii, o których wyjaśnienie jednoznacznie zostałam poproszona. A nawet, jeśli badacz byłby w stanie spontanicznie omówić znaczenie tak złożonych i niejednoznacznych terminów, jakimi są międzykulturowość i kompetencja międzykulturowa, to czy rozmówca wykażałby dostateczną zdolność percepcji, aby ów „mini wykład” zrozumieć? Czy w tak krótkim czasie, jaki potrzebny jest na sformułowanie myśli po usłyszeniu pytania bądź komentarza, umiałby sformułować logiczną, a przy tym tak pełną odpowiedź jak ta, której udzielił mi pan Kazimierz?

załatwieniu spraw służbowych zwiedzać stolice, muzea, czasami zwiedzać miejsca, miasta, w głębi tych krajów i prowadzić dyskusje na wiele tematów politycznych, ideologicznych, byłem zapraszany do wielu domów, nie tylko polonusów. Moje wyjazdy zagraniczne były składnikiem mojej pracy i żona i syn cieszyli się z moich wyjazdów, bo im coś zawsze atrakcyjnego przywoziłem. Żonie ciuchy, a synowi modele samolotów, jego hobby.

A wracając do pytań wcześniejszych:

Na temat zjawiska międzykulturowości napisano książki. Wszystko jednak sprowadza się do zasady: monokulturowość to jedna kultura; wielokulturowość to wiele kultur na tym samym obszarze, jednak funkcjonujących osobno, „obok siebie”; międzykulturowość to inaczej dialog między kulturami, to wiele kultur na tym samym obszarze, które wchodzą ze sobą w interakcję, ich przedstawiciele przede wszystkim komunikują ze sobą, dokonują wymiany myśli, uczuć, wartości, materialnej itd. Oczywiście kultura, podobnie zresztą i obszar czy terytorium jej wpływów może mieć wiele znaczeń. To zaś pozwala na nieograniczone wręcz możliwości interpretacyjne. Dlatego zapytałam, czym dla Pana jest międzykulturowość, bo każdy może rozumieć to nieco inaczej. W Pana przypadku ów dialog międzykulturowy mógł wystąpić przede wszystkim na płaszczyźnie zawodowej? Ale przecież innych kultur i języków doświadczać możemy wszędzie (sąsiedzi, transgraniczne przyjaźnie, lekarz azjata, żona Niemka czy Rosjanka, zięć bądź synowa innej nacji, wyznania, koloru skóry itd., ale międzykulturowość to także dialog międzypokoleniowy: dzieci czy młodzi z jednej strony i dorośli czy seniorzy z drugiej, to dialog między religiami, wartościami etycznymi, filozofią życia etc. Wszystko to tylko przykłady). Czy teraz łatwiej będzie odpowiedzieć na pytanie? Jeśli rozumieć „międzykulturowość” jako „dialog między kulturami”, to zawsze byłem za takim dialogiem. Zakładając parę lat temu wątek na seniorze „religioznawstwo i ekumenizm”, nie zdawałem sobie sprawy, że wkraczam w międzykulturowość. Ponieważ doszedłem do wniosku, że inni mają większe kompetencje w tym względzie, przekazałem ten wątek osobie bardziej kompetentnej (nick „Ostatek”). Pisze Pani, „W Pana przypadku ów dialog międzykulturowy mógł wystąpić przede wszystkim na płaszczyźnie zawodowej?” Na płaszczyźnie technicznej istnieje specjalny język techniczny: czysta monokultura, moim zdaniem. Mój język angielski, to przede wszystkim „angielski techniczny” i taki jako-tako znałem. O poezji, sztuce, malarstwie nie mówiłem z moimi rozmówcami, bo nie byłem kompetentny. Uczyłem się „basic” języków. W basicach, wystarczy znać 1-1.5 tys słów, i chyba ja tyle znałem, aby się dogadać z obcokrajowcem. Polecam wątek „religioznawstwo i ekumenizm”. Ekumenizm kulturowy? Chyba do tego zmierzamy. Żadna kultura narodowa się nie wywyższa, każda coś wnosi do skarbnicy kultury światowej.

Pojęcie „kompetencji międzykulturowej” to znowu temat rzeka, który sprowadzę do jednego czy dwóch zdań. Kompetencja międzykulturowa to pewnego rodzaju narzędzie poznawcze objawiające się w umiejętności czy też zdolności człowieka do prowadzenia wspomnianego dialogu międzykulturowego, do międzykulturowej interakcji. Kompetencja międzykulturowa to zatem zdolność komunikowania się w językach obcych oraz znajomość obcych kultur, co poniekąd umożliwia postrzeganie i interpretowanie tych kultur (w różnorodnym słowa znaczeniu), a w końcu ich pełne zrozumienie. Oczywiście kompetencja taka kształtowana jest

przez lata i jest wynikiem nie tylko przyswajania wiedzy, ale i nabywania doświadczeń właśnie z tą kulturową innością. Każdy człowiek posiada i wykorzystuje ją w różnym zakresie. Także Pan, Panie Kazimierzu. Jeśli chodzi o tę „kompetencję międzykulturową”, to wydaje mi się, że nie zblądziłem się nigdy w oczach moich zagranicznych rozmówców. Specjalnych, większych trudności językowych nie miałem. Oni byli ciekawi wiadomości z za „żelaznej kurtyny” i czasami musiałem ich wyprowadzać z mylnych, moim zdaniem, wyobrażeń o życiu w „kraju komunistycznym”. Miałem nawet propozycje „wybrania wolności” np. w Anglii, czy Australii, i byli zdziwieni moją odmową. Wolałem mieszkać w biedniejszym, ale w swoim kraju takim jak on wtedy był. Kilku moich kolegów taką „wolność” na obczyźnie wybrało.

Powyższa odpowiedź dostarcza wielu cennych informacji na temat biografii językowej osoby badanej. Jednocześnie w sposób bardzo szczegółowy wprowadza badacza w świat edukacyjnej, zawodowej, społeczno-kulturowej oraz intelektualnej aktywności z czasów młodości pana Kazimierza; z czasów, kiedy był jeszcze studentem, a następnie młodym inżynierem z dużymi perspektywami na rozwój kariery zawodowej. Wskazuje na szereg motywów tej aktywności, które w przeszłości nim kierowały. Odpowiedź ta stanowi także próbę spojrzenia na tą młodzieńczą aktywność z perspektywy czasu. Jej autor utwierdza się w przekonaniu, że wybory, jakich niegdyś dokonał, były wyborami słusznymi i dziś należy rozpatrywać je w kategoriach osobistego sukcesu. Szczególną uwagę zwraca ów wewnętrzny proces wartościowania tego, co perspektywiczne, kuszące i intratne, z tym, co narodowościowe i choć nie koniecznie politycznie czy zdroworozsądkowo słuszne, to jednak patriotyczne. Na słowa uznania zasługuje taki poziom wewnętrznego zaangażowania oraz wiążąca się z tym szczegółowość w dokonywanej retrospekcji. Pan Kazimierz to wyjątkowa osobowość z nie mniej wyjątkowym potencjałem, ocenianymi zarówno z perspektywy badawczej, jak i ogólnych międzyosobowych relacji. Zasługiwał na to, aby mu o tym powiedzieć. Intuicja podpowiadała mi, że wywiad ten powinien być wywiadem możliwie głębokim, opierającym się na zasadzie interakcyjności; być może emocjonalnej. Nie może się on zatem ograniczać do formalnego zadawania pytań i uzyskiwania na nie odpowiedzi. Jego celem jest wzbogacanie każdej ze stron (badacza i podmiotu badania).

Panie Kazimierzu, czy przypomina Pan sobie jakieś szczególne spotkanie z przedstawicielem innej kultury, takie, które rzeczywiście musiało zapaść w pamięć? I w którym odczuwał Pan np. pewien niedosyt z tego tytułu, że operował Pan tylko „basic językiem” i brakowało Panu wiedzy na temat specyfiki swojego „innego” rozmówcy? Pytam o to, gdyż frapujące wydało mi się stwierdzenie, że można doskonale odnaleźć się w obcej kulturze znając tylko podstawy języka. Czy jednak pewna wiedza na temat innej kultury, znajomość obyczajów, norm zachowania itd., nie ułatwiłaby Panu kontaktów, nawet na gruncie zawodowym? Czy podczas swoich podróży zagranicznych nie odczuwał Pan pewnego rodzaju blokady (kulturowej), tym bardziej, że pochodził Pan z za „żelaznej kurtyny”, która dostatecznie mocno przysłańiała nam Polakom (i nie tylko) światło, co by przez to nie rozumieć? Przejdę od razu do odpowiedzi na Pani pytania, ponieważ po dłuższym pisaniu jednym palcem czuję się nieco zmęczony. Musi Pani wiedzieć, że udar mózgu pozostawia pewne spustoszenia, z których najbardziej dokuczliwe jest zmęczenie

umysłowe prowadzące do błędów. Czasami muszę przerwać tę monokulturę pisarską i przejść do innych zajęć. Całe szczęście, że komputer usprawnia mi bardzo adjustację tekstu. Ale piszę kilka razy wolniej niż przed udarem i popełniam sporo błędów drukarskich, i innych chyba też. Nigdy nie byłem dobry w ortografii i epistolografii, chociaż musiałem odpowiadać na masę listów, pism, urzędowych. Nie wiem, czy to Pani zauważyła wpływ angielskiego w moich listach. Tak, jak w angielskim stosuje teraz zasadę stosowania zaimków przed rzeczownikami i np. piszę „moja żona mówiła mi”, a nie tylko „żona mówiła mi” itp. Jest przecież istotna różnica w zdaniach: „kocham żonę” i „kocham swoją żonę”. Zachodzę do swojej głowy, a tam pustka.” Być może, to wpływ utraty pamięci, ale nie przypominam sobie, abym miał szczególne trudności w spotkaniach z ludźmi innych kultur. Żałowałem czasami, że mogłem to lepiej powiedzieć, gdybym znał lepiej język interlokutora, i że mój basic language nie wystarcza na ładniejsze wyrażanie moich myśli. Pewną wiedzę na temat innej kultury moich rozmówców zawsze miałem. Na pewno większą, niż oni mieli na temat kultury mojego kraju. W Anglii np. mój rozmówca nie wiedział, że „Polacy swój język mają” i musiałem mu udowadniać, mówiąc to samo zdanie po polsku i rosyjsku. Byłem wtedy ogromnie zdziwiony, bo to był student, który się uczył rosyjskiego i rozmawialiśmy po rosyjsku, a on po angielsku, jeśli brakowało mu rosyjskich słów. Blokady kulturowej nie miałem i miło mi było, że przybывая z za żelaznej kurtyny znałem realia świata 100x lepiej od nich. Owszem, byli oni bogatsi materialnie ode mnie, ale różnic w wykształceniu nie widziałem, mimo, że kończyłem prowincjonalną „high school”, a nie „university”. Pod względem wykształcenia politycznego biłem ich na głowę i nie czułem się zakompleksiony. Właśnie wtedy zrozumiałem różnicę między naszym określeniem „wyższa uczelnia” i angielskim określeniem „high school”. Swoje techniczne „postgraduate diploma in textiles” robiłem na University w Leeds. U nas uniwersytet to humanistyka, a u nich to i to. W czasie pobytu w Anglii na studiach podyplomowych było nas 3 Polaków z tym, że 1 mieszkał w Leeds, a 2 mieszkało w innej miejscowości niedaleko Leeds, ja w Bradford, a kolega w Huddersville. Mieszkaliśmy wszyscy u polskich rodzin, ze względu na to, że każdy chciał zaoszczędzić jak najwięcej. Stypendia mieliśmy wszyscy z tej samej instytucji, IWS- International Wool Secretariat. Nie czułem się w niczym gorszy od „tubylców”, moi koledzy również. Kontakty miałem międzynarodowe, nie tylko z Anglikami, ale też z np. z Der-Shi-Wangiem z Tajwanu byłem tak zaprzyjaźniony, że do tej pory mam od niego drewnianą figurkę lwa. Znałem też innych obcokrajowców, bo to było międzynarodowe towarzystwo, na tych postgraduate diploma studies. W weekendy spotkaliśmy się wszyscy w Bradford u zaprzyjaźnionej rodziny. Było fajnie i swojsko. Bywaliśmy też zapraszani do angielskich rodzin. Kontaktów z tubylcami było tyle, że hej. Najważniejszym celem było jednak dla nas wszystkich kupno samochodu za zaoszczędzone pieniądze i to się każdemu z nas udało. Każdy z nas otrzymał ofertę z FSO kupna fiata 125 za 1250\$ (ok.550 funtów) i wszyscy z niej skorzystaliśmy. Nie było to może z korzyścią dla języka, a dla młodych inżynierów z za żelaznej kurtyny na pewno. Dla pozostałych w kraju kolegów było dowodem, że nauka angielskiego się opłaca.

Jak Pana zdaniem sposób życia w tzw. okresie produktywnym, czyli w młodej dorosłości, przekłada się na sposób życia w okresie starości? I nie pytam tu o zasoby finansowe, które gromadzimy za młodu, aby na starość je roztrwonić. Chodzi mi raczej o zjawisko aktywności i bierności (zawodowej, społecznej, intelektualnej, kulturalnej, edukacyjnej itd.). Jak Pan postrzega siebie w tym kontekście? I jakie miejsce zajmuje uczenie się (nie tylko języków) w Pana wcześniejszym (młodym)

i terazniejszym (na emeryturze) życiu? Nie widzę w moim obecnym życiu specjalnych różnic psychologicznych, od życia w młodości. W młodości, byłem aktywny, bo byłem zdrowy fizycznie. Nie troniłem oszczędności na podróże zagraniczne, bo zwiedziłem służbowo, mogę powiedzieć, cały świat. Teraz, być może, gdybym był zdrowy, jeździłbym więcej z moją żoną, ale nie szalałbym. Zawsze lubiłem poznawać świat, a znajomość języka w stopniu basic sprawiała mi zawsze przyjemność. Jak leciałem do południowej Ameryki (Argentyny, Urugwaju, Brazylii) uczyłem się podstawowego hiszpańskiego, jak do Włoch włoskiego itd., mimo, że wystarczyło znać język angielski. Moją obecną aktywność skutecznie paraliżuje mój częściowy paraliż. Aktywny to ja jestem w miarę na SENIORKU. I to musi mi wystarczyć do końca życia. **KTO NIE UCZYŁ SIĘ JEZYKÓW ZA MŁODU, NIECH SIĘ UCZY NA STAROŚĆ. WARTO.** Kto zna tylko jeden język, ma tylko jedną duszę, kto zna dwa, ma dwie itd. Banalne, ale prawdziwe?

Czy nie czuje się Pan zmęczony moimi pytaniami? Cenię Pana wyrozumiałość i cierpliwość, ale nie chciałabym przekroczyć granicy. No i nasunęło mi się pytanie w „PS”: Jak Pan postrzega taką formę udzielania wywiadu? Bo dla mnie jest to nowe, ciekawe i pouczające doświadczenie. Poza tym nie spodziewałam się, że będzie to skuteczne. Ale to już Pana zasługa.” Zamiast po próżnicy strzepić sobie język na różnych wątkach forum, wolę wywiad z Panią i mam nieograniczone zasoby cierpliwości. O to niech Pani się nie martwi. Są ludzie, którzy w wieku 80+ dysponują znakomitą kondycją psychiczną, umysłową i fizyczną i to też jak Panią napawa mnie optymizmem, ale z drugiej strony znam ludzi z okropnymi dolegliwościami psychicznymi i fizycznymi młodszymi ode mnie. Moim zdaniem, zdrowie się ma, albo nie ma. Ja i tak zaliczam się do szczęściarzy, że dożyłem tylu lat (polską średnią przeżycia, mężczyzn ~72, mam już za sobą).

Był to czas obawy, czy przypadkiem w swoim postępowaniu badawczym nie byłam nazbyt śmiała, i czy moje oceny i wnioski były trafne. Przeglądając jednak sztandarowy wątek, jaki pan Kazimierz założył na forum, utwierdzałam się w przekonaniu, że jednak nie pomyliłam się. Ów wątek, który od 2008 roku odwiedziło już przeszło 45 tysięcy użytkowników forum pan Kazimierz rozpoczął następującymi słowami:

Na forum jest wiele wątków religioznawczych: religia-Matrixa, ateizm-Seniora i być może inne, ale wszędzie raczej dominuje jedna religia – katolicyzm. Spróbujmy jednak spojrzeć na ten problem z punktu widzenia ekumenizacji. Gdy w wyszukiwarce wrzuciłem słowo „ekumenizacja” wyskoczyło tyle różnych www, że dałem sobie spokój z ich czytaniem. Liczę na to, że będzie to w miarę poważna dyskusja i oparta na tym, co dotychczas o tym wiemy na ten temat i nie będziemy innych pouczać, która religia jest najlepsza. Niech poznają inne religie, i inne punkty widzenia na Boga, człowieka, człowieczeństwo itd. Mam nadzieję, że nie będzie żadnej uszczypliwości, głupich i mądrych żarcików z żadnej religii. I wywyższania się.

To słowa wyważone, jednoznacznie określające cel postępowania, wyrażające poziom zaangażowania, a także indywidualne potrzeby poznawcze ich autora. Jednocześnie opisujące kryteria dla działalności osobistej, jak i innych osób, które podejmą się współtworzyć zaproponowany projekt. Piszę o tym, gdyż w moim przekonaniu przywołany wątek jest godnym uwagi źródłem poznania zarówno pana Kazimierza,

jak i zagadnień bezpośrednio powiązanych z problematyką międzykulturowości. Piszę o tym również dlatego, że analiza postępowania badawczego doprowadziła mnie do konkretnych wniosków, których nie sposób przemilczeć. Jeden z nich wyrazić można w następujących słowach. Uczenie się języków obcych może stanowić istotne źródło aktywności seniorów. W poszukiwaniu źródeł aktywności seniorów, warto skoncentrować się również na finalnych efektach tej aktywności. One także dostarczają cennych informacji, zwłaszcza przy założeniu ich analizy jakościowej. W proces ich kreacji musiały być bowiem zaangażowane siły i środki (zainteresowania, potrzeby, wiedza i doświadczenie), które częstokroć stanowią intelektualny plan całościowej działalności człowieka. I to warto wziąć pod rozwagę. Badanie jakościowe ma sens tylko wówczas, gdy podmiot badania rozpoznany zostanie we wszelkich możliwych kontekstach życiowych. Konteksty te nie wyrażają jedynie chronologicznego podziału na etapy życia człowieka, jak młodość, dorosłość czy starość itd. Konteksty te stanowią przekrojowy obraz doświadczeń, poglądów, pełnionych ról społecznych czy w końcu cech osobowości. Ich zbadanie okazuje się więc nad wyraz trudne zwłaszcza, gdy podmiotem badania staje się osoba wiekowa. Niemniej, do im większej ilości takich kontekstów badacz ma dostęp, tym większe możliwości interpretacyjne zyskuje. A zatem na wartości zyskuje też jego praca badawcza.

6. Zacieśnienie relacji, próba ewaluacji i rozszerzenie spektrum badania

Uszczegółowienie informacji, które otrzymałam, jednoznacznie dookreśliło kierunek mojego postępowania badawczego. Dzięki zmianie strategii dotarł do mnie kolejny pakiet informacji: o uczeniu się języków obcych, o międzykulturowych relacjach oraz o osobistej aktywności mojego rozmówcy, zwłaszcza tej edukacyjnej, choć nie tylko. W wypowiedzi pana Kazimierza pojawiło się też niezwykle cenne odniesienie do przeszłości z perspektywy człowieka starego, a przy tym doświadczonego chorobą. Jego proaktywna postawa w gruncie rzeczy nie zmieniła się. Owszem, zmienił się potencjał jej realizacji. Zmiana ta nie leży jednak u podstaw procesów myślowych, lecz pozostaje w związku z negatywnymi skutkami udaru mózgu, jaki w późniejszym okresie swojego życia przeszedł pan Kazimierz. Dziś, licząc sobie 74 lata, pozostaje aktywny w możliwy sobie sposób, np. udzielając się na forum internetowym czy po prostu oddając się marzeniom, realizując swoje potrzeby poznawcze. Niniejszy wywiad jest przejawem takiej aktywności. Jest on także przejawem determinacji, uporczywości, potrzeby wymiany myśli. To niezwykle cenne cechy z perspektywy aktywności człowieka w trzecim wieku życia. Kompleksowość i szczerść odpowiedzi, przejawiająca się m.in. w adnotacji o pokonywaniu trudności w komunikacji, do których przyczynia się częściowy paraliż pana Kazimierza, prowadzi do jeszcze jednego wniosku. Troska o dobro osoby badanej obliguje do spowolnienia działań badawczych. Potencjał badawczy, jaki kryje się w badaniu utrudnia jednak wstrzeźliwość w intensyfikacji kontaktów z podmiotem badania i zadawaniu kolejnych pytań. Ambiwalencja staje się w tym przypadku istotnym zagrożeniem dla badacza. To, że pan Kazimierz nie zdecydował się na wypełnienie mojej ankiety nie oznaczało

przecież, że nie może się na jej temat wypowiedzieć. Poświęcając się określonej dziedzinie badacz, ale także nauczyciel, powinien przecież stale doskonalić swój „warsztat pracy”, aby możliwie najlepiej zrozumieć świat ludzi będących przedmiotem jego zainteresowań badawczych. Zasięgnięcie opinii u źródeł wydaje się być rozważnym krokiem w kierunku polepszenia swoich kompetencji zawodowych i osobowościowych. Tym bardziej, że każdy kontakt z podmiotem badania, nawet taki ukierunkowany na analizę narzędzia badawczego, stwarza szansę na zdobycie nowych danych badawczych. Strategia włączania osoby badanej w zakres działań na rzecz rozwiązania jakiegoś problemu (tu ulepszenia ankiety, wyszukania w niej mankamentów, jak również jej mocnych punktów), jest ponadto wyrazem uznania wysokich kompetencji uczestniczącej w badaniu osoby. Jest dla niej sygnałem, że jej opinia jest istotna w szerszym kontekście badawczym. Właściwe rozpoznanie tych kompetencji, jak również ocena motywacji do ich wykorzystania, daje podstawy do scedowania części odpowiedzialności za przebieg badania na jego podmiot. Podmiot badania staje się wówczas partnerem badacza. To zaś pociąga za sobą dalekosiężne konsekwencje. Egzemplifikacją powyższych tez zdają się być kolejne wiadomości, jakie otrzymałam od pana Kazimierza.

Dzi chciałam Pana zapytać o zdanie na temat mojej ankiety? Napisał Pan, że robił kilka podejść, i że jednak nie było sensu jej dokończyć. Dlaczego? Mam tylko jedną uwagę do Pani ankiety, którą chciałem skończyć, ale po paru pytaniach zrezygnowałem, bo nie pasowała do mnie. Ankieta była skierowana, moim zdaniem, do osób starszych, ale takich 50+/-3, a nie 70+. Emeryt w wieku 50+ jeszcze pracuje, jest zdrowy itd. i widzę sens jego powrotu do ławy szkolnej. Ma silne motywy do nauki: chce zwiedzać świat, a nawet robić biznes. Są tacy emeryci tu na KSC (Klub Forum Cafe). Ja całe życie byłem samoukiem i takim pozostanę. Lubiłem samodzielność i nawet jeszcze 10 lat temu sprawdzałem swoją znajomość języków obcych dla zabawy. Jeszcze raz próbowałem wypełnić Pani ankietę, ale o ile szło mi dobrze do 9 pytania, to dalsze z kilkunastoma opcjami stopowały mnie, ponieważ prawie wszystkie mogłem odhaczyć i byłyby prawdziwe, ale w końcu skończyłem i wysłałem, tylko nie wiem gdzie? Pisałem, że w zasadzie już się nie uczę, tylko korzystam z tego, czego się nauczyłem, ale wypełniłem ankietę tak, jakbym miał zamiar dalej się uczyć na jakimś kursie. Aktualnie, słucham słowo mówione i czytam w Internecie po angielsku. Jeśli nie mogę zrozumieć czegoś mówionego, to powtarzam to tak długo, aż zrozumiem sens. Niestety, często to robię, ale tylko wtedy, gdy zależy mi na zrozumieniu wypowiedzi. Np. często oglądam teraz NASA TV na Youtube, gdzie w programie TV@NASA (This week at NASA), nadawane są rozmowy z członkami obecnej załogi ISS-International Space Station 26 (<http://www.youtube.com/NASATelevision>). Podobnie robię z tekstami. Poznają nowe „słówka” dzięki „google translator”, który stale mam pod ręką.

Na każdym etapie badania niezbędna jest jednak kontrola badacza. Staje się on swoistym moderatorem dyskusji, z jednej strony uznającym samodzielność swojego dyskutanta, z drugiej zaś ukierunkowującym go na obszary szczególnie dla niego interesujące. W dalszym ciągu obowiązuje też zasada dwukierunkowości przepływu informacji, której celem jest podkreślenie partnerskiej relacji. Być może w tym

przypadku relacja ta nawet ewoluowała. Podmiot badania stopniowo, podświadomie zaczął przejmować funkcje tutora, co oczywiście należało mu w sposób stonowany uświadomić, podczas gdy badacz podjął rolę ucznia aktywnie weryfikującego różne nurtujące go hipotezy. Uczeń taki nie jest jednak pozbawiany mocy sprawczej, a cel jego aktywności nadal pozostaje silnie artykułowany. Czy jednak takie postępowanie badawcze nie jest zbyt ryzykowne? Czy przekazanie inicjatywy osobie badanej nie jest pewnego rodzaju loterią, której wynik może okazać się niezadowolający, a możliwości ponownego „losowania” są wykluczone? W przypadku wywiadu z panem Kazimierzem były to obawy nieuzasadnione, choć wówczas (podczas wywiadu), nie w pełni byłam o tym przekonana.

Pozyskawszy kompleksowe dane z zakresu interesującej mnie problematyki uznałam, że uczenie się języków obcych stanowi jedynie niewielką część ludzkiej aktywności. Tak przynajmniej jest zazwyczaj, przy czym zasada ta nie jest uwarunkowana wiekiem uczącego się. Dlatego też postanowiłam rozszerzyć nieco spektrum problemów badawczych, tym bardziej, że pan Kazimierz kilkakrotnie już wskazywał na swoje szeroko pojęte aktywności, zarówno sprzed lat, jak i te podejmowane w wieku senioralnym. Z jego wypowiedzi jednoznacznie wynika, że jest osobą aktywną, na swój sposób. W ostatnich słowach skierowanych do mnie, które akurat w tym miejscu warto przytoczyć pisze:

Moja żona chodziła kiedyś na Gdański UTW przez kilka lat i do tej pory cytuje mi przy każdej okazji powiedzenie pewnego lekarza: „Ruch może zastąpić lekarstwo, ale żadne lekarstwo nie zastąpi ruchu.” Myśli Pani, że ona pije do mnie? Dla mnie, UTW to Internet.

Tego wcześniej jednak nie wiedziałam, choć aktywność zarejestrowana na forum, jak również szeroka rozpiętość zainteresowań już wówczas mogły wskazywać na intensywny udział pana Kazimierza w cyberprzestrzeni. Przy czym był to udział zarówno aktywny (twórczy), jak i bierny (odbiorczy). Należało zatem postawić pytanie, o źródła tej aktywności, zawłaszcza zaś o ich ulokowanie w czasookresie. Wcześniej jednak za konieczne uznałam podziękowanie za to, co dotychczas dzięki przychylności i zaangażowaniu pana Kazimierza uzyskałam. Postawiona lista pytań tym razem była dość długa⁵, ale jednocześnie ukierunkowana na analizę rzeczywistej aktywności pana Kazimierza w wieku senioralnym, już po krytycznym wydarzeniu, jakim był niedokrwienny udar mózgu skutkujący lewostronnym niedowładem. Udar taki pan Kazimierz miał dwukrotnie, przy czym pierwszy przeszło 20 lat temu, jeszcze w okresie aktywności zawodowej. Wydarzenie to znacząco zmieniło życie pana Kazimierza, choć wówczas nie zrezygnował jeszcze z aktywności zawodowej. Zdecydował o tym dopiero drugi udar. Wkrótce po nim pan Kazimierz został emerytem-rencistą. Pomimo ograniczenia fizycznego i wiążącego się z tym przewrotu w jego dotychczasowym, aktywnym, a często też podróżniczym, trybie życia, postawa pana Kazimierza nie zmieniła się. Potrzeba poznawania świata czy potrzeba interakcji społecznych

⁵ W artykule zrezygnowano z jej cytowania, podobnie jak z wielu innych uwag czy komentarzy badacza.

pozostały nienaruszone. Zapewne duży w tym udział miała jego żona, o której wspomina w swoich wypowiedziach na forum. Niemniej to w głównej mierze jego cechy osobowości utrwalone w ciągu całego życia (ugruntowane genetycznie, indywidualnie i środowiskowo), pozwoliły mu na rekonfigurację dotychczasowego modelu życiowego i znalezienie innych obszarów aktywności, w których może uczestniczyć.

Dziś chciałem Pana zapytać właśnie o sieć WWW? Moja znajomość z techniką komputerową sięga rzeczywiście mojej młodości, bo jeszcze w szkole średniej, a więc w latach 50 czytałem już o EMC-elektronicznych maszynach cyfrowych, na studiach też, i znałem teoretyczne zasady ich działania, ale nie marzyłem o tym, że będę miał możliwość załapać się i mieć osobisty komputer za życia, i korzystać z niego. Z Internetem zetknąłem się na dobre z chwilą pojawienia się PC u nas, i z chwilą kupienia sobie pierwszego pc, w roku 1996. Pamiętam, że w tym czasie zacząłem odwiedzać różne www i korzystać nawet z jego videotelefonicznych możliwości. Łączyłem się np. za pomocą programu windows netmeeting ze swoim synem w Niemczech i rozmawiałem z nim, a później z wnuczusiami przez „wiedotelefon”. Czyli surfować w Internecie zacząłem już w latach 50, moich, żeby nie było pomyłki. Na żadne kursy komputerowe nigdy nie chodziłem i „w tym przypadku to głównie praca własna, samodzielne uczenie się” są za efekty odpowiedzialne. Obecnie, rzeczywiście, jeśli chodzi o fora, ograniczam się do KSC. Kiedyś zabierałem głos nawet na forach „zagranicznych”, ale dałem sobie spokój. Dzisiaj korzystam z Internetu częściej niż z tv. Internet to dla mnie prawdziwe okno na świat, a nawet wszechświat, bo czasami oglądałem to, co widzi Hubble Space Telescope, a naszą planetę oglądałem oczami NASA tv, astronautów i kosmonautów ISS. Zdjęcia z Marsa i Księżyca są dla mnie piękne, chociaż, jak chciałem tymi zdjęciami zainteresować innych na KSC, to nie było odzewu. Wadą Internetu jest to, że uzależnia, a zaletą to, że pochłania. Mam nadzieję, że pochłonie mnie Wielki Wieczny Internet, bezboleśnie. Chyba rozczaruję Panią moja odpowiedź, ale żadnego nigdy hobby nie miałem, chociaż sponsorowałem hobby syna, który uprawiał od dzieciństwa samolotowe modelarstwo plastikowe i dotychczas je kontynuuję w wieku 47 lat. W dzieciństwie lubiłem modelarstwo okrętowe, ale to trwało tylko kilka lat.

Problematyka aktywności edukacyjnej czy społeczno-kulturalnej seniorów nie jest oderwana od innych aspektów życia społecznego, także od innych grup społecznych. Łącznie, czynniki te składają się na szeroko rozumiane warunki egzystencji: sprzyjające aktywności i rozwojowi seniorów, bądź też taką aktywność i rozwój hamujące. Przy okazji demograficznej zapaści, w kontekście życia ludzi młodych, oraz demograficznego rozkwitu, ocenianego z perspektywy ilościowych oraz jakościowych zmian w życiu ludzi starszych, mamy więc do czynienia z konfrontacją kultur, pokoleń, interesów. Wydawać by się mogło, że konfrontacja taka powinna przybierać postać dialogu i być przyczynkiem do zaspokajania wspólnych potrzeb każdej ze stron. Nie zawsze tak się dzieje. Dążąc do ukazania możliwie szerokiego kontekstu zmian bądź ich braku w zakresie aktywności podmiotu mojego badania, postanowiłam zapytać o doświadczenia z tej międzypokoleniowej rywalizacji. Zwróciłam się z pytaniem o starość, o sposób, w jaki jest ona przez mojego rozmówcę odbierana, a także o jej wpływ na jego życie.

Dużo mówi się obecnie o zjawisku wykluczenia społecznego ludzi starszych, o dyskryminacji ze względu na wiek. Czy po przekroczeniu 50 roku życia aż do chwili obecnej spotkał się Pan z takimi zjawiskami? Czy jako osoba starsza czuł się Pan kiedykolwiek dyskryminowany przez młodsze pokolenia, ewentualnie przez pracodawcę? Jeżeli tak, to na czym ta dyskryminacja polegała?” Ja chyba uniknąłem tego zjawiska, bo miałem to „szczęście”, że 1szego udaru dostałem w roku upadku „komuny” w naszym kraju. Po 1szym, pracowałem jeszcze na pół etatu i gdy 1993 dostałem kolejnego, po którym miałem problemy z mówieniem i chodzeniem, nie kontynuowałem już pracy. Dzięki temu, że dopadło to mnie w pracy, potraktowano mój udar, jako wypadek przy pracy i dostałem rentę inwalidzką 1go stopnia. III kapitalistycznej RP nie musiałem na szczęście już budować. Z tego względu, być może, nigdy nie spotkałem się z wykluczeniem, czy dyskryminacją ze względu na wiek. Młode pokolenie ubolewa nad moim nieszczęściem, a ja nad ich. Ja nie miałem nigdy problemu z pracą, a młodzi mają. Wiem to na przykładzie mojego syna, który jako inżynier elektryk automatyk nie znalazł pracy w Polsce. Na szczęście, nie musiał. Ożenił się z Polką, która wraz z matką i synem wyjechała w porę do RFN (1986 r, emigracja tzw. solidarnościowa) i tam po jakimś czasie znalazł zatrudnienie zgodnie ze swoją specjalnością. Mieszka tam już od 20lat wraz z rodziną. Jak wyjeżdżał znał dobrze angielski i rosyjski. Niemieckiego, w mowie, prawie ni w ząb. Teraz po niemiecku „szprecha jak prawdziwy Niemiacha”. Wnusię lepiej mówią po niemiecku niż po polsku, bo rodzice i babcie dbają, aby go dobrze znały, przynajmniej w mowie. I tu warto napomknąć, że moja żona, ma talent do języków i mogłaby się szybko nauczyć niemieckiego, ale Ona woli czas poświęcać na keyboard, niż naukę języka. Ale dzięki temu zamiast rozmawiać z wnuczkami po niemiecku, zmusza ich do mówienia po polsku.

Gdyby miał Pan określić w kilku słowach, może zdaniach, czym dla Pana jest starość? Jak ją Pan postrzega? Jaką wartość wnosi w Pańskie życie? A co cennego z dotychczasowego życia zabiera? Co by Pan wówczas napisał? Kontekst Pana wypowiedzi może być oczywiście dowolny, choć najbardziej interesuje mnie problematyka uczenia się oraz relacji międzyludzkich i udziału w życiu społecznym. Starość jest dla mnie nieuniknioną koniecznością. Chciało by się żyć, powiedzmy do 100 lat, ale w jakim takim zdrowiu, bez nadmiernych cierpień swoich i najbliższych, ale takiego życia doświadczają tylko nieliczni. Cenię sobie dużo wolnego czasu, jaki przyniosła mi starość, względny dobrobyt i stabilizację materialną, jaką się cieszy moja rodzina i ja, własny spokój wewnętrzny. Starość zabiera niewątpliwie zdrowie fizyczne, ale na szczęście, na swoje zdrowie psychiczne nie narzekam. Dzięki temu nadal interesują mnie problemy tego świata, bardziej niż problemy „życia po życiu”. Uczyć się świata i języków nie zaniedbuję, nawet, jeśli to nie ma żadnego praktycznego znaczenia. Zawsze wszystko robiłem przede wszystkim dla własnej satysfakcji, a nie dla opinii rodziców, czy innych osób. Jeśli pomagam, to dzieciom, szczególnie dzieciom, które chcą się uczyć. Nawet chorym nieuleczalnie dzieciom. Na forum biorę udział w życiu politycznym i społecznym w stopniu, na jakie mi pozwala zdrowie. Głosuję zawsze, nie stoję z boku. Czasu raczej nie skąpię na to, ale ostatnio się mocno ograniczam, szczególnie w polityce.

A jakie są Pana marzenia, Panie Kazimierzu? Te realne, które ma Pan szansę jeszcze zrealizować oraz te pozostające w sferze abstrakcji, pozwalające choćby czasami, na chwilę w myślach, oderwać się od prozy życia. Czy marzy Pan czasami, Panie Kazimierzu? Mam problem z odpowiedzią, bo nie chciałbym być

banalnym. Moim jedynym marzeniem jest dożycie roku 2020r., w obecnej kondycji psychicznej. Da i chwatit. Reszta najlepiej może być bez zmian.

7. Zakończenie

W artykule niniejszym przedstawiony i pokrótce omówiony został zakres materiału badawczego, który jest wynikiem dwumiesięcznej dyskusji pomiędzy badaczem a podmiotem badania. Dyskusja ta (wywiad) w głównej mierze koncentrowała się wokół problematyki nauczania języków obcych oraz międzykulturowych relacji społecznych w okresie późnej dorosłości. Uwzględniała przy tym retrospektywną analizę źródeł aktywności z tym związanych, sięgającą okresu wczesnej dorosłości podmiotu badania. Pan Kazimierz (podmiot) wyraził zgodę na opublikowanie wywiadu, który z przyczyn już przytoczonych został istotnie ograniczony. Zamieszczone w tekście komentarze odautorskie miały na celu przybliżenie nie tylko treści czy informacji uzyskanych w wyniku tego szczególnego wywiadu, lecz i okoliczności, w których został on przeprowadzony. Dotyczyły ponadto jego możliwości i ograniczeń badawczych. Zwracały uwagę na specyficzny sposób postępowania badacza (zob. Fontana, Frey 2009, s. 81-n.; Pilch, Bauman 2010, s. 91-n.)

Pozostaje jeszcze odpowiedzieć na pytanie, czy cele tak przeprowadzonego badania zostały osiągnięte i czy jego prezentacja rzeczywiście jest uzasadniona. Historia pana Kazimierza ukazuje pewną korelację pomiędzy przeszłością, terażniejszością, a być może i przyszłością w jego życiu. Chodzi tu oczywiście o powiązania pewnych zachowań, postaw, ale też cech osobowości warunkujących określoną aktywność tak w okresie młodości, jak i na starość. Analiza tego przypadku utwierdza w przekonaniu, że źródeł aktywności człowieka w wieku senioralnym poszukiwać należy także w przeszłości. W czasach, kiedy to kształtowała się jego osobowość, kiedy nabywał swoje różnorodne wiedzę, doświadczenia czy kompetencje, kiedy to zaczął realizować najbardziej odpowiadający jego potrzebom i możliwościom model życiowej aktywności. Wówczas to rodziły się w nim konkretne postawy i przyzwyczajenia względem siebie oraz względem otaczających go ludzi. Cały ten bagaż czy też raczej potencjał, stale wzbogacany, przez dziesiątki lat życia pozwalał panu Kazimierzowi realizować życiowe cele, zarówno pierwszego, jak i drugiego rzędu. Pomimo zdarzeń krytycznych, pomimo następującej w ich wyniku zmiany ról społecznych, jakie pan Kazimierz podejmował, przez cały ten czas wkraczania w kolejne etapy dorosłości, mógł on czerpać z tego potencjału. Owszem, na przestrzeni lat, pod wpływem czynników zewnętrznych, a także w wyniku procesu starzenia się, pewne formy aktywności zastąpione zostały innymi. Ich zasadniczy kierunek bądź też obszar zainteresowań pozostał jednak względnie niezmienny. W przeszłości to podróże zagraniczne i osobiste relacje z drugim człowiekiem pozwalały panu Kazimierzowi zaspokajać jego potrzeby poznawcze czy chociażby interakcji międzyludzkich. Dzisiaj, w okresie starości i częściowej niepełnosprawności, te same potrzeby zaspokajane są poprzez zaangażowanie w życie społeczności wirtualnych. Przy czym nie jest to wkroczenie w świat nierealny, fikcyjny. W tym przypadku zmienił się jedynie kanał

komunikacji. Internet, tak jak w przeszłości fizyczne środki transportu, umożliwia panu Kazimierzowi dostęp do świata rzeczywistych istnień, przepełnionego uczuciami, pragnieniami, wiedzą i doświadczeniami. Pozwala on realizować się w niemalże każdej dziedzinie życia społecznego. Pozwala kontaktować się z rodziną oddaloną o setki kilometrów. Daje wgląd w sprawy przyziemne i te bardzo ważne. Jest nieograniczonym źródłem informacji. W sprzyjających okolicznościach pozwala nawet uczestniczyć w badaniach naukowych. W tym przypadku od potencjału człowieka zależy, jak medium to zostanie wykorzystane. Potencjał pana Kazimierza pozwala na pozostawanie aktywnym niezależnie od okoliczności i ta umiejętność jest dorobkiem wszystkich przeżytych przez niego lat.

Odrębną kwestią pozostaje, czy możliwa jest transpozycja opisanych tu zależności na życie innych ludzi. Wszak opisany został przypadek indywidualny i na jego podstawie nie można wyprowadzić reguły. Niemniej, literatura przedmiotu jednoznacznie wypowiada się na temat stylów życia ludzkiego. O ile nie zaistnieją szczególne okoliczności, o charakterze traumatycznym lub niezależne od jednostki, styl jej aktywności preferowany w młodości i we wczesnej dorosłości zazwyczaj kontynuowany jest w późniejszych okresach życia. Ewentualne przeobrażenia czy modyfikacje, które najczęściej jednak występują, są konsekwencją adaptacji jednostki do nowych warunków egzystencji, w tym przypadku do starości i warunków, w jakich ona przebiega. Sposób tej adaptacji może być niezwykle zróżnicowany, na pewno zaś indywidualny dla każdego człowieka. Charakter tych różnic można określić jedynie na gruncie badań empirycznych, szczególnie zaś poprzez wielokontekstową analizę indywidualnych przypadków takich, jak powyżej opisany. Cel ten można również osiągnąć poprzez wykorzystanie zupełnie innej, ilościowej metodologii badawczej. Wówczas jednak, tak niezwykle ważna i ciekawa indywidualność podmiotu badania, może zostać zmarginalizowana lub nawet utracona.

Bibliografia:

- Backes Gertrud M., Clemens Wolfgang, 2008, *Lebensphase Alter: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*, Juventa Verlag, Weinheim-München.
- Baltes Paul B., Baltes Margret M., 1994, *Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte*, w: Paul B. Baltes, Jürgen Mittelstraß, Ursula M. Staudinger (red.), *Alter und Altern. Ein Interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie*, Walter de Gruyter & Co., Berlin, s. 1-34.
- Berndt Annette, 2010, *Fremdspracheeragogik*, w: Hans Barkowski, Hans-Jürgen Krumm (red.), *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, A. Francke Verlag, Tübingen-Basel, s. 93.
- Bois Jean-Pierre, 1996, *Historia starości. Od Montaigne'a do pierwszych emerytur*, Oficyna Wydawnicza Volumen – Wydawnictwo Marabut, Warszawa.
- Boyd Denise, Bee Helen, 2008, *Psychologia rozwoju człowieka*, Zysk i S-ka Wydawnictwo, Warszawa.

- Czerniawska Olga, 2000, *Style życia ludzi starszych*, w: Czerniawska Olga (red.), *Drogi i bezdroża andragogiki i gerontologii. Szkice i rozprawy*, Wydawnictwo Wyższej Szkoły Humanistyczno-Ekonomicznej w Łodzi, Łódź, s. 169-176.
- Denzin Norman K., Lincoln Yvonna S., (red.), 2009, *Metody badań jakościowych. Tom 1 i 2*, Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa.
- Eurostat – European Commission, 2010, *Europe in figures – Eurostat yearbook 2010*. Publications Office of the European Union, Luxembourg, ISSN 1681-4789.
- Fontana Andrea, Frey James H., 2009, *Wywiad. Od neutralności do politycznego zaangażowania*, w: Norman K. Denzin, Yvonna S. Lincoln (red.), *Metody badań jakościowych. Tom 2*, Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa, s. 81-127.
- Harwas-Napierała Barbara, Trempała Janusz, (red.), 2005, *Psychologia rozwoju człowieka. Charakterystyka okresów życia człowieka*, Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa.
- Hill Robert D., 2009, *Pozytywne starzenie się. Młodzi duchem w jesieni życia*, Wydawnictwo „Laurum”, Warszawa.
- Jasper Bettina M., 2002, *Gerontologie. Lehrbuch Altenpflege*. Vincentz Verlag, Hannover.
- Kołodziej Wojciech, 2006, *Stereotypy dotyczące starzenia się i ludzi w podeszłym wieku*. (w) Stanisława Steuden, Mieczysław Marczuk (red.), *Starzenie się a satysfakcja z życia*, Wydawnictwo KUL, Lublin, s. 91-102.
- Krüger Heinz-Hermann, 2007, *Metody badań w pedagogice*. Gdańskie Wydawnictwo Psychologiczne, Gdańsk.
- Kubinowski Dariusz, 2010, *Jakościowe badania pedagogiczne. Filozofia-Metodyka-Ewaluacja*, Lublin, Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej.
- Lehr Ursula, 2007, *Psychologie des Alterns*, 11. Auflage, Quelle & Meyer Verlag GmbH & Co., Wiebelsheim.
- Martin Mike, Kliegel MMatthias, 2008, *Psychologische Grundlagen der Gerontologie*, 2. Auflage, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.
- Minois Georges, 1995, *Historia starości. Od antyku do renesansu*, Oficyna Wydawnicza Volumen – Wydawnictwo Marabut, Warszawa.
- Pakuła Magdalena, 2010, *Postawy osób starszych wobec edukacji. Studium teoretyczno-diagnostyczne*, Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej, Lublin.
- Palka Stanisław, 2006, *Metodologia. Badania. Praktyka pedagogiczna*, Gdańskie Wydawnictwo Psychologiczne, Gdańsk.
- Pilch Tadeusz, Bauman Teresa, 2010, *Zasady badań pedagogicznych. Strategie ilościowe i jakościowe*, Wydawnictwo Akademickie „Żak”, Warszawa.
- Stake Robert E., 2009, *Jakościowe studium przypadku*, w: Norman K. Denzin, Yvonna S. Lincoln (red.), *Metody badań jakościowych. Tom 1*, Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa, s. 623-654.
- Stuart-Hamilton Ian, 2006, *Psychologia starzenia się*, Zysk i S-ka Wydawnictwo, Poznań.
- Szukalski Piotr, 2008, *Starzenie się ludności – wyzwanie XXI wieku*, w: Piotr Szukalski, Iwona Oliwińska, Elżbieta Bojanowska, Zofia Szweda-Lewandowska (red.), *To idzie starość – polityka społeczna a przygotowanie do starzenia się ludności Polski. Praca naukowo-badawcza przygotowana przez zespół ekspertów Fundacji Instytut Spraw Publicznych na zlecenie Zakładu Ubezpieczeń Społecznych*, Instytut Spraw Publicznych, Warszawa, s. 7-29.
- Wawrzyniak Joanna, 2009, *Oblicza starości. Biografia jako źródło czynników adaptacyjnych*, Wydawnictwo Wyższej Szkoły Humanistyczno-Ekonomicznej w Łodzi, Łódź.

Wingchen Jürgen, 2004, *Geragogik: von der Interventionsgerontologie zur Seniorenbildung*, Schlütersche Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, Hannover.

Zych Adam A., 2010, *Leksykon gerontologii*, Oficyna Wydawnicza Impuls, Kraków.

Abstrakt

Niniejszy artykuł jest relacją z badania, w którym problem aktywności edukacyjnej człowieka w trzecim wieku życia jest tematem wiodącym. W pierwszej fazie badania skoncentrowano się na problematyce uczenia się języków obcych w okresie późnej dorosłości oraz na zagadnieniu międzykulturowości. Zgromadzony materiał badawczy umożliwił ponadto analizę szeregu innych aktywności i postaw cechujących ludzi starych. Za cel zasadniczy badania, jakościowej analizy indywidualnego przypadku, przyjęto weryfikację tezy, w myśl której źródeł aktywności człowieka w okresie starości należy poszukiwać nie tylko w jego aktualnym otoczeniu społeczno-kulturowym oraz aktualnym stanie psychofizycznym czy statusie ekonomicznym, lecz również w przeszłości. Wówczas to bowiem, pod wpływem całościowej korelacji takich czynników, jak predyspozycje osobnicze, otoczenie społeczno-kulturowe, edukacja, doświadczenia życiowe, przyzwyczajenia, stan posiadania, los itd., stopniowo kształtował się określony model jego postępowania życiowego, inaczej: styl życia. I to ów styl stanowi zazwyczaj fundament dla aktywności człowieka w okresie starości, choć inne okoliczności, jak chociażby stan zdrowia czy kontekst kulturowy pozostają nie mniej ważne. Badanie to zwraca także uwagę na nowe obszary aktywności seniorów realizowane w cyberprzestrzeni, które zwłaszcza w kontekście polskim wymagają pogłębionej analizy. W końcu ukazuje specyfikę metodologii badawczej, z jej wadami i zaletami, zagrożeniami i potencjałem.

Słowa kluczowe

starzenie się społeczeństw, gerontologia, geragogika, glottodydaktyka, badania naukowe, studium przypadku, edukacja i aktywność seniorów, uczenie się przez całe życie

Informacja o autorze

Anna Jaroszevska – dr n. hum. w zakresie językoznawstwa, absolwentka filologii germańskiej oraz rosyjskiej Uniwersytetu Humboldta w Berlinie, adiunkt w Zakładzie Glottodydaktyki w Instytucie Germanistyki na Wydziale Neofilologii Uniwersytetu Warszawskiego, członek Zarządu Głównego Polskiego Towarzystwa Neofilologicznego oraz członek Akademickiego Towarzystwa Andragogicznego.

Abstract

In the search for the sources of activity of the elderly. A case study which combines the disciplines of language teaching and geragotics

This article is a report from the research in which the issue of educational activity of the elderly is the central theme. The research in its first stage focused on the issues of foreign language learning in late adulthood and interculturalism. The research materials collected enabled an analysis of other activities and attitudes characteristic of elderly people. The main objective of the research, a qualitative analysis of an individual case, was to verify the thesis in accordance with which the sources of elderly people's activity should be sought not only in their social and cultural environment and current physical and mental condition or financial status but also in the past. Then, under the influence of a life-long correlation between such factors as individual predispositions, social and cultural environment, education, experience, habits, assets, fate, etc., a specific model of conduct called lifestyle has been formed. It is the lifestyle that usually constitutes the foundation for human activity in the third age but other circumstances such as health condition or cultural context remain equally important. This research draws attention to new areas of elderly people's activity in cyberspace that need thorough evaluation especially in the Poland's context. Finally, the characteristics of the research methodology, including the good and bad points, threats and opportunities, are presented.

Keywords

society aging, gerontology, geragotics, language teaching, scientific research, case study, elderly education and activity, lifelong learning

About the author

Anna Jaroszevska – a PhD in linguistics, German and Russian studies graduate from the Humboldt University of Berlin, an assistant at the Language Teaching Unit in the Institute of German Studies at the Faculty of Modern Languages of the University of Warsaw, a member of the Board of the Modern Language Association of Poland and a member of the Academic Andragogy Society.

Grupa wyrazowa w opisie lingwistycznym

1. Grupa syntaktyczna w opisie lingwistów polskich

Z grup składniowych zbudowane są zdania. Już Kuryłowicz (1948: 35 i n.) przeciwstawiał zdaniom grupy składniowe. W tym celu wprowadził on dwa pojęcia: **członu konstytutywnego**, czyli takiego, który ustanawia daną strukturę, i **członu określonego**, tj. członu nadrzędnego w danej strukturze. Pod względem formalnym odróżniał zdania od grup składniowych w ten sposób, iż w grupie składniowej członem konstytutywnym jest człon określany (nadrzędny), natomiast w zdaniu członem konstytutywnym jest człon formalnie określający (orzeczenie). O tym, czy mamy do czynienia z elementem konstytutywnym grupy, decyduje możliwość reprezentowania jej na zewnątrz, tzn. w obrębie struktury wyższego rzędu. Taką strukturą jest zdanie, np. *Pan Muster malował nowe mieszkanie*. Orzeczenie jest determinowane przez podmiot co do rodzaju i liczby. Reprezentuje ono całą konstrukcję na zewnątrz.

We współczesnych opisach składni języka polskiego grupa składniowa nie jest traktowana jednolicie. Zdaniem Grzegorzycykowej (1999: 19) istnieje kilka sposobów jej definiowania. Autorka skłania się do przyjęcia tylko dwóch spośród nich. Pierwszy sposób to ujęcie wywodzące się ze składni generatywnej, w której grupa składniowa rozumiana jest jako **abstrakcyjny człon składniowy**. Zdanie zbudowane jest z frazy nominalnej i werbalnej, które – jako pozycje składniowe – mogą być rozwinięte (np. *Kierownik poczty przyszedł szybko*) lub nierozwinięte (np. *Kierownik przyszedł*).

W taki sam sposób grupę składniową rozumieją autorzy GWJP pod red. Topolińskiej (1984: 304). Drugi sposób rozumienia grupy syntaktycznej oparty jest na ograniczeniu do konstrukcji co najmniej dwuelementowej, tzn. grupa taka jest **niepredykatywnym połączeniem składników**. Jak twierdzi Grzegorzycykowa (op. cit.), ten sposób ujęcia grupy ma ponadto dwa warianty: szerszy i węższy. W wariacie szerszym grupa składniowa to wszelkie niepredykatywne połączenia elementów, zarówno te podrzędne, jak i te współrzędne, np. *zastępca kierownika, zastępca zamiast kierownika, zastępca z kierownikiem*. W wariacie węższym reprezentowanym m.in. przez autorów EJP (1992: 103) za grupę syntaktyczną uważa się jedynie połączenia podrzędne, tzw. tradycyjne związki wyrazów „połączonych stosunkiem determinacji atrybutywnej”, np. *podatek dochodowy, podatek od darowizn, podatek sp. z o.o.* Konkludując: Grzegorzycykowa (1999: 22) za grupę syntaktyczną uznaje każde wypełnienie pozycji składniowej będące połączeniem niepredykatywnym.

Zupełnie inne podejście w rozumieniu struktury grup wyrazowych reprezentują Saloni i Świdziński (1998 i 2001). Przede wszystkim brak tu przeciwstawienia grupy

składniowej zdaniu. Saloni/Świdziński (1998: 268) definiują **grupę syntaktyczną**¹ jako „każdy fragment tekstu (niekoniecznie ciągły) wyodrębniony na dowolnym etapie oddolnej (redukcyjnej) analizy składniowej”. Prosta grupa syntaktyczna składa się – jak podają polscy badacze (1998: 274) – z dwóch składników terminalnych (tzn. konstrukcji niepodzielnych z punktu widzenia składniowego), z których jeden jest reprezentantem ciągu stanowiącego tę grupę, natomiast drugi jest uzupełnieniem lub reprezentantem tego uzupełnienia. Składniki te mogą pozostawać względem siebie w relacji równorzędnej, tworząc **grupę współrzedną** – albo w terminologii Klemensiewicza (1968: 25) – **szereg**. Szereg taki charakteryzuje się tym, iż oba człony są dystrybucyjnie równorzędne, tzn. każdy z nich może wystąpić w miejscu całej konstrukcji (por. Grzegorzczkowska 1999: 23). Częściej jest to jednak **zespół niewspółrzedny** oparty na relacji: określany : określający (nadrzędny : podrzędny). Zespół taki, w którym jeden składnik jest sensowo uzależniony od drugiego i dopiero na jego tle staje się zrozumiały, Klemensiewicz (op. cit.) nazywa **związkiem**. Składnik związku ograniczający, a przez to bliżej określający sens to **podrzednik**. Z punktu widzenia semantyki wskazuje on na pewną cechę przedmiotu (zjawiska) nazywanego **nadrzędnikiem**, który tworzy podstawę związku. Istotą związku podrzędnego jest dystrybucyjna niezależność członu nadrzędnego. Klemensiewicz (1968: 25 i n.) wyróżnia dwa rodzaje związków. Dla potrzeb niniejszego artykułu zajmiemy się szczególnie **związkiem przyłączającym**, w którym nadrzędnik decyduje o formie podrzędnika, tzn. wymaga jego dostosowania się do siebie według zasady związku zgody, rządu lub przynależności. Współczesna składnia używa w odniesieniu do tego zjawiska terminu **wymagania akomodacyjne** wprowadzonego po raz pierwszy do polskiej składni przez Salonię i Świdzińskiego (1998). Grzegorzczkowska (1999: 64) pod pojęciem **akomodacji** rozumie: „(...) wszelkie oddziaływania gramatyczne nadrzędnika na podrzędnik czy też (od drugiej strony) podporządkowanie się podrzędnika wymaganiom nadrzędnika”. Akomodacja jest niezbędna do przedstawienia relacji formalnych w obrębie schematów zdaniowych. Pojęcie to Saloni/Świdziński zaadaptowali na potrzeby polskiej składni w bardzo szerokim zakresie, wykorzystując je przy omówieniu własności akomodacyjnych polskich leksemów.

Szczególnym rodzajem wspomnianego powyżej związku przyłączającego jest **związek przyrzędności**, w którym podrzędnik łączy funkcję określnika i orzecznika (por. Klemensiewicz 1968: 26). Jodłowski (1977: 25) nazywa ten związek **grupą imienną**². Składa się ona z rzeczownika i jego przydawki. Oprócz grup nominalnych występują **grupy werbalne**. Ich składnikiem konstytutywnym jest czasownik.

Wróbel (2001: 233) używa w odniesieniu do grup nominalnych terminu **grupa rzeczownikowa**, gdyż uważa, że to właśnie nadrzędnik powinien nadawać danej grupie składniowej nazwę. Stąd obecne są u niego odpowiednio grupy czasownikowe, przyimkowe, spójnikowe itp.

¹ U Wróbla (2001: 233) pojawia się termin **grupa składniowa** oznaczający każde połączenie leksemów, między którymi zachodzi zależność czysto składniowa.

² W literaturze przedmiotu grupa imienna określana jest także jako grupa nominalna, grupa podmiotu, fraza nominalna, syntagma nominalna (por. EJO 1999: 225).

W niniejszym artykule chcielibyśmy poświęcić uwagę jedynie grupie nominalnej. W EJO (1999: 225) definiują ją jako strukturę składniową o dowolnej liczbie składników, której ośrodkiem jest rzeczownik lub zaimek rzeczowny. Składnikiem dostosowującym się do rzeczownika może być przymiotnik, imiesłów przymiotnikowy lub inny rzeczownik.

W ujęciu Topolińskiej (1981: 32) minimalną grupą nominalną jest rzeczownik. W złożonej grupie nominalnej wyróżnia natomiast **grupę nominalną nuklearną**, tj. tę część, która pozostaje po wyodrębnieniu wykładników referencyjnych i liczbowych, oraz **grupę determinantów**, którą tworzą właśnie te wykładniki. Zdaniem lingwistki determinantem są rodzajniki i różnego typu zaimki przymiotne, które nazywa tzw. aktualizatorami rzeczowników. Wg miejsc w linearnym układzie determinantów wewnątrz grupy nominalnej Topolińska wyodrębnia **determinanty centralne** (np. w językach germańskich: rodzajniki, przedimki). Ich cechą jest obligatoryjna obecność w grupie nominalnej. Ponadto występują **determinanty peryferyjne**, które są fakultatywne w grupie nominalnej. Grupa nominalna nuklearna posiada składnik konstytutywny (syntaktycznie obligatoryjny) oraz określnik (syntaktycznie fakultatywny).

Pod względem strukturalnym klasyfikacja grup nominalnych oparta jest na charakterystyce kategoryjnej elementów współrzędnych z rzeczownikiem lub elementów mu podrzędnych. Karolak wyróżnia w EJO (1999: 227):

1. grupę nominalną ze składnikiem adnominalnym przymiotnikowym lub imiesłowowym wraz z ewentualnymi składnikami zależnymi od nich, np.

doskonały film, dziewczyna blada z przerażenia, biegnące dzieci, droga prowadząca donikąd

2. grupę nominalną ze składnikiem adnominalnym rzeczownikowym, np.

brzeg morza, szczyt góry, sala posiedzeń Senatu, poszukiwanie utraconego czasu

3. grupę nominalną ze składnikiem adnominalnym w formie zdania względnego, np.

gość hotelowy, który kradł kosztowności; książka, której opublikowanie stało się sensacją

Ze względu na kryterium semantyczne Karolak (EJO, op. cit.) dzieli grupy nominalne na **prymarne** i **sekundarne**. Do pierwszych zalicza nominalne reprezentacje argumentów przedmiotowych, czyli przedmioty materialne. Do drugich natomiast zalicza argumenty nieprzedmiotowe, jak zdarzenia, fakty, jakości i stany, dla których prymarną reprezentacją są struktury oparte na innych częściach mowy.

2. Grupa wyrazowa w opisie Engla

Podobnie jak w języku polskim w języku niemieckim leksemy nie występują obok siebie w sposób wyizolowany (luźny), lecz tworzą różnego rodzaju związki. Wiążą się one w **grupy wyrazowe** (Wortgruppen). Jeden wyraz pełni w niej funkcję elementu nadrzędnego, tzn. wyraz ten determinuje, jakie inne wyrazy i w jakiej formie mogą wystąpić wspólnie z nim. Jest to **wyraz podstawowy/wyraz odniesienia** (Kernwort, Bezugswort). W zależności od tego, jaki wyraz w danej grupie jest wyrazem podstawowym, Hoberg/Hoberg (2002: 58) rozróżniają następujące grupy wyrazowe: (1) imienną (Substantivgruppe), np. *das Wetter von morgen*, (2) przyimkową (Präpositionalgruppe), np. *im Laufe*, (3) przymiotnikową (Adjektiv-gruppe), np. *sehr mild* oraz (4) czasownikową (Verbgruppe), np. *kann verdrängt werden*.

Engel (1988: 21) uważa, iż grupy wyrazowe można kategoryzować i opisywać w kontekście, w jakim występują, lub niezależnie od niego. W zależności od wybranego sposobu otrzymuje się **frazy** (Phrasen) lub **człony syntaktyczne** (syntaktische Glieder). Dla bliższego scharakteryzowania grup wyrazowych Engel wprowadza takie pojęcia, jak **Regens, Dependens, Satellit** oraz **Kern**. W wielocłonowych strukturach wyrazowych poszczególne człony są w pewien sposób nawzajem od siebie zależne. Człon zależny (podporządkowany) to Dependens (podrządnik), element rządzący (nadrzędny) to Regens (nadrządnik). W każdej grupie wyrazowej może być tylko jeden Regens, natomiast większość grup ma kilka podrządników. Językoznawca określa w ten sposób te elementy, które są bezpośrednio zależne od innego elementu. Wszystkie elementy zależne (bezpośrednie i pośrednie) od innego elementu są satelitami (Satelliten) elementu Regens. Analizując grupę wyrazową niezależnie od jej otoczenia, Engel stwierdza, że największe znaczenie zyskuje najważniejszy element, od którego zależą wszystkie pozostałe części grupy wyrazowej. Element ten nazywa jądrem (Kern). Nie tylko charakteryzuje on grupę wyrazową, ale może nadawać jej nazwę. Takie grupy referowany autor nazywa frazami. Grupy wyrazów, gdzie jądrem jest rzeczownik, tworzą **frazy nominalne** (Nominalphrasen), np. *eine Hütte, Ihre Schilderung*.

Oprócz fraz nominalnych Engel (1988: 22) wyróżnia frazy przyimkowe (Präpositionalphrasen), w których przyimek stanowi jądro frazy, frazy werbalne (Verbalphrasen), gdzie jądrem jest czasownik, frazy przysłówkowe (Adverbialphrasen), frazy przymiotnikowe (Adjektivphrasen) i inne, ponieważ każdy wyraz posiadający satelity jest w stanie utworzyć frazę.

3. Fraza nominalna w opracowaniu konfrontatywnym DPG

W konfrontatywnym opracowaniu gramatyki niemiecko-polskiej w DPG z 2000 r. pod red. Engla niemieccy i polscy lingwiści sporo miejsca poświęcają **frazie nominalnej** (Nominalphrase). Jak słusznie zauważają, rzeczownik w formie wyizolowanej, czyli formie czystej występuje wyłącznie w słownikach lub na listach wyrazów/słów. Dopiero w tekście odnosi się on do określonej rzeczywistości, ujmując

wielkości świata pozajęzykowego w faktyczne stany rzeczy. Rzeczownik stanowi zawsze jądro frazy nominalnej³. Poza rzeczownikiem fraza nominalna posiada zazwyczaj różnorodne satelity. W języku niemieckim jest to przede wszystkim **determinant** (Determinativ), czyli rodzajnik (także zerowy), zaimki dzierżawcze, wskazujące i pytajne. Oprócz determinantu satelitami mogą być frazy przymiotnikowe, dopełniaczowe, przyimkowe i inne. Podczas gdy rodzajnik uważany jest za część obligatoryjną (por. Topolińska 1981: 32), pozostałe satelity frazy nominalnej są fakultatywne. Wg kryterium formy wyrazu satelitami mogą być (DPG 2000: 918):

1. determinanty (zasadniczo nie tworzą fraz):

diese Anleitung – (ta) broszura informacyjna⁴
ihre Wohnung – ich mieszkanie

2. przymiotniki (w tym imiesłowy) oraz frazy przymiotnikowe:

die vorgenannten Voraussetzungen – wymienione powyżej warunki
wesentliche Rechtsänderungen – istotne zmiany prawne

3. dopełniaczowe frazy nominalne:

die Auflösung des Haushalts – likwidacja gospodarstwa domowego
Kosten der Zimmerreinigung – koszty sprzątnięcia pokoju

4. frazy przyimkowe:

Antrag auf Einkommensteuerveranlagung – wniosek o wymierzenie podatku dochodowego od osób fizycznych
Mittel für diese Zahlungen – środki na te płatności

5. partykuły i frazy z partykułą:

auch Unterhaltsleistungen – także świadczenia alimentacyjne

6. konstrukcje infinitywne:

die Möglichkeit, bestimmte Altersvorsorgebeiträge im Rahmen von Höchstbeiträgen zu berücksichtigen – możliwość uwzględnienia określonych składek emerytalnych w ramach kwot maksymalnych

³ Takie samo stanowisko reprezentuje Vater (1985: 7). Jego zdaniem jądrem frazy nominalnej jest przeważnie rzeczownik, który przyjmuje funkcję podmiotu, dopełnienia, orzecznika i przydawki, czasami także okolicznika. Natomiast Bußmann (1990: 529) uważa, że jądrem frazy nominalnej mogą być m. in. rzeczowniki, nazwy własne, przymyki lub zdania poboczne.

⁴ Przykłady zostały zaczerpnięte z korpusu, którym jest *Anleitung zur Einkommensteuererklärung 2002 [Broszura informacyjna do deklaracji PIT za 2002 r.]*. Jest to przykład tekstu prawniczko-ekonomicznego, mającego charakter typowo informacyjny, który skierowany jest do przeciętnego użytkownika języka. Wyboru tekstu dokonano arbitralnie, zaś sam tekst nie jest reprezentatywny dla wszystkich tego typu tekstów.

7. zdania poboczne:

*eine Wohnung, für die Sie vor diesem Zeitpunkt den Bauantrag gestellt haben –
mieszkanie, na które Pan/i przed tym okresem złożył/a wniosek o pozwolenie na
budowę*

Każdy rzeczownik posiada swoją walencję, tzn. wartościowość rozumianą jako reakcję specyficzną dla poszczególnych jego podgrup.

W przypadku satelitów rzeczownika – ze względu na ich funkcję syntaktyczną – należy rozróżnić **uzupełnienia** (Nomenenergänzungen) i **przyłączenia** (Nomenangaben) do rzeczownika⁵. Uzupełnieniami jest m. in. wiele zależnych konstrukcji bezokolicznikowych i zdań pobocznych, przyłączenia to przede wszystkim determinanty, przymiotniki, posesywne frazy dopełniacze i inne. Satelity mogą łączyć się w sposób prawie nieograniczony z rzeczownikiem. Jedynym ograniczeniem jest walencja rzeczownika dopuszczająca lub wykluczająca określone jego uzupełnienia lub przyłączenia. Pozostałe ograniczenia uwarunkowane są znaczeniem ogólnym całej frazy. Mimo to fraza nominalna może być mocno rozbudowana, co czasami prowadzi do polisemii (por. Engel 1988: 604).

Konkretna struktura frazy nominalnej uwarunkowana jest nie tylko liczbą i rodzajem jej satelitów, lecz także ich pozycją w stosunku do rdzenia nominalnego. W przeciwieństwie do jądra werbalnego mogącego składać się z kilku członów, jądro nominalne składa się zawsze tylko z jednego wyrazu, tj. rzeczownika. W związku z tym we frazie nominalnej można wyróżnić tylko dwa **poła pozycyjne** (Stellungsfelder): lewe i prawe⁶ w stosunku do nadrzędnika.

O ile pojęcie frazy nominalnej w ujęciu Engla jest jasne i sensowne, o tyle podział satelitów rzeczownika w języku niemieckim i polskim jest niekonsekwentny ze względu na brak jasno określonych kryteriów (por. DPG 2000: 920 i n.). W podziale fraz nominalnych Engla kryteria formalne mieszają się z semantycznymi i syntaktycznymi, wiele aspektów powtarza się, a cytowane przykłady nie zawsze przystają do omawianej przez autora problematyki.

Satelita rzeczownika jest równoznaczny z kategorią przydawki⁷. Przydawka, dla której wymiennie stosować będziemy termin satelita nadrzędnika (satelita rzeczow-

⁵ W konwencji walencyjnego opisu zdania podmiot oraz tradycyjne dopełnienia, a także niektóre okoliczniki uważa się za obowiązkowe. Natomiast przyłączenia traktowane są jako okoliczniki nieobowiązkowe, tj. swobodne (por. Hoberg/Hoberg 2002: 305). U Engla (1988: 606) przyłączenie oznacza podrzędnik, który może wystąpić przy dowolnym nadrzędniku danej części mowy, uzupełnienie zaś to podrzędnik występujący tylko przy niektórych subkategorjach danej części mowy.

⁶ W *Deutsche Grammatik* (1988: 606) Engel używa pojęć: **Vorfeld** i **Nachfeld**, które w DPG odpowiadają polu lewemu i polu prawemu od jądra nominalnego.

⁷ Przydawka nie jest samodzielnym członem zdania, lecz tylko jego częścią i może zmieniać pozycję w zdaniu jedynie razem z członem przez nią określanym. Z racji swej funkcji oraz pozycji w zdaniu stanowi ona, mimo nieznacznych rozbieżności przy jej opisie w niemieckiej literaturze przedmiotu, dającą się łatwo wyodrębnić klasę (por. Jung 1973: 80; Schatte 1981: 77; Helbig/Buscha 1984: 585; Czochrański 1990: 509; Cirko 1998: 137).

nika), jest członem podrzędnym w obrębie grupy nominalnej. Stanowisko to potwierdza definicja przydawki wg autorów EJO (1999: 470 i n.):

Przydawka – (...) funkcja syntaktyczna i zdeterminowana tą funkcją podrzędna część zdania, wyznaczona przez związek poboczny, którego nadrzędnikiem jest rzeczownik. Innymi słowy jest to podrzędnik w związku syntaktycznym z nadrzędnikiem rzeczownikowym. (...) Wg definicji semantycznej przydawka oznacza cechę przedmiotu.

W źródłach niemieckojęzycznych, jak np. w ujęciu Weinricha (1993: 355), przydawka oznacza wszelkie determinanty rzeczownika, a możliwość determinacji nazywana jest przez niego atrybucją.

Autorzy DPG (2000: 1336) określają mianem przydawki satelity dowolnego słowa oprócz czasownika. I tu należy wskazać na istotną różnicę w traktowaniu przydawki przez germanistów i polonistów. Z polskiej definicji przydawki wynika *expressis verbis*, że w języku polskim mogą to być jedynie określenia do rzeczownika (por. EJP 1992: 71; EJO 1999: 470 i n.; Dubisz 2002: 289).

Pomiędzy członem określającym i określanym w grupie nominalnej zachodzi **związek atrybutywny**, tzn. z semantycznego punktu widzenia jakaś cecha przypisana jest obiektowi, do którego odnosi się dany element.

Z racji tego, iż w centrum naszych rozważań stoi rzeczownik, rezygnujemy z badania przydawki określającej przysłówki i zaimek rzeczowny na rzecz wnikliwej analizy przydawki towarzyszącej rzeczownikowi. W celu przeprowadzenia analizy podrzędniki niemieckie podzielone zostaną wg kryteriów formalnych i semantycznych, a następnie omówione zostaną relacje podrzędnika w stosunku do nadrzędnika (i odwrotnie) w oparciu o kryterium syntaktyczne. Ponadto zreferujemy stan dotychczasowych badań w zakresie występowania przydawek w tekstach ekonomicznych. W niniejszym artykule wykorzystamy kryteria formalne i semantyczne podziału przydawek takich językoznawców, jak: Klemensiewicz (1968), Jodłowski (1977), Schatte (1981), Helbig/Buscha (1984), Czochrański (1990), Nagórko (2003) oraz kryteria syntaktyczne Saloniego/Świdzińskiego (1998), Grzegorzycykowej (1999) oraz Wróbla (2001). Następnie opiszemy przydawkę rozwiniętą oraz przedstawimy dane w zakresie frekwencji tego typu przydawek w niemieckich tekstach ekonomicznych. Rozważania dotyczące przydawki zakończymy przedstawieniem wniosków.

4. Kryteria formalno-semantyczne podziału satelitów rzeczownika w języku niemieckim

Poglądy niemieckich językoznawców dotyczące rodzajów satelitów rzeczownika są stosunkowo różnorodne. Wyodrębnienie związków atrybutywnych w strukturze jest zadaniem stosunkowo łatwym, ponieważ przydawka w języku niemieckim posiada dość ustabilizowane formy reprezentacji, możliwości zajmowania pozycji w zdaniu oraz stosunki zależnościowe (por. Schenkel 1972: 23; Helbig 1973: 11; Schatte 1981: 77).

Celem niniejszego rozdziału jest prezentacja aspektów formalnych (części mowy w funkcji przydawki) i semantycznych (związki znaczeniowe między nadrzęd-

nikiem a podrzędnikiem) przydawek niemieckich we współczesnej lingwistyce niemieckiej.

Podrządnik reprezentowany jest przez różne części mowy. Jego zdolność do występowania w funkcji przydawki w dużej mierze determinowana jest przez wspomniane powyżej charakterystyczne cechy nominalnej grupy wyrazowej. Kierując się kryterium pozycji przydawki w danej grupie nominalnej oraz możliwością przekształcenia tej grupy na strukturę o charakterze orzecznikowym, Helbig/Buscha (1984: 586) sformułowali tezę, iż przydawką jest każde słowo, które stoi przed lub za daną częścią zdania, wraz z nią zmienia swoją pozycję oraz stanowi potencjalną predykację. Zgodnie z tym stwierdzeniem w funkcji przydawki stojącej przed członem określanym mogą występować przymiotniki (1) oraz imiesłowy⁸ (2), np.⁹

(1) *der fleißige Student* ← *der Student ist fleißig*

(2) *die geplante Reise* ← *die Reise ist geplant*

Natomiast w funkcji przydawki stojącej za członem określanym występują rzeczowniki, w tym rzeczowniki w dopełniaczu (3) i z przyimkiem (4), względnie zaimki rzeczowne (5), przysłówki (6) oraz bezokoliczniki (7), np.

(3) *das Haus meines Vaters* ← *mein Vater hat ein Haus*

(4) *die Freude (des Wissenschaftlers) über den Erfolg* ← *der Wissenschaftler freut sich über den Erfolg*

(5) *keines seiner Bücher* ← *ich habe kein Buch seiner Bücher gelesen*

(6) *der Student dort* ← *der Student ist dort*

(7) *seine Hoffnung zu gewinnen* ← *er hofft, dass er gewinnt*

Jak ilustrują powyższe przykłady, w każdym przypadku możliwe jest przekształcenie na konstrukcję predykacyjną. Różnicę pomiędzy ww. częściami mowy występującymi w funkcji przydawki stanowi jedynie fakt, iż przysłówki i bezokoliczniki dają się rozpoznać jako przydawka tylko na podstawie ich pozycji. Rzeczownik natomiast wyróżnia się dodatkowo formą przypadku, w którym występuje (np. dopełniacz lub przypadek wyrażany analitycznie za pomocą przyimka), jest więc nacechowany morfologicznie.

Poniżej poddamy ww. części mowy dokładniejszej analizie, uwzględniając sytuację, gdzie występują one w funkcji przydawki.

⁸ W ścisłym związku z rzeczownikiem stoją także rodzajnik, przyimek i partykuła. Ponieważ jednak nie mogą być przekształcone na strukturę o charakterze orzecznikowym, Helbig/Buscha nie uznają ich za przydawkę.

⁹ Cytowane przykłady w rozdz. 4. pochodzą z *Deutsche Grammatik* autorstwa Helbiga/Buschy (1984).

4.1. Przymiotnik, przysłówek, imiesłów czasu teraźniejszego i przeszłego w funkcji podrzędnika

Jak powyżej wspomniano, zarówno przydawkę przymiotną, jak i przysłówkową można przekształcić na predykację w postaci zdania z czasownikiem *sein*. Istnieją jednak także przymiotniki, które mogą występować wyłącznie w funkcji przydawki. Ich podstawę stanowią predykacje o szczególnym charakterze, np.

- (8) *die obere Wohnung* ← *die Wohnung ist oben*
- (9) *das medizinische Personal* ← *das Personal ist aus (dem Bereich) der Medizin*
- (10) *der bulgarische Wein* ← *der Wein ist aus Bulgarien*
- (11) *der zehnte Jahrestag* ← *der Jahrestag ist der zehnte (Jahrestag)*

Pomimo to, że podstawę grupy nominalnej z przydawką przymiotną/przysłówkową stanowią struktury predykacyjne o niemalże takim samym charakterze, można stwierdzić pewne różnice pomiędzy przymiotnikiem a przysłówkiem w kontekście ich zdolności do występowania w funkcji przydawki. Helbig/Buscha (1984: 588) zwracają uwagę na to, że zdolność taka jest ogólną cechą przymiotnika. Istnieje niewielka liczba przymiotników, zwłaszcza pochodzenia obcego, orzeczownikowych lub tych używanych w stałych zwrotach, które nie mogą występować w funkcji przydawki. Czochrański (1990: 510) jako przykład podaje takie przymiotniki, jak *schuld, wert, gang und gäbe, futsch, mies, quitt*. W przypadku przysłówek mamy do czynienia z sytuacją odwrotną – większość przysłówek nie występuje w funkcji przydawki. Niewielka liczba tych, które posiadają tę zdolność, to z reguły przysłówki wyrażające relacje czasu lub miejsca (por. Czochrański, op. cit.). Kolejną różnicę stanowi fakt, że przymiotnik w funkcji przydawki stoi zazwyczaj przed rzeczownikiem i posiada końcówkę fleksyjną, podczas gdy przysłówek znajduje się z reguły w postpozycji i nie jest odmieniany. Umieszczenie przymiotnika za, a przysłówka przed członem określającym jest wprawdzie możliwe, jednak ogranicza się do szczególnych kontekstów językowych, np. podniosłego stylu literackiego, stałych wyrażań, przysłów itp. Na uwagę zasługuje także zdolność występującego w charakterze przydawki przymiotnika do przyjmowania innych członów zależnych oraz niezależnych od swojej walencji, a więc jego zdolność do tworzenia tzw. przydawki rozszerzonej. Przysłówek występujący w funkcji przydawki cechy tej nie posiada. Ponadto, w przeciwieństwie do przydawki przymiotnej, która jako taka jest jednoznaczna, może sugerować więcej niż jedno znaczenie, czyli wywoływać zjawisko homonimii. Zdarza się mianowicie, że pozycja i znaczenie przysłówka w konkretnym zdaniu pozwalają odebrać go zarówno jako przydawkę, jak i okolicznik.

W funkcji przydawki mogą wystąpić także imiesłowy czasu teraźniejszego (12) – (14) i przeszłego (15) – (16) (por. Helbig/Buscha 1984: 588 i n.):

- (12) *das lesende Mädchen*
- (13) *das sich waschende Kind*
- (14) *die anzuerkennende Leistung*

- (15) *der gelobte Schüler*
- (16) *das geöffnete Fenster*

Czochralski (1990: 510 i n.) wprowadza pojęcie przydawki przymiotnej, która formalnie może być nie tylko wyrażona przymiotnikami, ale również zaimkami, liczebnikami i imiesłowami. Przydawka ta pozostaje z określanym rzeczownikiem w związku zgody pod względem liczby, przypadku, a często też rodzaju i zajmuje miejsce przed określanym rzeczownikiem. Powyższy podział formalny przydawek Helbiga/Buschy Czochralski uzupełnił o możliwość użycia liczebnika głównego (17) i porządkowego (18) w formie przydawki, np.

- (17) *drei Autos*
- (18) *das dritte Haus*

Ponadto badacz zwraca uwagę na to, że nie można użyć jako przydawki imiesłowu czasu przeszłego od niedokonanych (imperfektywnych) czasowników nieprzechodnich (19) oraz od czasowników zwrotnych (20), np.

- (19) **der gegangene Mann*
- (20) **der sich gefreute Bruder*

4.2. Rzeczownik w funkcji podrzędnika

W języku niemieckim Helbig/Buscha (1984: 591 i n.) wyróżniają pod względem formalnym cztery typy przydawki rzeczownej:¹⁰

1. rzeczownik w dopełniaczu, np.

(21) *das Haus meines Vaters, die Hälfte des Buches*

2. rzeczownik w przypadku wyrażanym analitycznie przez przyimek, np.

(22) *die Ankunft des Gastes am Abend, die Briefmarke für zehn Pfennig*

3. rzeczowniki z przyimkiem *von*, np.

(23) *das Bild von Goethe, die Gewinnung von Kohle*

¹⁰ Schatte (1981: 78) wyróżnia 4 częściowo inne typy przydawki rzeczownej: dopełniaczową (Genitivattribut), przyimkową (Präpositionalattribut), bez wyznaczników formalnych przypadku (Attribut ohne Kasusmerkmale) oraz apozycję (Apposition). Natomiast w szwajcarskich materiałach dydaktycznych do nauczania języka niemieckiego Ostia – oprócz przydawki dopełniaczowej i przyimkowej – mówi się także o jeszcze jednej możliwości, tj. występowaniu jej w członie pierwszym złożenia (Vorderglied des Kompositums), np. *die Wagenräder, der Getreidesack*.

4. rzeczowniki bez formalnych wyznaczników przypadku (określające miary i ilości), np.

(24) *eine Flasche Sekt, ein Paar Strümpfe*

Przydawka dopełniaczowa jest najczęściej występującą formą przydawki rzeczownej. Z racji tego, że podstawę przydawek reprezentowanych przez rzeczownik w dopełniaczu stanowią różnego rodzaju konstrukcje o charakterze orzecznikowym, którym z kolei odpowiadają różnorodne relacje semantyczne, w ramach przydawki dopełniaczowej można za Helbig/Buscha (op. cit.) wyróżnić dwanaście jej typów:¹¹

1. Genetivus possessivus (Haben-Verhältnis):

(25) *das Haus meines Vaters ← mein Vater hat ein Haus*

2. Genetivus definitivus (Sein-Verhältnis):

(26) *die Pflicht der Dankbarkeit ← die Dankbarkeit ist eine Pflicht*

3. Genetivus explicativus (Bedeuten-Verhältnis):

(27) *der Strahl der Hoffnung ← der Strahl bedeutet Hoffnung*

4. Genetivus partitivus (Teil-von-Verhältnis):

(28) *die Hälfte des Buches ← die Hälfte ist ein Teil von dem Buch*

5. Genetivus subiectivus (Subjekt-Prädikats-Verhältnis):

(29) *die Lösung des Schülers ← der Schüler löst (die Aufgabe)*

6. Genetivus obiectivus (Objekt-Prädikats-Verhältnis):

(30) *die Lösung der Aufgabe ← (der Schüler) löst die Aufgabe*

7. Genetivus des Eigenschaftsträgers (Sein-Verhältnis, Adjektiv jako Prädikativ):

(31) *die Größe des Zimmers (von 20 m²) ← das Zimmer ist (20 m²) groß*

8. Genetivus der Eigenschaft (Kennzeichnen-Verhältnis):

(32) *ein Mann der Vernunft ← Vernunft kennzeichnet den Mann*

¹¹ Nieco skrócony podział semantyczny przydawki rzeczownej w dopełniaczu można znaleźć u Czochrańskiego (1990: 512), który wzoruje się na podziale Helbiga/Buschy i wyróżnia jedynie 6 grup semantycznych przydawki rzeczownej. Podobnie Eroms (2000: 282 i n.) wyróżnia tylko 8 grup semantycznych pokrywających się z tymi, które zaproponowali Helbig/Buscha.

9. Genetivus auctoris (Verhältnis des Schaffens):

(33) *das Werk des Dichters* ← *der Dichter hat das Werk geschaffen*

10. Genetivus des Produkts (Verhältnis des Geschaffen-Seins):

(34) *der Dichter des Werkes* ← *das Werk ist Produkt des Dichters*

11. Genetivus der Zugehörigkeit (Gehören-zu-Verhältnis):

(35) *die Schule meines Bruders* ← *mein Bruder gehört zu der Schule*

12. Genetivus des dargestellten Objekts (Darstellen-Verhältnis):

(36) *das Bild Goethes* ← *das Bild stellt Goethe dar*

Jak słusznie zauważają Helbig/Buscha, relacje semantyczne w odniesieniu do przydawki rzeczownej w dopełniaczu nie zawsze są jednoznaczne i mogą się nawzajem przenikać, np. w (36) może zachodzić stosunek posiadania (genetivus possessivus), tj. Goethe jest właścicielem obrazu, stosunek tworzenia (genetivus auctoris), tj. Goethe jest twórcą obrazu, lub stosunek odzwierciedlania przedmiotu, tj. Goethe jest przedstawiony na obrazie.

Także o niejednoznacznych relacjach semantycznych mówi Schatte (1981: 80), podając przykłady przydawek, które po przekształceniu mogą spełniać funkcję podmiotu lub dopełnienia, np.

(37) *die Einladung Peters*
← *Peter lädt jemanden ein* (podmiot)
← *jemand lädt Peter ein* (dopełnienie)

W odróżnieniu od terminologii Helbiga/Buschy relację cechy Schatte (op. cit.) nazywa terminem łacińskim **genetivus qualitatis**. Zadaniem tego rodzaju przydawki jest podanie gatunku lub jakiegokolwiek właściwości (cechy) nadrzędnika. Należy zaliczyć tu stałe zwroty, w których przydawka rzeczowna posiada własne określenia przymiotne¹², np.

(38) *ein Mann mittleren Alters*
(39) *eine Zahl höherer Ordnung*
(40) *eine Frau stolzen Wesens*

¹² Trafnym spostrzeżeniem Schattego (1981: 80) jest uwaga konfrontatywna, że w języku polskim istnieją również podobne konstrukcje, w których przymiotnik wymusza użycie narzędnika w podrzędniku, np. zamiast dopełniacza używamy narzędnika z przyimkiem „o”, np. *kobieta o gołęmbim sercu* → **kobieta gołęmbiego serca*, *człowiek o złotych rękach* → **człowiek złotych rąk* (por. także Frankowska 1982: 6). Strutyński (2002: 310) traktuje tego typu nierozdzielne skupienia wyrazowe jako niepodzielne przydawki wielowyrazowe.

Tego rodzaju przydawki można przekształcić w przydawki przyimkowe, które przede wszystkim charakterystyczne są dla języka potocznego, np.

(40a) *eine Frau von stolzem Wesen*

Przydawka rzeczowna może być wyrażona także za pomocą rzeczownika z przyimkiem (przydawka przyimkowa). Mówimy wówczas o przydawce, której wykładnikiem jest rzeczownik w przypadku wyrażanym analitycznie przez przyimek (Präpositionalkasus). Zarówno w języku niemieckim, jak i polskim mogą występować prawie wszystkie rodzaje przyimków (por. Schatte 1981: 81). Przydawka przyimkowa może odzwierciedlać rozmaite relacje semantyczne, w tym takie, które oddane mogą być dopełnieniami lub okolicznikami (por. Czochrański 1990: 512; Schatte 1981: 81). Także przyimki mogą wpływać – szczególnie przy przydawkach o znaczeniu okolicznikowym – na sens całej przydawki. Helbig/Buscha (1984: 592) mówią o takich relacjach semantycznych przydawek przyimkowych, jak:

1. relacja dopełnienia (Objekt):

(41) *die Teilnahme (des Schülers) am Wettbewerb ← der Schüler nimmt am Wettbewerb teil.*

2. relacja miejsca (lokal):

(42) *das Haus in der letzten Reihe ← das Haus ist in der letzten Reihe*

3. relacja czasu (temporal):

(43) *die Ankunft (des Gastes) am Abend ← der Gast kommt am Abend an*

4. relacja sposobu (modal):

(44) *die Antwort des Kollegen in der Erregung ← der Kollege hat in der Erregung geantwortet*

5. relacja oznaczania wartości, miary, ilości:

(45) *die Briefmarke für zehn Pfennig ← die Briefmarke kostet zehn Pfennig*

6. relacja pochodzenia:

(46) *Farben aus Teerprodukten ← Farben sind aus Teerprodukten hergestellt*

7. relacja skutku (konsekwentiv):

(47) *die Ähnlichkeit (der Brüder) zum Verwecheln ← die Brüder ähneln sich zum Verwecheln*

Helbig/Buscha (1984: 593 i n.) w swoim podziale formalnym przydawek rzeczowych osobno wyodrębnili grupę rzeczowną wyrażoną przyimkiem *von*. Przyimek ten – ich zdaniem – zajmuje szczególną pozycję (por. Czochrański 1990: 513). Może być substytutem przydawki rzeczownej w dopełniaczu¹³ i przez to nośnikiem różnych relacji semantycznych. Przyimka *von* używa się w miejsce dopełniacza, gdy ten nie jest formalnie wyraźny, tj. gdy używany jest bez rodzajnika¹⁴. Badacze niemieccy wyróżnili pięć przypadków użycia przyimka *von*:

1. rzeczownik w funkcji przydawki występuje z rodzajnikiem zerowym w l. pojedynczej, np.

(48) *der Einfluss von Wind und Wetter*

W przypadku pojawienia się rodzajnika lub przymiotnika/imiesłowu w przydawce rzeczownej z przyimkiem następuje zmiana użycia na przydawkę rzeczownikową w dopełniaczu (48a). Pozostawienie przyimka *von* jest możliwe, chociaż typowe tylko dla języka potocznego, np.

(48a) *der Einfluss des Windes und des Wetters*

2. rzeczownik w funkcji przydawki występuje z rodzajnikiem zerowym w l. mnogiej, np.

(49) *die Aufführungen von Dramen*

W przypadku pojawienia się rodzajnika lub przymiotnika/imiesłowu w przydawce rzeczownej z przyimkiem może, ale nie musi, dojść do zmiany użycia na przydawkę rzeczownikową w dopełniaczu (49a). Użycie przyimka *von* jest rzadziej stosowane niż przydawki w dopełniaczu. Jeśli natomiast pojawi się przed rzeczownikiem liczebnik główny z rodzajnikiem zerowym (50), to tylko użycie przyimka *von* jest poprawne:

(49a) *die Aufführungen dieser Dramen / die Aufführungen von diesen Dramen*

(50) *der Preis von sechs Büchern*

Jeżeli rzeczownik w liczbie mnogiej posiada rodzajnik określony, to zdaniem Schattego (1981: 81) należy używać wyłącznie przydawki rzeczownej, a nie przyimkowej, która w tym miejscu jest często niegramatyczna lub stylistycznie niedopuszczalna, np.

(51) *der Besitzer von den drei Grundstücken* (tylko w mowie potocznej)

(52) **das Bestimmen von den Eigenschaften* (konstrukcja niegramatyczna)

¹³ Schatte (1981: 81) przestrzega przed zbyt częstą zamianą przydawki rzeczownej w przyimkowej, która jest typowa dla języka potocznego, szczególnie w tych wypadkach, w których użycie dopełniacza jest jednoznaczne i uwarunkowane uzusem.

¹⁴ Czochrański (1990: 513) nazywa rodzajnik wyróżnikiem.

3. przydawkowo użyte nazwy własne z rodzajnikiem zerowym, np.

(53) *die Parks von Paris*

(54) *die Parks von Dresden / die Parks Dresdens*

(55) *die Bilder von Dürer / die Bilder Dürers*

(56) *die Briefe des jungen Engels / die Briefe von dem jungen Engel*

Jeżeli nazwy własne (geograficzne, instytucji) kończą się na spółgłoski -s, -x, -z (53), wówczas obligatoryjnie używa się przyimka *von*. W pozostałych przypadkach (54) – (56) jego użycie jest fakultatywne. Jeżeli przed nazwami własnymi (np. nazwiskami) stoi przydawka przymiotna (56), to używamy jej zazwyczaj w dopełniaczu wraz z rodzajnikiem, rzadziej z przyimkiem *von*.

4. przyimka *von* używa się w celu uniknięcia kilku przydawek dopełniaczowych obok siebie (szczególnie przy nazwach własnych), np.

(57) *die Antwort von Peters Freund*

5. przyimek *von* jest zawsze regularnym substytutem przy użyciu zaimków rzeczownych niezdolnych do występowania z rodzajnikiem, np.

(58) *das Haus von ihm*

(59) *die Aufgabe von jemandem*

(60) *die Hälfte davon*

Do ostatniej grupy przydawek rzeczownych Helbig/Buscha (1984: 595) zaliczyli rzeczowniki bez formalnych wyznaczników kazusu (określające miary i ilości). Czochrański (1990: 514) podzielił dodatkowo oznaczenia miary i ilości na określone i nieokreślone. W przypadku tych pierwszych przydawka nie ma rodzajnika ani przyimka:

1. w oznaczeniach miary i ilości w l. pojedynczej i mnogiej, np.

(61) *eine Flasche Sekt – drei Flaschen Sekt*

(podobnie np. *Kiste, Portion, Tafel, Tonne, Tag, Woche, Jahr*).

2. w oznaczeniach miary i ilości tylko w l. pojedynczej, np.

(62) *ein Stück Zucker – zwei Stück Zucker*

(podobnie np. *Blatt, Bund, Glas, Kilo, Liter, Meter, Paar, Sack*).

W przypadku nieokreślonych oznaczeń miar i ilości przydawka rzeczowna może stać bez przyimka lub z przyimkiem *von*, np.

(63) *eine Gruppe Touristen / eine Gruppe von Touristen*

(podobnie np. *Anzahl, Haufen, Reihe, Stapel*).

Jeśli chodzi o rzeczownikowe oznaczenia liczby typu *Tausend*, *Million*, *Dutzend*, przydawka rzeczowna może, ale nie musi (64), występować z przyimkiem *von* jedynie w przypadku nieokreślonej bliżej liczby (65), np.

(64) *eine Million Menschen – zehn Millionen Menschen*

(65) *Millionen (von) Menschen*

W tej części artykułu omówiliśmy rodzaje przydawek, tj. rodzaje części mowy, które formalnie mogą nimi być, ze względu na rodzaj zajmowanej pozycji w danej grupie nominalnej, tj. występowanie przed lub po członie określanym. Zarówno Helbig/Buscha (1984), jak i Schatte (1981) oraz Czochralski (1990) wyodrębniają w języku niemieckim szczególny rodzaj przydawki zwany apozycją (dopowiedzeniem), któremu poświęcono kolejny rozdział niniejszej pracy.

4.3. Apozycja (dopowiedzenie)

Dopowiedzenie (Beisatz, Apposition) występuje nie tylko przy rzeczownikach, ale także przy zaimkach rzeczownych. Można je rozumieć jako zdanie skrócone, które bliżej określa wyraz główny (jądro). Helbig/Buscha (1984: 607 i n.) rozróżniają **apozycję ścisłą** (enge Apposition) i **apozycję luźną** (lockere Apposition). Do apozycji zaliczają także grupy rzeczownikowe z przyimkiem *als* lub *wie*, np.

(66) *die Stellung der Schweiz als neutrales Land*

(67) *das ist nichts für Leute wie wir*

Apozycja ścisła może stać zarówno przed słowem określanym, jak i za nim. Wówczas nie jest oddzielona przecinkiem. Ten rodzaj apozycji może być wyrażony przez: imiona lub przydomki (68), nazwy stopni pokrewieństwa, zawodów, tytułów, form adresatywnych (69), nazwiska osób (70), nazwy rzeczy (71), połączenia kilku apozycji (72), np.

(68) *Nathan **der Weise***

(69) ***Doktor Klein***

(70) *die Vorlesung des Professors **Schmidt***

(71) *das Jahr **1980***

(72) *Johann Sebastian Bach*

Apozycja luźna występuje zawsze po słowie określanym i oddzielona jest w zdaniu od niego przecinkiem. Tego typu dopowiedzenie pozostaje najczęściej w składni zgody pod względem przypadku ze słowem określanym, np.

(73) *Professor Dr. Schall, **Ärztlicher Direktor des Bezirkskrankenhauses Neustadt***

(74) *Donnerstag, **der 7. September 1972***

Oprócz apozycji w niemieckim można budować syntagmy nominalne z kilkoma przydawkami jednocześnie, tworząc przydawki wieloczłonowe, będące przedmiotem rozważań w kolejnym rozdziale.

4.4. Przydawka wieloczłonowa

W języku niemieckim jądro nominalne (nadrzędnik) określane jest często przez kilka satelitów. Czochrański (1990: 517) nazywa tego typu konstrukcje z określeniami przed rzeczownikiem **przydawkami rozwiniętymi** lub **rozszerzonymi** (erweiterte Attribute), np.

(75) *der des Mordes verdächtige Mann*

(76) *das von ihm aus dem Englischen ins Polnische übersetzte Buch*

Są to skupienia wyrazowe występujące na różnych poziomach składni i – w ujęciu teorii walencji (por. Helbig/Buscha 1984: 599) – mające charakter obligatoryjny (posiadają człony obowiązkowe) lub fakultatywny (posiadają człony nieobowiązkowe). Przymiotnik lub imiesłów stoją w języku niemieckim bezpośrednio przed rzeczownikiem, przy czym przed przymiotnikiem może stać jedno lub dwa określenia, a przed imiesłowem – nawet kilka określeń. O ilości określeń przy imiesłowie decyduje walencja czasownika. Określenia do rzeczownika występują przed tym rzeczownikiem i tworzą tzw. **ramę nominalną** (nominaler Rahmen), którą otwiera zazwyczaj rodzajnik lub zaimek (determinant), a zamyka przydawka (przymiotnik lub imiesłów) określona przez dalsze człony stojące wewnątrz ramy, np.

(77) *die beruflich veranlassten Überweisungen*

(77a) *przelewy wykonane w ramach działalności zawodowej*

(78) *das aus der gesetzlichen Krankenversicherung gezahlte Krankengeld*

(78a) *zasilek chorobowy wypłacany z ustawowego ubezpieczenia zdrowotnego*

Zarówno przymiotniki, jak i imiesłowy określane są bliżej przez człony rozszerzające, których pozycja odpowiada pozycji członów zdania podrzędnie złożonego. Rolę spójnika wprowadzającego zdanie poboczne przyjmuje determinant (rodzajnik lub zaimek). Członami fakultatywnymi przydawki mogą być okoliczniki, fakultatywne człony zdania, wyrazy modalne, partykuły (por. Helbig/Buscha, op. cit.). Pozycja ich jest taka sama jak w przypadku członów obligatoryjnych – występuje tu zawsze taki szyk, jak w zdaniu podrzędnie złożonym. Rama nominalna rozrasta się przez kolejne człony rozszerzające, przy czym istotne jest – jak słusznie twierdzą powyżej przywołani językoznawcy – zachowanie granic semantycznych (tolerancja jednych elementów przez drugie) i komunikatywnych (zrozumiałość całej struktury wieloczłonowej).

Helbig/Buscha (1984: 601 i n.) zwracają uwagę na odróżnienie **rozszerzenia** (Erweiterung) od **połączenia** (Verbindung) przydawek przymiotnikowych i imiesłow-

wych¹⁵. Rozszerzeniem jest – ich zdaniem – zdolność przydawki do przyjmowania jednego lub kilku członów, podczas gdy połączenie oznacza zdolność nadrzędni-ka (jądra nominalnego) do przyjmowania dwóch lub kilku przydawek w stosunku współrzednym (parataksa) lub podrzędnym (hipotaksa) względem siebie. Połączenie uporządkowane parataktycznie polega na tym, że poszczególne przydawki można dowolnie wymieniać między sobą. Opiera się ono na relacji współrzedności między członami w grupie wyrazowej. Natomiast w połączeniu uporządkowanym hipotaktycznie wymiana taka jest niemożliwa, ponieważ człon podrzędny musi stać przed członem nadrzędnym, np.

– połączenie przydawek w parataksie:

(79) *eine zusätzliche freiwillige Pflegeversicherung*

(79a) *dodatkowe, dobrowolne ubezpieczenie pielęgnacyjne*

– połączenie przydawek w hipotaksie:

(80) *folgende familienbezogenen Steuervergünstigungen*

(80a) *następujące ulgi podatkowe dla rodziny*

Relacja para- i hipotaksy występuje również w przypadku rozszerzeń. Dzięki tym relacjom powstają w niemieckim przydawki o różnym stopniu zależności od siebie, np.

(81) *die vom Arbeitgeber pauschal versteuerten Arbeitgeberleistungen*

(81a) *świadczenia od pracodawcy opodatkowane ryczałtowo przez pracodawcę*

Zjawisko wieloczłonowości przydawek nie tylko odnosi się do przydawek przymiotnikowych i imiesłowowych, lecz także do przydawek rzeczownikowych występujących w postpozycji frazy nominalnej. Helbig/Buscha (1984: 603) zauważają, że również w tym przypadku pojawiają się relacje parataktyczne (tak, jak w przypadku przydawek przymiotnikowych i imiesłowowych) oraz hipotaktyczne (typowe dla przydawek rzeczownych). Obydwa rodzaje połączenia przydawek dotyczą przydawek dopełniaczowych i przyimkowych, a także form mieszanych. W relacji parataktycznej pozycja poszczególnych przydawek jest dowolna. W relacji hipotaktycznej przydawka podrzędna stoi zawsze za przydawką nadrzędną. Jeśli natomiast w zdaniu pojawi się przydawka dopełniaczowa i przyimkowa, to w relacji koordynacji przyda-pek wyrażany analitycznie (za pomocą przyimka) stoi po przypadku wyrażanym syntetycznie¹⁶.

¹⁵ Bardzo podobnymi pojęciami w rozbudowywaniu przydawek rozwiniętych operuje Weinrich (1993: 358). Połączeniu w parataksie odpowiada u niego termin **Reihung** (uszeregowanie), a połączeniu w hipotaksie – **Stufung** (stopniowanie).

¹⁶ Wg Berdychowskiej (1996:16) przypadki wyrażane syntetycznie pozostają w bezpośrednim kontakcie z wyrazem nadrzędnym i są ustalane bezpośrednio przez ten wyraz. Przypadki wyrażane analitycznie (tj. za pomocą przyimka) pozostają z wyrazem nadrzędnym jedynie w kontakcie pośrednim. Rolę pośrednika pełni przyimek, ustalający przypadek podrzędnika.

5. Rodzaje i frekwencja przydawek w niemieckich tekstach ekonomicznych

Z poprzedniego rozdziału wynika, że rozbudowywanie przydawek oznacza ich zdolność do przyłączania jednego lub kilku członów w obrębie frazy nominalnej. W literaturze przedmiotu istnieją badania dotyczące jakości i ilości rozszerzonych przydawek występujących w niemieckim języku ekonomicznym (por. Ohnacker 1992: 62 i n.).

W tekstach teoretyczno-naukowych języka ekonomicznego de Cort/Hessmann (1978: 239) stwierdzili obecność licznych przydawek rozszerzonych. W 597 badanych fragmentach zdań znaleziono 717 przydawek w postpozycji (tj. stojących za nadrzędnikiem). 85% spośród nich stanowią rozszerzone przydawki zawierające przydawkę drugiego stopnia, a 11,4% mają przydawkę trzeciego stopnia¹⁷. Badacze nie stwierdzili konstrukcji przydawek w postpozycji o większym stopniowaniu niż stopień trzeci. Wśród badanych tekstów najczęściej występują przydawki dopełniaczowe. Na kolejnym miejscu plasują się przydawki przyimkowe. Nie stwierdzono innych rodzajów rozszerzeń grupy nominalnej. Również tworzenie łańcuchów przydawek w dopełniaczu należy do rzadkości. Tego typu konstrukcje zastępowane są przydawkami przyimkowymi.

Badacze belgijscy (1978: 242 i n.) podali również wartości procentowe w odniesieniu do przydawek w prepozycji (tj. stojących przed nadrzędnikiem). 85,6% zawiera rozszerzenia drugiego stopnia, kolejne 12,8% – trzeciego stopnia. Przydawki pierwszego stopnia składają się w 85% z imiesłówów, w których imiesłów czasu przeszłego dominuje. Ponadto przydawkami w prepozycji są przymiotniki oraz gerundivum.

Natomiast tekstami z zakresu praktyczno-fachowego języka ekonomicznego zajmował się Wagner (1970: 37 i n.), który stwierdził, że w porównaniu z tekstami języka ogólnego ilość przydawek – zwłaszcza w formie imiesłówów – występujących w tego typu tekstach fachowych jest o 100% wyższa. Imiesłowy przybierają najczęściej formę przydawek rozszerzonych, komprimując w ten sposób informacje treściowe zawarte w zdaniach pobocznych.

Jeśli chodzi o przydawki w postpozycji, to do najliczniejszych należy zaliczyć te z przyimkami i rzeczownikami w genetiwie (por. Borgulya 1988: 424). Przydawki rzeczowne często tworzą łańcuchy podwójnych przydawek, przyczyniając się w ten sposób do dominowania stylu nominalnego.

¹⁷ Przydawki są w stanie tworzyć takie same stosunki zależności względem siebie jak zdania złożone podrzędnie (por. Helbig/Buscha 1984: 600). W zdaniach hipotaktycznych stosunek zdań podrzędnych do zdania głównego może się ułożyć w ten sposób, że tylko jedno z nich będzie bezpośrednio od zdania głównego, wszystkie zaś inne – od zdań podrzędnych (por. Szober 1953: 383; Helbig/Buscha 1984: 654; Czochralski 1990: 538). Zdania podrzędne zależne od zdania głównego nazywane są **zdaniami podrzędnymi pierwszego stopnia**; zdania zależne od zdania podrzędnego pierwszego stopnia to **zдания podrzędne drugiego stopnia**; zdania zależne od podrzędnego stopnia drugiego to **zдания podrzędne trzeciego** itd. To ustopniowanie zdań pobocznych Helbig/Buscha odnoszą również do przydawek.

Zarówno w tekstach teoretyczno-naukowych, jak i praktyczno-fachowych języka ekonomicznego nie stwierdzono występowania apozycji. Zastępuje ją eksplikacja umieszczona w nawiasach i występująca za pojęciem, które w tekście należy bliżej wyjaśnić. Natomiast w tekstach popularno-naukowych języka ekonomicznego pojawia się wg Piirainen/Arismäki (1987: 224 i n.) apozycja w ilości 4,6% wszystkich analizowanych przykładów, spośród których 71,6% to apozycja ścisła.

Należy wskazać tu także na ustalone przez Kubackiego (2005) w tekście prawniczo-ekonomicznym relacje interlingwalne pomiędzy niemieckimi grupami nominalnymi a ich polskimi odpowiednikami, a także rodzaje i sposoby rozwijania tych grup w obu językach.

6. Satelity rzeczownika w języku polskim

Podobnie jak wśród językoznawców niemieckich przydawka uważana jest wśród polskich lingwistów za grupę dość jednolitą pod względem formalno-semantycznym. Stanowi ona niekonotowany człon podrzędny w obrębie grupy nominalnej. Może odnosić się wyłącznie do nadrzędnego członu takiej grupy, którym zwykle jest rzeczownik. Ponadto przydawka w rozwiniętych grupach nominalnych może być podrzędna w stosunku do innej przydawki (por. Nagórko 2003: 283). Poniżej przedstawiamy dwa podziały przydawek polskich w oparciu o dwa różne kryteria formalne: pierwszy oparty jest na tradycyjnym opisie związków syntaktycznych (zgody, rządu i przynależności), drugi obejmuje nowoczesny opis syntaktyczny uwzględniający pojęcie akomodacji syntaktycznej Saloniego/Świdzińskiego.

Klasyfikacja formalna Nagórko (2003: 284 i n.) oparta jest na typie morfologiczno-fleksyjnym, co pozwala wyróżnić w polszczyźnie takie grupy przydawek, jak:¹⁸

1. przydawki przymiotne, np.

- (1) *stary ratusz*
- (2) *pierwsze przymrozki*

¹⁸ Nieco inny podział ze względów formalnych proponuje Jodłowski (1977: 85 i n.), dzieląc przydawki na przydawkę przymiotną, przydawkę rzeczowną, przydawkę przysłówkową i bezokolicznikową. Przydawka przymiotna obejmuje przydawkę przymiotnikową (np. *stołówka akademicka*), zaimkową (np. *inny papierek*), liczebnikową (np. *jedna rzecz*) oraz imiesłowową (np. *ambicja sięgająca tak daleko, stłumiony warkot*). Przydawka rzeczowna dzieli się na 3 podgrupy: przydawkę rzeczowną w związku zgody (np. *siostra przełożona*), przydawkę rzeczowną w związku rządu, w obrębie której dodatkowo wyróżnia przydawkę dopełniaczową (np. *czytanie książek*), przydawkę celownikową (np. *przyglądanie się znaczkom*), przydawkę narzędnikową (np. *rzut dyskiem*) oraz przydawkę przyimkową (np. *klatki z królikami*). W przydawce przysłówkowej rolę przydawki pełni przysłówek (np. *bieganie bosy*), natomiast w przydawce bezokolicznikowej rolę tę przejmują bezokolicznik (np. *nie miał jeszcze okazji zemścić się nad nim*). Klemensiewicz (1968: 63 i n.) dokonał podziału przydawek nominalnych wg ich podrzędników, wyróżniając przydawkę dopełniającą i okolicznościową. Mirowicz (1948: 67) określił obydwie te rodzaje przydawek mianem przydawki przesuniętej.

- (3) *samo życie, te lzy*
- (4) *walcząca stolica*

Cechą charakterystyczną przydawek przymiotnych jest zgodność fleksyjna (przypadek, liczba, rodzaj), będąca odbiciem wartości członu nadrzędnego. Przydawki te są akomodowane (związek zgody), ale niekonotowane. Podrzędnikiem mogą być nie tylko przymiotniki, ale także ich ekwiwalenty: liczebniki porządkowe (2), zaimki przymiotne (3) lub imiesłowy przymiotnikowe (4). Jak sądzi Nagórko, zwykły, nienacechowany szyk takiej przydawki ma charakter prepozycji, tzn. miejsca przed określanym rzeczownikiem. W rozbudowanych frazach nominalnych z kilkoma członami atrybutywnymi obowiązuje ustalony szyk, tj. najpierw zaimek, potem liczebnik przymiotny, a na końcu przymiotnik, np.

- (5) *to moja pierwsza młodzieńcza sympatia*
- (6) *jakiś nasz wspólny znajomy*

Odstępstwa od reguły występowania przydawki przymiotnej w zdaniu, tzn. postpozycja, są uzasadniane względami emocjonalnymi (7), użyciem predykatywnym, tj. w sensie semantycznym, a nie składniowym (8), lub obecnością niepodzielnej nazwy typu termin, zestawienie, skupienie terminologiczne (9), np.

- (7) *kochana mamo! versus mamo kochana!*
- (8) *konie, porzucone same, szczypiąc trawę... (Mick)*
- (9) *święta ziemia* (grupa składniowa) versus *Ziemia Święta* (nazwa)

2. przydawki rzeczowne, które wyrażane są podrzędnym rzeczownikiem, a które Nagórko dzieli ze względu na formy fleksyjne tego rzeczownika na:

2.1. mianownikowe, np.

- (10) *człowiek instytucja, kobieta szef, miasto Lwów*
- (11) *dziewczyna jak lania, nos jak kartofel*

Przydawki mianownikowe pozostają w związku zgody z nadrzędnym rzeczownikiem (10) lub łączą się z wyrazem określanym za pomocą słowa *jak* (11), traktowanego tu jako przyimek¹⁹. Podrzędnik w przydawce mianownikowej występuje w postpozycji, będącej sygnałem jego funkcji składniowej. Nagórko (op. cit.) wyklucza z pola zainteresowań utarte wyrażenia o charakterze terminologicznym, w których drugi człon jest również członem określającym, np. *wagon cysterna, lekarz pediatra*, nie podając danych dotyczących ich frekwencji. Dla niektórych z nich ortografia polska przewiduje pisownię z dywizem, np. *kobieta-wąq*²⁰. Jodłowski (1977: 86 i n.) uważa,

¹⁹ Wg Nagórko (2003: 285) nie uważa się tego rodzaju przydawek za przyimkowe, ponieważ przemawia przeciw temu nietypowa dla przyimka relacja semantyczna, która łączy człony porównania.

²⁰ Czochrański (1990: 124) mówi o występowaniu w niemczyźnie tzw. złożeń adytywnych (kopulatywnych), w których między członami zachodzi stosunek współrzędności (równorzędności).

że człony w tego typu połączeniach są w pełni równorzędne i wręcz niezbędne dla pełności informacji, stąd uważa je za obligatoryjne, np. *kupno-sprzedaż, kawiarnia-bar, laska-parasol, walcownia-zgniatacz*.

2.2. dopełniaczowe, np.

- (12) *list Wojtka*
- (13) *pranie pościeli*
- (14) *zwiedzanie miasta*

Ten typ przydawki jest – zdaniem Nagórko – najczęściej reprezentowany w polszczyźnie. Relacje semantyczne zachodzące między nadrzędnikiem a podrzędnikiem są wielorakie i stąd trudno ustalić ich jednoznaczną klasyfikację semantyczną. Do najbardziej charakterystycznych relacji semantycznych Nagórko (2003: 286) zalicza: właściwość, np. *liść klonu*, przynależność, np. *suknia matki*, oraz ilość, np. *stos kamieni*.

Nagórko zwraca uwagę na to, że ze składniowego punktu widzenia można wyróżnić dwa typy dopełniacza, tj. genetivus subiectivus (15), w którym dopełniacz wskazuje na subiekta stanu lub czynności wyrażanej nadrzędnikiem, oraz genetivus obiectivus (16), w którym dopełniacz oznacza obiekt tej czynności, np.

- (15) *występ artysty* ← *artysta występuje*
- (16) *kupno lodówki* ← *ktoś kupuje lodówkę*

Podobnie jak w języku niemieckim zdarza się także w polszczyźnie, iż przydawka dopełniaczowa może być interpretowana w dwojaki sposób, np.

- (17) *wezwanie nauczyciela*
- (18) *czytanie Redlińskiego*

Możliwość dwojakiej interpretacji wynika ze struktury argumentowo-predykatowej danej frazy. Podczas nominalizacji, czyli przekształcenia predykatu czasownikowego w rzeczownik, w przypadku predykatu przynajmniej dwuargumentowego jak w (17) – *ktoś wezwał kogoś* – lub jak w (18) – *ktoś czyta coś* – w pozycji bezpośredniego podrzędnika może znaleźć się każdy z tych argumentów, co prowadzi do powstania dwuznacznej konstrukcji: *nauczyciel wzywa kogoś lub sam jest wzywany* czy też *Redliński czyta swoje utwory lub Redliński jest czytany*. Nagórko trafnie konkluduje, iż poziomem syntaktycznym rządzi semantyka, w której można odnaleźć klucz do interpretacji tego typu struktur.

W tym kontekście Nagórko (2003: 287) zwraca również uwagę na możliwość dziedziczenia przez nominalny nadrzędnik wielu cech składniowych wyjściowego czasownika, np. *zarządzanie majątkiem* ← *zarządzać majątkiem*.

Oznaczany denotat jest tym, co oznacza jeden człon, i jednocześnie tym, co oznacza drugi człon, np. *Dichterkomponist (poeta-kompozytor), Königinnmutter (królowa-matka)*. Ilość złożań adytywnych w stosunku do złożań determinatywnych – jak twierdzi Czochrański – jest sporadyczna.

Oprócz przydawki mianownikowej i dopełniaczowej Strutyński (2002: 309) wymienia jeszcze w gramatyce polskiej przydawkę celownikową (np. *przyglądanie się obrazowi, służba ojczyźnie, przytakiwanie rozmówcy*) i przydawkę narzędnikową (np. *kiwanie głową, pchnięcie kulą, rzut dyskiem*).

Niektórzy językoznawcy wyróżniają osobną grupę przydawek dopełniających (por. Klemensiewicz 1984: 131). Nagórko nie wyodrębnia ich w osobną grupę przydawek, ale zaleca zapamiętanie reguły, zgodnie z którą wyjściowe dopełnienie w bierniku zostaje w przypadku nominalizacji zastąpione przez dopełniacz (przydawkę dopełniaczową), np.

(19) *budowanie domu* ← *budować dom*

(20) *czytanie listu* ← *czytać list*

Podobnie wyekstrahowana w podziale formalnym przydawek przez Strutyńskiego (2002: 309) przydawką bezokolicznikową – występująca także u Jodłowskiego (1977: 85) – może zostać zamieniona na przydawkę dopełniaczową w ten sposób, że bezokolicznik zostaje przekształcony w transpozycyjną formę rzeczownikową, np. (*nadeszła pora działać* → *pora działania; (nie mam) siły cierpieć* → *siły cierpienia*).

2.3. przydawki z przyimkiem, np.

(21) *dom z cegły*

(22) *telefon do przyjaciółki*

(23) *kluczyk od samochodu*

Ostatnią grupę wśród przydawek rzeczownych tworzą przydawki wyrażane przypadkiem analitycznym, tj. za pomocą przyimka. Forma przypadku zależy od występującego w grupie nominalnej przyimka. Zadaniem przyimka – jak twierdzi Nagórko – jest sprecyzowanie typu relacji semantycznej między członem nadrzędnym i podrzędnym (funkcja semantyczna) oraz akomodacja określnika, tj. decydowanie o jego formie gramatycznej (funkcja strukturalna). Przydawki przyimkowe występują w postpozycji względem określanego rzeczownika.

Niektóre przydawki przyimkowe są konstrukcjami synonimicznymi dla przydawek przymiotnych z przymiotnikiem odrzeczownikowym, np.

(24) *cukiernica ze srebra* ← *srebrna cukiernica*

(25) *ciasto na drożdżach* ← *ciasto drożdżowe*

3. apozycje (dopowiedzenia), np.

(26) *Ja, mistrz, wyciągam dłonie.*

(27) *Patrzę w niebo, gwiazd szukam, przewodniczek łodzi.*

Wg Nagórko (op. cit.) apozycja jest szczególnym typem postpozycji. Jest to przydawką rzeczowna, która zawsze występuje po rzeczowniku. Szober (1953) nazwał ją dopowiedzeniem. Stanowi wykładnik dodatkowej predykcji i sama może być rozwijana przez przydawkę.

4. przydawka predykatywna (orzekająca), np.

(28) *Jaś obudził się chory*

(29) *Kot cofnął się najeżony*

Zdaniem Nagórko tego typu przydawkom przypada najwyższe miejsce na skali funkcji predykatywnej. Chodzi mianowicie o takie konstrukcje, w których człon określający (przymiotnik/imiesłów przymiotnikowy) łączy się semantycznie nie tylko z nadrzędnikiem nominalnym, lecz i werbalnym. Konstrukcje te uwidaczniają się dopiero w całym zdaniu. Pod względem strukturalnym przymiotniki *chory* i imiesłów *najeżony* bliższe są słowu osobowemu *obudził się*, *cofnął się*, semantycznie zaś odnoszą się do całej sytuacji zdaniowej. Są także akomodowane przez podmiot. Nie są uznawane za bezpośredni podrzędnik czasownika, ponieważ nie są konotowane przez ten czasownik.

W gramatyce Nagórko nie ma odrębnego, klarownego podziału semantycznego przydawek polskich. O właściwościach znaczeniowych przydawek badaczka wspomina jedynie, omawiając poszczególne rodzaje przydawek dopełniaczkowych. Natomiast u Jodłowskiego podział przydawek ze względu na znaczenie jest wyrazisty i omówiony w osobnym rozdziale. Jodłowski (1977: 90) – stosując to kryterium – wyróżnia dwa rodzaje przydawek, tj. przydawkę **wyodrębniającą** (30) i **dopowiadającą** (31). Pierwsza wyodrębnia przedmiot lub osobę przez wyznaczenie zakresu wyrazu określanego, druga dopowiada jakiś szczegół o osobie lub przedmiocie, rozwijając treść wyrazu, np.

(30) *Być synem człowieka pochowanego w Panteonie*

(31) *Weszła nowa osoba, przystojna i młoda*

Jodłowski proponuje, aby kryterium semantyczne posłużyło do ustalenia zasad interpunkcji przydawek. Przydawki wyodrębniające nie będzie oddzielać się przecinkiem od wyrazu określanego w odróżnieniu od przydawek dopowiadających, które zawsze należy poprzedzić przecinkiem lub – przy dopowiedzeniu – wydzielić przecinkami.

Jeszcze bardziej uszczegółowiony podział przydawek ze względu na treść proponuje Strutyński (2002: 307). Przydawka oznacza właściwości i cechy desygnatu symbolizowanego przez dany rzeczownik. Najczęściej jest to:

1. cecha zewnętrzna, np. *wysoki chłopiec, zielona trawa*
2. cecha wewnętrzna, np. *pilny uczeń, łagodny pies*
3. materiał, np. *drewniany most, dach z blachy*
4. przynależność, np. *koci ogon, zeszyt ucznia / zeszyt uczniowski*
5. pochodzenie, np. *dziewczyzna wiejska / ze wsi, kawior astrachański*
6. miejsce występowania, np. *gniazdo na dachu, roślina wodna*
7. ilość, np. *dwa jabłka, pięć palców*
8. kolejność, np. *drugi dzień, siedemnasta wiosna*
9. stan, np. *książka leżąca na stole, dziecko śpiące w łóżeczku*

Cechy i właściwości wyrażane za pomocą przydawki mogą być – jak twierdzi Strużyński – **stałe** (przykłady 1 – 8) i **chwilowe** (przykład 9). Cechy stałe przysługują danemu przedmiotowi bez względu na to, gdzie się znajduje, jak długo istnieje i jakie zachodzą jeszcze inne okoliczności. Cechy chwilowe wyrażają imiesłowy przymiotnikowe jako wyrazy zachowujące związek z kategorią czasu, np. *książka leżąca (gdzieś)*, *książka wzięta (skądś)*. Aktualną cechą danego przedmiotu jest to, że wiąże się ona tylko z określonym odcinkiem czasu (np. *książka – leży na stole, lub jej tam już nie ma*). Dlatego cechy chwilowe są wyrażane jedynie przez przydawki przymiotne.

Po charakterystyce formalno-treściowej przydawek zanalizujemy stosunki składniowe zachodzące pomiędzy nimi a jądrem frazy. Tradycyjny opis związków składniowych opartych na relacjach zgody, rzędu i przynależności Grzegorzczukowa (1999: 70 i n.) zastępuje nieco bardziej nowoczesnym opisem akomodacji składniowej (por. rozdz. 1.) niezbędnej do ujawnienia relacji formalnych m. in. w grupie nominalnej. Przejmując jej terminologię, rzeczownik jako ośrodek grupy nominalnej **akomoduje** podrzędne względem niego wyrazy określające (podrzedniki), tj. przede wszystkim przymiotniki (*piękny obraz, miłe wujostwo*), wśród których znajdują się również zaimki przymiotne (*taki, ten*), liczebniki (*drugi, dwojaki*), oraz inne rzeczowniki (*brzeg morza, handel bronią*). Zatem akomodacja syntaktyczna polega na przystosowaniu jednej jednostki składniowej do oczekiwań drugiej (por. Saloni/Świdziński 2001: 111; Wróbel 2001: 225). Rzeczownik jest składnikiem narzucającym, tj. akomodującym, a przymiotniki, zaimki przymiotne, liczebniki i kolejne rzeczowniki to składniki dostosowujące się do wymagań rzeczownika, czyli człony akomodowane.

Akomodacja przymiotnika przez rzeczownik rozumiana jest jako wymaganie od niego wartości kategorii gramatycznych identycznych z wartościami nadrzędnego rzeczownika. Przypadek i liczba stanowią odbicie wartości formy fleksyjnej rzeczownika, natomiast rodzaj determinowany jest przez kategorię selektywną (klasyfikującą) rzeczownika, tzn. przysługuje wszystkim jego formom. Zdarza się, że akomodowana forma przymiotnika sygnalizuje ukryte własności rodzajowe rzeczownika.

Akomodacja rzeczownika przez rzeczownik obejmuje kilka typów. Pierwszy typ obejmuje rzeczowniki konotowane. Przy derywatach odczasownikowych występuje wymaganie konotacyjne rzeczownika, np. *czytanie książek*. Jest to wymaganie o charakterze rzędu (rekcji), takie samo, jakie charakteryzuje podstawowe czasowniki. Drugi typ obejmuje związki z rzeczownikami akomodowanymi, ale niekonotowanymi, np. *książka brata*. Przeważa tu wymaganie dopełniacza, ale możliwe jest użycie innych przypadków, np. celownika *matka dzieciom*. Dopełniacz może wystąpić niemal przy każdym rzeczowniku, ale podlega ograniczeniom semantycznym w przypadku użycia zaimka, np. **książka mnie*.

Grzegorzczukowa (op. cit.) wyróżnia także określniki przyimkowe. Uznaje je w pewnych sytuacjach za określenia nieakomodowane, np. *książka od brata, książka pod stołem*, lub akomodowane, np. *dowiedział się od*.

Innym typem określeń rzeczownikowych jest tzw. przydawka apozycyjna, w której rzeczownik w podrzedniku pozostaje w związku zgody z nadrzednikiem, np.

rozmawiałem z kobietą lekarzem. Zgodność ta zasadniczo dotyczy przypadku, niekoniecznie liczby, np. *makaron rurki*. Czasami możliwy jest także brak zgody w zakresie przypadku, np. *Wybrał kierunek filologia polska*.

Jak wynika z rozważań Grzegorzycykowej, wyrazy określające człony nadrzędne mogą przybierać formy zdeterminowane przez nadrzędniki (akomodacja) bądź też niezdeterminowane formalnie przez nadrzędniki (brak akomodacji). Trudności oddzielenia jednych od drugich wynikają z nieostryści granic między uzupełnieniami obligatoryjnymi i fakultatywnymi, które tworzą podstawowe kryteria w teorii walencji.

Inny podział grup rzeczownikowych ze względu na akomodację składniową proponuje Wróbel (2001: 249 i n.). Wymienia on tylko trzy typy akomodacji rzeczownika:

1. związki z podrzędnymi przymiotnikami, np.

biały koń, biała sukienka, białe pióro

2. związki z podrzędnymi rzeczownikami i wyrażeniami przyimkowymi, np.

dom Piotra, wywiad z ministrem

3. związki z podrzędnymi liczebnikami, np.

jeden stół, jedna szafa, dwaj uczniowie, dwóch uczniów

Akomodacja składniowa odgrywa bardzo ważną rolę w budowaniu poprawnych grup składniowych. W zależności od rodzaju części mowy oraz zajmowanej przez nie pozycji składniowej wobec siebie Wróbel (2001: 249) wyróżnia **przystosowania jednostronne (jednokierunkowe)** oraz **przystosowania wzajemne (dwukierunkowe)**. Te pierwsze obejmują sytuacje, gdzie w danym związku jeden wyraz rządzi drugim, ale nie odwrotnie, np. *czarny ← kot, czarnego ← kota, czarnemu ← kotu* – rzeczownik *kot* rządzi przymiotnikiem *czarny* w ten sposób, że wymusza na nim zgodność użycia tego samego rodzaju, przypadku i liczby. Przystosowanie wzajemne występuje rzadziej i polega na tym, że w danym związku wyraz pierwszy rządzi wyrazem drugim, a wyraz drugi – pierwszym, np. *pięć aktorek, pięciu aktorów*. W tych grupach liczebnik wymusza na rzeczowniku formę dopełniacza, a rzeczownik zaś wymaga od niego odpowiedniej zgodności rodzajowej.

7. Wnioski

Podsumowując rozważania dotyczące grupy wyrazowej, a w szczególności grupy nominalnej w języku niemieckim i polskim, należy wskazać na kilka podobieństw i różnic w ich opisie. Jeśli idzie o zdefiniowanie grupy syntaktycznej, poglądy językoznawców polskich i niemieckich są prawie identyczne, a różnice skupiają się głównie na problemach terminologicznych, natomiast jeśli idzie o strukturę grupy nominalnej

istnieje kilka różnic wynikających z przynależności języków niemieckiego i polskiego do dwóch różnych rodzin języków, a mianowicie germańskich i słowiańskich. W języku niemieckim istnieje bowiem obligatoryjna kategoria rzeczownika – rodzajnik, której w języku polskim nie ma. Nie ma ona dokładnego odpowiednika w polszczyźnie (por. Czochralski 1990: 351). To właśnie rodzajnik (określony, nieokreślony bądź zerowy) towarzyszy każdemu niemieckiemu rzeczownikowi i stanowi – *nolens volens* – początek niemieckiej frazy nominalnej.

W funkcji przydawki występują w obydwu językach te same części mowy, jak: przymiotniki, imiesłowy, liczebniki, rzeczowniki, rzeczowniki z przymikiem, zaimki, przysłówki, bezokoliczniki. Jest nawet kilka niemieckich przymiotników, które – podobnie jak ich polskie ekwiwalenty – nie mogą pełnić funkcji przydawkowej, lecz orzecznikową, np. *schuld (winien), wert (wart)* . Także takim samym relacjom formalnym w obrębie wydzielonych powyżej przydawek odpowiadają w niemczyźnie i polszczyźnie takie same relacje semantyczne. Są one ze sobą ekwiwalentne.

Cechą odróżniającą przydawki w konfrontowanych językach jest możliwość dziedziczenia w polszczyźnie przypadku od czasownika będącego bazą dla deverbativum przez nadrzędnik nominalny. Dotyczy to głównie czasowników polskich rządzących narzędnikiem, np. *zarządzać firmą → zarządzanie firmą* , i czasowników polskich łączących się z celownikiem, np. *służyć ojczyźnie → służba ojczyźnie* . W niemczyźnie pochodzący od czasownika nadrzędnik nominalny zawsze zmienia przypadek podczas nominalizacji i nie dziedziczy po nim takich samych właściwości składniowych, np. *die Firma verwalten → die Verwaltung der Firma, dem Vaterland dienen → Dienst am Vaterland* .

Kolejną cechą, która odróżnia przydawki niemieckie od polskich, jest możliwość przekształcania niektórych niemieckich przydawek dopełniaczowych na przydawki z przymikiem *von* , gdy dopełniacz w przydawce jest niewystarczająco transparentny formalnie. Takiej możliwości w polszczyźnie nie ma. Natomiast jeśli chodzi o przydawki przymikowe i przymiotne, to w obydwu językach dają się one przekształcać z jednej konstrukcji na drugą i odwrotnie (przydawka przymikowa ⇔ przydawka przymiotna), np. *medal ze złota ⇔ złoty medal; Medaille aus Gold ⇔ goldene Medaille* .

Z przeprowadzonej analizy przydawek niemieckich i polskich wynika, że istnieją także różnice w ich lokalizacji w rozbudowywanej przez nie frazie nominalnej. W niemczyźnie miejsce przydawki jest ściśle uregulowane funkcją składniową, w polszczyźnie natomiast jest ono mniej rygorystyczne, a przesuwalność elementów swobodniejsza.

Różnice w szyku przydawek niemieckich i polskich omawia Engel (DPG 2000: 941):

1. w polszczyźnie nie ma przydawki z dopełniaczem saksońskim, np. *schody Piotra (Peters Treppe)* ,
2. w języku polskim determinant może pojawić się w lewym polu rzeczownika za przymiotnikiem, co jest wszakże rzadkością, np. *cała ta historia* ; w języku niemieckim przypadek taki nie jest możliwy,

3. determinant może ponadto występować w prawym polu rzeczownika, co nie jest możliwe w języku niemieckim, np. *sila jakaś, ojciec mój, człowiek ów*,
4. przymiotniki występują w języku polskim także w postpozycji (w niemieczyźnie nie jest to dopuszczalne), o ile spełniają określone kryteria semantyczne np. *wyjście awaryjne* versus *awaryjne wyjście* (przydawka charakteryzująca), *sąd najwyższy* (przydawka gatunkująca); Szyk przymiotnika jako przydawki w postpozycji jest regułą przy przymiotnikach gatunkujących oraz niektórych polskich nazwach geograficznych (por. Buttler 1971: 392 i n.), np. *Góry Sowie*,
5. w języku polskim przydawka przyimkowa występująca w prawym polu może zajmować pozycję przed i za przydawką dopełniaczową, co w niemieczyźnie nie jest możliwe, np. *wyjazd do Krakowa mojego szefa* = *wyjazd mojego szefa do Krakowa*.

Należy dodać, że wg Dubisza (2002: 324) znacznie bardziej rygorystyczna norma reguluje układ polskiej grupy nominalnej typu „rzeczownik + przydawka dopełniaczowa lub przyimkowa”. Zasadą jest porządkowy szyk takich określeń, np. *dom rodziców, spotkanie z ojcem*. W polskiej grupie nominalnej typu „rzeczownik + dwie przydawki” mamy do czynienia z szykiem obustronnym, np. *głupi żart kolegi, oblodzona droga wiejska*. Obecność drugiej przydawki – dopełniaczowej lub przyimkowej – powoduje obligatoryjne przesunięcie przydawki gatunkującej przed rzeczownik, np. *posiedzenie końcowe, ale końcowe posiedzenie Sejmu*.

Fenomen wieloczłonowości przydawek, zarówno przymiotnych, jak i rzeczownikowych i przyimkowych, znany jest w obydwu językach. Przydawki te można przyłączyć na zasadzie para- lub hipotaksy. Pierwszą różnicą w odniesieniu do przydawek wieloczłonowych jest ścisły szyk wyrazów w niemieckiej przydawce lewostronnej, która tworzy ramę nominalną. W polszczyźnie szyk ten jest swobodniejszy. Drugą różnicą jest fakt, że przymiotniki i imiesłowy przymiotnikowe wraz z ich określeniami mogą występować w niemieczyźnie tylko po lewej stronie nadrzędnika, zaś w polszczyźnie mogą także pojawić się po prawej stronie.

Bibliografia

- Berdychowska, Z. (1996): *Polsko-niemiecka terminologia gramatyczna*. Kraków.
- Borgulya, Á. (1988): *Zu einigen wichtigen Merkmalen der deutschsprachigen Texte der Dokumentation in der Wirtschaft*. W: T. Bungarten (red.): *Sprache und Information in Wirtschaft und Gesellschaft*. Attikon, 420-429.
- Bußmann, H. (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.
- Buttler, D. (1971): *Układ wyrazów w zdaniu*. W: D. Buttler, H. Kurkowska, H. Satkiewicz (red.): *Kultura języka polskiego*. t. 1. Warszawa.
- Cirko, L. (1998): *Probleme der beschreibenden Grammatik des Deutschen*. Wrocław.
- Czochralski, J. (1990): *Gramatyka niemiecka dla Polaków*. Warszawa.
- De Cort, J./Hessmann, P. (1977-78-79): *Die wissenschaftliche Fachsprache der Wirtschaft. Eine Untersuchung ihrer syntaktischen und syntaktisch-lexikalischen Merkmale*.

- Teil I: Syntaktische Merkmale.* W: *Linguistica antverpiensia* XI/1977, 27-30. *Teil II: Syntaktisch-lexikalische Merkmale.* W: *Linguistica antverpiensia* XIII/1979, 55-102.
- Dubisz, S. (red.) (2002): *Nauka o języku dla polonistów.* Warszawa.
- Engel, U. (1988): *Deutsche Grammatik.* Heidelberg.
- Eroms, H.-W. (2000): *Syntax der deutschen Sprache.* Berlin.
- Frankowska, M. (1982): *Grupy imienne z determinatorem koniecznym w języku polskim.* Warszawa.
- Grzegorzczkowska, R. (1999): *Wykłady z polskiej składni.* Warszawa.
- Helbig, G. (1973): *Zum Problem des Attributs in der deutschen Gegenwartssprache.* W: *DaF* 1. Leipzig, 11-17.
- Helbig, G./Buscha, J. (1984): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht.* Leipzig.
- Hoberg, R./Hoberg, U. (2002): *Der kleine Duden. Mała gramatyka języka niemieckiego.* Warszawa.
- Jung, W. (1973): *Grammatik der deutschen Sprache.* Leipzig.
- Jodłowski, S. (1977): *Podstawy polskiej składni.* Warszawa.
- Klemensiewicz, Z. (1968): *Zarys składni polskiej.* Warszawa.
- Kubacki, A. D. (2005): *Strategie tłumaczenia derywatów z -ung na przykładzie tekstu prawniczo-ekonomicznego.* W: *Lingua Legis* 13. Warszawa, 58-68.
- Kuryłowicz, J. (1948): *Podstawowe struktury języka: grupa i zdanie.* W: [tłum. pol.] A. M. Lewicki (red.) (1971): *Problemy składni polskiej.* Warszawa.
- Mirowicz, A. (1948): *O grupach syntaktycznych z przydawką.* Toruń.
- Nagórko, A. (2003): *Zarys gramatyki polskiej.* Warszawa.
- Ohnacker, K. (1992): *Die Syntax der Fachsprache Wirtschaft im Unterricht Deutsch als Fremdsprache.* Frankfurt/Main.
- Piirainen, I. T./Arismäki, J. (1987): *Sprache der Wirtschaftspresse. Untersuchungen zum Sprachgebrauch des „Handelsblattes“.* Bochum.
- Saloni, Z./Świdziński, M. (1998): *Składnia współczesnego języka polskiego.* Warszawa.
- Saloni, Z./Świdziński, M. (2001): *Składnia współczesnego języka polskiego.* Warszawa.
- Schatte, Ch. (1981): *Zum nominalen Attribut im Deutschen und Polnischen.* W: *Studien zum polnisch-deutschen Sprachvergleich* 1. Kraków, 77-91.
- Schenkel, W. (1972): *Zur erweiterten Attribuierung im Deutschen.* Halle.
- Strutyński, J. (2002): *Gramatyka polska.* Kraków.
- Szober, S. (1953): *Gramatyka języka polskiego.* Warszawa.
- Topolińska, Z. (1981): *Remarks on Slavic Noun Phrase.* Wrocław.
- Vater, H. (1985): *Einführung in die Nominalphrasensyntax des Deutschen.* Trier.
- Wagner, H. (1970): *Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung.* Düsseldorf.
- Weinrich, H. (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache.* Mannheim.
- Wróbel, H. (2001): *Gramatyka języka polskiego.* Warszawa.

Opracowania encyklopedyczne

- DPG Engel, U. (red.) (2000): *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik.* Warszawa.
- EJO Polański, K. (red.) (1999): *Encyklopedia językoznawstwa ogólnego.* Wrocław.
- EJP Urbańczyk, S. (red.) (1992): *Encyklopedia języka polskiego.* Wrocław.

GWJP Topolińska, Z. (red.) (1984): *Gramatyka współczesnego języka polskiego. Składnia*. Warszawa.

Słowa kluczowe

językoznawstwo polskie, językoznawstwo niemieckie, składnia, grupa wyrazowa, grupa imienna, przydawka

Abstract

The Linguistic Description of Phrases

The author confronts different concepts of and views on the structure and functioning of noun phrases in Polish and German. Firstly, he discusses the ideas developed by Kuryłowicz, Grzegorzczkowska, Topolińska, Saloni/Świdziński, Klemensiewicz, Wróbel, Jodłowski, Karolak, Engel and the Polish and German authors of *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Then, he presents formal and semantic criteria for the division of noun satellites in German in order to describe various parts of speech functioning as subordinate words, that is adjectives, adverbs, present and past participles and nouns. He also discusses appositions and attributes consisting of many elements. By reference to such groups of noun satellites, he tries to demonstrate the specific character of economic texts as specialist ones. In this context, he refers to empirical research conducted by Ohnacker, de Cort/Hessmann, Wagner and Piirainen/Arismäki into the frequency and kinds of subordinate structures. Finally, he presents the types of subordinate phrases in Polish. Although noun phrases are formed in a similar manner both in German and Polish, there are a few differences, mainly in the area of word order, syntactic categories of subordinate structures and connotative properties of German and Polish nouns.

Tekst jako kondensat. Interpretacja wyrażen skondensowanych jako działanie odbiorcy

„Czasami mniej może oznaczać więcej.”

I. Wstęp

We współczesnym świecie do przeciętnego człowieka, aktywnego w swoim środowisku, dociera ogromna ilość informacji, które walczą o jego uwagę, zajmują jego czas, angażują jego siły poznawcze, domagają się przetworzenia i reakcji.

Nasza świadomość broni się przed tym: Nie wszystko odbiera i postrzega. Nie wszystko przetwarza. Nie wszystko zachowuje. Nie na wszystko reaguje. Różni ludzie mają też różną zdolność i umiejętność percepcji, selekcji, ogarniania, rozumienia, porządkowania i przyporządkowywania, a także zapamiętywania nowych informacji, a potem odwoływania się do informacji już zapamiętanych. Wiele zależy również od tego, co już wcześniej odebraliśmy i przyjęliśmy do naszego systemu myślenia, naszego zasobu zapamiętanych informacji. Też od tego, na ile ćwiczymy nasze umiejętności poznawania, zapamiętywania i odtwarzania zapamiętanych treści.

W rzeczywistości publicznej, ale też prywatnej, trwa walka o naszą uwagę. Dlatego docierają do nas coraz częściej informacje już nie (tylko) w postaci słów, lecz (także) ilustracji, bodźców akustycznych, bardzo często łączące wszystkie te kody, wszystkie rodzaje znaków naraz. Tylko silne bodźce mają bowiem szansę przebić się przez barierę naszej uwagi (por. Rosenstiel/Kirsch 1996:61). Zawsze chodzi o to, by możliwie dużo informacji docierało do świadomości ludzi w oszczędnej, krótkiej, skondensowanej formie.

W moich poniższych rozważaniach skupię się na językowych możliwościach przekazu skondensowanych w krótkiej formie informacji, które jednak są w stanie transmitować wiele treści, a dzieje się to dzięki ich zakotwiczeniu w tekście, kontekście, sytuacji oraz w szerszej rozumianej kulturze, wiedzy czy doświadczeniu adresata.

II. Omówienie wybranych wyrażen skondensowanych

Opis mój zacznę od form najprostszych, systemowych, przechodząc stopniowo do wyrażen bardziej złożonych. Tylko przy omawianiu tych pierwszych podane zostaną w sposób równoległy przykłady polskie i niemieckie. W kolejnych punktach posłużę się różnymi przykładami, w obu tych językach, które jednak nie stanowią dla siebie odpowiedników translacyjnych.

1. Elipsy

Często gramatyka danego języka umożliwia mówiącemu opuszczenie pewnych słów, fraz czy określeń, jeżeli kontekst (lub forma gramatyczna) zapewnia odnośne informacje.

I tak pomijany bywa w języku polskim bardzo często podmiot (1), ale też np. bezokolicznik po czasowniku modalnym (2), niektóre dopełnienia (3), a nawet same predykaty (4), także wraz z określeniami od nich zależnymi (5). Ilustrują to poniższe przykłady:

- (1) *Ø Nie miałam co z sobą zrobić, więc Ø wybrałam się do kina.
Zanim Ø coś powiesz, pomyśl.
Dlaczego Ø nie pomogliście jej?
Teraz Ø nie widzimy tego zbyt wyraźnie.
Piotr i Ania dobrze się bawili u znajomych. Ø Bardzo późno wrócili do domu.
Wacek bardzo chciałby cię poznać. Czy Ø może cię kiedyś odwiedzić.*
- (2) *Czy mogę go odwiedzić? Nie możesz Ø.*
- (3) *Dziś nie ma kto budować Ø. vs. Kto zbudował tę szopę?*
- (4) *Pan Stefan to Ø dobry człowiek. vs. Pan Stefan to był dobry człowiek.*
- (5) *Sądził, że to już Ø.
Natalia uważa, że nie Ø.
Grażyna twierdzi, że tak Ø.
Myszę, że Andrzej Ø.*

W języku niemieckim możliwości elipsy wydają się dużo bardziej ograniczone. Na przykład niemożliwe jest tu (za wyjątkiem bardzo potocznych wypowiedzi ustnych, głównie w pierwszej osobie liczby pojedynczej, oraz niektórych łącznych zdań współrzędnie złożonych, zwłaszcza ze spójnikiem *und*, w których można uniknąć powtórzenia) opuszczanie podmiotu (1a) oraz czasownikowego predykatu (4a) wraz z członami od niego zależnymi, tak jak to pokazują polskie zdania podrzędne w przykładzie piątym (5a). Również bezokoliczniki po czasownikach modalnych nie mogą zupełnie zniknąć; dozwolone jest jedynie ich zastąpienie przez bardzo ogólny zaimek *es* lub przez będący ich częścią prefiks (2a). Niekiedy można jednak w języku niemieckim, podobnie jak w polskim, pominąć dopełnienie, a przez to pozostawić niesprecyzowanym przedmiot czynności (3a). Jednak inaczej niż w polszczyźnie operacja ta nie wiąże się z kategorią aspektu, którą język niemiecki nie dysponuje.

- (1a) **Bevor Ø etwas tust, überlege es dir.
Peter hat ihr geholfen. *Ø ist ihm sehr dankbar dafür.
Ø Hab vergessen, Brot zu kaufen. Sorry.
Ich gehe zuerst zur Uni, Ø muss dann Einkäufe machen und Ø lasse mich dann von Peter zum Arzt fahren.*
- (2a) *Kann er segeln? Nein, er kann es nicht.
Darf ich hinaus Ø ?*
- (3a) *Heute gibt es keinen, der hier bauen wollte. vs. Wer hat das Haus gebaut?*
- (4a) *Stefan ist/war ein guter Mensch.*
- (5a) **Ich denke, dass Andrzej. vs. Ich denke, dass Andrzej es getan hat.*

2. Zaimki

Formami krótkimi, zwykle o bardzo ogólnym, nieprecyzyjnym znaczeniu w stosunku do ich odniesień referencyjnych są

- zaimki osobowe w 3 osobie (*on, ona, ono, oni, one*, niem. *er, sie, es, sie*)
- zaimki osobowe deiktyczne (*ja, ty, my, wy*, niem. *ich, du, wir, ihr, Sie*)
- inne zaimki deiktyczne – wskazujące (np. *ten/ta/to/te/ci, tamten/tamta/tamto/tamte/tamci*, niem. *dieser/jener* i ich formy deklinacyjne), rzeczowne (*to, tamto*, niem. *das, es, dieses, jenes*), przysłowne temporalne (np. *teraz, potem*, niem. *jetzt, dann*), lokalne (np. *tu, tam*, niem. *hier, dort, da*) i inne.

Pełnią one bardzo ważną rolę w tekstach. W rozmowach mogą być połączenie z gestami wskazującymi.

3. Formy znominalizowane

To głównie rzeczowniki odczasownikowe i odprzymiotnikowe. Predykcje wyrażane przez czasowniki i orzeczenia imienne z przymiotnikami w funkcji orzeczników mogą zostać „skondensowane” poprzez proces nominalizacji do krótszych form rzeczowników, które potem można użyć w zdaniach na przykład w funkcji podmiotu, dopełnienia czy przydawki.

Ponieważ – jako rzeczowniki – nie wyrażają one już osoby, liczby, trybu itd., umożliwiają komunikowanie o czynnościach, procesach, stanach, cechach jak o innych rzeczach. W ten sposób czynności, procesy czy cechy mogą funkcjonować jako przedmioty w innych czynnościach, procesach itd. O osobie, liczbie, czasie, trybie, stronie odbiorca dowiadyuje się z treści przydawek lub z kontekstu. Czasem niektóre z tych informacji pozostają niedookreślone i odbiorca musi je uzupełnić interpretacyjnie.¹

(6) *Opowiedziała mi o swojej wczorajszej **podróży** z Pawłem do Wiednia.*

(6a) *Sie erzählte mir von ihrer gestrigen **Reise** mit Paul nach Wien.*

(7) *Nie mogę dopuścić do **zniszczenia** tej konstrukcji.*

(7a) *Ich kann die **Zerstörung** dieser Konstruktion nicht zulassen.*

(8) *Brakowało już tylko pozwolenia na **budowę**.*

(8a) *Es fehlte nur noch die **Baugenehmigung**.*

(9) *Na pewno nie brak im **odwagi** ani **rozumu**.*

(9a) *Sicher mangelt es ihnen nicht an **Mut** und **Verstand**.*

Dużą przestrzeń do interpretacji dają odbiorcy frazy z zaimkami nieokreślonymi i przymiotnikami, np. *coś dobrego, coś ważnego*. W języku niemieckim prócz do-

¹ Ciekawe spostrzeżenia na temat rzeczownikowych form dewerbalnych i mechanizmu dziedziczenia przez nie walencji czasowników zawiera monografia Golonka (2002).

słownego tłumaczenia (*etwas Gutes, etwas Wichtiges*) możliwe jest też opuszczenie zaimków (*Gutes, Wichtiges*), co rzadziej spotykamy też w języku polskim:

- (10) *Zamiast o rzeczach nieistotnych należy teraz pomyśleć o **najważniejszym**.*

4. Formy zastępcze – synonimy tekstowe

Istnieje możliwość referencyjnego odniesienia się do rzeczy wcześniej w tekście wspomnianych przy pomocy koreferencyjnych synonimów tekstowych. Mówca nie tylko unika dzięki nim powtórzeń, lecz również dodatkowo charakteryzuje dany przedmiot czy osobę. Nie zawsze jednak chodzi tu o wyrażenia o związanej formie.

- (11) *Zniszczyły mi się pantofle. **Staruszki** były takie wygodne.*
(12) *Albert Einstein miał swoje słabostki. **Twórca teorii relatywistycznej** lubił na przykład...*

Czasem abstrakcyjne formy zastępcze (niem. begriffliche Anaphern) mogą służyć nawiązaniu w sposób krótki i uogólniający do dość kompleksowych treści.

- (13) *Wg większości naukowców mamy tu do czynienia z klasycznym przypadkiem synkretyzmu pojęciowego. On jednak nie podziela **tej opinii**.*
(14) *Nowy rząd musi zająć się likwidacją bezrobocia, przezwyciężeniem kryzysu finansowego i dywersyfikacją źródeł energii. Musi dokonać reformy systemu ubezpieczeń, służby zdrowia, podjąć bardziej zdecydowaną walkę z korupcją. **Problemy te** nielatwo będzie rozwiązać.*

5. Presupozycje i implikatury

Również w tym przypadku pewne treści pozostają niewyrażone, a mimo to osoby komunikujące ze sobą uznają je jako prawdziwe założenia lub wnioski, bez których aktualna wypowiedź pozbawiona byłaby sensu.

Na przykład pytanie *Czy obecny król Francji ma mądrą żonę?* presuponuje, że Francja obecnie ma króla, co nie jest prawdą, ale koncentruje uwagę odbiorcy na innej treści i wprowadza go w logiczną pułapkę, o ile nie jest on wystarczająco uważny, by rozpoznać podstęp.

Gdy zaś w reklamie kawy *Tchibo* słyszymy kończący slogan *Podaj to, co najlepsze*, wiadomo, że chodzi o filizankę zachwalanej kawy, choć nie jest to powiedziane wprost, lecz mamy do czynienia z implikaturą. Podobnie gdy na zakończenie filmu reklamowego firmy *Garnier* słyszymy slogan *Dbaj o siebie*, nie jest tajemnicą dla nas, że reklamodawcy jako autorowi tego przesłania chodzi jedynie o używanie jego własnego, właśnie reklamowanego, produktu. Zupełnie innego znaczenia identycznie brzmiący slogan nabrałby w jakiejś konkretnej reklamie społecznej, a jeszcze inną treść owo krótkie zdanie rozkazujące miałyby w rozmowie córki z matką.

6. Formy semantycznie skondensowane (niem. semantisch dichte Ausdrücke)

Wyrażenia takie spotykamy przede wszystkim w tekstach krótkich o dużym potencjale semantycznym, np. w poezji, ale też w nagłówkach prasowych, na plakatach czy w reklamach. Niewiele słów jest w nich nośnikiem wielu relacji semantycznych.² Pojemność semantyczną poszerzają wbudowane w słowa konotacje, a więc zaczerpnięte z kultury znaczenia dodatkowe, oraz liczne skojarzenia, ewokowane przez użyte słowa. Oto kilka przykładów dla wstępnego zilustrowania tego, jakie różnorodne formy będą przedmiotem opisu w tym punkcie:

- (15) *gorączka przedpodróżna*
- (16) *nieskazitelne spojrzenie*
- (17) *To wydarzenie położyło się cieniem na całą uroczystość.*
- (18) *Miłość niejedno ma imię.*

Granice pomiędzy opisywanymi w dalszej części artykułu formami są płynne, a przyporządkowanie danych form do określonej kategorii nie zawsze jednoznaczne.

6a. Figury stylistyczne

W piękny i elegancki sposób różne figury stylistyczne, zwłaszcza metafory, wnoszą do wypowiedzi dodatkowe treści, przywołują wiele (przyjemnych dla odbiorcy lub nie) skojarzeń, wrażeń, doznań, co wydatnie wzbogaca treść przekazu. Dodatkowo odbiorca rozumie je w sposób interpretacyjny, wiążąc je często z indywidualnymi wspomnieniami i doświadczeniami. Oto garść przykładów:

- (19) *Mieszko – królestwo nadzienia* (z reklamy czekoladek)
- (20) *szlachetny, aksamitny smak*
- (21) *kwiat młodości*
- (22) *moherowe berety*
- (23) *Zwyciężył żołnierz polski.*
- (24) *Nie mówię nie.*
- (25) *rozdzierający płacz*
- (26) *Spłynął na nią słodki sen.* lub *Zamurzyła się w słodkim śnie.*
- (27) *Prestiż nie musi poruszać się powoli.* (z reklamy Hondy)
- (28) *Królik w sutannie* (artykuł o prezydencie UE, Rompuy'u, *Wprost* 49/09)
- (29) *Stalowy hełm Steinbach* (tytuł artykułu, *Wprost* 49/09)
- (30) *Dla większości polskich polityków kobieta jest opakowaniem do noszenia dzieci* (podtytuł do wywiadu z feministką Moniką Karbowską, *Przegląd* 48/2009)
- (31) *Wózek 2009* (tytuł artykułu o rankingu sieci handlowych i hipermarketów w Polsce, *Polityka* 49/09)
- (32) *Płeć sztuki, sztuka płci* (tytuł artykułu o wystawie *Gender check. Kobiecość i męskość w sztuce wschodniej Europy*, *Wprost* 49/09)

² Por. definicję tzw. „gęstości semantycznej” (niem. semantische Dichte) Blumenthala (1983:22).

6b. Frazeologizmy

Zwroty idiomatyczne, przysłowia i niektóre inne frazeologizmy przedstawiają rzeczywistość w sposób obrazowy, wnosząc tym samym całe bogactwo dodatkowych znaczeń, zgodnie z przysłowiem, że „ilustracja mówi więcej niż tysiąc słów”. Zwłaszcza wtedy, gdy są zmodyfikowane czy to w swojej formie, czy też poprzez zaskakujące odniesienia. Ich możliwości wyrazu zależą nie tylko od szeroko pojmowanej kultury, lecz również od doświadczeń i wiedzy odbiorcy, a więc od tego, jak odbiorca w tej kulturze partycypuje.

- (33) *Cięcie kosztów*
- (34) *Vigor. Bądź zdrow od stóp do głów.* lub *Zdrów jak ryba* (produkty rybne *Lisnera*)
- (35) *Nosił wilk razy kilka, ponieśli i wilka.*
- (36) *Sanok: Galicja w pigulce* (tytuł artykułu, *Wprost* 49/09)
- (37) *Znak czasu* (nagłówek w reklamie *Opla Insignia*)
- (38) *Smutne klimaty* (tytuł artykułu o szczycie klimatycznym w Kopenhadze, *Polityka* 48/09)
- (39) *Klub, który puszcza z torbami* (artykuł o klubie *Saxon* w Krakowie, *Angora* 49/09)
- (40) *Długie ręce artystów. / Artyści szykują właśnie kolejny skok na kasę* (*Wprost* 49/09)
- (41) *Gra pozorów* (tytuł artykułu o polskiej literaturze po 1989 roku, *Newsweek*, 48/09)
- (42) *Trzech króli, czyli zamienił stryjek* (tytuł artykułu o proponowanych przez PO zmianach w kodeksie pracy w związku z wprowadzeniem dnia ustawowo wolnego od pracy 6 stycznia, *Polityka* 49/09)
- (43) *Czy Polska kołesiostwem i nepotyzmem stoi?* (tytuł artykułu, *Przegląd* 48/09)

6c. Złożenia

To bardzo ważna forma kondensacji, szczególnie w języku niemieckim. Wielu niemieckim złożeniom odpowiadają w języku polskim zestawienia lub peryfrazy, czasem dość skomplikowane:

- (44) *Eingangstür* – drzwi wejściowe
- (45) *Dosenöffner* – otwieracz do konserw
- (46) *himmelblau* – w kolorze nieba
- (47) *Lachfalten* – zmarszczki powstałe na skutek częstego śmiechu
- (48) *Morgenmuffel* – człowiek, który lubi rano dłużej pospać
- (49) *Europa-Müdigkeit* – ... (możliwe różne interpretacje, a więc i peryfrazy)

Często to jednak odpowiedniki polskie (wyrazy podstawowe czy derywaty) są w stosunku do złożzeń niemieckich formami krótszymi, skondensowanymi:

- (50) *Ministerpräsident oder Premierminister* – premier
- (51) *Abenddämmerung* – zmierzch
- (52) *Waschmaschine* – pralka
- (53) *Zeichentrickfilm* – potocznie kreskówka
- (54) *Quecksilberdampflampe* – rtęciówka / neonówka

W języku polskim nie mamy tylu złożeń i nie jest to typ aż tak produktywny. Prócz złożeń motywowanych jak *samolot*, *niebyt*, *grotolaz*, *materialoznawstwo*, *krwiodawca*, *bajkopisarz*, *motorower*, *człekokształtny*, *wodoodporny*, *złotousty*, *biało-czarny*, *jeżozwierz* czy żartobliwa *mordoklejka* spotykamy złożone rzeczowniki niemotywowane, na przykład określające w sposób negatywny ludzi (*niedojda*, *wydrwigrosz*, *żółtodziób*, *niedorajda*, *darmozjad*, *wiercipięta* i inne). Po 1989 roku, wraz z wprowadzeniem do Polski gospodarki wolnorynkowej, pojawiła się potrzeba nazwania ogromnej ilości nowych rzeczy, instytucji czy zjawisk. Zaczęto nadawać im nazwy także przy pomocy złożeń tworzonych na wzór języka niemieckiego. Powstawały i powstają więc wyrazy takie jak *auto-myjnia*, *ciucholand*, *spec-ustawa*, *biznesplan*, *Kinderniespodzianka*, *wideofilmowanie*, *Resmięs*, *euroregiony*, *euroscptyczny* i inne.³ Można je wszystkie uznać za specyficzne odzwierciedlenie zjawiska kondensacji językowej w polszczyźnie.

6d. Leksykalne (intertekstualne) zapożyczenia z innych dziedzin

Kiedy mówimy na jakiś temat, używając do tego zwrotów (często obrazowych, pojęmych semantycznie) zapożyczonych z innych dziedzin, w oszczędny pod względem formalnym sposób przywołujemy dodatkowe skojarzenia, treści, przymioty, choć tego explicite nie wyrażamy. W wielu przypadkach mamy tu do czynienia z zapożyczeniami intertekstualnymi, np. frazeologizmami, a także metaforami, które w innym kontekście wspomniano już powyżej.

- (55) *lek na całe zło*
- (56) *Idzie jak burza.*
- (57) *mikroperelki* (itp., częste w opisach działania produktów branży chemicznej lub kosmetycznej)
- (58) *przepis na sukces*
- (59) *Naczelnik państwa Tusk* (*Przegląd* 48/09)
- (60) *Imperium ojca Tadeusza Rydyka* (*Newsweek* 48/09)
- (61) *Krajobraz po ustawie* (hazardowej, *Przegląd* 48/09)
- (62) *Revolutionär und trotzdem Platz für vier Parteien / Bereits die Koalition aus Rotationsprinzip und konsequentem Vorwärtsdrang deutet an, wie revolutionär der Mazda RX-8 scheinbare Gegensätze in sich vereint.* (nagłówek i tekst główny reklamy)
- (63) *Raj zamknięty. / Zwlekasz z podróżą do najważniejszych na świecie atrakcji turystycznych? Wkrótce będziesz mógł tam podziwiać szlabany z napisem „Wstęp wzbroniony”* (*Newsweek* 48/09)
- (64) *Kijów na polu karnym* (artykuł o przygotowaniach Ukrainy do Euro 2012, *Newsweek* 48/09)
- (65) *Proszę wstać! Nauka idzie!* (wyniki badań naukowych przedstawione jako orzeczenia w spornych sprawach, *Angora* 49/09)
- (66) *Łowy na klienta / W bankach znów odżywa duch walki, na czym klienci mogą sporo zyskać* (*Newsweek* 48/09)

³ O zjawisku tym pisze m.in. Miodek (2004).

- (67) *Obieramy pewny kurs. Na dobre inwestycje* (nagłówek w reklamie *PIONEER PEKAO Investments*)
(68) *Dyrektor, co się Kopacz nie kłaniał* (tytuł artykułu, *Angora* 49/09)

6e. Innowacje językowe (niem. *Abweichungen*, Dittgen 1989)

Chodzi tutaj o wyrażenia będące zamierzonym odstępstwem od normy ich użycia w rozumieniu socjolingwistycznym, czyli od formy i sposobu, w jakim są powszechnie używane przez daną społeczność komunikacyjną. W przeciwieństwie do niezamierzonych błędów są one przykładami kreatywnego użycia języka i świadczą o dużej kompetencji językowej ich autorów. Również zrozumiane mogą być tylko przez kompetentnych językowo odbiorców.

Innowacje językowe występują zwykle w tekstach krótkich, pisanych (np. na plakat�ch, w ogłoszeniach, zwłaszcza reklamowych, w graffiti, jako tytuły np. artykułów prasowych czy książek). Zaskakują one czytelnika, zachęcają do zatrzymania się i rozwiązania zadanej zagadki – do zrozumienia sensu tego, co autor tekstu chciał wyrazić. Służą one przekazowi kompleksowych informacji, umiejscowionych na dwóch lub więcej płaszczyznach wyrazu, oraz jednoczesnemu wykonaniu kilku działań mownych, takich jak informowanie, komentowanie, parodiowanie, ironizowanie, wartościowanie, apelowanie.

Różnorakie innowacje językowe są nam znane z tekstów poetyckich, jak również żartów językowych. Podczas gdy jednak w wymienionych typach tekstów odbiorca spodziewa się ich, w tekstach przestrzeni publicznej stanowią one dla niego pewną niespodziankę. Dla zrozumienia ich sensu konieczna okazuje się często znajomość szeroko pojętego kontekstu.

W moich dalszych rozważaniach będę opierać się przede wszystkim na klasyfikacji Dittgen (1989) i przytaczać również niemieckie przykłady. Do innowacji językowych należą:

1) **Anomalie semantyczne (niem. *Inkompatibilitäten*)**, czyli wyrażenia niespójne semantycznie, które charakteryzuje współwystępowanie niezgodnych, sprzecznych ze sobą słów czy zwrotów, np.

- (69) *Co stało się jutro?*
(70) *Spontaniczność należy dokładnie przemyśleć* (orig. *Spontaneität will wohl überlegt sein*)
(71) *Mieszkać szybciej*
(72) *Wróciłbym mądrzej* (tytuł wywiadu z Grzegorzem Lindenbergiem, *Polityka* 49/09)
(73) *Panie, daj mi cierpliwość, ale szybko.*
(74) *Sparen Sie sich satt* (reklama akcji promocyjnej w *McDonald's*)⁴
(75) *Schmeckt wie angegossen* (z reklamy *McDonald's*)
(76) *Szlachetna paczka* (notka o serwisie internetowym dla potencjalnych darczyńców)

⁴ Przykłady 74, 75 i 82 zaczerpnęłam z pracy Matthiasa Wabnera (2000).

- (77) *Świecka świętość, Pozioma obecność oraz Nieprzepuszczalna nowoczesność* (trzy nagłówki w artykule Adama Krzemińskiego *Odejmuwanie Boga o krzyżach w miejscach publicznych*, *Polityka* 49/09)
- (78) *Język z uda lub Nerwy z plastiku* lub *Język przywraca wzrok* (tytuły artykułów o możliwościach współczesnej medycyny, *Wprost* 49/09)

2) Formy „zagęszczone” (niem. Verdichtungen), czyli nieoczekiwane połączenia elementów języka pierwotnie niezwiązanych ze sobą (często jednych zaczerpniętych z tej samej rodziny pojęć), wraz z ich konotacjami. W wielu przypadkach znaczenie dosłowne łączy się tu z przenośnym. Rzeczy, o których jest mowa, otrzymują w ten sposób nową charakterystykę, dotąd nie znaną odbiorcy.

- (79) *Schweppes will Wachstumsschluck aus Dosen nehmen.*
- (80) *Lasst den Krieg in Frieden* (graffiti)
- (81) *KUNST*, podobnie *\$ZTUKA* oraz *PROZE\$ / PROCE\$*
- (82) *Guten Hapetit! oder Schmeckt nach Meer* (z reklamy *McDonald's*)
- (83) *Niehda mid dea rechtshreibung!*
- (84) *Góra wybuchowa* (tytuł artykułu o Wzgórzu Świątynnym w Jerozolimie)
- (85) *Nie podgrzewaj atmosfery! Zrób coś dla klimatu!* (anons Ośrodka Działań Ekologicznych „Źródło”)
- (86) *Śliski interes* (tytuł artykułu o turystyce narciarskiej na terenach nizinnych, *Newsweek* 48/09)
- (87) *Fiakrom pod górkę* (artykuł o zaostreniu przepisów dla fiaków, *Newsweek* 48.9)

3) Wyrażenia wieloznaczne (niem. Mehrdeutigkeiten) to często gry słowne, żarty językowe. Aktywowane tutaj bywają różne znaczenia leksemów, różnorodne aspekty znaczenia wypowiedzi. Ten sam leksem staje się podstawą więcej niż jednej predykcji. To zaskakuje odbiorcę, wprowadza go w konsternację.

Możliwe jest tutaj :

- a) wykorzystanie znanych wieloznaczności lub
- b) wykreowanie nowych wieloznaczności.

- (88) *BILDung?*
- (89) *WARum?*
- (90) *VER_{GE}WALT_{IG}UNG*
- (91) *Essen. Alles Gute* (reklama restauracji szybkiej obsługi *Collins* w Essen)
- (92) *Helfen macht Freu(n)de* (z reklamy społecznej)
- (93) *Behinderte Zukunft* (tytuł filmu)
- (94) *Sie fahren mit Abstand am Besten* (kampania na rzecz bezpieczeństwa na drogach)
- (95) *Spanisch in der Tasche* (wydanie kieszonkowe podręcznika do hiszpańskiego)
- (96) *A(u)kcja mieszkaniowa* (artykuł o projekcie pierwszej aukcji nieruchomości w Polsce)

4) Kontaminacje (niem. Zusammenziehungen): Z dwóch leksemów stworzony zostaje nowy wyraz, a przez to wykreowany (albo jedynie zasugerowany) nowy związek między nimi. Odbiorca ma tu często duże pole do własnej interpretacji. Jako przykłady niech posłużą następujące słowa:

- (97) *Semantax* lub *Stagflation*
- (98) *Zwangst*
- (99) *Demokrat*
- (100) *NATOD*
- (101) *Teuro*
- (102) *hintertückisch*
- (103) *starocesny*
- (104) *glokalizacja*
- (105) *affluenza*

Czasem można znaleźć też kontaminacje związków frazeologicznych, np. *mruczeć pod wąsem*.

5) Instrumentacje głoskowe (niem. *Lautverschriftungen*) powstają na bazie różnic między wymową wyrazów a ich formą pisaną, która dopasowana zostaje do (sugerowanej) wymowy, a właściwie do tego, co autor chce przez nią wyrazić. Gdy na przykład odbiorca czyta słowo *Uuuuurlop!*, jest niemal zmuszony do dłuższego zatrzymania się na literze *u*, wyrażając jednocześnie przez to więcej niż znaczy sam zapisany rzeczownik, mianowicie coś w rodzaju ‘Nareszcie mam urlop!’ lub ‘Nareszcie mogę wyjechać na urlop!’ Inne znane przykłady to:

- (106) *Taaaka ryba!*
- (107) *Mmmiam!*

III. Zakończenie

Wnioskiem płynącym z powyższego szkicu jest jego motto: *Czasami mniej może oznaczać więcej*. Dzieje się tak wtedy, gdy w owym „mniej” skondensowanych jest wiele treści lub gdy przywołuje ono wielość znaczeń już znanych odbiorcy. Wyrażenia mocno nasycone semantycznie stawiają przed nim duże wymagania recepcyjne: Odbiorca musi dobrze znać nie tylko język, w którym są sformułowane, lecz także kulturę, z której czerpią. Musi też orientować się w sytuacji komunikacyjnej, w którą wyrażenia skondensowane zostały wpisane. Jeśli spełnia te warunki, dane mu jest doznać przyjemności z tego, że rozwiązał zadaną zagadkę, że zrozumiał grę słów, że pojął intencję autora.

Literatura

- Blumenthal, Peter (1983): *Semantische Dichte. Assoziativität in Poesie und Werbesprache*. Tübingen.
- Golonka, Joanna (2002): *Ihre Meinung dazu oder: Wie denken Sie darüber? Zur Vererbung verbaler Valenzmerkmale in Nominalphrasen des Deutschen und des Polnischen. Eine Studie am Beispiel ausgewählter Verben und Verbalnomina des Denkens und des Urteilens*. Mannheim.

- Dittgen, Andrea Maria (1989): *Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln*. Frankfurt/M. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 1160).
- Miodek, Jan (2004): *Gutta cavat lapidem, czyli o nowych złozeniach we współczesnej polszczyźnie*. [W:] Bartoszewicz, Iwona/Hałub, Marek/Jurasz, Alina (red.): *Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek zum 60. Geburtstag*. Wrocław. 170-173.
- Rosenstiel, Lutz von/Kirsch, Alexander (1996): *Psychologie der Werbung*. Rosenheim
- Wabner, Matthias (2000): *Kreativer Umgang mit Sprache in der Werbung*. Nieopublikowana praca magisterska. Ratyzbona.

Słowa kluczowe

język, komunikacja, przekaz informacji, skondensowane formy wyrazu

Abstract

Text as a condensat. The interpretation of condensed expressions as acting of the recipient.

Contemporaneous man lives in a world saturated with information. Especially in the public space there is a constant struggle for our attention. Only strong incentives have chance to acquire it. In this situation, the importance gain information which pass a lot communicating messages in a short, concise way.

The article above presents selected language capabilities of communication by condensed language in the short form of the information, which are able to transmit a lot of content. This is possible thanks to their anchor in the text, the context, the situation and the broader culture, knowledge and experience of the participants of communication. The article describes different linguistic forms of expression, starting with the simplest system and ending with the expression of a complex nature. It is illustrated by Polish and German examples.

Keywords

language, communication, transfer of, condensed forms of expression

Inhalt – Contents – Sommaire – Spis treści

<i>Hans-Gert Roloff</i> Erinnerung an Marian Szyrocki	5
<i>Hubert Orłowski</i> Professor Marian Szyrocki als Gutachter im Ehrenpromotionsverfahren für Günter Grass an der Adam-Mickiewicz-Universität im Jahre 1990	25

I

<i>Nicola Kaminski</i> <i>Sola fide</i> oder Was lehrt die <i>Historia von D. Johann Fausten?</i>	31
<i>Rudolf Drux</i> Bürger, Dichter, Edelmann. Von der Bedeutung des Adelsdiploms für Martin Opitz und seine Dichtungsreform.....	45
<i>Peter Rusterholz</i> Weises Rätsel	55
<i>Grażyna Barbara Szewczyk</i> Transnationale Kommunikation und konfessionelle Verhältnisse im Barock anhand der <i>Schlesischen Chronica</i> von Jakob Schickfus	69
<i>Detlef Haberland</i> Nicolaus Henel von Hennenfeld: „Silesia Togata“. Zur Bedeutung der frühen Erforschung der schlesischen Gelehrten- geschichte	77
<i>Kalina Mróz-Jablecka</i> Heilender Balsam. Zwischen der Medikalisierung und Metaphorisierung des Leibes im Barock.....	97
<i>Tomasz Jablecki</i> Zur Form, Funktion und Bedeutung der Rezeptionsliteratur in der Frühen Neuzeit an ausgewählten Beispielen	109
<i>Jolanta Szafarz</i> Artes moriendis in der schlesischen Literatur der Frühen Neuzeit.....	121
<i>Siegfried Wollgast</i> Eklektik in der Philosophie der Frühen Neuzeit und heute	127
<i>Arno Herzig</i> Die gegenreformatorischen Verlagsstrategien in Schlesien.....	137

<i>Klaus Garber</i> Stichworte zur Barock-Rezeption in der DDR	143
<i>Edward Bialek</i> Heimatkunstabewegung im barocken Gewand: Friedrich von Logau als Namenspatron einer niederschlesischen Literaten- und Künstlervereinigung	153

II

<i>Lech Kolago</i> Die „Heinestrophe“	167
<i>Ewa Grzesiuk</i> „Vernünftige Liebe“. Das philosophische Liebesparadigma des Magisters in Christian Fürchtegott Gellerts <i>Zärtlichen Schwestern</i>	179
<i>Gustav Landgren</i> Metaphorik, Sympathielenkung und Erzähltechnik in Gottfried Kellers <i>Romeo und Julia auf dem Dorfe</i>	191
<i>Sebastian Mrozek</i> Zur Subversion des Bürgerlichen. Versuch einer dekonstruktivistischen Lektüre der patriarchalen Machtdiskurse in Carl Sternheims frühen Komödien <i>Die Hose</i> und <i>Der Snob</i>	215
<i>Małgorzata Morawiec</i> „Jetzt schneiden wir ihm die Zunge ab“! Die gerettete Erinnerung in literarischen Zeugnissen Elias Canettis	229
<i>Elżbieta Dzikowska</i> Himmelskörper. Johannes Bobrowski liest Joseph Conrad	241
<i>Stawomir Piontek</i> Die ‚junge Generation‘ im Krieg. Zur Funktionalisierung des Kriegsbildes für das Projekt ‚junge Generation‘ in <i>Die Geschlagenen</i> von Hans Werner Richter	251
<i>Małgorzata Dubrowska</i> Zwischen Vergangenheit und Mythos. Überlegungen zu Franz Fühmanns Bekenntnisband <i>Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens</i>	267
<i>Anna Rutka</i> Deutsche und polnische Tabubrüche. Zur Kriegsprosa von Franz Fühmann und Jan Józef Szczepański.....	277
<i>Dorota Tomczuk</i> Bertolt Brechts Idee der politisch-agitatorischen Ästhetik in der Produktion <i>Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?</i>	289

Czesław Plusa

Tankred Dorst, *Die Schattenlinie*:

Ein Beitrag zur Poetik des postmodernen Dramas 299

III

Zbigniew Światłowski

Kopfgeburten oder Kritik der aufgeklärten Vernunft..... 315

Sławomir Leśniak

Das nulldimensionale Denken und die Rhetorik des Ungefähren

in den Essays Vilém Flussers 325

Paweł Zimniak

Erinnern als vergangenheits(um)gestaltender Prozess..... 343

Marek Jakubów

„Kuriosum, Irrtum der Evolution oder Reservat“

– östliche Grenzländer Europas in deutschen und polnischen Reiseberichten 355

Katarzyna Grzywka

Über Tiere als Helfer in den polnischen Volksmärchen aus Masowien..... 365

Marzena Górecka

Die Anfänge der Literaturkritik im deutschen Mittelalter 377

Jan Papiór

Reminiszenzen zum polnischen Deutschunterricht 387

Deutsch und Germanistik in der Welt. Podiumsdiskussion zu Lage

und Zukunft des Faches an der Universität Heidelberg (29. Juni 2011)..... 401

Eva Hüttl-Hubert

Otto Forst-Battaglia (1889-1965): Bibliographischer Status und Desiderata,

biographische Materialien in der Österreichischen Nationalbibliothek..... 429

Magdalena Szulc-Brzozowska

Dativobjekt vs. Dativus commodi

– zu den Möglichkeiten ihrer Abgrenzung aus kognitiver Sicht..... 443

Marek Bratuń

Fortunato Bartolomeo de Felice et l' *Encyclopédie* d'Yverdon..... 455

Joanna Ziobrowska

L'intemporalité du message des Guidar dans leurs récits 463

Leszek Szymański

The Values of Internet Chatters Revealed in Lexis.

Elements of a corpus-based study of Polish online chats 473

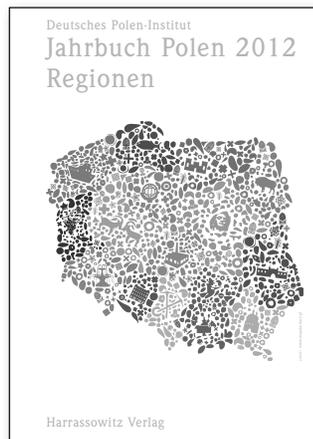
IV

<i>Andrzej Kątny</i> Historia i terażniejszość germanistyki gdańskiej w zarysie.....	487
<i>Cezary Lipiński</i> Odkrycie Angelusa Silesiusa przez romantyków oraz jego wczesna recepcja do połowy XIX w.	499
<i>Krzysztof Polechoński</i> <i>Tatry</i> Ferdynanda Goetla.....	521
<i>Anna Wzorek</i> <i>Porwanie w Tiutiurlistanie</i> w kieleckim Teatrze Lalki i Aktora „Kubuś”	537
<i>Iwona Wowro</i> Obraz matki we współczesnych tekstach o nacechowaniu ekspresywnym (na przykładzie języka niemieckiego)	547
<i>Anna Jaroszewska</i> W poszukiwaniu źródeł aktywności seniorów. Studium przypadku z pogranicza glottodydaktyki i geragogiki	571
<i>Artur Dariusz Kubacki</i> Grupa wyrazowa w opisie lingwistycznym	597
<i>Joanna Golonka</i> Tekst jako kondensat. Interpretacja wyrażen skondensowanych jako działanie odbiorcy	627

Jahrbuch Polen 2012

Regionen

Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts 23
2012. 185 Seiten, 54 Abb., 4 Tabellen,
5 Karten, 4 Diagramme, br
ISBN 978-3-447-06649-5
Einzelpreis: € 11,80 (D)
Fortsetzungspreis: € 9,- (D)



»Ohne ihre Hilfe wüssten die Polizisten nicht, womit sie Straftäter verfolgen sollten, einige Schulen würden altersbedingt einstürzen, und die Fußballeuropameisterschaft 2012 müsste wohl woanders ausgetragen werden. Jeder, der sich überzeugen möchte, was sich in Polen seit dem Sturz des Kommunismus verändert hat, sollte sich die territoriale Selbstverwaltung anschauen. Sie ist das am besten geratene Kind der Transformation.«

(Józef Krzyk)

»All die unterschiedlichen Ansätze zur Regionalpolitik in Polen seit 1945 konnten die Entwicklungsdifferenz zwischen dem starken, sozioökonomisch gut entwickelten Westen (im Volksmund Polen A genannt) und dem weniger entwickelten Osten (Polen B) nicht beseitigen. Die Grenze folgt dem Verlauf der Weichsel. Ursachen für diese Zerteilung sind in der Entwicklungsgeschichte der Gebiete zu suchen, die heute innerhalb der Staatsgrenzen Polens liegen. Nach wie vor ist das Erbe der Teilungen Polens zwischen 1772 und 1918 prägend für das unterschiedliche Niveau in den Bereichen Urbanisierung, Verkehrswege, landwirtschaftliche Strukturen und Konzentration von Produktions- und Dienstleistungszentren, das sich in den Staatssystemen Russlands, Deutschlands und Österreichs herausgebildet hat. Auch in Einstellung und Mentalität der Bewohner spiegeln sich die Unterschiede wider. Als bereites Beispiel seien in diesem Zusammenhang die parteipolitischen Präferenzen genannt, die der Einteilung in Polen A und Polen B weitestgehend entsprechen.«

(Iwona Sagan)

»Dass die polnische und die deutsche Seite einen dauerhaften Konsens über das Erbe dieser Gebiete ausarbeiten, ist ein wichtiger Faktor bei der Herausbildung eines neuen Typs von Beziehungen zwischen den Nachbarn in Zeiten, da ein gemeinsames Europa gebaut werden soll. Die optimale Strategie auf diesem Feld scheint eine auf einer Politik der Multikulturalität beruhende Vision des kulturellen Erbes der West- und Nordgebiete als eines gemeinsamen Erbes zu sein.«

(Jacek Schmidt)

»Nichts lässt also darauf schließen, dass sich die marschierenden Autonomisten im Abschwung befänden. Ebenso wenig spricht dafür, dass die Bewegung in Oberschlesien bald die landesweit etablierten Parteien verdrängen könnte. Es gibt also keinen Grund für übermäßige Emotionen. Und doch werden sie unaufhörlich angefacht.«

(Krzysztof Karwat)

Schwerpunkthemen früherer Ausgaben:

Band 17 (2006) · Frauen vergriffen
Band 18 (2007) · Stadt
Band 19 (2008) · Jugend
Band 20 (2009) · Religion
Band 21 (2010) · Migration
Band 22 (2011) · Kultur

HARRASSOWITZ ■
Verlag ■ ■

www.harrassowitz-verlag.de
www.deutsches-polen-institut.de

